AS
182
F8½
F8
4th ser
1894

Cornell University Library

BOUGHT WITH THE INCOME
FROM THE
SAGE ENDOWMENT FUND
THE GIFT OF
Henry W. Sage
1891

6896-1

The date shows when this volume was taken.
To renew this book copy the call No and give to the librarian.

HOME USE RULES.

All Books subject to Recall.

Books not used for instruction or research are returnable within 4 weeks.

Volumes of periodicals and of pamphlets are held in the library as much as possible. For special purposes they are given out for a limited time.

Borrowers should not use their library privileges for the benefit of other persons.

Books not needed during recess periods should be returned to the library, or arrangements made for their return during borrower's absence, if wanted.

Books needed by more than one person are held on the reserve list.

Books of special value and gift books, when the giver wishes it, are not allowed to circulate.

Readers are asked to report all cases of books marked or mutilated.

Do not deface books by marks and writing.

CORNELL UNIVERSITY LIBRARY
3 1924 106 528 676

Berichte

des

Freien Deutschen Hochstiftes

zu

Frankfurt am Main.

Herausgegeben

vom

Akademischen Gesamt-Ausschuß.

Neue Folge. Zehnter Band.

Jahrgang 1894. Heft 1.

Frankfurt am Main.

Druck von Gebrüder Knauer.

Inhalt.

Seite

I Gesamtsitzungen mit Vorträgen:

1. Dr. R. Steiner: Goethes Naturanschauung gemäß den neuesten Veröffentlichungen des Goethe-Archivs 1*—18*

II. Berichte aus den Fachabteilungen:

1. Dr. F. Bölte. Shelley. (Ns) 1—10
2. Dr. P. Zirndorfer. Der Entwurf eines Reichsgesetzes über Auswanderung. (V) 13—33

III Litterarische Mitteilungen:

1. Friedrich und Christine Hebbel. Mit besonderer Berücksichtigung der Briefe des Dichters an seine Gattin. Von E. Mentzel. 35—69
2. Gelegenheitsgedichte aus dem Goethe-Textorischen Familienkreise. Von Dr. A. Dietz. 69—83
3. Zur Bibliographie des Spiesschen Faustbuches. Von Dr O. Heuer. 83—86

Berichtigung. Von F. A. Louvier 87—89

Erwiederung auf die „Berichtigung" des Herrn Louvier. Von Prof. Dr. Sulzbach. 89—91

IV Bericht des Akademischen Gesamt-Ausschusses 92—98

V Bericht der Goethehaus-Kommission 99—100

VI. Bericht über den Volkswirtschaftlichen Kongreß 101—116

VII. Einsendungen 117—120

VIII. Veränderungen im Mitgliederbestande 121

Kunstbeilagen:

Friedrich und Christine Hebbel, nach den Ölgemälden von Rahl.

Berichte

des

Freien Deutſchen Hochſtiftes zu Frankfurt a. M.

Zehnter Band. Jahrgang 1894.

Berichte

des

Freien Deutschen Hochstiftes

in

Frankfurt am Main.

Herausgegeben

vom

Akademischen Gesamt-Ausschuß.

Neue Folge. Zehnter Band.

Jahrgang 1894.

Frankfurt am Main.

Druck von Gebrüder Knauer.

A.243927

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

Seite

I. Gesamtsitzungen mit Vorträgen:

Dr. R. Steiner: Goethes Naturanschauung gemäß den neuesten Veröffentlichungen des Goethe-Archivs 1*
Prof. Dr. V. Valentin: Das künstlerische Hauptproblem in Schillers „Jungfrau von Orleans" 19*
Dr. O. Heuer: Faust in der Geschichte, Sage und Dichtung 39*
Fritz Lemmermayer: Friedrich Hebbel als nationaler Dichter 52*

II. Fachsitzungen (Berichte aus den Akademischen Fachabteilungen mit Angabe der ausführlichen Abhandlungen):

1. Sprachwissenschaft (SpW).

a) Alte Sprachen (AS) 138. 287

Dr. K. Reinhardt: Der neuentdeckte Phaedonpapyrus . 138
Gymnasiallehrer C. Blümlein: Über die Aussprache des Lateinischen 287

b) Neuere Sprachen (NS) 1. 149. 310

Dr. F. Bölte: Shelley 1
Dr. Junker: Die realistische Dichtung Frankreichs im 13. Jahrhundert 149
Dr. Vetter: Zur Reform der französischen Orthographie in der Académie Française 310
Prof. Dr. Stengel: Über Friedrich Diez 330

2. Soziale Wissenschaften (SzW).

a) Jurisprudenz (J) 10. 163. 382

b) Volkswirtschaft (V) 13. 164. 382

Dr. P. Zirndorfer: Der Entwurf eines Reichsgesetzes über Auswanderung 13

Seite

C. Hecht: Über die Möglichkeit der Fixierung einer Wertrelation zwischen Gold und Silber 164
H. Hohenemser: Zur Währungsfrage 182
Dr. O. Areudt: Über die Währungsfrage 194
J. H. Epstein: Über das Wesen der wirtschaftlichen Arbeit 383

3. Mathematik und Naturwissenschaften (N) . . . 34. 207. 347
Prof. Dr. Walter König: Über die Bedeutung der theoretischen Arbeiten von Heinrich Hertz 347
Oberlehrer Dr. W. Reinhardt: Eine historische Skizze über Maßsysteme 353

4. Schöne Wissenschaften (SchW) 34. 208. 361
Dr. F. Rehorn: W. von Humboldts Aufsätze über den Unterschied der Geschlechter und ihr Einfluß auf die Lyrik Schillers 362

5. Bildkunst und Kunstwissenschaft (K) 34. 123. 375
M. Sondheim: Über den deutschen Holzschnitt . . . 123
Dr. Quilling: Das wichtigste der Gladiatorenmosaike „Massimi" zu Madrid 375

6. Geschichte (G) 208

III. Litterarische Mitteilungen:

1. Friedrich und Christine Hebbel. Mit besonderer Berücksichtigung der Briefe des Dichters an seine Gattin. Von E. Mentzel. 35
2. Gelegenheitsgedichte aus dem Goethe-Textorischen Familienkreise. Von Dr. A. Dietz 69
3. Zur Bibliographie des Spiesischen Faustbuches. I. Von Dr. O. Heuer. 83
4. Neuere Goethe- und Schillerlitteratur VIII. Von Prof. Dr. M. Koch 211
5. Zur Bibliographie des Spiesischen Faustbuches. II. Von Dr. O. Heuer. 274
6. Mitteilungen 277
7. Neuere Goethe- und Schillerlitteratur IX. Von Prof. Dr. M. Koch 413
8. Goldsmiths „Landprediger" in Deutschland. Von M. Ziegert 509

IV. Geschäftlicher Teil:

Bericht des Akademischen Gesamt-Ausschusses für 1892/93 . 92
Bericht der Goethehaus-Kommission für 1892/93. 99

Digitized by Google

Seite

Bericht über den Volkswirtschaftlichen Kongreß 101
Einsendungen, 1. April bis 30. September 1893 117
Personalien, 1. April bis 30. September 1893 121
Einsendungen, 1. Oktober bis 31. Dezember 1893 279
Personalien, 1. Oktober bis 31. Dezember 1893 283
Einsendungen, 1. Januar bis 30. April 1894 526
Personalien, 1. Januar bis 30. April 1894 530

V. Register 531

VI. Kunstbeilagen:

Friedrich und Christine Hebbel, nach den Ölgemälden von Rahl.
Das Gladiatorenmosaik „Massimi". 2 Tafeln zu S. 375.

Berichtigung. Von F. A. Louvier 87
Erwiderung auf die „Berichtigung" des Herrn Louvier. Von Prof. Dr. Sulzbach 89

Friedrich Hebbel.
Ölgemälde von Karl Rahl.
(Im Besitze des Hochstiftes.)

Chriſtine Hebbel.
Ölgemälde von Karl Rahl.
(Im Beſitze des Hochſtiftes.)

I. Gesamtsitzungen mit Vorträgen.

1.

Zur Feier von Goethes Geburtstag.

Goethes Naturanschauung gemäß den neuesten Veröffentlichungen des Goethes-Archivs.

Von Herrn Dr. R. Steiner zu Weimar.

(27. August 1893.)

Einmal schon gab eine Geburtstagsfeier Goethes Veranlassung, daß hier in Frankfurt ein Mann das offene Bekenntnis ablegte: er sehe in Deutschlands größtem Dichter auch einen Geist, der als einer der ersten in Betracht kommt, wenn von den Pfadfindern auf dem Gebiete der Naturerkenntnis die Rede ist. Arthur Schopenhauer schrieb in das Goethe-Album,[1]) mit dem man den 28. August 1849 begrüßte, einen Beitrag, der von kräftigen Zornesworten über die Gegner von Goethes Farbenlehre so voll war, wie die Seele des Philosophen von begeisterter Anerkennung für Goethe den Naturforscher. „Nicht bekränzte Monumente, noch Kanonensalven, noch Glockengeläute, geschweige Festmahle mit Reden, reichen hin, das schwere und empörende Unrecht zu sühnen, welches Goethe erleidet in Betreff seiner Farbenlehre." Ferne sei es von mir, Ihre Aufmerksamkeit heute gerade auf diesen Punkt der wissenschaftlichen Thätigkeit des Dichters zu lenken. Die Zeit wird kommen, in der auch für diese Frage die wissenschaftlichen Voraussetzungen zu einer Verständigung der Forscher vorhanden sein werden.

---

[1]) Veröffentlicht in den „Berichten des Freien Deutschen Hochstiftes" 1888, Band IV, S. 90 ff., besonders S. 102.

*

Gegenwärtig bewegen sich gerade die physikalischen Untersuchungen in einer Richtung, die zu Goethischem Denken nicht führen kann. Goethe möchte auch die Betrachtung der rein physikalischen Erscheinungen an das menschlich-persönliche soweit als möglich heranrücken. Der Mensch ist ihm „der größte und genauste physikalische Apparat, den es geben kann"; und das ist — nach seiner Ansicht — „eben das größte Unheil der neueren Physik, daß man die Experimente gleichsam vom Menschen abgesondert hat, und bloß in dem, was künstliche Instrumente zeigen, die Natur erkennen, ja was sie leisten kann dadurch beschränken und beweisen will." In der ängstlichen Vermeidung alles Subjektiven und Persönlichen gehen aber die Physiker unserer Zeit noch viel weiter, als diejenigen, die Goethe mit diesen Worten treffen wollte. Das Ideal unserer Zeitgenossen in dieser Beziehung ist, alle Erscheinungen auf möglichst wenige unlebendige Grundkräfte zurückführen, die nach rein mathematischen und mechanischen Gesetzen wirken. Goethes Sinn war auf anderes gerichtet. Was in der übrigen Natur nur verborgen ist, erscheint, seiner Ansicht nach, im Menschen in seiner ureigenen Gestalt. Der Menschengeist ist für Goethe die höchste Form des Naturprozesses, das Organ, das sich die Natur anerschaffen hat, um durch es ihr Geheimnis offen an den Tag treten zu lassen. Alle Kräfte, die die Welt durchzittern, dringen in die Menschenseele ein, um da zu sagen, was sie ihrem Wesen nach sind. Eine von dem Menschen abgesonderte Natur konnte sich Goethe nicht denken. Eine tote geistlose Materie war seinem Vorstellen unmöglich. Eine Naturerklärung mit Prinzipien, aus denen nicht auch der Mensch seinem Dasein und Wesen nach begreiflich ist, lehnte er ab.

Ebenso begreiflich wie die Gegnerschaft der Physiker ist die Zustimmung, welche Goethes Naturauffassung bei einigen der hervorragendsten Erforscher der Lebenserscheinungen, besonders bei dem geistvollsten Naturforscher der Gegenwart: Ernst Haeckel gefunden hat. Haeckel, der den Darwinischen Ideen über die Entstehung der Organismen eine der deutschen Gründlichkeit angemessene Vervollkommnung hat angedeihen lassen, legt sogar den größten Wert darauf, daß der Einklang seiner Grundüberzeugungen mit den Goethischen

erkannt werde. Für Haeckel ist die Frage Darwins nach dem Ursprunge der organischen Formen sogleich zu der höchsten Aufgabe geworden, die sich die Wissenschaft vom organischen Leben überhaupt stellen kann, zu der vom Ursprunge des Menschen. Und er ist genötigt gewesen an Stelle der toten Materie der Physiker solche Naturprinzipien anzunehmen, mit denen man vor den Menschen nicht Halt zu machen braucht. Haeckel hat in seiner vor kurzem erschienenen Schrift: „Der Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft", welche nach meiner Überzeugung die bedeutsamste Kundgebung der neuesten Naturphilosophie ist, ausdrücklich betont, daß er sich einen „immateriellen lebendigen Geist" ebensowenig denken könne, wie eine „tote geistlose Materie". Und ganz übereinstimmend damit sind Goethes Worte, daß „die Materie nie ohne Geist, der Geist nie ohne Materie existiert und wirksam sein kann".

Gegenüber dem hartnäckigen Widerstande der Physiker finden wir hier eine Naturauffassung, die Goethes Ideen mit Stolz für sich in Anspruch nimmt.

Für denjenigen, der sich die volle Würdigung des Goethischen Genies auf einem bestimmten Gebiete zur Aufgabe macht, entsteht nun die Frage: wird diejenige Richtung der modernen Naturwissenschaft, welche wir soeben gekennzeichnet haben, Goethe vollkommen gerecht? Wem es nur um diese Naturwissenschaft zu thun ist, der fragt natürlich einfach: inwieferne stimmt Goethe mit mir überein? Er betrachtet Goethe als einen Vorläufer seiner eigenen Richtung inbezug auf jene Anschauungen, die dieser mit ihm gemein hat. Sein Maßstab ist die gegenwärtige Naturanschauung. Goethe wird nach ihr beurteilt. Diesen Beurteilern gegenüber sei mein Standpunkt in den folgenden Auseinandersetzungen: Wie hätte sich Goethe zu denjenigen Naturforschern verhalten, die heute sich in ihrer Art anerkennend für ihn aussprechen? Wäre er des Glaubens gewesen, daß sie Ideen ans Tageslicht gebracht haben, die er nur vorausgeahnt, oder hätte er vielmehr gemeint, daß die Gestalt, die sie der Naturwissenschaft gegeben haben, seinen Anfängen nur unvollkommen entspricht? Wie wir diese Frage beantworten und wie wir uns selbst dann zu Goethes Weltanschauung stellen, davon wird es ab-

hängen, ob wir in Goethe dem Naturforscher bloß eine mehr oder weniger interessante Erscheinung der Wissenschaftsgeschichte sehen, oder ob wir auch auf naturwissenschaftlichem Gebiete seine Schöpfungen für unsere Erkenntnis noch fruchtbar machen und ihn, um mit einer Wendung Hermann Grimms zu sprechen, in den Dienst der Zeit stellen wollen.

Es handelt sich darum, aus der Betrachtungs- und Denkart Goethes selbst, nicht aus der äußerlichen Vergleichung mit wissenschaftlichen Ideen der Gegenwart, in den Geist seiner Naturanschauung einzudringen. Wenn wir Goethe recht verstehen wollen, so kommen die einzelnen Leistungen, in denen sein reicher Geist die wissenschaftlichen Gedanken niedergelegt hat, weniger in Betracht als die Absichten und Ziele, aus denen sie hervorgegangen sind. Hervorragende Männer können in einer zweifachen Weise für die Menschheit epochemachend werden. Entweder sie finden für bereits gestellte Fragen die Lösung, oder sie finden neue Probleme in Erscheinungen, an denen ihre Vorgänger achtlos vorübergegangen sind. In der letzteren Art wirkte z. B. Galilei auf die Entwickelung der Wissenschaft ein. Unzählige Menschen vor ihm hatten einen schwingenden Körper gesehen ohne daran etwas auffälliges zu bemerken: für seinen Blick enthüllte sich in dieser Erscheinung die große Aufgabe, die Gesetze der Pendelbewegung kennen zu lernen, und er schuf in diesem Gebiete der Mechanik ganz neue wissenschaftliche Grundlagen. In Geistern solcher Art leben eben Bedürfnisse, die ihre Vorgänger noch nicht gekannt haben, zum erstenmale auf. Und das Bedürfnis öffnet die Augen für eine Entdeckung.

Frühzeitig erwachte in Goethe ein solches Bedürfnis. Sein Forschertrieb entzündete sich zunächst an der Mannigfaltigkeit des organischen Lebens. Mit anderem Blick als seine wissenschaftlichen Zeitgenossen sah er die Fülle der Gestalten des Tier- und Pflanzenreiches. Sie glaubten genug gethan zu haben, wenn sie die Unterschiede der einzelnen Formen genau beobachteten, die Eigentümlichkeiten jeder besonderen Art und Gattung feststellten, und auf Grund dieser Arbeit eine äußerliche Ordnung, ein System der Lebewesen schufen. Linné, der Botaniker, namentlich war ein Meister in dieser Kunst des Klassifizierens. Goethe lernte die Schriften dieses Mannes,

wie wir aus dem Briefwechsel mit Frau von Stein wissen, im Jahre 1782 kennen. Was für Linné das Wichtigste war, die Merkmale genau festzustellen, welche eine Form von der anderen unterscheide, kam für Goethe zunächst gar nicht in Betracht. Für ihn entstand die Frage: was lebt in der unendlichen Fülle der Pflanzenwelt, das diese Mannigfaltigkeit zu einem einheitlichen Naturreich verbindet? Er wollte erst begreifen, was eine Pflanze überhaupt ist, dann hoffte er auch zu verstehen, warum sich die Pflanzennatur in so unendlich vielen Formen auslebt. Von seinem Verhältnis zu Linné sagt er später selbst: „Das, was er mit Gewalt auseinander zu halten suchte, mußte, nach dem innersten Bedürfnis meines Wesens, zur Vereinigung anstreben." Daß Goethe hier auf dem rechten Wege war, ein Naturgesetz zu finden, lehrt eine einfache Betrachtung darüber, wie sich Naturgesetze in den Erscheinungen aussprechen. Jede Naturerscheinung geht aus einer Reihe sie bedingender Umstände hervor. Nehmen wir etwas ganz Einfaches. Wenn ich einen Stein in wagrechter Richtung werfe, so wird er in einer gewissen Entfernung von mir auf die Erde fallen. Er hat im Raume während seines Hinfliegens eine ganz bestimmte Linie beschrieben. Diese Linie ist von drei Bedingungen abhängig: von der Kraft, mit der ich den Stein stoße, von der Anziehung, die die Erde auf ihn ausübt, und von dem Widerstand, den ihm die Luft entgegensetzt. Ich kann mir die Bewegung des Steines erklären, wenn ich die Gesetze kenne, nach denen die drei Bedingungen auf ihn einwirken. Daß Erscheinungen der leblosen Natur auf diese Weise erklärt werden müssen, d. h. dadurch, daß man ihre Ursachen und deren Wirkungsgesetze sucht, hat bei Goethes Auftreten niemand bezweifelt, der für die Geschichte der Wissenschaften in Betracht kommt. Anders aber stand es um die Erscheinungen des Lebens. Man sah Gattungen und Arten vor sich, und innerhalb ihrer jedes Wesen mit einer solchen Einrichtung, mit solchen Organen ausgerüstet, wie sie seinen Lebensbedürfnissen entsprechen. Eine derartige Gesetzmäßigkeit hielt man nur für möglich, wenn die organischen Formen nach einem wohlüberlegten Schöpfungsplan gestaltet sind, demgemäß jedes Organ gerade die Bildung erhalten hat, die es haben muß, wenn es seinen vorbedachten Zweck erfüllen

ſoll. Während man alſo die Erſcheinungen der lebloſen Natur aus Urſachen zu erklären ſuchte, die innerhalb der Welt liegen, glaubte man für die Organismen außerweltliche Erklärungsprinzipien annehmen zu müſſen. Den Verſuch, die Erſcheinungen des Lebens ebenfalls auf Urſachen zurückzuführen, die innerhalb der uns beobachtbaren Welt liegen, hat man vor Goethe nicht verſucht, ja der berühmte Philoſoph Immanuel Kant hat noch 1790 jeden ſolchen Verſuch ein Abenteuer der Vernunft genannt. Man dachte ſich einfach jede der Linnéiſchen Arten nach einem beſtimmten vorgedachten Plan geſchaffen und meinte eine Erſcheinung erklärt zu haben, wenn man den Zweck erkannte, dem ſie dienen ſoll. Eine ſolche Anſchauungsweiſe konnte Goethe nicht befriedigen. Der Gedanke eines Gottes, der außerhalb der Welt ein abgeſondertes Daſein führt und ſeine Schöpfung nach äußerlich aufgedrängten Geſetzen lenkte, war ihm fremd. Sein ganzes Leben hindurch beherrſchte ihn der Gedanke:

„Was wär' ein Gott, der nur von außen ſtieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe?
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in ſich, ſich in Natur zu hegen,
So daß, was in ihm lebt und webt und iſt,
Nie ſeine Kraft, nie ſeinen Geiſt vermißt."

Was mußte Goethe, dieſer Geſinnung gemäß, in der Wiſſenſchaft der organiſchen Natur ſuchen? Erſtens ein Geſetz, welches erklärt, was die Pflanze zur Pflanze, das Tier zum Tiere macht, zweitens ein anderes, das begreiflich macht, warum das Gemeinſame, allen Pflanzen und Tieren zum Grund Liegende, in einer ſolchen Mannigfaltigkeit von Formen erſcheint. Das Grundweſen, das ſich in jeder Pflanze ausſpricht, die Tierheit, die in allen Tieren zu finden iſt, die ſuchte er zunächſt. Die künſtlichen Scheidewände zwiſchen den einzelnen Gattungen und Arten mußten niedergeriſſen es mußte gezeigt werden, daß alle Pflanzen nur Modifikationen einer Urpflanze, alle Tiere eines Urtieres ſind. Daß wir die Urform erkennen können, die allen Organismen zu Grunde liegt, und daß wir die geſetzmäßigen Urſachen innerhalb unſerer Erſcheinungswelt zu finden im ſtande ſind, welche bewirken, daß dieſe Urform einmal

als Lilie, das andere Mal als Eiche erſcheint, hatte Kant für unmöglich erklärt. Goethe unternahm das Abenteuer der Vernunft und hat damit eine wiſſenſchaftliche That erſten Ranges vollbracht. Goethe ging alſo darauf aus: ſich eine Vorſtellung von jener Urform zu machen und die Geſetze und Bedingungen zu ſuchen, welche das Auftreten in den mannigfachen Geſtalten erklären. Beiden Forderungen muß aber, ſeiner Meinung nach, die Wiſſenſchaft gerecht werden. Wer keinen Begriff von der Urform hat, der kann zwar die Thatſachen angeben, unter deren Einfluß ſich eine organiſche Form in die andere verwandelt hat, er kann aber niemals zu einer wirklichen Erklärung gelangen. Deshalb betrachtete es Goethe als ſeine erſte Aufgabe, die Urpflanze und das Urtier, oder, wie er es auch nannte, den Typus der Pflanzen und der Tiere zu finden.

Was verſteht Goethe unter dieſem Typus? Er hat ſich darüber klar und unzweideutig ausgeſprochen. Er ſagt, er fühlte die Notwendigkeit: „einen Typus aufzuſtellen, an welchem alle Säugetiere nach Übereinſtimmung und Verſchiedenheit zu prüfen wären, und wie ich früher die Urpflanze aufgefucht, ſo trachtete ich nunmehr das Urtier zu finden, d. h. denn doch zuletzt: den Begriff, die Idee des Tieres". Und ein anderesmal mit noch größerer Deutlichkeit: „Hat man aber die Idee von dieſem Typus gefaßt, ſo wird man recht einſehen, wie unmöglich es ſei, eine einzelne Gattung als Kanon aufzuſtellen. Das Einzelne kann kein Muſter des Ganzen ſein, und ſo dürfen wir das Muſter für alle nicht im Einzelnen ſuchen. Die Klaſſen, Gattungen, Arten und Individuen verhalten ſich wie die Fälle zum Geſetz: ſie ſind darin enthalten, aber ſie enthalten und geben es nicht." Hätte man alſo Goethe gefragt, ob er in einer beſtimmten Tier- oder Pflanzenform, die zu irgend einer Zeit exiſtiert hat, ſeine Urform, ſeinen Typus verwirklicht ſehe, ſo hätte er ohne Zweifel mit einem kräftigen Nein geantwortet. Er hätte geſagt: So wie der Haushund, ſo iſt auch der einfachſte tieriſche Organismus nur ein Spezialfall deſſen, was ich unter Typus verſtehe. Den Typus findet man überhaupt nicht in der Außenwelt verwirklicht, ſondern er geht uns als Idee in unſerem Innern auf, wenn wir das Gemeinſame der Lebeweſen

betrachten. So wenig der Phyſiker einen einzelnen Fall, eine zufällige Erſcheinung zum Ausgangspunkte ſeiner Unterſuchungen macht, ſo wenig darf der Zoologe oder Botaniker einen einzelnen Organismus als Urorganismus anſprechen.

Und hier iſt der Punkt, an dem es klar werden muß, daß der neuere Darwinismus weit hinter Goethes Grundgedanken zurückbleibt. Dieſe wiſſenſchaftliche Strömung findet, daß es zwei Urſachen giebt, unter deren Einfluß eine organiſche Form ſich in eine andere umformen kann, die Anpaſſung und den Kampf ums Daſein. Unter Anpaſſung verſteht man die Thatſache, daß ein Organismus infolge von Einwirkungen der Außenwelt eine Veränderung in ſeiner Lebensthätigkeit und in ſeinen Geſtaltverhältniſſen annimmt. Er erhält dadurch Eigentümlichkeiten, die ſeine Voreltern nicht hatten. Auf dieſem Wege kann ſich alſo eine Umformung beſtehender organiſcher Formen vollziehen. Das Geſetz vom Kampf ums Daſein beruht auf folgenden Erwägungen. Das organiſche Leben bringt viel mehr Keime hervor, als auf der Erde Platz zu ihrer Ernährung und Entwickelung finden. Nicht alle können zur vollen Reife kommen. Jeder entſtehende Organismus ſucht aus ſeiner Umgebung die Mittel zu ſeiner Exiſtenz. Es iſt unausbleiblich, daß, bei der Fülle der Keime, ein Kampf entſteht zwiſchen den einzelnen Weſen. Und da nur eine begrenzte Zahl den Lebensunterhalt finden kann, ſo iſt es natürlich, daß dieſe aus denen beſteht, die ſich im Kampf als die ſtärkeren erweiſen. Dieſe werden als Sieger hervorgehen. Welche ſind aber die Stärkeren? Ohne Zweifel diejenigen mit einer Einrichtung, die ſich als zweckmäßig erweiſt, um die Mittel zum Leben zu beſchaffen. Die Weſen mit unzweckmäßiger Organiſation müſſen unterliegen und ausſterben. Deswegen, ſagt der Darwinismus, kann es nur zweckmäßige Organiſationen geben. Die anderen ſind einfach im Kampf ums Daſein zu Grunde gegangen. Der Darwinismus erklärt mit Zugrundelegung dieſer beiden Prinzipien den Urſprung der Arten ſo, daß ſich die Organismen unter dem Einfluß der Außenwelt durch Anpaſſung umwandeln, die hierdurch gewonnenen neuen Eigentümlichkeiten auf ihre Nachkommen verpflanzen, und von den auf dieſe Weiſe umgewandelten Formen immer diejenigen ſich erhalten, welche

in dem Umwandlungsprozeſſe die zweckentſprechendſte Geſtalt angenommen haben.

Gegen dieſe beiden Prinzipien hätte Goethe zweifellos nichts einzuwenden. Wir können nachweiſen, daß er beide bereits gekannt hat. Für ausreichend aber, um die Geſtalten des organiſchen Lebens zu erklären, hat er ſie nicht gehalten. Sie waren ihm äußere Bedingungen, unter deren Einfluß das, was er Typus nannte, beſondere Formen annimmt und ſich in der mannigfaltigſten Weiſe verwandeln kann. Bevor ſich etwas umwandelt, muß es aber erſt vorhanden ſein. Anpaſſung und Kampf ums Daſein ſetzen das Organiſche voraus, das ſie beeinfluſſen. Die notwendige Vorausſetzung ſucht Goethe erſt zu gewinnen. Seine 1790 veröffentlichte Schrift: „Verſuch die Metamorphoſe der Pflanzen zu erklären" verfolgt den Gedanken, eine ideale Pflanzengeſtalt zu finden, welche allen pflanzlichen Weſen als deren Urbild zu Grunde liegt. Später verſuchte er dasſelbe auch für die Tierwelt.

Wie Kopernikus die Geſetze für die Bewegungen der Glieder unſeres Sonnenſyſtems, ſo ſuchte Goethe die, wonach ſich ein lebendiger Organismus geſtaltet. Ich will auf die Einzelheiten nicht eingehen, will vielmehr gerne zugeben, daß ſie ſehr der Verbeſſerung bedürfen. Einen entſcheidenden Schritt bedeutet Goethes Unternehmen aber doch in genau derſelben Weiſe, wie des Kopernikus Erklärung des Sonnenſyſtemes, die ja auch durch Keppler eine weſentliche Verbeſſerung erfahren hat.

Ich habe mich bereits im Jahre 1883 (in meiner Ausgabe von Goethes naturwiſſenſchaftlichen Schriften in Kürſchners Nat. Litt., 1. Bd.) bemüht, zu zeigen, daß die neuere Naturwiſſenſchaft nur eine Seite der Goethiſchen Anſchauung zur Ausgeſtaltung gebracht hat.[2]) Das Studium der äußeren Bedingungen für die Artverwandelung iſt in vollem Gange. Haeckel hat in genialer Weiſe die Verwandtſchaftsgrade der Formen der Tierwelt feſtzuſtellen geſucht. Für die Erkenntnis der inneren Bildungsgeſetze des Or-

[2]) Meine der Kürſchneriſchen Ausgabe einverleibten Einleitungen zu Goethes naturwiſſenſchaftlichen Schriften verſuchen die wiſſenſchaftliche Bedeutung dieſer Schriften und deren Verhältnis zum gegenwärtigen Standpunkt der Wiſſenſchaft ausführlich darzuſtellen.

ganismus ist so gut wie nichts geschehen. Ja, es giebt Forscher, die solche Gesetze für bloße Phantasiegebilde halten. Sie glauben alles Nötige gethan zu haben, wenn sie zeigen, wie sich die komplizierteren Lebewesen allmählich aus Elementarorganismen aufgebaut haben. Und diese elementaren organischen Wesenheiten will man durch bloße gesetzmäßige Verbindung unorganischer Stoffe in derselben Art erklären, wie man das Entstehen einer chemischen Verbindung erklärt. So hätte man denn glücklich das Kunststück vollbracht, das Leben dadurch zu erklären, daß man es vernichtet, oder besser gesagt, als nicht vorhanden denkt. Mit einer solchen Betrachtungsweise wäre Goethe nie einverstanden gewesen. Er suchte Naturgesetze für das Lebendige, aber nichts lag ihm ferner als der Versuch, die Gesetze des Leblosen auf das Belebte einfach zu übertragen.

Bis zur Eröffnung des Goethe-Archivs hätte manche meiner Behauptungen vielleicht angefochten werden können, obwohl ich glaube, daß für denjenigen, der Goethes wissenschaftliche Schriften im Zusammenhange liest, kein Zweifel besteht über die Art, wie ihr Verfasser gedacht hat. Aber diese Schriften bilden kein geschlossenes Ganzes. Sie stellen nicht eine allseitig ausgeführte Naturansicht dar, sondern nur Fragmente einer solchen. Sie haben Lücken, die sich derjenige, der eine Vorstellung von Goethes Ideenwelt gewinnen will, hypothetisch ausfüllen muß. Der handschriftliche Nachlaß Goethes, der sich im Weimarischen Goethe-Archiv befindet, macht es nun möglich, zahlreiche und wichtige dieser Lücken auszufüllen. Mir hat er durchwegs die erfreuliche Gewißheit gebracht, daß die Vorstellungen, die ich mir schon früher von Goethes wissenschaftlichem Denken gemacht hatte, und die ich eben charakterisiert habe, vollständig richtig sind! Ich hatte nicht nötig meine Begriffe zu modifizieren, wohl aber kann ich heute manches, was ich vor Eröffnung des Archivs nur hypothetisch zu vertreten in der Lage war, mit Goethes eigenen Worten belegen.[3])

[3]) Ein vollständiges, systematisch geordnetes Ganzes von Goethes morphologischen und allgemein-naturwissenschaftlichen Ideen werden die Bände 6—12 (6, 7, 8, 9 sind bereits veröffentlicht) der zweiten Abteilung der Weimarischen Goethe-Ausgabe bilden. Die Gliederung des Stoffes ist in Übereinstimmung

Wir lesen z. B. in einem Aufsatz, der im 6. Bande von Goethes naturwissenschaftlichen Schriften in der Weimarer Ausgabe veröffentlicht ist: Die Metamorphose der Pflanzen „zeigt uns die Gesetze, wonach die Pflanzen gebildet werden. Sie macht uns auf ein doppeltes Gesetz aufmerksam: 1. auf das Gesetz der inneren Natur, wodurch die Pflanzen konstituiert werden, 2. auf das Gesetz der äußeren Umstände, wodurch die Pflanzen modifiziert werden."

Besonders interessant ist es aber, daß wir den Gedankengang Schritt für Schritt verfolgen können, durch den Goethe dieses Gesetz der inneren Natur, wonach die Pflanzen gebildet werden, zu erkennen suchte. Diese Gedanken entwickeln sich in Goethe während seiner italienischen Reise. Die Notizblätter, auf denen er seine Beobachtungen notiert hat, sind uns erhalten. Die Weimarische Ausgabe hat sie dem siebenten Bande der naturwissenschaftlichen Schriften einverleibt. Sie sind ein Muster dafür, wie ein Forscher mit philosophischem Blick die Geheimnisse der Natur zu ergründen sucht. Mit demselben tiefen Ernst, mit dem er in Italien seinen künstlerischen Interessen obliegt, ist er bestrebt die Gesetze des pflanzlichen Lebens zu erkennen. Diese Blätter liefern den vollen Beweis, daß ein langes Bemühen hinter Goethe lag, als er um die Mitte des Jahres 1787 die Hypothese von der Urpflanze zur entschiedenen wissenschaftlichen Überzeugung erhob.

Noch mehr Zeit und Arbeit verwandte der Dichter darauf, seine Ideen auch auf das Tierreich und den Menschen anzuwenden. Bereits im Jahre 1781 beginnt das ernste Studium der Anatomie in Jena. Auf diesem Gebiete fand Goethe eine wissenschaftliche Anschauung vor, gegen die sich seine ganze Natur sträubte. Man glaubte in einer geringfügigen Kleinigkeit einen Unterschied des Menschen von den Tieren inbezug auf den anatomischen Bau gefunden zu haben. Die Tiere haben zwischen den beiden symetrischen Hälften des Oberkieferknochens noch einen kleinen Knochen (Zwischenknochen), der die oberen Schneidezähne enthält: bei dem Menschen, glaubte man, sei ein solcher nicht vorhanden. Diese Ansicht

mit dem Redakteur der Bände Prof. Suphan und unter dessen fortwährender thätiger Anteilnahme von mir und (für den 8. Band) von Prof. Bardeleben in Jena, als Herausgeber dieser Schriften, besorgt.

mußte Goethe ſofort als ein Irrtum erſcheinen. Wo eine ſolche Übereinſtimmung des Baues wie beim Skelett des Menſchen und dem der höhern Tiere beſteht, da muß eine tiefere Naturgeſetzlichkeit zu Grunde liegen, da iſt ein ſolcher Unterſchied im Einzelnen nicht möglich. Im Jahre 1784 gelang es Goethe den Nachweis zu führen, daß der Zwiſchenknochen auch beim Menſchen vorhanden iſt, und damit war das letzte Hindernis hinweggeräumt, das im Wege ſtand, wenn es ſich darum handelte, allen tieriſchen Organiſationen bis herauf zum Menſchen, einen einheitlichen Typus zu Grunde zu legen. Schon 1790 ging Goethe daran, ſeinem Verſuch über die Metamorphoſe der Pflanzen einen ſolchen über „die Geſtalt der Tiere" nachfolgen zu laſſen, der leider Fragment geblieben iſt. Es befindet ſich im 8. Bande der naturwiſſenſchaftlichen Schriften der Weimariſchen Ausgabe. Goethe ging dann nochmals im Jahre 1795 daran, dieſe Abſicht auszuführen, allein auch diesmal kam er nicht zu Ende. Wir können ſeine Intentionen im einzelnen aus den beiden Fragmenten wohl erkennen; die Ausführung der gewaltigen Idee hätte mehr Zeit in Anſpruch genommen, als dem Dichter bei ſeinen vielſeitigen Intereſſen zur Verfügung ſtand. Eine Einzelentdeckung ſchließt ſich aber dieſen Beſtrebungen noch an, die uns klar erkennen läßt, worauf ſie zielten. Wie Goethe nämlich alle Pflanzen auf die Urpflanze, alle Tiere auf das Urtier zurückzuführen ſuchte, ſo ging ſein Streben auch dahin, die einzelnen Teile eines und desſelben Organismus aus einem Grundbeſtandteil zu erklären, der die Fähigkeit hat, ſich in vielfältiger Weiſe umzubilden. Er dachte ſich, alle Organe laſſen ſich auf eine Grundform zurückführen, die nur verſchiedene Geſtalten annimmt. Ein tieriſches und ein pflanzliches Individuum ſah er als aus vielen Einzelheiten beſtehend an. Dieſe Einzelheiten ſind der Anlage nach gleich, in der Erſcheinung aber gleich oder ähnlich, ungleich und unähnlich. Je unvollkommener das Geſchöpf iſt, deſto mehr ſind die Teile einander gleich und deſtomehr gleichen ſie dem Ganzen. Je vollkommener das Geſchöpf wird, deſto unähnlicher werden die Teile einander. Goethes Streben ging deshalb dahin, Ähnlichkeiten zwiſchen den einzelnen Teilen eines Organismus zu ſuchen. Dies brachte ihn beim tieriſchen Skelett auf einen Gedanken von weittragender

Bedeutung, auf den der ſogenannten Wirbelnatur der Schädelknochen. Wir haben es hier mit der Anſicht zu thun, daß die Knochen, die das Gehirn umſchließen, die gleiche Grundform haben mit denen, welche das Rückgrat zuſammenſetzen. Goethe vermutete das wohl bald nach dem Beginn ſeiner anatomiſchen Unterſuchungen. Zur vollen Gewißheit wurde es für ihn im Jahre 1790. Damals fand er auf den Dünen des Lido in Venedig einen Schafſchädel, der ſo glücklich auseinandergefallen war, daß Goethe in den Stücken deutlich die einzelnen Wirbelkörper zu erkennen glaubte. Auch hier hat man wieder behauptet, daß es ſich bei Goethe viel mehr um einen glücklichen Einfall, als um ein wirkliches wiſſenſchaftliches Ergebnis handle. Allein mir ſcheint, daß gerade die neueſten Arbeiten auf dieſem Gebiete den vollen Beweis liefern, daß der von Goethe betretene Weg der rechte war. Der hervorragende Anatom Carl Gegenbauer hat im Jahre 1872 Unterſuchungen veröffentlicht über das Kopfſkelett der Selachier oder Urfiſche, welche zeigen, daß der Schädel der umgebildete Endteil des Rückgrats und das Gehirn das umgebildete Endglied des Rückenmarks iſt. Man muß ſich nun vorſtellen, daß die knöcherne Schädelkapſel der höheren Tiere aus umgebildeten Wirbelkörpern beſteht, die aber im Laufe der Entwickelung höherer Tierformen aus niederen allmählich eine ſolche Geſtalt angenommen haben und die ſo miteinander verwachſen ſind, daß ſie zur Umſchließung des Gehirns geeignet erſcheinen. Deshalb kann man die Wirbeltheorie des Schädels nur im Zuſammenhang mit der vergleichenden Anatomie des Gehirns ſtudieren. Daß Goethe dieſe Sache bereits 1790 von dieſem Geſichtspunkte aus betrachtete, das zeigt eine Eintragung in ſein Tagebuch, die vor kurzem im Goethe-Archiv gefunden worden iſt: „Das Hirn ſelbſt iſt nur ein großes Hauptganglion. Die Organiſation des Gehirns wird in jedem Ganglion wiederholt, ſodaß jedes Ganglion als ein kleines ſubordiniertes Gehirn anzuſehen iſt.“

Aus alledem geht hervor, daß Goethes wiſſenſchaftliche Methode jeder Kritik gewachſen iſt, und daß er im Verfolge ſeiner naturphiloſophiſchen Ideen eine Reihe von Einzelentdeckungen machte, welche auch die heutige Wiſſenſchaft, wenn auch in verbeſſerter Geſtalt, für wichtige Beſtandteile der Naturkenntnis halten muß.

Goethes Bedeutung liegt aber nicht in diesen Einzelentdeckungen, sondern darin, daß er durch seine Art, die Dinge anzusehen, zu ganz neuen leitenden Gesichtspunkten der Naturerkenntnis kam. Darüber war er sich selbst vollständig klar. Am 18. August des Jahres 1787 schrieb er von Italien aus an Knebel: „Nach dem, was ich bei Neapel, in Sizilien von Pflanzen und Fischen gesehen habe, würde ich, wenn ich zehn Jahre jünger wäre, sehr versucht sein, eine Reise nach Indien zu machen, nicht um Neues zu entdecken, sondern um das Entdeckte nach meiner Art anzusehen.“ In diesen Worten ist die Ansicht ausgesprochen, die Goethe vom wissenschaftlichen Erkennen hatte. Nicht die treue, nüchterne Beobachtung allein kann zum Ziele führen. Erst wenn wir den entsprechenden Gesichtspunkt finden, um die Dinge zu betrachten, werden sie uns verständlich. Goethe hat durch seine Anschauungsweise die große Scheidewand zwischen lebloser und belebter Natur vernichtet, ja er hat die Lehre von den Organismen erst zum Range einer Wissenschaft erhoben. Worin das Wesen dieser Anschauungsweise besteht, hat Schiller mit bedeutungsvollen Worten in einem Briefe an Goethe ausgesprochen (vom 23. August 1793): „Lange schon habe ich, obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gang Ihres Geistes zugesehen, und den Weg, den Sie vorgezeichnet haben, mit immer erneuter Bewunderung bemerkt. Sie suchen das Notwendige in der Natur, aber Sie suchen es auf dem schwersten Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen Sie Schritt vor Schritt zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen.“

Aus dieser Geistesrichtung mußte sich eine Naturanschauung entwickeln, die von rohem Materialismus und nebuloser Mystik gleich weit entfernt ist. Für sie war es selbstverständlich, daß man

das Beſondere nur erkennt durch Erfahrung, das Allgemeine, die großen geſetzlichen Naturzuſammenhänge nur durch Aufſteigen von der Beobachtung zur Idee. Nur wo beide zuſammenwirken: Idee und Erfahrung, ſieht Goethe den Geiſt der wahren Naturforſchung. Treffend ſpricht er das mit den Worten aus: „Durch die Pendelſchläge wird die Zeit, durch die Wechſelwirkung von Idee und Erfahrung die ſittliche und wiſſenſchaftliche Welt regiert“ (Goethes Werke, II. Abteilung, 6. Band, S. 354). Nur in der Idee glaubte Goethe dem Geheimnis des Lebens nahe kommen zu können. In der organiſchen Welt fand er Urſachen wirkſam, die nur zum Teil für die Sinne wahrnehmbar ſind. Den anderen Teil ſuchte er zu erkennen, indem er die Geſetzmäßigkeit der Natur im Bilde nachzuſchaffen unternahm. In der ſinnfälligen Wirklichkeit äußert ſich das Leben zwar, aber es beſteht nicht in ihr. Deshalb kann es durch ſinnliche Erfahrung auch nicht gefunden werden. Die höheren Geiſteskräfte müſſen dafür eintreten. Es iſt heute beliebt neben der nüchternen Beobachtung nur dem Verſtande ein Recht zuzuerkennen, in der Wiſſenſchaft mitſprechen. Goethe glaubte nur mit Aufwendung aller Geiſteskräfte in den Beſitz der Wahrheit kommen zu können. Deshalb wurde er nicht müde, ſich zu den verſchiedenſten Arten des wiſſenſchaftlichen Betriebes in ein Verhältnis zu ſetzen. In den wiſſenſchaftlichen Inſtituten der Jenaer Hochſchule ſucht er ſich die ſachlichen Kenntniſſe für ſeine Ideen zu erwerben; bei ihren berühmten philoſophiſchen Lehrern und bei Schiller ſucht er Aufſchluß über die philoſophiſche Berechtigung ſeiner Gedankenrichtung. Goethe war im eigentlichen Sinne des Wortes nicht Philoſoph; aber ſeine Art die Dinge zu betrachten, war eine philoſophiſche. Er hat keine philoſophiſchen Begriffe entwickelt, aber ſeine naturwiſſenſchaftlichen Ideen ſind von philoſophiſchem Geiſte getragen. Goethe konnte ſeiner Natur nach weder einſeitig Philoſoph, noch einſeitig Beobachter ſein. Beide Seiten wirkten in ihm in der höheren Einheit, dem philoſophiſchen Beobachter harmoniſch ineinander, ſo wie Kunſt und Wiſſenſchaft ſich wieder vereinigt in der umfaſſenden Perſönlichkeit Goethes, der uns nicht bloß in dieſem oder jenem Zweig ſeines Schaffens, ſondern in ſeiner Ganzheit als weltgeſchichtliche Erſcheinung intereſſiert.

In Goethes Geiſt wirkten Wiſſenſchaft und Kunſt zuſammen. Wir ſehen das am beſten, wenn er angeſichts der griechiſchen Kunſtwerke in Italien ſchreibt, er glaube, daß die Griechen bei ihren Schöpfungen nach denſelben Geſetzen verfuhren, wie die Natur ſelbſt, und er dazu bemerkt, daß er glaube, dieſen auf der Spur zu ſein. Das ſchrieb er in einer Zeit, in der er dem Gedanken der Urpflanze nachging. Es kann alſo kein Zweifel darüber ſein, daß Goethe ſich das Schaffen des Künſtlers von denſelben Grundmaximen geleitet denkt, nach denen auch die Natur bei ihren Produktionen verfährt. Und weil er in der Natur dieſelben Grundweſenheiten vermutete, die ihn als Künſtler bei ſeiner eigenen Thätigkeit lenkten, deshalb trieb es ihn nach einer wiſſenſchaftlichen Erkenntnis von ihnen. Goethe bekannte ſich zu einer ſtreng einheitlichen oder moniſtiſchen Weltanſicht. Einheitliche Grundmächte ſieht er walten von dem einfachſten Vorgang der lebloſen Natur bis hinauf zur Phantaſie des Menſchen, der die Werke der Kunſt entſpringen.

Rudolf Virchow betont in der bemerkenswerten Rede, welche er am 3. Auguſt dieſes Jahres zur Geburtstagsfeier des Stifters der Berliner Univerſität gehalten hat, daß die philoſophiſche Zeit der deutſchen Wiſſenſchaft, in der Fichte, Schelling und Hegel tonangebend waren, ſeit Hegels Tode definitiv abgethan ſei, und daß wir ſeither im Zeitalter der Naturwiſſenſchaften leben. Virchow rühmt von dieſem Zeitalter, daß es immer mehr und mehr begriff, daß die Naturwiſſenſchaft nur in der Beſchäftigung mit der Natur ſelbſt: in Muſeen, Sammlungen, Laboratorien und Inſtituten, erfaßt werden könne, und daß aus den Studierzimmern der Philoſophen kein Aufſchluß über die Naturvorgänge zu gewinnen ſei. Es wird hiermit ein weitverbreitetes Vorurteil unſerer Zeit ausgeſprochen. Gerade der Bekenner einer ſtreng naturwiſſenſchaftlichen Weltanſchauung müßte ſich ſagen, daß, was zur äußeren Natur gehört und was wir allein in wiſſenſchaftlichen Inſtituten unterbringen können, nur der eine Teil der Natur iſt, und daß der andere, gewiß nicht weniger weſentliche Teil zwar nicht im Studierzimmer, wohl aber in dem Geiſte des Philoſophen zu ſuchen iſt. So dachte Goethe, und ſein Denken iſt des-

halb naturwiſſenſchaftlicher als das der neueren Naturwiſſenſchaft. Dieſe läßt den menſchlichen Erkenntnisdrang vollſtändig unbefriedigt, wenn es ſich um höheres handelt, als was der ſinnfälligen Beobachtung zugänglich iſt. Kein Wunder iſt es daher, daß Virchow gleichzeitig zu klagen hat über die ſchlimmſten Einbrüche des Myſtizismus in das Gebiet der Wiſſenſchaft vom Leben. Was die Wiſſenſchaft verſagt, das ſucht ein tieferes Bedürfnis eben in allerlei geheimnisvollen Naturkräften, nämlich die Erklärung der einmal vorhandenen Thatſachen. Und daß das Zeitalter der Naturwiſſenſchaft bisher außer ſtande war, das Weſen des Lebens und das des menſchlichen Geiſtes zu erklären, das geſteht auch Virchow zu.

Wer aber kann hoffen den Gedanken mit den Augen zu ſehen, das Leben mit dem Mikroſkop wahrnehmen zu können! Hier iſt allein mit jener zweiten Richtung etwas zu erreichen, durch die Goethe zu den Urorganismen zu kommen ſuchte. Die Fragen, welche die moderne Naturwiſſenſchaft nicht beantworten kann, ſind genau jene, deren Löſung Goethe in einer Weiſe unternimmt, von der man heute nichts wiſſen will. Hier eröffnet ſich ein Feld, wo Goethes wiſſenſchaftliche Arbeiten in den Dienſt der Zeit geſtellt werden können. Sie werden ſich tüchtig gerade da erweiſen, wo die gegenwärtige Methode ſich ohnmächtig zeigt. Nicht allein darum handelt es ſich, Goethe gerecht zu werden und ſeinen Forſchungen in der Geſchichte den richtigen Ort anzuweiſen, ſondern darum, ſeine Geiſtesart mit unſeren vollkommneren Mitteln weiter zu pflegen.

Ihm ſelbſt kam es in erſter Linie darauf an, daß die Welt erkenne, was ſeine Naturanſchauung im allgemeinen zu bedeuten habe, und erſt in zweiter darauf, was er mit Hilfe dieſer Anſchauung mit den Mitteln ſeiner Zeit im beſondern zu leiſten vermochte.

Das naturwiſſenſchaftliche Zeitalter hat das Band zwiſchen Erfahrung und Philoſophie zerriſſen. Die Philoſophie iſt das Stiefkind dieſes Zeitalters geworden. Schon aber erhebt ſich vielfach das Bedürfnis nach einer philoſophiſchen Vertiefung unſeres Wiſſens. Auf mancherlei Irrwegen ſucht vorläufig noch dieſes Bedürfnis ſich zu befriedigen. Die Überſchätzung des Hypnotismus, der Spiritis-

mus und Myſtizismus gehören dazu. Auch der rohe Materialismus iſt ein Verſuch, den Weg zu einer philoſophiſchen Geſamtauffaſſung der Dinge zu finden. Dem naturwiſſenſchaftlichen Zeitalter ein wenig Philoſophie einzuflößen, iſt für viele heute ein wünſchenswertes Ziel. Möge man ſich zur rechten Zeit daran erinnern, daß es einen Weg von der Naturwiſſenſchaft zur Philoſophie giebt, und daß dieſer in Goethes Schriften vorgezeichnet iſt.

I. Gesamtsitzungen mit Vorträgen.

2.

Zur Feier von Schillers Geburtstag.

Das künstlerische Hauptproblem in Schillers „Jungfrau von Orleans".

Von Professor Dr. V. Valentin.

(11. November.)

Alle großen dramatischen Dichter der Weltlitteratur haben ihre Werke auf dem Boden einer ihre Zeit beherrschenden Weltanschauung schaffen dürfen, mit der sie selbst in keinem Widerspruch standen: so war es in Hellas und England, so in Spanien und Frankreich der Fall. Als aber unsere beiden großen Dichter ihre dramatischen Dichtungen schufen, da standen sie auf dem Boden eines gährenden Jahrhunderts, das die alten Anschauungen umgestaltend bekämpfte, das in diesem Kampfe zwar neue Lebenselemente herbeiziehen, nicht aber sie zu herrschenden, ihre Zeit und ihr Volk mit sich fortreißenden Gewalten emporheben konnte. Das „philosophische" Jahrhundert, das Jahrhundert der Aufklärung, hat einen Riß geschaffen, der die zu Toleranz und Humanität, zu edelster Geistesfreiheit, zu unbefangener Würdigung des Tüchtigen und Guten, wo es auch immer hervortreten mochte, zu vorurteilslosem Weltbürgertum sich emporarbeitenden Geister mit aller Entschiedenheit trennte von der pedantisch in der alten Denkungsweise verharrenden breiten Masse des deutschen Volkes. In diesem Verhältnis ist es begründet, daß die allmählich sich emporringende selbständige dramatische Dichtung sich dem bürgerlichen Trauerspiele zuwendet, daß die bewegende Kraft die Intrigue wird, daß die

*

Empfindung, auf die der Dichter hinarbeitet, rührſelige Sentimentalität iſt, daß eine kräftigere Stimmung erſt eintritt, als zum Boden der tragiſchen Empfindung die ſchreienden Ungerechtigkeiten genommen wurden, die der Bürgerſtand von Adel und Fürſten zu ertragen hatte.

Schon in ihren Jugendwerken drängt es unſere beiden großen Dichter ſich von dieſem Banne zu löſen: in den Werken ihrer reifen Zeit gelingt es ihnen. Damit tritt aber auch in dieſen Werken der Riß offen zu Tage, der ſie von der die Zeitgenoſſen noch feſſelnden älteren Anſchauungsweiſe trennt. Und doch kann der Dichter, der doch ſchafft um eine Wirkung hervorzubringen, nicht aus der reinen Willkür einer nur perſönlich giltigen Anſchauungsweiſe heraus ſchaffen: er braucht einen Boden, auf dem ſtehend er ſich mit Gleichgeſinnten verbunden fühlt, auf dem gehend er rechnen darf Gleichempfindenden zu begegenen. Bietet die Gegenwart keinen ſolchen Boden, ſo greift der Dichter in die Vergangenheit. Das haben nun freilich die Dichter zu allen Zeiten gethan: die Vergangenheit, die nahe wie die ferne, iſt für den Dichter, der nach einem geeigneten Träger für die Empfindungen ſucht, die er ſeinen Hörern vermitteln will, die ergiebigſte, die dankbarſte Quelle. Während aber ſonſt die Dichter die Gegenſtände zwar der Vergangenheit entliehen, die Grundanſchauung aber, auf der aufbauend ſie die gewollten Empfindungen zu Tage förderten, aus ihrer eigenen Zeit nahmen, mit der ſie ſich einig fühlten, tritt jetzt das Neue ein, daß der Dichter *mit* dem Gegenſtand *auch* die Anſchauungsweiſe der Vergangenheit entnimmt und ſo ſeine Dichtung auf einem Boden aufbaut, auf dem er ſich mit ſeinen Zeitgenoſſen *nicht* zuſammenfindet, mit dem er ſeine Mitwelt vielmehr erſt vertraut machen muß. Ein ſolches hiſtoriſches Drama iſt in ganz neuem Sinne hiſtoriſch. Corneilles und Racines antike Helden denken und empfinden wie Franzoſen ihrer Zeit; aus Shakeſpeares Römerdramen ſpricht kein anderer Geiſt als aus ſeinen Königsdramen: aber aus Schillers Braut von Meſſina weht uns der Geiſt des Altertums, aus ſeiner Jungfrau von Orleans der Geiſt des Mittelalters an: mit den hiſtoriſchen Perſonen hat er die Anſchauungsweiſe der Vergangenheit lebendig gemacht, die die moderne Zeit

fremdartig berührt, die sie sich erst historisch vertraut machen muß, um das mitempfinden zu können, was der Dichter auf dieser fremden Grundlage zu entwickeln bestrebt ist. Wollen wir daher das künstlerische Problem solcher Dichtungen richtig erfassen, so müssen wir zuerst die Anschauungsweise verstehen lernen, die die Grundlage für das Empfinden und das Denken der von der Dichterkraft heraufgezauberten Zeit bildet.

Wenn Schiller uns in das griechische Altertum führt, so folgen wir ihm leicht und gerne dahin: unsere heutige Bildung ruht in der That so sehr auf klassischem Grunde, daß uns die Anschauungsweise der Griechen wohl vertraut ist: hat doch gerade Schiller selbst dazu in hervorragender Weise beigetragen. Wir stehen dabei dem religiösen Empfinden des Altertums so unparteiisch gegenüber, daß wir seine Wiederbelebung unbefangen und zweifellos als eine poetische Handlung beurteilen und eine auf diesem Boden stehende Dichtung naturgemäß als poetische Schöpfung gelten lassen, die von uns nicht verlangt, daß wir sie zugleich auch als objektive Wahrheit annehmen sollen. Die antiken Götter, das antike Schicksal sind uns wohl vertraute Gewalten. Wir lassen ihr Einwirken poetisch auf uns wirken, aber wir wissen von vornherein, daß der Dichter ihr Wirken genau ebenso wie wir als ein poetisches Hilfsmittel betrachtet, dessen Geltung nicht weiter reicht als die Dichtung selbst.

Ganz anders wird es, wenn uns der Dichter in das Mittelalter führt: die Grundlage unserer religiösen Anschauungen ist noch dieselbe wie damals, aber ihre Auffassung ist eine andere geworden. Wird uns hier eine Zurückversetzung in die alte Anschauung zugemutet, so erhebt sich wohl ein Zweifel, ob dies bloß *dichterische* Bedeutung hat oder ob uns damit ein *sachliches* Zurückgehen angesonnen wird, wie es in der That für Schiller behauptet worden ist. Nach meiner Überzeugung ist dies falsch: Schiller verwendet die mittelalterlich-christliche Anschauungsweise mit derselben Sachlichkeit zu seinen künstlerischen Zwecken, mit der er bald diese, bald jene Zeit, bald dieses, bald jenes Volk nach ihren uns fremdartigen Grundsätzen reden und handeln läßt, nicht damit wir diese als Muster und Norm für uns betrachten sollen, sondern er gebraucht sie als dichterisches Hilfsmittel, um uns aus der Alltäglichkeit des

Empfindungslebens zu tief ergreifender Anregung bedeutungsvollen Empfindens zu führen. So müssen wir auch der mittelalterlich-christlichen Anschauungsweise mit voller Unbefangenheit gegenübertreten: sie ist für den Dichter ein Kunstmittel, das aber nur dann seine volle Wirkung auf uns ausüben wird, wenn wir die mit ihm gegebenen Voraussetzungen rückhaltlos und vorurteilsfrei annehmen. Wohl aber zeigt sich Schiller bei der Anwendung dieses Kunstmittels als den echten Historiker, der den Geist eines Zeitalters in seinem innersten Wesen zu erfassen versteht: diese Kraft und Fähigkeit der historischen Auffassungsweise ist die unerläßliche Vorbedingung für die Art des historischen Dramas, wie es Schiller in seiner reifen Zeit geschaffen hat: er konnte es, weil bei ihm die Größe des historischen Verständnisses, wie es nicht auf Kenntnis von Einzelheiten, sondern auf kongenialer Erfassung des Wesens einer Zeit beruht, sich in seltenster Weise mit der Größe des dichterischen Könnens verbunden hat.

Was war nun aber dieses innerste Wesen der mittelalterlich-christlichen Denkungsweise? Als Schiller an die Behandlung des in dem Mädchen von Orleans gegebenen Stoffes herantrat, hatte er bereits den Kern dieser Anschauungsweise zum Wendepunkt einer anderen Dichtung gemacht, die uns hier um so mehr als Wegweiser dienen kann, als gerade durch Schillers Behandlung des Gegenstandes im Gegensatz zu der historischen Wahrheit klar hervortritt, wie dem Dichter und Denker die dichterische Wahrheit, die Darstellung des Ewigen und Bleibenden, höher steht als die ebenbildliche Wiedergabe der zufälligen Gestaltung der Wirklichkeit in einem einzelnen Falle: dies letztere nennt die moderne Richtung mißbräuchlich Wahrheit: Schiller erkannte wie jeder echte Künstler nur das Wesen einer Sache, nicht aber eine einzelne zufällige Erscheinung als Wahrheit an.

Die Dichtung, von der ich rede, ist der Kampf mit dem Drachen. In der historischen Erzählung, die Schiller vorgelegen hat, schickt der Großmeister den wenn auch siegreichen, doch ungehorsamen Ritter ins Gefängnis. Er erklärt dem alsbald versammelten Rate, der Ungehorsam müsse strenge bestraft werden: er sei der Ordenszucht verderblicher als viele Schlangen für die Inselbewohner.

Dem Rate gelingt es, das Todesurteil dahin zu mildern, daß dem Ritter das Ordenskleid genommen wird: der Ritter hielt diese Strafe für strenger als den Tod. Allmählich dringt bei dem Großmeister, nachdem dem Rechte genug gethan, das Gefühl der Milde durch, und auf die Bitte der Komthure schenkt er dem Ritter das Ordenskleid wieder: später wird der Ritter selbst Großmeister des Ordens, dem er von 1346—1353 vorstand.

In dieser Erzählung fehlt gerade das, was dem Gedichte seinen hohen ästhetischen Wert giebt, was die Ballade von der poetischen Erzählung unterscheidet: die durch einen inneren Prozeß, durch eine seelische Entwickelung herbeigeführte Wendung. In der Dichtung beugt sich der ritterliche Jüngling vor dem harten Urteil des Großmeisters: damit überwindet er den Stolz, der ihn gegen das Verbot zum Kampfe getrieben hat und der eben darum zur Äußerung des Hochmutes wird: ihn hat der eitle Ruhm bewegt; der aber ist der schlimmste Feind des Menschen, und „wer des Herren Joch nicht trägt, darf sich mit seinem Kreuz nicht schmücken". Da gelingt dem Jüngling der Kampf, der härter ist als der Kampf mit dem Drachen: er bezwingt sich selbst. Er lernt es „der Pflichten schwerste zu erfüllen, zu bändigen den eignen Willen". Nun darf ihm der Großmeister das Ordenskreuz wieder zurückgeben: „es ist der Lohn der Demut, die sich selbst bezwungen". Damit hat der Dichter den echtesten Kern der mittelalterlich-christlichen Weltanschauung getroffen: die Demut, die sich selbst bezwingt, gilt ihr als die höchste Tugend, was Schillers historischer Blick fest und sicher erkannt hat, was uns freilich so viel leichter als ihm aus den mittelalterlichen Dichtungen deutlich entgegentritt: wir brauchen nur an Alexander zu denken, der vor den Pforten des Paradieses zurückweichen muß, weil ihm die eine Tugend fehlt, vor der das Paradies sich öffnet, die Demut; oder an die Heilung des armen Heinrich, die eintritt, wie er sich vor dem Willen Gottes demütigt, oder an den Spruch Walters von der Vogelweide: „Wer schlägt den Löwen? Wer schlägt den Riesen? Wer überwindet jenen und diesen? Das thut jener, der sich selber zwinget!"

Wenn nun Schiller mit diesem Motiv den Kernpunkt der mittelalterlich-christlichen Weltanschauung getroffen hat, so stellt uns

ſeine Dichtung eine höhere Wahrheit dar, als wenn er ſich an die Wirklichkeit gehalten hätte, in welchem einzelnen Falle gerade dieſes Bleibende, für jene Anſchauungsweiſe Weſentliche zufällig nicht zur Erſcheinung gekommen iſt.

Der Vorgang Schillers bei dieſem Werke iſt für ſein dichteriſches Verfahren geradezu vorbildlich: ein Gegenſtand gewann für ihn dichteriſchen Wert erſt dann, wenn ein innerer ſeeliſcher Prozeß an ihm zum Ausdruck kommen konnte: mochte das äußere Geſchehen an ſich noch ſo reich, zu dichteriſcher Geſtaltung noch ſo verlockend ſein, wie gerade die Schilderung des Kampfes mit dem Drachen und all ſeine Vorbereitungen, die Schiller mit dichteriſchem Behagen ausgeführt hat: dieſe Eigenſchaft des Gegenſtandes allein konnte den Dichter zu ſeiner künſtleriſchen Behandlung nicht anregen. War dies ſchon bei der künſtleriſch einfacheren epiſchen Dichtung, der Ballade, der Fall, ſo mußte das Bedürfnis, den inneren ſeeliſchen Prozeß auf Grund eines äußeren geſchichtlichen Ereigniſſes herauszugeſtalten noch notwendiger werden, wenn die Dichtung die dramatiſche Form erhalten ſollte. Wird dieſe Form gewählt, ſo geſchieht dies, damit wir das Ereignis ſelbſt miterleben und durch die damit verbundene kräftigere Wirkung auch um ſo kräftiger zur Mitempfindung angeregt werden. So iſt gerade hier die Mitdurchlebung eines ſeeliſchen Prozeſſes am Platze, und das an mannigfaltigen Ereigniſſen auch ſchon durch das äußere Geſchehen höchſte Teilnahme erweckende Auftreten des Mädchens von Orleans konnte für einen Schiller erſt dann Intereſſe gewinnen, wenn mit dieſem Auftreten die Durchlebung eines ſeeliſchen Prozeſſes verbunden werden konnte. Schillers erſte große dichteriſche That, als er an die Behandlung des Stoffes herantrat, war daher die Durchſchmelzung des geſchichtlichen Ereigniſſes mit einer inneren ſeeliſchen Entwickelung. Seinem hiſtoriſchen Seherblick jedoch iſt es zu verdanken, daß er den dem Charakter der geſchilderten Zeit durchaus gemäßen und darum hiſtoriſch echten Keim für dieſen ſeeliſchen Prozeß fand: es iſt derſelbe, den er bereits in der Ballade bei der Behandlung eines demſelben Zeitalter entnommenen Gegenſtandes zum Wendepunkt der Handlung, zur Grundlage der letzten und höchſten Entſcheidung gemacht hatte: es iſt die chriſtliche Demut.

Aber während in der Ballade die Auflehnung gegen die Demut epiſch erzählt wird und ſomit hinter uns liegt, und nur die Wiederherſtellung des geſtörten Gleichgewichtes vor uns als Handlung erſcheint, muß hier, der dramatiſchen Form entſprechend, der ganze Prozeß der allmählichen Störung des Gleichgewichtes, der Abfall und die unter Leiden erworbene Wiederherſtellung des urſprünglichen Zuſtandes in der künſtleriſchen Geſtaltung zum Ausdruck kommen.

Mit dieſer Vereinigung des äußeren Ereigniſſes mit dem inneren ſeeliſchen Vorgang war dem Dichter das künſtleriſche Problem gegeben: für einen Schiller konnte es keine Frage ſein, welchem von beiden Elementen die Führung, die maßgebende Entſcheidung zufallen müſſe: für ihn war es ſelbſtverſtändlich, daß der äußere Vorgang ſich ſo fügen muß, daß der innere Vorgang klar und unverkennbar hervortritt: dieſe Gewinnung der inneren Wahrheit überwog bei dem Genius ohne irgend einen Zweifel zuzulaſſen das den kleineren Geiſtern einzig erſtrebenswerte Ziel einer getreuen Nachbildung der zufälligen Wirklichkeit.

War mit der Demut als dem treibenden Motive der entſcheidende Geſichtspunkt gefunden, ſo galt es nun weiter auf dem Boden der ſonſtigen, das gewählte Zeitalter beherrſchenden Anſchauungen die Vorausſetzungen zu gewinnen, von denen die Handlung ausgehen könnte. Dieſe Vorausſetzungen macht der Dichter nicht, damit wir ſie ſachlich für wahr halten und gläubig annehmen ſollen, ſondern damit wir mit ihrer dichteriſchen Annahme zu einem eigenartigen, nur durch ſie erreichbaren Genuß kommen können. Man kann dieſe Vorausſetzungen verwerfen: es iſt das ein berechtigter Standpunkt, wenn man damit das ganze Werk verwirft, nicht aber, wenn man ſich gegen Einzelheiten wenden will. Wer den Dichter als Dichter genießen will, muß für die Dauer der Dichtung dieſe Vorausſetzungen annehmen.

Der Dichter ſetzt zunächſt als Thatſache die vor Kopernikus herrſchende Annahme voraus, daß die Erde der Mittelpunkt und der Menſch der Zweck der Schöpfung ſei, daß ein räumlicher Himmel vorhanden iſt, daß neben den durch die chriſtliche Lehre gegebenen göttlichen Perſönlichkeiten, aus denen beſonders die Jungfrau Maria hervortritt, noch eine Geiſterwelt exiſtiert, die mit dem

Menſchen in Verkehr treten kann. Er ſetzt ferner voraus, daß die Geiſter ebenſowohl Engel wie Teufel ſein können, daß aber die Teufel es ſind, die den Verkehr mit dem Menſchen ſuchen um ihn in ihre Netze zu locken. Es ſind dieſelben Vorausſetzungen, die Goethe für ſeinen Fauſt machte: wir wiſſen aber, wie eifrig Schiller für die Fortführung der Fauſtdichtung bemüht war, und wie er entſcheidend auf ihre Geſtaltung eingewirkt hat.[1]) Hier finden wir ihn ganz in demſelben Vorſtellungskreis, aus welchem heraus ſeine Vorausſetzungen verſtanden werden müſſen. Demgemäß wird in dem Drama die Exiſtenz der Geiſterwelt als Thatſache behandelt: im einzelnen Falle kann es ſich nur darum handeln, ob das Hereinragen der Geiſterwelt von ihrer guten oder ihrer böſen Seite her ſtattfindet. So iſt auch im Sinne des Dichters jeder Zweifel darüber ausgeſchloſſen, daß die Hauptperſönlichkeit mit der überirdiſchen Welt in Verkehr ſteht: nur darüber tritt hie und da der Zweifel ein, ob es die gute oder die böſe Welt des Jenſeits iſt, von der ſie erfüllt und getrieben wird.

Welche Folge wird nun aber in der Seele des Mädchens, das eines überirdiſchen Verkehres gewürdigt iſt, man möchte ſagen mit Notwendigkeit eintreten? Sie muß ſich bevorzugt glauben, und als Grund dafür annehmen, daß ſie beſſer iſt als ihre Umgebung. Damit iſt der Keim des Dünkels, des Hochmuts in ſie gelegt: die, die ſie am beſten kennen, ſind ſich deſſen auch ſehr wohl bewußt. In einem dreimal wiederholten Traume, den ihr Vater gehabt und der ſie ihm in höchſter Herrlichkeit zeigte, ſieht der beſorgte Mann nur eine Warnung vor dem „eitlen Trachten ihres Herzens“: „Sie ſchämt ſich ihrer Niedrigkeit — weil Gott Mit reicher Schönheit ihren Leib geſchmückt, Mit hohen Wundergaben ſie geſegnet Vor allen Hirtenmädchen dieſes Thals. So nährt ſie ſünd'gen Hochmut in dem Herzen, Und Hochmut iſts, wodurch die Engel fielen, Woran der Höllengeiſt den Menſchen faßt.“ Er hat daher den Verdacht, daß die Geiſter, an deren Verkehr mit ſeiner Tochter er nicht zweifelt, der Hölle gehören, ja er hat den ſchlimmeren Ver-

[1]) Im einzelnen ausgeführt in „Goethes Fauſtdichtung. In ihrer künſtleriſchen Einheit dargeſtellt von Veit Valentin“. (Berlin, Emil Felber. 1894.) S. 9 ff., S. 285 ff.

dacht, daß ſie ſelbſt durch Bereiten von Tränken, durch Schreiben von Zeichen die Geiſter herbeiruft, alſo nach der Auffaſſung der Zeit Hexenkünſte treibt. Von Rechts wegen darf er das nicht dulden: er müßte ſie ſelbſt verklagen, aber dazu hat er ſie zu lieb: „Soll ich mein eigen teures Kind anklagen?“ So kann er nichts thun als „warnen, für ſie beten“. Er thut es mit jener wundervollen Charakteriſtik des Reiches der böſen Geiſter: „Schreib' keine Zeichen in den Sand: Leicht aufzuritzen iſt das Reich der Geiſter, Sie liegen wartend unter dünner Decke, Und leiſe hörend ſtürmen ſie herauf.“ Später, als Johanna äußerlich im höchſten Glanze ſteht, die Reue aber ſchon in ihrem Herzen wühlt, nähern ſich ihr die Schweſtern: die eine zagt: denn „Sie war uns fremd, da ſie noch unſer war“. Die andere iſt mutiger: „Wird ſie ſich unſer ſchämen, uns verachten?“ Wie ſie dann mit herzlicher Liebe willkommen geheißen ſind, ruft Margot die Männer herbei: „Die Schweſter iſt nicht ſtolz; ſie iſt ſo ſanft Und ſpricht ſo freundlich, als ſie nie gethan, Da ſie noch in dem Dorf mit uns gelebt“. So wiſſen Vater und Schweſtern aus der Zeit vor Johannas öffentlichem Auftreten von Stolz, ja Hochmut und Liebloſigkeit nur allzudeutlich zu erzählen. Der ſo ſchon vor Beginn der Handlung vorhandene Keim entwickelt ſich raſch, ſobald die Handlung ſelbſt ins Leben tritt.

Johanna, das Hirtenmädchen, hat die Berufung erhalten das Schwert zu ergreifen, die Feinde Frankreichs zu vertilgen, den Sohn des Königs nach der Krönungsſtadt zu geleiten und ihn zu krönen. Dieſe Berufung erzählt ſie zweimal, und zwar nicht in derſelben Weiſe: dem Könige berichtet ſie den thatſächlichen Vorgang, zu ſich ſelbſt ſpricht ſie ſo, wie ſich die Berufung allmählich in ihrer Phantaſie ausgeſtaltet hat. Die Erzählung vor dem König erſcheint im Drama nach dem Selbſtgeſpräch: dennoch giebt dieſes die allmählich eingetretene Umbildung, während die zeitlich ſpäter geſprochene Erzählung die urſprüngliche Geſtaltung des Ereigniſſes giebt. Hiernach erſcheint dem Hirtenmädchen die Jungfrau Maria, demütig als Hirtin gekleidet, aber mit Schwert und Fahne in den Händen. Johanna widerſpricht, da ſie als zarte Magd ſich ſolcher That nicht unterwinden kann: ſie fühlt klar den Widerſpruch der Aufgabe mit ihrem Geſchlechte. Aber dieſer Widerſpruch kann ausge-

glichen werden: „Eine reine Jungfrau Vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden, Wenn sie der ird'schen Liebe widersteht". Aber noch zweifelt und zögert Johanna, bis sie die Mahnung erhält, die den Schlüssel für das Verständnis des seelischen Prozesses giebt, wie er ihr bevorsteht: „Gehorsam ist des Weibes Pflicht auf Erden, Das harte Dulden ist ihr schweres Los: Durch strengen Dienst muß sie geläutert werden, Die hier gedienet, ist dort oben groß." Und die Göttliche läßt das Hirtenkleid fallen und als Himmelskönigin entschwebt sie auf goldenen Wolken „in das Land der Wonnen" —, damit das Schicksal der Seele Johannas vorandeutend, wenn sie erst durch Gehorsam, durch hartes Dulden geläutert sein wird.

In dem zweiten Bericht, wie er im Selbstgespräch am Ende des Vorspiels erscheint, ist es nicht die demütige Magd, die sich gehorsam dem Willen des Herrn gefügt hat, es ist Gott selbst, der zu ihr spricht, wie er einst zu Mosen gesprochen, Gott, der den Hirten, den frommen Knaben Isais, sich zum Streiter ausersehen: in dem Propheten, in dem Hirtenkönig sieht sie jetzt ihr Vorbild. Auch hier heißt es, daß sie der irdischen Liebe sich nicht erfreuen darf, aber ein hoher Lohn auf Erden wird ihr verheißen: „Doch werd' ich Dich mit kriegerischen Ehren, Vor allen Erdenfrauen dich verklären." Dies Ziel, dieser Preis ist etwas ganz anderes, als jene Hinweisung auf Gehorsam und Demut, wie sie aus dem Munde der Jungfrau Maria erklungen war: von ihres Herzens hohem Trachten weitergetrieben hat sie schon die Stufe der lautersten Demut verlassen. Als ob sie das selbst fühlte, sagt sie, sie gehe, weil des Geistes Ruf an sie ergangen: „Mich treibt nicht eitles, irdisches Verlangen." So steht sie hier schon in dem seelischen Kampfe zwischen demütigem Gehorsam, der allein ihr Auftreten gelingen lassen wird, und hochmütiger Selbstgefälligkeit, die, sobald sie den Sieg davongetragen hat, den schmerzlichsten Verlust, den Verlust des Talismanes nach sich ziehen muß, der ihr unweiblich heldenhaftes Auftreten und Handeln sichert, die Unberührtheit von der irdischen Liebe.

Allein diese Anwandlung selbstgefälligen Empfindens taucht unter, sobald sie vor dem Dauphin steht. Begeistert von der Größe

der Aufgabe tritt ſie mit dem ganzen unbewußten Zauber ihrer demuterfüllten Seele dem Fürſten und ſeinen Großen gegenüber. So kann ſich in ihr auch die volle Macht des göttlichen Weſens, der prophetiſche Geiſt offenbaren, der zugleich die beſte Beglaubigung ihrer Sendung, die beſte Sicherheit dafür iſt, daß die Geiſterwelt, die ſich ihrer bedient, die Welt des Guten, die Seite Gottes ſelbſt iſt. Dann aber beginnt ſofort der Kampf des durch den glücklichen Erfolg geſteigerten Selbſtbewußtſeins mit der Grundbedingung ihrer Sendung, dem demütigen Gehorſam. Schon bei ihrem nächſten Auftreten gewinnt die Leidenſchaft den Sieg über die Beſonnenheit: La Hire umgrenzt das, was ſie thun ſoll, ganz richtig: „Den Weg des Siegs bezeichne Du dem Heer, Die Fahne trag' uns vor in reiner Hand, Doch nimm das Schwert, das tödliche, nicht ſelbſt!“ Aber erzürnt, im Hochgefühl ihrer erhabenen Sendung, erwidert ſie: „Wer darf mir Halt gebieten? Wer dem Geiſt Vorſchreiben, der mich führt?“ Und als ob ſie für ihr Thun keine Verantwortlichkeit hätte, betrachtet ſie ſich als willenloſes Werkzeug: „Der Pfeil muß fliegen, Wohin die Hand ihn ſeines Schützen treibt.“ Aber gerade hinter dieſer ſcheinbaren Unterordnung ihrer Perſon unter einen höheren Willen birgt ſich, nur leicht verhüllt, der immer leidenſchaftlicher hervorbrechende Dünkel, die immer ſchrankenloſer auftretende Selbſtüberhebung, die ſie weit über das hinaustreibt, was ihr aufgetragen war.

Zu entſcheidendem Hervortreten kommt dieſes Überſchreiten ihrer Aufgabe in der Szene mit Montgomery zu Tage. Der Zweck ihres Auftretens, die Krönung des Dauphins in Rheims, verlangte die Beſiegung und Vertilgung der engliſchen Macht, nicht die Tötung jedes Engländers, der Brauch des Krieges jener Zeit geſtattete die Auslöſung der Kriegsgefangenen. Wenn Montgomery kämpfte, ſo war eine Niedermetzelung des Beſiegten für die Erreichung des Kriegszweckes durchaus nicht notwendig: durch ſeine Gefangennahme war er unſchädlich gemacht, und eine ſpätere Auslöſung hätte den Zug nach Rheims jetzt nicht aufgehalten. Und wie tritt hier Johanna auf? So wie ſie Montgomerys anſichtig wird, ruft ſie ihm zu: „Du biſt des Todes! Eine britiſche Mutter zeugte Dich!“ Das wäre ſchon im Mund eines männlichen Kriegers barbariſch:

im Mund eines Mädchens wird es auch dadurch nicht erträglich, daß sie sich als gottgesandt betrachtet: das Hinmorden der Feinde ist Johanna niemals geboten worden: die Besiegung des Feindes durch Kampf und Totschlag ist hier nicht notwendig, da sich der Jüngling ihr ergiebt. Sie aber kennt keine Barmherzigkeit: „Wenn Dich das Unglück in des Krokodils Gewalt Gegeben oder des gefleckten Tigers Klaue, Wenn du der Löwenmutter junge Brut geraubt, Du könntest Mitleid finden und Barmherzigkeit: Doch tödlich ists der Jungfrau zu begegnen." Diesen unmenschlichen und in viel höherem Grade ungöttlichen Standpunkt begründet Johanna mit den Worten: „Denn dem Geisterreich, dem strengen, unverletzlichen, Verpflichtet mich der furchtbar bindende Vertrag, Mit dem Schwert zu töten alles Lebende, das mir Der Schlachten Gott verhängnisvoll entgegenschickt". Aber wo ist das je gesagt und verlangt worden? Wie stimmt das zu der *göttlichen* Sendung, wie zu dem *Zwecke* der Sendung? Es ist vielmehr so, daß der Erfolg, der nie versagende Sieg, der im Einzelkampfe stets errungene Triumph die Seele mehr und mehr verblendet, daß Johanna, durch diese Verblendung getrieben, das Maß überschreitet und sich hochmütig eine Aufgabe zuschreibt, die sie nicht hat. Um so greller erscheint aber nun der Widerspruch ihres Thuns mit ihrem Geschlechte: die Berufung darauf weist sie darum mit Unmut, ja mit wachsender Bitterkeit zurück. In der Verschmähung dessen, wozu Alter, Geschlecht und Schönheit sie berechtigen, liegt die Bürgschaft ihrer Stärke, ihres entscheidungsvollen Eingreifens, ihres Ruhmes, und schon empfindet sie dies alles als so wertvoll und reizend, daß ihr die Aufgebung irdischen Liebesglückes kein Opfer ist. Und im Vollgefühl ihrer hierdurch gesicherten Kraft werden ihre Worte immer stolzer: „Ihr Thoren! Frankreichs königliches Wappen hängt Am Throne Gottes. Eher riss't ihr einen Stern Vom Himmelswagen als ein Dorf aus diesem Reich, Dem unzertrennlich ewig einigen! Der Tag der Rache ist gekommen: nicht lebendig mehr Zurückemessen werdet ihr das heil'ge Meer!" Ja sogar ihr Gebet wird selbstgefällig: erfüllt vom Siege über Montgomery sagt sie: „Erhabene Jungfrau, du wirkst Mächtiges in mir! Du rüstest den unkriegerischen Arm mit Kraft, Dies

Herz mit Unerbittlichkeit bewaffneſt du", und wieder redet ſie ſich ein, daß ſie trotz ihres Mitleids dem Schwerte folgte, das ſich ſelbſt regiert „als wär' es ein lebend'ger Geiſt". Allein Mitleid und menſchlich warmes Mitgefühl lebt in ihr nur dann, wenn die kriegeriſche Leidenſchaft ſie nicht verblendet, dann aber auch in herrlicher Weiſe: ſo in der Verſöhnung des Herzogs von Burgund mit dem König und noch ſchöner in der Verſöhnung Dü Chatels mit dem Herzoge von Burgund. Damit ſteht ſie auf der Höhe ihres gottgewollten Wirkens: es äußert ſich in den prophetiſchen Blicken, die ſie in die Zukunft des königlichen und des burgundiſchen Hauſes thun.

Allein dieſe Höhe wird auch der Wendepunkt: was ihre rege Phantaſie ſich geträumt hatte, daß ſie vor allen Erdenfrauen verklärt werden ſolle, das geſchieht jetzt. Der Dauphin kann ſeine Krönung nicht erwarten um Johanna zu belohnen: er adelt ſie und — Johanna läßt das ruhig geſchehen: aber was ſoll der irdiſche Adel ihr, der durch die Wahl des Himmels ſo viel höher geadelten? Dieſes Eingehen auf irdiſchen Glanz hat zur unmittelbaren Folge die Werbung zweier hervorragender Ritter: erſt dieſe Werbung, die ſie wie eine Schmach betrachtet, die ein Eingriff in ihr Weſen iſt und das zerſtören würde, was ſie eben erſt erreicht hat, bringt ſie wieder zum Bewußtſein: ſie weiſt die Werbung zurück: „Berufen bin ich zu ganz anderm Werk: Die reine Jungfrau nur kann es vollenden", und in ſtarkem Gegenſatz zu der Annahme des Adels will ſie nach dem Kampfe heimkehren: „Die Hirtin Hat kein Geſchäft mehr in des Königs Haus". Aber ganz wohl fühlt ſie ſich erſt wieder, wie der Ruf zu neuem Kampf erſchallt. Es iſt der letzte Kampf vor Rheims: es iſt auch der Kampf, in dem Johanna zur Selbſtbeſinnung zurückgeführt wird.

Die Engländer werden wieder geſchlagen: ein ſchwarzer Ritter tritt der Jungfrau entgegen und lockt ſie in die Einſamkeit. Durch ſeine warnenden Worte gereizt, durch die Fortführung vom Schlachtfeld erzürnt, kommt ſie zur höchſten Steigerung ihrer Selbſtüberhebung: „Nicht aus den Händen leg' ich dieſes Schwert Als bis das ſtolze England niederliegt." Das geht weit über ihre Aufgabe, deren Löſung in nächſter Nähe iſt: ſie muß das Schwert nieder-

legen, ſobald der Dauphin zum König gekrönt iſt — von einer gänzlichen Unterwerfung Englands oder auch nur von einer gänzlichen Beſiegung iſt in ihrer Berufung keine Rede.

Es hätte indeſſen dieſer höchſten Steigerung ihres Selbſtbewußtſeins kaum mehr bedurft: ſie iſt ſchon ſo weit von der Demut entfernt, daß ſie das Werkzeug Gottes nicht mehr ſein kann. Demgemäß gehen ihr die Begnadigungen, die ſie durch ihre Demut erhalten hatte, der Reihe nach verloren. In vortrefflicher Steigerung verliert ſie erſt die prophetiſche Gabe, die ihr die Abſicht des Gegners hätte darthun müſſen: „Argliſt'ger! Jetzt erkenn' ich deine Tücke.“ Dann vermag ſie nicht das überirdiſche Weſen des Gegners zu erkennen: um zu ſagen, daß das Unglück ihr zur Seite ſteht, bedarf es keiner Prophetenſtimme. Sie will endlich einen Streich gegen den Feind führen: er berührt ſie, ſie ſteht gelähmt: wäre ſie noch unter göttlichem Schutze, ſo hätte ſie den Geiſt, der ihr gegenüber ſtand, beſiegen müſſen, zumal wenn es, wie ſie nachher annimmt, ein Höllengeiſt war. Demgegenüber erſcheint ihr Selbſttroſt als eitles Ruhmgerede: „Und käm' die Hölle ſelber in die Schranken, Mir ſoll der Mut nicht weichen und nicht wanken.“ War ſie ſo ſchon dem Feinde gegenüber thatſächlich hilflos geworden, ſo erhält dieſes Verlaſſen des Beiſtandes Gottes ſeine höchſte Steigerung dadurch, daß das Weib in ihr der ſinnlichen Wirkung der männlichen Erſcheinung gegenüber wehrlos wird: ſie, die alle Werbungen zurückgewieſen, verfällt der ſinnlichen Leidenſchaft zu einem Fremden, der ſie ſchmähte, der ſie töten wollte, zu einem Feinde ihres Vaterlandes, das ſie zu befreien berufen war, zu einem Sohne des Landes, von dem ſie eben noch in ſtarker Überhebung gewollt hatte, daß es in ſeinem Stolze darniederliegen müſſe — eine ſtärkere Erniedrigung kann nicht gedacht werden: ſie wird ihr zu teil, wie ſie durch ihren ſchrankenlos gewachſenen Hochmut mit dem Beiſtande der Gottheit auch die durch ſie verliehene übermenſchliche Kraft eingebüßt hatte, ſo daß ſie hilflos einer Einwirkung preisgegeben wird, mit deren Eintreten die Vorbedingung ihres ſiegreichen Auftretens aufhört, mit deren Eintreten alſo gerade das entfällt, worauf ihr Hochmut ſich gegründet hat: ſie iſt von jetzt an auch körperlich ſchwach wie ein anderes Weib.

Johanna betrachtet die in ihr plötzlich erwachte sinnliche Leidenschaft zu dem englischen Feldherrn als den Bruch ihres Gelübdes und demgemäß als eine Schuld: im Gange der nicht von ihr, wohl aber von uns im Zusammenhang überschauten Handlung ist aber diese Leidenschaft nicht ihre Schuld, sondern ihre Strafe. Ihre Schuld besteht in einem Überschreiten des Maßes, in einem allmählichen Aufwachsenlassen sträflichen Hochmutes in einer Lage, deren Grundbedingung demütige Unterwerfung unter einen fremden, ihr gegen ihre Natur aufgedrängten Willen, deren Bürgschaft ein blinder sich selbst entäußernder Gehorsam war. Da beginnt das Zürnen der Gottheit: die ihr verliehenen Gaben verlassen sie — noch merkt sie es nicht, und immer schrankenloser läßt sie sich gehen. So muß ein Schlag sie treffen, dessen Bedeutung ihr unfehlbar klar werden muß, und in dem Augenblick, wie sie die Gotteslästerung ausspricht: „Die heil'ge Jungfrau opfert dich durch mich", fällt dieser Schlag auf sie nieder, und hilflos ist sie einem Gelüsten preisgegeben, dessen hoheitsvolle Zurückweisung die Sicherheit für ihr überirdisches Handeln war.

Und in der That, furchtbar ist diese Strafe: eine herbere Demütigung hätte die Gottheit nicht aussinnen können um die von der Demut Abgefallene zu erniedrigen: sie, die die glänzendsten Helden des eigenen Volkes zurückgewiesen hat, muß einem zwar tüchtigen, aber Johannas plötzliches Liebeserwachen keineswegs durch sich selbst begreiflich machenden Ritter beim bloßen Anblick hilflos verfallen: ohne die lenkende Hand der erzürnten Gottheit ist das nicht zu begreifen. Aber gerade dieser Widersinn der Wahl in den Augen Johannas ist allein geeignet sie mit voller Entschiedenheit zu sich zurück zu führen. Jedoch die rechte Erkenntnis kommt nicht auf einmal: mit glänzender Kunst versteht es der Dichter das Problem Schritt für Schritt seiner Lösung entgegenzuführen.

Zunächst wird sich Johanna bewußt, daß ihre Schonung dieses Feindes nicht aus Mitleid, sondern aus Liebesleidenschaft geschah. Aber nicht nur sich gesteht sie das Furchtbare: in feiner Wendung stellt der Dichter der Jungfrau des Königs Geliebte Agnes Sorel gegenüber: in ihren Preis der Seligkeit der Liebe

ſtimmt Johanna unerwartet mit ſo vollen Tönen ein, daß Agnes ſagt: „Du kennſt die Liebe.“ Um ſo tiefer fühlt ſich Johanna durch dies unwillkürliche Geſtändnis erniedrigt, und wie ihr nun die Fahne gebracht wird, ſieht ſie auf ihr die zürnende Himmelskönigin, und erſtaunt hören die Ritter ihre „unſeligen Reden“: Dü Chatel aber, der ihr am meiſten Dank ſchuldet, iſt nun der erſte, der den Zweifel andeutet, daß Johanna nicht vom Himmel, ſondern von der Hölle begeiſtert worden ſei. So wird die Krönung des Königs, die für Johanna die Krönung ihres Werkes ſein ſollte, zum Fluche für Johanna: ſie flüchtet aus dem Dom, ſie läßt die Fahne zurück: da bringt die Begegnung mit ihrer Familie die Entſcheidung. Im Geſpräche mit den Schweſtern erkennt ſie endlich den wahren Grund ihres Falles und den Weg zur Sühne dafür. Sie will wieder in die Heimat gehen: „Wie eine niedre Magd will ich euch dienen, Und büßen will ichs mit der ſtrengſten Buße, Daß ich mich eitel über euch erhob.“ Das eitle Trachten ihres Herzens war ihre Schuld, die ſtrengſte Buße kann allein die Sühne bringen.

Allein dieſe Buße verläuft ganz anders als ſie es ſich ausdenkt: der Himmel greift ein. Um dies zu ermöglichen, nimmt der Dichter einen früher angeſponnenen Faden wieder auf. Schon ehe Johanna die Heimat verließ, hatte der eigene Vater ſie im Verdacht der Hexerei. Hatte damals die Liebe zum Kind ihn ſchweigen laſſen, ſo treibt ihn jetzt dieſelbe Liebe zum Kinde wenigſtens ihre Seele zu retten, mag auch ihr Leib darüber ſterben: mit Gewalt will er ſie von ihrem eitlen Glücke zu dem Gotte zurückführen, dem ſie entſagt hat: mit der Eitelkeit erkennt er die richtige Quelle von Johannas Abfall: ſein Vorwurf des Teufelsbündniſſes iſt falſch. Aber Johanna ſchweigt dazu. Sie beginnt mit dem Ertragen des ungerechten Vorwurfes ihre Buße, die ſie zu einer immer größeren Heldin in der Demut werden läßt. In herrlicher Steigerung, die hier ein ganz neues Intereſſe erweckt, läßt ſie der Dichter immer tiefer gedemütigt werden, und indem ſie die ungerechte Demütigung geduldig erträgt, kommt ſie dem urſprünglichen, dem gottgewollten Zuſtand ihrer Seele immer näher. Agnes Sorel tritt ermutigend zu Johanna: ſie erwidert nichts auf die Anklage; La Hire ſpricht

ihr zu: wie Agnes Sorel weicht er vor ihrem als Geſtändnis erſcheinenden Schweigen entſetzt zurück. Dünois glaubt am treueſten an ſie: er wirft den Handſchuh dem Ankläger hin — da giebt der Himmel ſelbſt die Antwort: ſein Donnern erklärt ſie nach der Meinung der Umgebung für ſchuldig. Nun fragt der Erzbiſchof ſie im Namen Gottes: erneute Donnerſchläge weiſen ſie als ſchuldig auf. Jetzt flieht alles von ihr: ſie wird verbannt. Nur einer bleibt ihr auch jetzt noch treu, Raimond, der einſt jahrelang vergebens um ſie geworben. Er geleitet ſie. Im Walde will ihr das Köhlerweib einen erfriſchenden Trunk reichen: ihr Bube, der dazu kommt, ſchlägt der „Hexe von Orleans“ den Becher aus der Hand. So haben ſie, die göttlich Gefeierte, das Heer, der König, die Kirche, ja ſelbſt das Volk verlaſſen. Nun muß ſie das Allerbitterſte erfahren, daß Raimond ihr zwar hilft, aber doch an ihr zweifelt. Da löſt ſich endlich das Wort von ihrer Lippe, das das Ergebnis all dieſes Elendes offenbart: ſie iſt geheilt, in ihrer Bruſt iſt Friede, und ſie hofft auf den Tag, der ſie reinigt. Aber noch iſt der Kampf für ſie nicht zu Ende. Die bisher ſtets Siegerin gegen Männer geblieben, muß ſich dem Weib ergeben, das, ein trauriges Nachbild ihrer ſelbſt, wie ſie in Waffen geht: Königin Iſabeau ſchickt ſie zur höchſten Häufung ihres Elendes zu Lionel: aber eben dies wird ihre höchſte Läuterung. Sie widerſteht in dieſer letzten und ſchwerſten Prüfung ſeinen Verlockungen, die nichts vermögen, ſobald ihr Herz feſt iſt: jetzt erſt hat ſie den vollen Sieg über ſich gewonnen, die Strafe weicht von ihr, die alte Stärke kommt wieder über ſie und ſie kann ſich aus der Hand der Feinde, ihren König aus höchſter Not erretten. Nun aber giebt es für die Geläuterte keinen Platz mehr auf Erden: wie ſie einſt die Himmelskönigin aus dem niedrigen Gewande der Hirtin in das Land der Wonnen hat entſchweben ſehen, ſo ſchwebt ihre reine Seele zu dem Himmel auf: durch Kampf und Sieg hat ſie ſich den Zugang ſelbſt errungen.

So führt der Dichter ſeine Vorausſetzungen folgerichtig durch: die überirdiſche Welt in der beſonderen Geſtaltung der chriſtlich-mittelalterlichen Auffaſſung gilt als Realität. Allein das Gefühl ihrer Wirklichkeit kann nicht kräftig genug zum Bewußtſein gebracht werden, zumal der Dichter in einer Zeit ſchafft, die ſeinen Voraus-

ſetzungen nicht ſympathiſch entgegenkommt: ſo muß er zeigen, daß es ihm für ſeine Dichtung durchaus Ernſt iſt. Er benutzt dazu eine Geſtalt, die im Mittelalter kaum denkbar iſt, die aber der Dichter gleichſam als Vertreter der modernen Zweifelſucht abſichtlich mitten in die glaubensſtarke Umgebung ſtellt. Sie kann zur Bekräftigung der realen Wahrheit des Glaubens jedoch nur dann wirken, wenn ſie widerlegt wird: die Art, wie der Dichter dies durchführt, gehört dem Gebiete höchſter Genialität an.

Zum Träger dieſer zweifelnden Natur macht der Dichter den engliſchen Feldherrn Talbot. Was die anderen für den Teufel halten, erklärt er für den Teufel der Narrheit, für Aberglauben, für ein Geſpenſt des Pöbels. Ihm iſt die erhabene Vernunft die lichthelle Tochter des göttlichen Hauptes, die weiſe Gründerin des Weltgebäudes, die jetzt dem Aberwitz gegenüber verſagt: dem Narrenkönig gehört die Welt. So ſtirbt er auch als Gottesleugner, als Leugner einer überirdiſchen Geiſterwelt, als Leugner der Unſterblichkeit: „Bald iſts vorüber, und der Erde geb' ich, Der ewigen Sonne die Atome wieder, Die ſich zu Schmerz und Luſt in mir gefügt, Und von dem mächt'gen Talbot, der die Welt Mit ſeinem Kriegsruhm füllte, bleibt nichts übrig Als eine Handvoll leichten Staubes." Iſt das wahr, ſo iſt alles Andere wirklich nur grobes Gaukelſpiel: nach der Vorausſetzung dieſer Dichtung iſt es das aber nicht, ſondern es iſt echte Wirklichkeit und Wahrheit. Soll dieſe Annahme zum Siege kommen, ſo muß der Trug der Annahme Talbots widerlegt werden. Wie aber könnte der Leugner der Unſterblichkeit beſſer widerlegt werden als dadurch, daß Talbot an ſich ſelbſt erfährt, daß mit ſeinem Sterben er keineswegs nur in die Atome ſich aufgelöſt hat, ſondern daß von ihm wirklich noch etwas übrig bleibt, daß jenſeits des Todes nicht das Nichts, ſondern ein ſehr reales Etwas beſteht? So muß Talbot, der Leugner des Jenſeits, aus dem Jenſeits wiederkommen und ſo ſelbſt Zeugnis dafür ablegen, daß ſeine Annahme falſch war, die gegenteilige Annahme richtig iſt. Der „ſchwarze Ritter" iſt wirklich der Geiſt Talbots: Johanna, die ſchon von der Prophetenſtimme verlaſſen iſt, erkennt ganz richtig die körperliche Ähnlichkeit: den wahren Sachverhalt zu erkennen iſt ſie nicht mehr imſtande. Wie ſehr ſie von der gött-

lichen Hilfe verlaſſen iſt, zeigt vielmehr gerade der Umſtand, daß ſie ſofort den Anfechtungen der Hölle ausgeſetzt iſt, und daß ſie dieſe nicht einmal als ſolche zu erkennen vermag. Der Geiſt Talbots ſetzt den Angriff, den er im Leben vergebens auf Johanna gemacht hat, nun nach dem irdiſchen Tode fort: für ihn beruht Johannas Sieg nur auf der Laune des Glückes: ſie ſoll dies entlaſſen, ehe es ſich ſelbſt befreit. Johanna weiß beſſer den Grund ihres Sieges und weiſt dieſe Mahnung zurück. Da ſucht ſie der Geiſt irre zu machen: er weiß, daß ſie triumphierend in Rheims einziehen wird: er warnt ſie dies zu thun, ohne einen Grund dafür anzugeben. Nun will ihn Johanna bekämpfen, und erſt jetzt erkennt ſie ſeine überirdiſche Natur.

Ein großer Dichter wie Schiller benutzt eine ſolche Geſtalt nicht nur zu einem Zwecke: Talbots Geiſt ſpricht von ſich aus in engliſchem Intereſſe, in der Hand des Dichters iſt er zugleich das Mittel zu zeigen, wie tief Johanna gefallen, wie gänzlich ſie von der Gottheit verlaſſen iſt. Iſt ſie das aber in ſolchem Grade, ſo wird dieſes Bewußtſein, das wir davon erhalten haben, die Vorbereitung dafür, daß wir die nun unmittelbar folgende Szene der Beſiegung Lionels durch Johanna und des Eintritts der Strafe für Johanna für wohlbegründet halten.

Hat der Geiſt Talbots nicht mit dem Grunde ſeiner Warnung recht, die Warnung an ſich iſt wohl berechtigt, und es iſt bezeichnend für die ſeeliſche Stimmung Johannas, daß ſie die Warnung gänzlich in den Wind ſchlägt: ein kleiner Schritt weiter, und der Sturz iſt da.

So behandelt der Dichter ſein künſtleriſches Problem mit ſicherſter Folgerichtigkeit: eine reine Seele, wie ſie auf dem Boden einer beſtimmten Weltanſchauung ſich geſtaltet, unterliegt zeitweilig den Verlockungen des eitlen Trachtens ihres Herzens und arbeitet ſich, durch eine ſchwere Strafe getroffen und geweckt, zu dem erneuten Zuſtand höchſter Seelenreinheit durch, der nun aber erhöhten Wert hat: was urſprünglich Naturanlage war, wird ſchließlich das Ergebnis eines ſittlichen Handelns. Wollen wir daraus eine Lehre ziehen, ſo wird der Dichter nichts dagegen haben: die Abſicht eine Lehre zu geben hat er nicht. Dazu iſt ihm ſeine Kunſt viel

zu heilig, viel zu groß: er iſt ein Prieſter des Schönen, er iſt aber nicht ein Arzt, der durch derbe Mittel ein Gift aus dem Körper der menſchlichen Geſellſchaft treiben will; ſein Ziel iſt die äſthetiſche Empfindung, aber ihm iſt das Drama eine zu edle und hohe Form, als daß er ſie zur ſatiriſchen Geiſel erniedrigen möchte: er iſt geſchmackvoll genug, wenn er ſeine Gegner und in ihnen die Schäden der Zeit treffen will, die ſatiriſche Geiſel im Epigramm zu ſchwingen. Ganz beſonders aber iſt er viel zu geſchmackvoll als daß er, um ſatiriſch ſein zu können, mit Behagen das Widerwärtige malte, und er wäre weit davon entfernt ſich groß zu dünken, wenn er zur Rechtfertigung mitten in dem Ekelhaften ein vereinzeltes Blümchen hätte aufblühen laſſen. In unerſchöpflichem Reichtum bietet er mächtige Empfindungen: er verlangt aber, daß wir uns zu ihm erheben um ihrer teilhaftig zu werden. Die Träger dieſer Empfindungen geſtaltet er groß und einfach: er hält es nicht für den Triumph der Kunſt jede Falte des Kleides, jede Runzel des Geſichtes wiederzugeben: die Wahrheit, die er erſtrebt, iſt nicht der Abklatſch irgendwelcher Augenblickswirklichkeit. Ihm iſt das Kunſtwerk nicht das Ziel des künſtleriſchen Schaffens, ſondern das Mittel: ſein Ziel iſt die freudige Bethätigung der in uns der Anlage nach vorhandenen Luſt an der Erlebung ſeeliſcher und ſittlicher Empfindungen, wie ſie beim Miterleben des Kämpfens und Ringens um die höchſten Güter der Menſchen erweckt werden. Zur Erreichung dieſes Zieles verwendet er mit ſchöpferiſcher Kraft und im Gefühle ſouveräner Herrſchaft, aber nicht in launenhafter Willkür und noch weniger in ſklaviſcher Unterordnung unter die Zufälligkeiten der Erſcheinung, jedes Volk, jede Zeit, jeden Glauben: ſo iſt jedes ſeiner dramatiſchen Werke eine neue, eine eigene Welt — in allen aber lebt der einzig große edle Geiſt, von dem wir Deutſchen alle mit gerechtem Stolze das Wort ſeines gleichgroßen Freundes über ihn ausſprechen dürfen: „Er war unſer!“

3.

Fauſt in der Geſchichte, Sage und Dichtung.

Von Dr. O. Heuer.

(15. Oktober 1893.)

Zur Erläuterung der Fauſtausſtellung.

Fauſt iſt der Gegenſtand der an Goethes Geburtstage im Goethehauſe eröffneten Ausſtellung. Fauſt! Wer iſt das?

Iſt es ein leerer Name oder eine wirklich greifbare hiſtoriſche Perſönlichkeit, eine mythiſche Figur, die Perſonifikation einer Idee oder ein Gebilde der dichteriſchen Phantaſie? Keine dieſer Bezeichnungen würde für ſich allein ausreichen ſein Weſen zu bezeichnen, und doch ſind alle richtig, denn Fauſt iſt alles zugleich. Er hat wirklich gelebt, aber der Mythus iſt älter als ſeine Perſönlichkeit, die in der Sagenbildung ihre feſten Umriſſe verlor, um in der Dichtung völlig phantaſtiſche Formen anzunehmen.

Einen Fauſt kennen wir alle. Das iſt der moderne himmelſtürmende Titan, den Goethes Dichtergeiſt uns erſchuf. So frei Goethe mit dem Stoffe ſchaltete, indem er es unternahm, den am Irdiſchen klebenden Fauſt der Geſchichte und Sage in die lichten Höhen des Ideals emporzuheben, ſo hat doch gerade er mit der Treffſicherheit des Genius das Bleibende und Ewige, den wahren Kern des Fauſtproblems am klarſten erfaßt, am reinſten dargeſtellt.

Denn ſo alt wie die Menſchheit ſelbſt iſt auch ihre unſtillbare Sehnſucht aus den ihr von der Gottheit geſetzten Schranken herauszutreten, die Fülle unbegrenzter geiſtiger Erkenntnis, die Fülle unbeſchränkten ſinnlichen Genuſſes, die Herrſchaft über die Welt des Geiſtes und der Geiſter, auch im Gegenſatze zur Gottheit, zu erringen. Hat doch das erſte Menſchenpaar bereits, verlockt von dem Dämon in Schlangengeſtalt, die verbotene Frucht vom Baume der Erkenntnis gepflückt.

Die Sagen des Orients wiſſen von Männern zu berichten, die im Beſitze geheimnisvoller übermenſchlicher Weisheit die Geiſter ihrem Willen dienſtbar zu machen verſtanden. An Zoroaſters, an Moſes, an Salomos Namen knüpfen ſich derartige Über-

lieferungen. Auch in das chriſtliche Altertum und Mittelalter pflanzte ſich dieſe Magie fort. Am bekannteſten iſt die Sage von dem Teufelsbündner Theophilus, dem Fauſt des Mittelalters, wie man ihn gern nennt. Um weltlicher Herrlichkeit willen und aus gekränktem Ehrgeiz ſchließt er mit dem Böſen ſeinen Pakt, aber rechtzeitige Reue und die Gnade der Gottesmutter retten ſeine ſündige Seele. Ähnlich ergeht es auch dem Militarius und andern Magiern des Mittelalters, dem Heliodor, Tannhäuſer, Klinſor und einer ganzen Reihe von Päpſten. Faſt ausſchließlich ſind es im Mittelalter Geiſtliche, die mit den Dämonen ſich einlaſſen, da den Laien die Grundbedingung der Magie, das Wiſſen, fehlte.

Fauſtiſches findet ſich in allen dieſen Vorgängern Fauſts, jener ὕβρις der antiken Welt vergleichbar, aber der trotzige Übermut beugt ſich ſchließlich ſtets vor der jede Lebensregung beherrſchenden kirchlichen Autorität. Das Fürwort der Jungfrau ſichert den Verirrten Verzeihung und Wiederaufnahme in den Schoß der Kirche.

Dieſe verfügt über ſo viele unfehlbare Gnadenmittel, daß die hölliſchen Mächte den Gläubigen im Grunde nicht gefährlich werden können, da ſie ſchließlich ſtets beſchämt und überwunden von dannen ziehen müſſen.

Erſt als das felſenfeſte Vertrauen in die Macht der von der Kurie geſpendeten Heilsmittel zu ſchwinden begann, als der menſchliche Geiſt ſeiner ſtolzen Kraft bewußt die überlieferten Normen des Denkens abſtreifte, als er die Antike in ihrer ſündigen Schönheit verſtehen lernte, und als zugleich neuentdeckte Welten mit ihren Wundern ſich vor ihm aufthaten, da erſt, im Zeitalter der Renaiſſance, konnte der Fauſt entſtehen, der lieber trotzig zu Grunde geht, als ſich reuig unterwirft.

Aber die Renaiſſance, der Humanismus ging von romaniſchen Landen aus und doch iſt Fauſt ein Deutſcher. Es liegt dies tief begründet in dem Unterſchiede romaniſchen und germaniſchen Weſens. Gewaltiges, titanenhaftes Streben iſt auch den Zeit- und Stammgenoſſen eines Michel Angelo eigen, aber es fehlt ihnen der innere Zwieſpalt, die Fauſtiſche Tragik, das Fauſtiſche Ringen. Denken wir nur jener Borgia. Der Papſt Alleſſandro VI. ſelbſt, den man ebenfalls des Bündniſſes mit dem Teufel zieh, er be-

wahrt in allen ſeinen Verbrechen das harmoniſche Gleichmaß der Seele; ohne jeden Skrupel durchmißt der Götterjüngling Ceſare Borgia ſeine blutige Bahn. Nichts erſcheint dem Deutſchen auch unſerer Tage wunderbarer als die heitere Anmut der Madonna Lucrezia, von deren Lippen all die furchtbaren Greuel, deren Zeuge ſie war, das ſonnige Kindeslächeln nicht zu verbannen vermochten.

Fauſt wie Hamlet konnten nur auf germaniſchen Boden erwachſen. Die geiſtige Atmoſphäre eines Paracelſus, Luther, Ulrich von Hutten hat die ſymboliſche Geſtalt des ſein Seelenheil in frevlem Übermut verſcherzenden Forſchers mit den gramdurchfurchten Zügen gezeitigt, die in Fauſt ihre Verkörperung findet.

Alle dieſe Vorbedingungen für Fauſts Exiſtenz laſſen ſich in der Ausſtellung nicht zur Anſchauung bringen. Sie beginnt erſt mit dem hiſtoriſchen Fauſt, wie ihn die Berichte ſeiner Zeitgenoſſen uns zeigen.

Aus dem Jahre 1507 ſtammt die älteſte Nachricht, die erkennen läßt, daß Fauſt ſchon als Jüngling nicht geringes Aufſehen erregte. Der Sponheimer Abt Trithemius, ſelbſt ein Meiſter in den geheimen Künſten, gießt die volle Schale ſeines Zornes über den kecken jungen Fant aus, der ſich prahleriſch den Fürſten der Nigromantie zu nennen wagte. Er ſchildert ihn als einen Landfahrer, leeren Schwätzer und Renommiſten, deſſen Unwiſſenheit nur durch ſeine Frechheit überboten werde.

Ähnlich lautet wenige Jahre ſpäter das Urteil des berühmten Humaniſten Mutianus Rufus über Fauſts Auftreten in Erfurt, wo die ungebildete Menge ſeinen Prahlereien bewundernd lauſchte. Auch der würdige Wormſer Stadtphyſikus Philipp Begardi iſt auf den Wundermann, der den zünftigen Ärzten ins Handwerk pfuſchte, nicht gut zu ſprechen, er meint, ſeine größte Kunſt habe darin beſtanden, den Leuten das Geld aus den Taſchen zu locken.

Dieſe Berichte, die aber alle ein wenig nach Konkurrenzneid ſchmecken, zeigen uns Fauſt als den echten Typus des fahrenden Scholarentums, das die Leichtgläubigkeit des Volkes ausnutzend, die Lande durchzog. Durch ſein keckes ruhmrediges Auftreten gewann er, wie es ſcheint, eben ſo ſehr die Gunſt der Menge wie

er ſich die Achtung derer, welche die geheime Wiſſenſchaft im ſtillen Kämmerlein pflegten, verſcherzte.

Einige neuentdeckte Zeugniſſe von Zeitgenoſſen zeigen ihn dagegen von einer weſentlich andern Seite. Sie laſſen erkennen, daß der Nigromant auch in hohen Kreiſen und bei gelehrten Leuten Anerkennung und Vertrauen genoß. Finden wir ihn doch im Jahre 1420 am Hofe des aus Goethes Götz bekannten Bamberger Biſchofs Georg III. von Limpurg, an dem Hofe, wo Ulrich von Hutten eine Freiſtätte fand, Albrecht Dürer hochgeehrt wurde, der als eine Hochburg des Humanismus, als ein Zufluchtsort des freien Geiſteslebens galt. Der feingebildete Biſchof ſelbſt verſchmähte es nicht, wie das Rechenbuch ſeines Kammermeiſters ausweiſt, ſich von Fauſt weisſagen, die Nativität ſtellen zu laſſen, wofür er ihn reich beſchenkte. Auch der dieſem Kreiſe angehörige Philipp von Hutten weiß noch viele Jahre ſpäter von einer eingetroffenen Prophezeiung Fauſts zu erzählen. Einen Gelehrten wie Stibarius finden wir unter ſeinen Verehrern. In dieſen Zeugniſſen heißt Fauſt nicht mehr der Landſtörzer und Betrüger, ſondern man giebt ihm ſtets den Titel, mit dem er ſo gern ſich ſchmückt, den des Philoſophen; Faustus philosophus erſcheint er uns hier. Dieſe enge Beziehung zu den Vorkämpfern des Humanismus erinnert an die freilich erſt aus ſpäteren Jahren überlieferte Erfurter Tradition, die ihn als Kenner und Verehrer des klaſſiſchen Altertums ſchildert, der ſeine Kunſt dazu benutzt, ſeinen Schülern die Geſtalten der Homeriſchen Helden leibhaftig vorzuführen. Freilich ſchützte ihn auch der Name des Philoſophen nicht vor Verfolgung, wie das Ingolſtädter Ratsprotokoll vom Jahre 1528 beweiſt, das die Ausweiſung des Philoſophen Fauſt verfügt, und ihn erſucht, ſeinen Pfennig anderswo zu verzehren.

Faßt man alle die Angaben ſeiner Zeitgenoſſen zuſammen, ſo ergiebt ſich das Bild eines gewiß nicht kenntnisloſen aber prahleriſchen vagierenden Gelehrten, der unerhörter Kenntniſſe in Nigromantie, Aſtrologie, Phyſik und Arzneikunde ſich rühmte und ſeine Weisheit bei Hoch und Niedrig zu Markte trug.

Das Leben des Heimatloſen war, wie es ſchon die wenigen beglaubigten Nachrichten erkennen laſſen, reich an Wechſelfällen.

Bald, wie in Kreuznach, Ingolſtadt und Wittenberg, vertrieben und verfolgt fand er an anderen Orten, wie in Bamberg, Maulbronn, gaſtliche Aufnahme. Als mit zunehmendem Alter die Spannkraft ſeines erfinderiſchen Geiſtes, die ihn zur Durchführung ſeiner ſchwierigen Rolle befähigte, nachließ, ſcheint es mit ihm bergab gegangen zu ſein. Um das Jahr 1540 iſt er in ärmlichen Verhältniſſen geſtorben.

Wenn er auch übernatürliches Wiſſen für ſich in Anſpruch nahm und das leichtgläubige Volk bei ihm, wie bei Tritheim, Paracelſus u. A. ein näheres Verhältnis zur Geiſterwelt vorausſetzte, ſo iſt doch von einem eigentlichen Pakt mit dem Teufel, von einem Verſcherzen des ewigen Heils in frevlem Wiſſensdrang bei den Zeitgenoſſen des hiſtoriſchen Fauſt noch keine Rede.

Die Annahme dieſes Paktes erfolgt zuerſt in dem teufelsgläubigen Wittenberger Theologenkreiſe, wie die von Luther und Melanchton überlieferten Äußerungen beweiſen. Damit beginnt die Sagenbildung, die ſich an Johannes Fauſts Namen knüpft, während der hiſtoriſche nach allen zeitgenöſſiſchen Angaben den Vornamen Georg führte. Die theologiſche Denkweiſe, die in der Reformation mit unerbittlichem Ernſte die Bibel als Norm alles Denkens und Glaubens hinſtellte, die nichts ſchlimmeres kannte, als die ſündige Vermeſſenheit des auf ſich ſelbſt beruhenden, dieſe Norm nicht achtenden Menſchengeiſtes, betrachtete den Nigromanten Fauſt als die lebendige Perſonifikation dieſes frevelhaften Fürwitzes. Ein Wiſſen, das nicht aus der Bibel geſchöpft war, konnte nur vom Teufel ſtammen, der ja auch Luther mit ſeinen Anfechtungen nicht verſchonte.

Dieſer aber trat ihm mit dem Schilde des Glaubens ſiegreich entgegen, während Fauſt in ſeinem geiſtigen Hochmut den Verſuchungen des Böſen unterliegen mußte. So ward Fauſt als Vertreter der natürlichen Weltanſchauung zum geraden Gegenbilde Luthers, des Vorkämpfers der bibliſchen Weltanſchauung.

Dieſe Auffaſſung macht ſich auch in der erſten zuſammenfaſſenden Schilderung von Fauſts Leben und Thaten, dem Spiesſchen Volksbuche vom Jahre 1587 geltend.

Sein Verbrechen iſt auch hier der ſchrankenloſe Forſchungstrieb, der die Geheimniſſe des Weltalls zu durchdringen ſucht.

Da er die „Elementa ſpeculieren“ will, die ihm von Gott verliehenen Geiſtesgaben aber dazu nicht ausreichen, kein Menſch es ihm lehren mag, ſo verſchreibt er ſeine Seele den hölliſchen Mächten, damit ſie ihn „ſolches berichten und lehren“. „Und er name des Adlers Flügel, wolte alle Gründe im Himmel und auf Erden erforſchen, dann ſein Fürwitz, Freiheit und Leichtfertigkeit ſtache und reizte ihn alſo.“

Sein ſtolzer Hochmut, ſeine Vermeſſenheit, die den Teufel zwingt, ihn in die Lüfte, in die Sternenwelt zu führen, wie ihm die Geheimniſſe der Unterwelt zu enthüllen, wird dem der Rieſen verglichen, „von denen die Poeten dichten, daß ſie die Berg zuſammen getragen und wider Gott kriegen wollten“.

Wie die Giganten an ihrem himmelſtürmenden Frevelmut zu Grunde gingen, wie Lucifer ſelbſt, der böſe Engel, der ſich wider Gott ſetzte, wegen ſeiner Hoffahrt und ſeines Übermutes von Gott verſtoßen wurde, ſo fällt auch Fauſt der ewigen Verdammnis anheim. „Alſo wer hoch ſteigen wil, der fallet auch hoch herab.“

Man ſieht, ſchon hier, in der älteſten Faſſung der Sage iſt der Grundgedanke für alle Zeiten klar ausgeſprochen.

Wie eine Kulturepoche das Verhältnis des Wiſſens zum Glauben auffaßt, ſo wird ſie auch Fauſt würdigen, verdammen oder erlöſen.

Daß die Volksbücher des 16. Jahrhunderts und alles was in Sage und Dichtung aus ihnen hervorgeht in der Verdammung des ſpekulierenden Philoſophen übereinſtimmen kann nicht Wunder nehmen. Der Verfaſſer des Spiesſchen Werkes erblickt in ihm einen grundſchlechten Menſchen, dem er deshalb auch alle erdenkbaren Sünden und Laſter zuſchreibt, ſo wenig ſie zu der ganzen Art des völlig im Spekulieren aufgehenden Gelehrten, als den er ihn ſchildert, paſſen wollen. Er läßt ihn ein epikuriſch Leben führen, in allen Sinnengenüſſen taumeln. Damit vereinigt er die Erzählung der mannigfaltigſten, platten Zauberſchwänke, wie ſie ſeit alten Zeiten von den verſchiedenſten Zauberern berichtet wurden, und wie das Volk ſie allmählich auf Fauſt übertrug. Dieſen dem Zeitgeſchmacke entſprechenden Zuthaten verdankt das Spiesſche Volksbuch ganz beſonders ſeine große Verbreitung

und Beliebtheit. Neue Ausgaben, Nachdrucke, Bearbeitungen, Überſetzungen erſchienen in raſcher Folge. Man gab der Hiſtorie, die mit Fauſts elendiglichem Tode endigte, bald einen zweiten Teil, eine Fortſetzung, deren Held ſein Famulus Wagner war, der als Erbe der zauberiſchen Weisheit erſcheint. Auch dieſes Wagnerbuch, das in ſeiner romanhaften Ausſchmückung, in der Hinzufügung von Auszügen aus magiſchen Werken eine matte und äußerliche Verarbeitung des Fauſtthemas darſtellt, erfreute ſich der Gunſt des Leſepublikums. Bis ins 18. Jahrhundert hinein wird es neu aufgelegt.

Zwölf Jahre nach dem Erſcheinen des Spiesſchen Fauſtbuches gab der Magiſter Widmann ein neues, weit umfangreicheres heraus, das alte Material, beſonders durch die in Studentenkreiſen von dem Meiſter der ſchwarzen Kunſt umlaufenden Hiſtorien vermehrend; dazu fügte er eine Fülle überaus gelehrter und weitſchweifiger Anmerkungen. In der Gunſt der ungelehrten Menge wurde ſein Werk bald durch eine kürzere Umarbeitung, das Pfizeriſche Volksbuch verdrängt, das in vielen Auflagen bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts ſich behauptete, wo es dann dem kleinen Büchlein des „Chriſtlich Meynenden" weichen mußte.

Aus all dieſen Werken wurden und werden bis in unſere Tage die Volksbücher vom Dr. Fauſt zuſammengeſtellt, die für billiges Geld auf den Jahrmärkten dem Landvolk, bei dem der gottloſe Zauberer Fauſt noch immer ſeine Rolle ſpielt, feil geboten werden.

Neben den Proſabearbeitungen tauchten auch bald Volkslieder auf, die Fauſts Thaten und ſchreckliches Ende beſangen. Da dieſe löſchpapiernen Erzeugniſſe der Volksmuſe keine Bücherei der Aufbewahrung für wert erachtete, ſind ſie faſt völlig zu Grunde gegangen, nur wenige Drucke des vorigen Jahrhunderts ſind in einem oder zwei Exemplaren noch vorhanden.

Wenn wir nun überall in den Schriften der Gelehrten wie in den Volksbüchern von Fauſts geheimen Wiſſen, von ſeiner magiſchen Kunſt erzählen hören, ſo drängt ſich von ſelbſt die Frage auf, worin beſtand ſeine Zauberweisheit, wie waren denn jene kräftigen Beſchwörungsformeln beſchaffen, denen die hölliſchen Heerſcharen gehorchen mußten?

Die zeitgenössische Zimmerische Chronik giebt ausdrücklich an, daß Fausts Bücher und Schriften an dem Orte seines Todes zu Staufen bei Zimmern zurückgeblieben seien. Ihr weiteres Schicksal ist unbekannt. Aber schon aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts haben wir sichere Kunde von magischen Schriften, deren Urheberschaft man dem Faust beimaß. Immer mehr solcher Faustischer Zauberbücher und Höllenzwänge tauchten im vorigen Jahrhundert auf, sie bilden handschriftlich und im Druck eine äußerst interessante Abteilung der Ausstellung, die sie zum erstenmale in solcher Anzahl vereint.

Was sollen wir nun von diesen wunderbaren mit seltsamen Zeichen, Figuren, Kreisen, Dämonenbildern und unverständlichen Beschwörungsformeln bedeckten Blättern halten? Dem modernen Geiste erscheinen sie als voll des krassesten Unsinns, wie auch Goethe von der Weimarer Prachthandschrift des Höllenzwangs, die er eingehend studiert hat, urteilt.

Und doch müssen wir zwei verschiedene Arten unter diesen eigenartigen Litteraturerzeugnissen unterscheiden.

Die eine bilden die auf Ausnutzung des Aberglaubens berechneten und für diesen Zweck mit Fausts Namen, und wie mit dem Moses, Salomos geschmückten Fälschungen. Großenteils plumpe Machwerke, Kompilationen, deren Urheber selbst für das, was sie zusammenreihten, kein Verständnis besaßen. Besonders im 17. und 18. Jahrhundert wurden derartige Faustische Zauberbücher förmlich fabrikmäßig geschrieben und gemalt, da die zahlreichen Liebhaber magischer und alchemistischer Künste hohe Preise dafür zahlten.

Daneben gab es aber auch echte Lehrbücher der geheimen Weisheit, echt insofern als sie das uns bieten, was von den Meistern magischer Wissenschaft in feste Systeme und Theorien gebracht und gelehrt wurde.

Die Steganographie des Trithemius ist das berühmteste Werk dieser Art. Auch unter den Fausts Namen tragenden magischen Schriften finden sich einige, die sich wohl zu den gewissermaßen echten Zauberbüchern rechnen lassen. Kiesewetter, in seinem eben erschienenen vom okkultistischen Standpunkte geschriebenen Buche

„Fauſt in der Geſchichte und Sage“ nimmt beſonders für die in den Koburger und Weimarer Prachthandſchriften überlieferte Faſſung, die wenn auch mit ſpäteren Zuſätzen ausgeſtattet, wohl der Schule Fauſts entſtammen könne, dieſe relative Echtheit in Anſpruch. Sie enthalten im weſentlichen ein vollſtändig ausgebildetes Syſtem der hölliſchen Hierarchie. Alle Klaſſen der Dämonen werden in Bild und Wort vorgeführt, mit Hinzufügung der Zauberformeln und Zeichen, mit denen jeder einzelne zu beſchwören iſt.

Etwas anderer Art iſt das älteſte gedruckte unter Fauſts Namen gehende Zauberbuch „Dr. Joh. Fauſts Gaukeltaſche“ vom Jahre 1607, eine Sammlung harmloſer Kunſtſtücke der natürlichen Magie, wie ſie ſich von den naturgeſchichtlichen Spielereien des Plinius bis in die Sympathiebücher unſerer Zeiten erhalten haben. Es iſt auch ſehr wohl möglich, daß wie der Titel beſagt, der Inhalt der Gaukeltaſche aus den Kollektaneen, die Fauſt ja ſicher von ſolchen Mittelchen und Kunſtſtückchen beſaß, gezogen ſein kann.

Wir verſtehen, daß unſchuldige Mittel, wie ſie hier angeprieſen werden, ihre Wirkung erzielt haben mögen. Wenn z. B. denen, „ſo da lieb gehabt wollen werden von den Frauen“ geraten wird eine beſtimmte Wurzel in der Taſche zu tragen, „denn das macht den Tragenden luſtig und fröhlich und wohlgefällig“, ſo wird dem ſichern und heitern Auftreten der an die Wunderkraft der Wurzel Glaubenden der Erfolg bei den Damen nicht gefehlt haben.

Schwerer begreiflich iſt es für das moderne Denken, wie die Geheimlehren der Höllenzwänge mit ihren Geiſterzitationen und Teufelserſcheinungen immer wieder Gläubige in großer Zahl finden konnten, da die fortgeſetzten Enttäuſchungen doch nicht ausbleiben konnten.

Man hat neuerdings verſucht, die Verwendung hypnotiſcher Kräfte und ſomnambuler Zuſtände zur Erklärung heranzuziehen. Dieſe hätten in vielen Fällen mindeſtens einen ſubjektiven Erfolg der Geiſterbeſchwörungen für das beſchwörende Individuum ſelbſt ergeben. Die oft geübte Kunſt der Kriſtallſeherei, der Weisſagung aus der glitzernden Waſſerfläche deuten allerdings darauf hin, daß die alten Magier mit dem Weſen des jetzt ſo modernen Spiritismus, der Hypnoſe, des Hellſehens, des Gedankenleſens bekannt waren.

Der tolle Zauberſpuk der Volksſage und der Höllenzwänge ging auch mit in die dramatiſche Dichtung über, die bald ſich des dankbaren Stoffes bemächtigte.

Das Volksſchauſpiel von dem Leben und Tod des großen Erzzauberers Johannes Fauſt, deſſen Verfaſſer wir ebenſowenig kennen wie die Zeit ſeiner Entſtehung, hatte ſeinen Hauptreiz, neben den kräftigen Späßen des Hanswurſt, in den Zauberſzenen. Dieſe wurden deshalb auch auf den Theaterzetteln ſorgſam aufgezählt, um die Schauluſt der wunderſüchtigen Menge zu reizen. Da nun ein Textbuch des alten Volksſchauſpiels nicht erhalten iſt, ſo bieten die Szenenangaben der Zettel, welche die Ausſtellung, ſoweit ſie erhalten ſind, vereinigt, den einzigen direkten Anhalt, um uns den Gang der Handlung zu vergegenwärtigen.

Obwohl die Faſſungen der verſchiedenen Truppen von einander abweichen, ſo wird das Stück doch regelmäßig mit einem Vorſpiel in der Hölle eingeleitet. Die eigentliche Tragödie beginnt im Studierzimmer, wo Fauſt, um ſeinen Wiſſensdurſt zu ſtillen, ſich dem Teufel verſchreibt, ein durch die Luft heranfliegender Rabe nimmt den Pakt in Empfang. Mit den ernſten Szenen wechſeln die Späße des Hanswurſt ab, der gleich ſeinem Herrn Zauberkünſte treiben und die Geiſter beſchwören will, aber ſich höchſt täppiſch dabei benimmt. Geiſtererſcheinungen, Zauberpoſſen, Fauſts Verhältnis zur ſchönen Helena, zu der ihn ja auch das Volksbuch ſchon in Beziehungen brachte, bilden den weiteren Inhalt des Stückes, das mit der Höllenfahrt des Verdammten und einem Freudenballet der Furien über ihren Sieg zu enden pflegte. Wie in dem Volksbuche ſo iſt auch in dem Volksſpiele trotz allen burlesken Beiwerks der Kern des Fauſtthemas, das Ringen nach übernatürlicher Erkenntnis, bewahrt. Der öfter gewählte Titel „Ex doctrina interitus“ oder „Die unglückſelige Gelehrſamkeit“ deuten ſchon darauf hin, daß in dieſem frevelhaften Wiſſensdrang Fauſts tragiſche Schuld beruhe.

Daneben tritt allerdings ſchon hie und da die ſündige Weltluſt in den Vordergrund, wenn es im Titel heißt „Die durch die Weiber-Liebe verführte Weisheit“.

Digitized by Google

In nahem Verhältniſſe zum Volksſchauſpiel ſteht das Puppenſpiel von Dr. Fauſt, das ſchon in früher Zeit ein ſehr beliebtes Repertoirſtück der Marionettenſpieler war. Der älteſte bisher bekannte Marionettenzettel aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts, zeigt gleichen Titel und gleiche Szenenführung mit der Volkstragödie, und die Textbücher der Puppenſpieler laſſen erkennen, daß auch noch bis in unſere Tage die weſentlichen Züge des alten Spieles ſich erhalten haben, wenn auch, da das Publikum der Marionettenbühnen ſich allmählich auf die Kinderwelt und die ländliche Bevölkerung beſchränkte, deren Faſſungsvermögen angepaßt und oft ergötzlich verballhorniſiert.

Eine eigentümliche Stellung zwiſchen dem Volksſtück und dem Puppenſpiel nimmt die Münchener Handſchrift „Ein ſeltzam Trauerſpihl“ vom Jahre 1762 ein, der einzige aus dem vorigen Jahrhundert erhaltene Text.

Man kann wohl ſagen, daß dieſe dramatiſchen Aufführungen noch mehr als die Volksbücher dazu mitgewirkt haben, die Figur Fauſts in den breiteſten Schichten des Volkes populär zu machen.

An poetiſchen Wert aber ſtanden dieſe deutſchen Tragödien weit hinter der ſchon ein halbes Jahrhundert nach des Nigromanten Tode in London aufgeführten Tragical History Chriſtopher Marlowes zurück.

Kaum war das Spiesſche Volksbuch ins Engliſche überſetzt, ſo erkannte der junge Dichter, ſelbſt eine fauſtiſche Natur, die gewaltige dramatiſche Kraft des Stoffes. Er erſchuf im Fauſt ſeine größte Tragödie. Obwohl er das Verlangen nach irdiſcher Sinnenluſt ſtark betont und auch ſonſt eng an das Volksbuch ſich anſchließt, ſo erfaßt er Fauſt den Übermenſchen, den Titanen doch in genialer Weiſe, ihn der Gott gleich ſein wollte, der wie Ikarus ſeinen Flug zur Sonne nahm, bis ihm die wächſernen Flügel ſchmolzen und er in jähem Fall herabſtürzte.

„Sein traurig Schickſal mag den Weiſen warnen,
Die Hände nach verbotner Frucht zu ſtrecken.
Zum Abgrund lockt's den Vorwitz, der begehrt,
Das zu erforſchen, was uns Gott verwehrt.“

In Deutſchland begannen die Dichter ſich dem Fauſtſtoffe erſt zuzuwenden als das Volksſpiel allmählich dem verfeinerten

Geſchmacke nicht mehr genügte. Leſſing zuerſt trug ſich mit dem Plane die Sage in ein zeitgemäßes dramatiſches Gewand zu kleiden, mit Benutzung der in dem alten Volksſchauſpiele gegebenen Grundlage, da dieſes eine Menge Szenen habe, die nur ein Shakeſpeariſches Genie zu denken vermögend geweſen ſei. „Und wie verliebt war Deutſchland und iſt es zum Teil noch in ſeinen Fauſt“ ruft er aus.

Aus ſeinem Nachlaß kennen wir den Entwurf des Vorſpiels und die Skizze zu den vier erſten Aufzügen. Mehr iſt nie ans Licht gekommen. Fraglich iſt es ob je mehr vorhanden war. Man nahm dies an und glaubte das Manuſkript ſei durch einen unglücklichen Zufall verloren gegangen, da dunkle Kunde von einer Aufführung des Leſſingiſchen Fauſt überliefert war. Als dann vor etwa 20 Jahren ein anonymes allegoriſches Drama Johann Fauſt aus dem Jahre 1775 auftauchte, dachte man in der erſten Finderfreude daran, daß dieſes wohl das lange geſuchte Leſſingiſche Werk ſein könne.

Ein Nürnberger Theaterzettel vom Jahre 1782 zeigt uns jetzt, daß dieſe Verwechslung im vorigen Jahrhundert ihr Vorbild hat. Die Roßneriſche Geſellſchaft führte damals ſchon den in Wahrheit von dem Wiener Dramatiker Paul Weidmann verfaßten allegoriſchen Fauſt unter Leſſings Namen auf, obwohl kaum ein größerer Gegenſatz denkbar iſt, als der zwiſchen Leſſings und Weidmanns Auffaſſung. Während Leſſing die dramatiſche Kraft des Volksſchauſpieles trotz aller ihm anhaftenden Mängel klar erkannte, lehnte Weidmann ausdrücklich jeden Zuſammenhang mit dem rohen Zauberſpuk ab. Sein Stück iſt ein bürgerliches Rührſpiel mit allegoriſchen Figuren und moraliſcher Tendenz. Fauſt erſcheint als ſkrupelloſer Lebemann, Wagner wird aus dem Famulus zu ſeinem Kammerdiener, der Hanswurſt fehlt natürlich. Daß Weidmann mit dieſer Umgeſtaltung den Geſchmack des Publikums traf, zeigt der Theaterzettel einer Nürnberger Aufführung von 1777, in dem die Moſeriſche Geſellſchaft ſich ausdrücklich gegen die Annahme eines etwa aus dem Titel zu ſchließenden Zuſammenhanges mit dem Volksſtück verwahrt: „Niemals werden wir uns erniedrigen ein Stück vorzuſtellen, welches von allen geſitteten Schaubühnen ſchon lange verbannet worden“, der Verfaſſer habe

nur den Titel entlehnet, ſonſt aber ganz ſelbſtändig mit genaueſter Beobachtung der dramaturgiſchen Regeln gearbeitet. Dieſer, damals hochgeſchätzte Vorzug, hat das erſte deutſche Kunſtdrama vom Fauſt nicht vor raſcher Vergeſſenheit ſchützen können. Nachdem es einige Jahre lang an verſchiedenen Bühnen aufgeführt war, iſt es ſo gänzlich verſchollen, daß auch von der Buchausgabe erſt ein einziges Exemplar wieder aufgetaucht iſt. Die Sturm- und Drangzeit fegte dieſe zahme und lahme Dichtweiſe fort. Die Genieperiode iſt der Renaiſſancezeit kongenial. Auch ſie zerbricht im ungeſtümen Anlauf alle die alten Schranken. Das Individuum, ſich ſelbſt genug, verachtet jede Leitung und Beſchränkung in tollem Wagemut. Jetzt wurde auch der alte Fauſt wieder lebendig, er der den Teufel ſelbſt nicht fürchtete, war der rechte Mann für die trotzigen Kraftgenies. Maler Müllers kraftgenial-phantaſtiſche Fauſtdichtungen, Klingers Fauſtroman mit ſeinen Seitenſtücken, Lenzs fauſtiſche Farce der Höllenrichter, Schinks dramatiſche Phantaſie, zeigen wie das Fauſtproblem in ganz neuartiger Weiſe erfaßt wurde. Hatte das theologiſche 16. Jahrhundert Fauſt in die Hölle hinabgeſtoßen, ſo hob das aufgeklärte 18. ihn zum Himmel empor. Goethe, der mit der ganzen Feuerkraft ſeiner Jugend das Thema ergriff, als gereifter Mann es fortdauernd in ſeiner Seele trug, es mit der tiefſinnigen Weisheit ſeines Greiſenalters erfüllte, fand das ewig befreiende Wort für den in Leidenſchaft Strauchelnden, Schuldbeladenen:

Wer immer ſtrebend ſich bemüht
Den können wir erlöſen.

Goethes unſterbliches Werk bildet den unerreichten Höhepunkt der Fauſtdichtung. Aus ihm ſchöpfen Bildkunſt und Tonkunſt immer neue Anregungen. Der Fauſt des Volksbuches iſt nur einmal wirklich künſtleriſch dargeſtellt worden. Auf dem Stiche van Sichems ſteht er vor uns, eine ſtolze gebietende Geſtalt, mit dem im Gewande des Franziskaners und dem anmeldenden Glöckchen in der Hand erſcheinenden Mephiſtopheles den Pakt ſchließend. Von dem Fauſttypus der folgenden Jahrhunderte geben nur wenige bedeutende Bilder Kunde. Erſt Goethes Dichtung hat die künſtleriſche Phantaſie entzündet, eine würdige Darſtellung des Über-

menschen auch im Bilde zu versuchen. Die Ausstellung bietet eine reiche Fülle von Bildwerken zum Goethischen Faust, von Carstens bis Kreling und damit die beste Gelegenheit selbst ein Urteil zu gewinnen, in wie weit es dem einzelnen gelungen ist, den Faust unseres großen Dichters und Denkers zu verkörpern.

Aber auch die Dichtkunst selbst hat durch die Wucht des gewaltigen Meisterwerkes sich nicht abschrecken lassen, ihm nachzustreben oder das Thema von anderer Seite zu erfassen. Häufig freilich sind die Versuche, wie der Grillparzers, fragmentarisch geblieben. Auf die Menge dieser Werke, die den Helden als Rationalisten, als Romantiker, als freiheitglühenden Politiker, als modernen Sozialreformer auffassen, hier einzugehen ist unmöglich, ebensowenig läßt sich eine Übersicht über die große Anzahl der Opern, Possen und Ballette, der überall und besonders in bewegten Zeiten entstehenden Satiren und Parodien geben, die an Fausts Namen sich anschließen. In der Zeiten Flut sind sie emporgetaucht und diese ewig sich dahinwälzende Flut wird sie verschlingen. Es mag selbst eine Zeit kommen wo Goethes Namen verklungen sein wird, ihren Faust wird aber auch diese ferne Zukunft haben. Denn Faust ist ewig, er ist die Menschheit selbst, wie sie sinkt er irrend in Sünde und Schuld, wie sie steigt er geläutert zu reiner Höhe empor.

4.

Zur Hebbelfeier.

Friedrich Hebbel als nationaler Dichter.

Von Fritz Lemmermayer.

(14. Dezember 1893.)

In den letzten Jahren hat Friedrich Hebbel, der große deutsche Dramatiker, eine Art Auferstehung gefeiert. Durch eine Vereinigung mißlicher Umstände wurde dem Dichter lange jene Stellung im Herzen und Bewußtsein seines Volkes verwehrt, die er seiner ge-

Digitized by Google

waltigen Persönlichkeit und der Tiefe und Schönheit seiner Werke nach verdient hätte. Diese Werke selbst, Erzählungen, lyrische und epische Gedichte, Komödien und Tragödien, sie sind nicht leicht zugänglich, sie bestechen nicht durch äußerlichen Glanz, sie wenden sich weder an Rührseligkeit noch an flüchtige Unterhaltungssucht, sie kommen dem vergänglichen Begehr des Tages nicht entgegen, sie haben sich um triviale Moden nie bekümmert und der blendende Fassettenschliff der Phrase ist ihnen nicht zu eigen. Was Wunder, daß sich zunächst nur eine kleine, aber um so andächtigere und begeistertere Gemeinde um sie schloß? Zur Sprödigkeit der Dichtung Hebbels gesellten sich mehrere äußere Umstände, die ihrer raschen Verbreitung hinderlich waren. Während manche der ersten Geister der Nation auf das wärmste für den Dichter eintraten, wurde er von einem großen Teile der Lohnschreiber, die ihre magere Stimme für die Posaune des Weltgerichts hielten, mißachtet und geschmäht. Eine oberflächliche und verständnislose, man kann sagen poesiefeindliche Kritik hat sich an ihm versündigt, die Bühne hat ihm oft ihre Thore versperrt, ihm, dem geborenen Dramatiker, dessen plastische Phantasie in Szenen und Akten dachte, der als Dramatiker unter vielen auserwählt, vor allen Zeitgenossen vorherbestimmt war und der von der Bühne herab überall seine Wirkung that, wo ihm Teilnahme und Lust der Leiter und Schauspieler entgegenkam. Er wurde wie Heinrich Kleist, sein Geistesverwandter, von der Gunst des Tages nicht getragen: er blieb ein einsames Genie, das still schauend und schaffend, dichtend und denkend seine eigenen Wege ging. Mit Recht wurde er der Perle verglichen, die nach dem Volksglauben abstirbt, wenn sie nicht getragen wird; aber mit demselben Recht wurde hinzugefügt, daß Hebbel, von seiner Zeit getragen, von seinen schöpferischen Dämonen vielleicht wäre verlassen worden. Er war ein großer Tragödiendichter nicht zuletzt darum, weil er auf dieser Erde selbst Tragödie spielen mußte.

Darum ist zum Verständnis seiner Schriften die Bekanntschaft mit seinem Leben und Wesen unerläßlich. Beides enthüllt sich uns aus seinen Tagebüchern und Briefen, die in stattlichen Bänden in den letzten Jahren veröffentlicht wurden. Eine Volksausgabe seiner Dichtungen kam im Vorjahre dazu. Diese Publi-

kationen verurſachten Hebbels Auferſtehung, von der ich am Eingang ſprach. Neuerdings fing man an, ſich ernſt und eingehend mit dem Dichter zu beſchäftigen und ihn als würdigen Nachfolger unſerer Klaſſiker zu preiſen; auch die Bühnenvorſtände gedachten ſeiner hin und wieder.

Jene Tagebücher und Briefe — wie ein Füllhorn überſchütten ſie uns mit tiefen und ſinnigen Gedanken über die wichtigſten Gegenſtände und Probleme, beſonders über die Kunſt und den ſchöpferiſchen Prozeß; ſie machen uns vertraut mit ſtarken und großen Gefühlen, ſie ſind voll biographiſcher Einzelheiten; ſie entrollen ein an Irrungen und tragiſch verhängnisvollen Verkettungen nicht armes Schickſal. Hebbels ganze eigenartige Perſönlichkeit ſteigt aus den alten Blättern empor, ein merkwürdiges Leben erzählend. Ein Kind wächſt in einer Welt heran, die man ſich nicht eng genug denken kann. Eine Stube und dahinter ein Gärtchen, deſſen Birnbaum den einzigen Segen der Familie bildet — das iſt der Schauplatz der kleinen Freuden, die ihren Höhepunkt in der Weihnacht erreichen, wo es Frieden und beſſere Mahlzeit gibt. Der Vater iſt ein ernſter und ſtrenger Handwerksmann. Die Freude, das Lachen auf den Geſichtern ſeiner beiden Buben mag er nicht leiden. Freundlicher iſt das Bild der Mutter. Sie verſteht es, fröhlich zu ſein, erwirbt dem Haushalt, was ihre Hände vermögen, hält Friedrich, ihren Liebling, nett und darbt, damit er ſich ſättigen könne.

Früh gereift und darum frühzeitig leidend, kommt er bald zum Bewußtſein ſeiner Armut und ihres Fluches, in der Schule zumal, wo er die Erfahrung macht, daß die Kinder der Bemittelten den Kindern der Armen bis zur Ungerechtigkeit vorgezogen werden. Sein empfindliches Seelenleben beginnt unter dieſen Verhältniſſen zu kranken. Nachdenkſam und phantaſievoll, empfindet er alles in geſchärftem Maße. Zeitig gewöhnt er ſich an die innere Vereinſamung, an ein ſtilles Verſenken in ſich ſelbſt. In dieſem Zuſtande, der ihm die Kindheit verkümmert, bleibt die Einbildungskraft ſeine beſte Freundin. In den Genüſſen der Poeſie läßt ſie ihn ſchwelgen, „Urgefühle“ beſchwört ſie in ihm; aber ſie ſchreckt und quält ihn auch, denn ſie treibt ihn mit Vorliebe in die Region des Grauſigen, das beſonders in ſeinen Träumen fratzenhaft wie Kirchhofſpuk an

ihn herantritt. Machtvoll kündigt ſich der Dichter in ihm an, zunächſt weniger in Gedichten als in ſchauernder Nachempfindung des Geſchauten und im Verwandeln desſelben ins Symboliſche. Schon der Knabe wird, wie ſpäter der Mann, von den myſtiſchen und magiſchen Nachtſeiten der Natur und des Menſchenlebens angezogen. Die Natur nährt ſeine Phantaſie, zumal die dämoniſche. Seine Heimat iſt Weſſelburen in Norddithmarſchen, eine halbe Meile vom Meere entfernt. Er ſpielt im Sande der Küſte, die Nordſee iſt ſeine „Amme“. Er iſt an die Verheerungen gewöhnt, welche die Meerflut in herbſtlichen Sturmnächten an Dämmen und Deichen verübt, und ſieht ſeinen Vater oft in ſolchen Nächten das Lager verlaſſen, um der heiligen Pflicht des Deichdienſtes obzuliegen. Aber auch die Geſchichte des deutſchen Stammes, dem er angehört, befruchtet ſeine Phantaſie. Unter den Dithmarſchen — ernſt und tüchtig gemacht durch den beſtändigen Kampf mit dem Meere zur Erhaltung der heimatlichen Scholle, geſtählt im langen Streite mit dem Könige der Dänen, der vergebens ſeine berüchtigte „ſchwarze Garde“ gegen ſie ins Feld ſchickte, ihre republikaniſche Freiheit bis über die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts hinaus wahrend — unter den Dithmarſchen hat ſich ihre Geſchichte, zurückreichend bis ins graue Heidentum, in der Überlieferung erhalten als Mythe und Sage, welche den ganzen Gefühlskreis vom Grotesken bis zum Gräßlichen umſchreiben. Im Hauſe werden Choräle geſungen, die Bibel wird geleſen. Die Natur, die Bibel und die Geſchichte der Kindheit ſeines Volkes waren des Knaben erſte und ernſte Lehrmeiſter; ſie wirkten am nachhaltigſten auf ſein empfängliches Gemüt und hinterließen die deutlichſten Spuren in ſeinen Dichtungen, deren treibende Kräfte ſie ſind. Der Leidensengel hat ihn vor der geiſtigen Reife mit ſeinen Fittigen geſtreift und ihm die Schatten ſinnender und ſinniger Melancholie in der verhängnisvollſten Lebenszeit auf die träumeriſche Seele gelegt. Der Not der Kindheit folgte die Pein in den Jünglingsjahren. Erniedrigt von denen, die ihn hätten aufrichten ſollen, fühlte er, wie der Gott ſich in ihm regte. Anfangs verſchämt, allmählich ungeſtümer. Er begann zu dichten. Er geriet in jenen prachtvollen und doch peinigenden Traumzuſtand des unbeſtimmten, dem

Unverſtändnis für die Welt und die eigene Natur entſpringenden inneren Sehnens und Drängens. Er fühlte ſich von unendlicher Kraft geſchwellt und ahnte dunkel, daß er einer jener großen Auserkorenen ſei, welche ſich nicht in dieſes oder jenes Herren Dienſt, ſondern unmittelbar in den Dienſt der Menſchheit zu ſtellen haben, um ihr, tief und wahr, im dichteriſch vergrößerten Hohlſpiegel ihr eigenes Bild und Schickſal zu zeigen. Er ſah das Ahnen ſeiner Jugend verwirklicht: daß ihm das Vortreffliche nicht allein als zündender Funke aus der Seele aufſteige, ſondern, daß er es auch in charakteriſtiſch ſchöner Form feſthalten könne. Er ſah ſich zwiſchen Hochgefühl und Verzweiflung getrieben: denn er litt auch durch ſein Dichtertalent. Er empfand es bitter, daß er ſich vielleicht Unſterblichkeit, aber nicht die geringſte bürgerliche Exiſtenz werde erringen können, in dieſem Leben nichts Anderes als eine Stelle neben dem Kreuze ſeiner Vorgänger. Und auch an ſeiner Dichterkraft ſelbſt zweifelte er oft. Mißgünſtige haben Hebbel ein ſtark ausgeprägtes Selbſtbewußtſein zum Vorwurf gemacht. Es iſt wahr, er hat ſich ſelbſt bekränzt, aber er hat ſich auch ſelbſt geſteinigt. Doch wie groß der Zweifel war, der Glaube war zu ſeinem Heile noch größer. Wie Petrus, der Märtyrer, von den Henkersknechten umgeben, mit blutigem Finger das Wort „credo“ in den Sand geſchrieben, ſo rief auch Hebbel in der Nacht der Qual: „credo!“, nur um ſich zu erhalten. Die apokalyptiſchen Reiter zogen an ſeinem Lebenskarren, lange wandelte er im finſtern Thale. Er geriet in innere und äußere Konflikte, die ihn, den Reizbaren, zu zerſtören drohten und von denen man nicht ohne Furcht und Mitleid leſen kann, aber auch nicht ohne befreiende Erhebung: denn eine ſtarke und eine ſittliche Natur, rang er ſich durch und reinigte ſich ſelbſt durch die tragiſche Dichtung. Wie ein feuriger Lavaſtrom brach die Poeſie aus ſeiner Bruſt hervor. Er ſchrieb Judith, Genoveva, Drama um Drama; er kam nach langer Wanderſchaft nach Öſterreich, nach Wien, wo er ſich mit Chriſtine Enghaus, der damaligen Tragödin des Burgtheaters, glücklich verheiratete, wo er eine zweite Heimat fand, ein trauliches Heimweſen, in welchem er beſchaulich in deutſch-patriarchaliſcher Weiſe als liebevoller Hausvater ſchaltete und waltete. Dankbarkeit und Genügſamkeit ſind fort-

an die herrſchenden Grundzüge. Seine Exiſtenz war geſichert, Glück war in ſein Leben gekommen, ſo daß er nur mehr den einen Wunſch ausſprach: es möge bleiben, wie es iſt. In Wien dichtete er ſeine edelſten Werke, in Wien ſchloß er am 13. Dezember 1863, alſo vor dreißig Jahren, ſeine Augen für immer.

Zwar ſind Hebbels Dramenſchöpfungen nicht bloß das Echo ſeines eigenen Weſens, ſondern das Echo der Natur ſelbſt: aber ſein Leben ſpiegelt ſich in ihnen wie die Trauerweiden am Ufer in einem klaren Strome. Sein Leidensweg hat überall tiefe Spuren zurückgelaſſen. Er hat mit der höchſten Subjektivität die höchſte Objektivität verbunden.

Er ſtellte die reinſten Anforderungen an die Kunſt und an ſich ſelbſt, und gut dünkte ihm nur, was das Innerſte eines Gegenſtandes ausdrückte. Er rang mit der Bewältigung der ſchwierigſten Stoffe und der tiefſinnigſten Probleme; er verfolgte die menſchlichen Phänomene bis zu ihren Urquellen, löſte das Elementariſche in etwas Höheres auf und ſtellte das „Fratzenhaft-Lächerliche“ und das „Schauerlich-Geſpenſtiſche“ dar als die letzten gemiſchten Empfindungen, die uns Welt und Leben aufdrängen. Er verband mit der Tiefe der poetiſchen Anſchauung eine außerordentliche ſchöpferiſche Kraft der Darſtellung, er knüpfte an jeden Zug etwas Bedeutendes und verſuchte das Sublimſte: ſich und ſeine Poeſien mit den leitenden Geſetzen der Welt in Einklang zu bringen. Ihm ward nicht allein ein tragiſches Genie gegeben, ſondern auch ein Schickſal, das ihn befähigte, das Tragiſche aus der eigenen Bruſt zu holen und es an erſchütternden Beiſpielen aus Mythe, Sage, Legende, Geſchichte und Leben mit großartigem Ernſte und großartiger Wahrheit zu veranſchaulichen. Hebbel ſelbſt äußerte ſich, daß alles Finſtere, das durch ſeine Arbeiten hindurch gehe, nicht das Reſultat ſeines individuellen Lebens- und Entwickelungsganges ſei, daß er keine perſönlichen Verſtimmungen ausſpreche, ſondern Anſchauungen, aus denen allein die tragiſche Kunſt, wie eine fremdartig unheimliche Blume aus dem Nachtſchatten, hervorwachſe. Ein tragiſcher Dichter, ſelbſt der glücklichſte, Sophokles, nicht ausgenommen, habe nie andere gehabt — denn die dramatiſche Poeſie habe durchaus die Grundverhältniſſe, innerhalb derer alles ver-

einzelte Daſein entſteht und vergeht, ins Auge zu faſſen, und die ſind bei dem beſchränkten Geſichtskreis der Menſchen grauenhaft. Die tragiſche Kunſt, die, indem ſie das individuelle Leben der Idee gegenüber vernichtet, ſich zugleich darüber erhebt, iſt der leuchtende Blitz des menſchlichen Bewußtſeins, der aber freilich nichts erhellen kann, was er nicht zugleich verzehrte.

Und ein Dichter von ſolcher Kraft und Tiefe — wie hat er ſich zu ſeinem Volke geſtellt? Welchen Raum nimmt er in ſeinem Herzen und in ſeiner Dichtung ein? Vom Allgemeinen zum Beſonderen übergehend, will ich dieſe Fragen kurz beantworten. Hebbel iſt ein nationaler Dichter im edelſten Sinne des Wortes. Nach rhetoriſchen Tiraden freilich wird man in ſeinen Werken vergeblich ſuchen. Er verherrlichte ſein Volk nicht äußerlich, ſondern innerlich, im tiefſten Kern ſeines Wirkens und Schaffens. Wie jeder echte Dichter auch dann, wenn er ſeine Stoffe aus fernen und fremden Ländern und Völkern holt, doch in der heimatlichen Scholle wurzelt, ſo auch Friedrich Hebbel. In ſeinen Werken hat der Geiſt des deutſchen Volkes einen wahren und reinen Ausdruck gefunden und deſſen idealen Beſitzſtand hat er vermehrt als ein getreuer Wardein. Er iſt ein nationaler Dichter nicht allein deshalb, weil er Stoffe behandelt hat, die tief im deutſchen Volksbewußtſein wurzeln, wie die Nibelungen, ſondern vornehmlich aus dem Grunde, weil er deutſche Art und deutſches Weſen, bis zu den Wurzeln grabend, in charakteriſtiſcher Form dargeſtellt hat, nicht als leerer Lobredner, ſondern als Künſtler. Gleich eines ſeiner erſten Stücke, Maria Magdalena. Dieſes bürgerliche Trauerſpiel iſt zwar nicht im gewöhnlichen Sinne naturaliſtiſch, doch iſt es wahr bis zur Grauſamkeit, und die gewaltige Veranſchaulichung dieſer Wahrheit hilft dem Zuſchauer über den Mangel einer befreienden Poeſie hinweg. Er verläßt das Theater niedergeſchmettert und durchſchauert. Und das iſt die volle tragiſche Wirkung. Hebbel hat das Herbe, das im Stoffe ſelbſt liegt, nicht gemildert, ſondern ihm, und das war ſein hohes Künſtlerrecht, diejenige Form gegeben, die ihm die entſprechendſte war; und das Peinliche wurde dem Stoffe dadurch genommen, daß ihn der Dichter in die ſchickſalsſchwere Sphäre des Tragiſchen erhoben und zugleich eine ein-

leuchtende Moral verkündigt hat. Einen alltäglichen Vorgang, den Hebbel zum Teil in München miterlebt, hat er mit den einfachsten Mitteln, so einfach fast wie die Griechen, in ein dichterisches Werk verwandelt, aus dem seinem Volke eine Anklage und ein Mahnruf entgegenschreit, mit welchem er der Gesellschaft und dem Zeitalter einen Spiegel vorhielt, so wie Shakespeare es verlangt. Zunächst kam es dem Dichter darauf an, durch das einfache Lebensbild selbst zu wirken und alle Seitenblicke des Gedankens und der Reflexion zu vermeiden. Es war seine Absicht, das arg verkommene bürgerliche Trauerspiel zu regenerieren und zu zeigen, daß auch im eingeschränktesten Kreise eine zermalmende Tragik möglich sei, wenn man sie aus den rechten Elementen, aus den diesem Kreise selbst angehörigen, abzuleiten verstehe. Die Heldin des Stückes, Klara, die Tischlerstochter, ergiebt sich in einem Augenblicke der Hilflosigkeit und des innerlichen Verlorenseins einem ungeliebten Manne, dem Schreiber Leonhard, aus Trotz, aus Ärger, aus Liebe zu einem andern, dem Sekretär, von dem sie sich irrtümlicher Weise verschmäht glaubt, und weil Leonhard, den seinerseits die Eifersucht plagt, einen Beweis ihrer Liebe fordert. Das ist das Grundmotiv. Es ist wahr, menschlich, verständlich, aber kaum sittlich, d. h. Klara handelt in einem verhängnisvollen Moment ihrer eigenen Natur und einem hohen Sittengesetz zuwider. Sie verletzt die geheiligte Weibespflicht, nur dem geliebten Manne den Schleier zu enthüllen. Es ist ihre Schuld, dafür büßt sie, daran geht sie sühnend zu Grunde, den geliebten wie den ungeliebten Mann mit sich reißend. Sie gerät in Konflikt mit den maßlos gesteigerten Anschauungen über Sittlichkeit in der sie umgebenden deutschen Kleinbürgerwelt. Leonhard, im Kerne gemein, verführt sie zwar, doch will er sie nicht zum Eheweib, denn er weiß, daß sie seine glatte Natur durchschaut und verachtet. Das ist sein Recht und seine Schuld zugleich. Die Hauptgestalt, der Vater, Tischlermeister Anton, redlich, beschränkt, kerndeutsch, spezifisch norddeutsch, puritanisch streng, als oberster Richter des engen Hauses über Zucht und Sitte tyrannisch wachend, reich an herben Erfahrungen, ein ernster, verschlossener Charakter — er droht, sich den Hals abzuschneiden, wenn ihm die Tochter Schande machen

ſollte. Alles kann er ertragen und hat's bewieſen, nur nicht die Schande. Er denkt nur an die Zungen, die hinter ihm herziſcheln würden, nicht aber an die Nichtswürdigkeit der Schlangen, denen ſie angehören — darum ſprach er jenes Wort vom Halsabſchneiden aus, das die Tochter, die weiß, er würde Ernſt machen, in die Verzweiflung treibt. Das iſt das Recht des alten Vaters und zugleich ſeine Schuld. Der wackere Sekretär ruft, als ihm Klara aus dem rechtſchaffenen Urgrund ihrer Mädchennatur herauf alles bekennt, „darüber kann kein Mann weg", und will, bevor er die Geliebte zum Altare führt, zu dem Schufte von Verführer, um ſich mit ihm zu ſchlagen, und macht ſich ſomit von einem Kerl abhängig, der tief unter ihm ſteht. Er tötet im Zweikampfe zwar den Gegner, aber die feindliche Kugel zerſchmettert auch ſeine Bruſt und Klara iſt ihres Beſchützers beraubt. Auch an dem Sekretär wieder die Vermengung von Recht und Schuld. Das iſt denn auch der gewichtige Punkt, wo ſich Hebbels deutſche Dichtung von den modernen franzöſiſchen Machwerken unterſcheidet, die ähnliche Probleme behandeln. So ein franzöſiſcher Modeheld fragt, wenn es ſich um die Heirat einer Gefallenen handelt: Was wird der Salon dazu ſagen? Der Sekretär aber greift in ſeine Mannesbruſt und macht ſein Gewiſſen zu ſeinem allzuſtrengen Richter. Alle Perſonen des Stückes ſündigen, denn alle gehen zu weit. Und doch hat jede von ihrem Standpunkte aus Recht. Darin liegen Wahrheit und Kunſt. Bei allen „die ſchreckliche Gebundenheit in der Einſeitigkeit", woraus der tragiſche Keim erwächſt. Der Dichter nimmt nicht für und wider Partei. In dieſer ſcheinbaren Kälte, in dieſer erhabenen Stellung des Dichters über ſeinen Geſtalten, in dieſer bibliſchen Sachlichkeit liegt ein unbeſchreiblicher Sieg des Dichters; und das Sittliche im Gedichte beſteht darin, daß nicht vom Verfaſſer, ſondern von den Thatſachen ſelbſt die rührende Klage ausgeht, im Leiden Klaras ſei ein Übermaß, und die Anklage zugleich, daß die furchtbare Art, mit der die Arme aus dieſer Welt hinausgedrängt wird, zu den in dieſer Welt herrſchenden gebrechlichen Einrichtungen in keinem Verhältniſſe ſtehe. Das iſt das Tragiſche ihres Schickſals, das ſie, die dem geliebten Vater keine Schande machen will, ſelbſtmörderiſch in die Tiefe des Brunnens

treibt. Als es der Vater erfährt, will seine harte Ehrenhaftigkeit noch einmal mit eisernem Trotz sich der Stimme der Natur entgegensetzen, aber in der entsetzlichen Vereinsamung seines Herzens steigt ihm die Ahnung auf, daß die gesellschaftliche Moral, der er nachlebte, wurmstichig und heuchlerisch sei, die Scham, die ihn zur Strenge trieb, eine falsche Scham sein könne. So verliert er jeden inneren Halt und bricht in die erschütternden Worte aus: „Ich verstehe die Welt nicht mehr!" Damit endigt diese Tragödie des deutschen Bürgerhauses, die dessen geheimste Nerven bloßlegt und nur auf deutscher Erde entstehen konnte.

Ein anderes Drama, das wiederholt mit vielem Erfolg aufgeführt wurde, ist Agnes Bernauer. Hebbel hatte die Absicht, einmal etwas recht Deutsches zu schreiben, und griff nach der Geschichte der schönen Baderstochter von Augsburg. Dieses Stück ist gewissermaßen eine Verherrlichung des Reichsgedankens und in diesem Sinne von klassischer Schönheit. „Agnes Bernauer" ist in Hebbels reiner Auffassung die „moderne Antigone", so nannte er sie selbst: denn wie jene Heldin des Sophokles daran zu Grunde geht, daß sie, dem Rechte des eigenen Herzens folgend, wider die Satzungen des Staates sich vergeht, so wird Agnes vernichtet, weil sie durch ihre bloße Existenz die Ordnung des Staates gefährdet. Hebbel wollte in seinem Stücke nicht allein die Schönheit von der tragischen, dem Untergange durch sich selbst bedingenden Seite darstellen, er wollte auch in einem tragischen Gemälde das Verhältnis des Individuums zum Staate zeigen und, indem er dies that, ließ er die Notwendigkeit oder die menschliche Ordnung auf Kosten der natürlichen siegen. Unter der natürlichen Ordnung ist die ursprüngliche zu verstehen, welche über den menschlichen Gesetzen und Rechten steht, deren Totalität den Staat bildet. Mit anderen Worten: er sprach dem Staate die sittliche Berechtigung zu, in einem außerordentlichen Falle das Einzelgeschöpf zu Grunde zu richten, wenn dieses seinen Zwecken, wär' es auch in reiner Unschuld, wie der Engel zu Augsburg, hemmend in den Weg tritt. Das ist eine Bismarckische Idee, und vom Standpunkte des Staates aus, dem das Heiligste nicht das Einzel-, sondern das Gemeinwohl sein muß, eine Notwendigkeit. Hebbel hat sie mit gewohnter eherner Kon-

ſequenz in einem dichteriſchen Bilde des deutſchen Mittelalters durchgeführt. Dennoch wird das Stück für manchen etwas Verletzendes haben: unſer modernes Empfinden, dem antiken nicht gemäß, kann es kaum ertragen, daß das reinſte und ſchuldloſeſte Weſen, bloß weil es ſchön und ſittſam, weil es ein Mädchen von niederer Herkunft iſt, weil es der Erbe eines Herzogtums zu ſeinem rechtmäßigen Weibe gemacht hat, der höheren Staatsräſon zum Opfer fallen ſoll. Vor der Lehre, daß es in irgend einem Falle für gerecht und notwendig erachtet werden könnte, in die heiligſten Rechte der Individualität um des allgemeinen Wohles willen mörderiſch einzugreifen, ſchaudern wir zurück, auch wenn wir zugeben müſſen, daß der Staat nur beſtehen kann, wenn die verbrieften Geſetze, wären ſie noch ſo unvollkommen, wenn die Majeſtät des Rechtes, wäre ſie auch nur vergänglich Menſchenwerk, von dem Oberhaupt wie von dem letzten Unterthan geachtet werden, und daß die willkürliche Erſchütterung dieſer Rechte und Geſetze zu anarchiſtiſchen Zuſtänden führen müßte. Aber auch wenn der Staat Recht hat, in der Dichtung läßt ſich nicht alles ertragen, was ſich in der Geſchichte und im Leben ertragen läßt. Indeſſen hat Hebbel alles gethan, um die Verletzung, die unſer freiheitliches Individualitätsbewußtſein allenfalls erleidet, wieder zu heilen. Herzog Ernſt, der regierende Herr von Bayern, *mordet* Agnes, ſeines Sohnes Weib, nicht, er bringt ſie blutenden Herzens zum Opfer und bezahlt es mit ſeiner eigenen Macht. Und welche Schönheit im Ganzen und Einzelnen: das alte deutſche Reichsweſen ſteht impoſant in allgemeinen Umriſſen da: ein Bild, groß, hiſtoriſch, prachtvoll nachgedunkelt in allen Farben. Im Vordergrunde ſteht eine einfach rührende Handlung, treu und ſchlicht, wie der Chroniſt ſie überliefert, im Hintergrunde das Reich mit allen ſeinen Elementen, „wie ein ungeheurer Berg mit Donner und Blitz“. Die Einzelzüge, zu einer ſchönen Einheit zuſammengefaßt, ſind ebenſo ſcharf als fein und poetiſch, an die Meiſterhand unſeres Albrecht Dürer gemahnend. Die Kaiſermacht dämmert herauf mit den Attributen der Kirche, wir ſehen die Schranken zum Turniere aufgerichtet, wir thun einen Blick in die Zunft- und Städteordnung, in das Landsknechttreiben und Vagantentum, in Ritterſtuben und Volksherbergen. Der päpſt-

liche Legat ſteht da, den Bannfluch in der Taſche, der kaiſerliche Herold, um Acht und Aberacht zu verkünden; ſelbſt die Wahrzeichen der Vehme, Strick und Dolch, ſind nicht vergeſſen. Die Sprache iſt, wie immer bei Hebbel, deutſch markig, bildlich und charaktervoll. Der Gang des Gedichtes iſt von der erſten bis zur letzten Szene von höchſter dramatiſcher Lebendigkeit; es herrſcht darin ein eigentümlich körniger Reiz des Ausdrucks und kräftig anmutiges Leben. Die mit der Kraft des Wunders wirkende Macht der Schönheit iſt in der Leidenſchaft des jungen Herzogs Albrecht für Agnes mit einem Glanze der Poeſie geſchildert, der unvergänglich ſtrahlt. Die Charaktere ſind wie aus Erz gegoſſen und doch voll von perſönlichem Leben. Die rührende, zarte Mädchenhaftigkeit der Agnes, die Reinheit ihrer Liebe, ihre letzten Momente, die edel-männliche, leidenſchaftliche Ritterlichkeit Albrechts, die Innigkeit der Liebesſzene — wie iſt das alles ſchön! Endlich die Geſtalt des alten Herzogs Ernſt — ſie iſt ein echter Hebbel, Geiſt von ſeinem Geiſt, und Blut von ſeinem Blut. Er hat keinen finſtern Tyrannen aus ihm gemacht, ſondern einen der Pflicht ſich fromm und demütig beugenden Landesvater, der Ordnung will im Hauſe wie im Reich. Er läßt Agnes nach dem Urteilsſpruche der erſten Richter Bayerns zum Tode verurteilen und ſetzt den Sohn daran wie Abraham den Iſaak, weil er muß, weil die Macht der Verhältniſſe, die zwingender iſt als Menſchenwille, ihn dazu nötigt. „Es iſt ein Unglück für ſie," ſo ſagt er, „und kein Glück für mich, aber im Namen der Witwen und Waiſen, die der Krieg machen würde, im Namen der Städte, die er in Aſche legte, der Dörfer, die er zerſtörte: Agnes Bernauer, fahr' hin!" So opfert er Agnes dem Wohle von Tauſenden, die unter einer Kette von Übeln leiden müßten, wenn die Mißheirat dauerte. Er iſt ein Mann, menſchlich fühlend und ſtreng ſich bezwingend, wortkarg und durch die Kürze der Rede auf ein reiches, aber vom Schickſal und der allmächtigen Zeit zu Stahl geſchmiedetes inneres Leben zeigend, ſchlicht in ſeiner Stärke, wahrhaft deutſch. In dem ganzen Stück aber weht etwas von dem Fatum der Alten. Es iſt, wie in der Antike, wie Antigone, eine Tragödie des Schickſals, das über Gerechte und Ungerechte hinwegſchreitet, und es weiſt den letzten Ausgleich der

individuellen Verletzung in eine höhere Sphäre, in das religiöse Element, an einen allwissenden Richter. Das ist das Befreiende und Erhebende dieser Tragödie, dieses hohen Liedes der Reichsidee.

In seinen letzten Lebensjahren griff Hebbel tief hinein in den Nationalschacht seines Volkes, um einen heiligen Schatz zu heben und zu einer Trilogie umzuschmieden: es ist sein deutsches Trauerspiel „Die Nibelungen", sein Meisterwerk. Viele haben es versucht, unser altes Epos in die dramatische Form umzugestalten, aber nur Hebbel ist das Wagestück ganz gelungen: er allein hat den ungeheueren Stoff bezwungen, der Nordlandsrecke die deutschen Riesen. Oft befand er sich im prächtigsten Vollgenuß des Schaffens, oft war ihm bei der vorrückenden Arbeit, als ob er die Feder statt in Tinte unmittelbar in Gehirn und Blut tauchte. Die Vollendung der Nibelungen, mit Schillers „Wallenstein" der gewaltigsten deutschen Trilogie, war eine nationale That, deren Wertschätzung zuweilen schwanken, niemals aber aufhören kann; denn man sollte meinen, daß sie nur mit der deutschen Sprache selbst untergehen könnte. Einer großen Dichterphantasie entsprungen, gewaltig in der Konzeption und der Gestaltungskraft, stark und lebensvoll in der Charakteristik, gesättigt in der Darstellung, elementar in der Wirkung, stellt das Werk ein dramatisches Bild aus der deutschen Vorzeit dar, dessen schöne Geschlossenheit auch das empfindlichste ästhetische Gewissen voll befriedigt. Die Sprache leistet den höchsten Anforderungen Genüge. Eine bewunderungswürdige Kraft und Kunst zumal liegt darin, daß Hebbel den gigantischen Gestalten germanischer Vorzeit den mystischen Urgrund gelassen und sie uns doch menschlich nahe gebracht hat. Dem Heidentum noch innerlich ergeben, den Gebräuchen des Christentums sich nur widerwillig fügend, schreiten sie naiv und schlicht wie Kinder, ungeschlacht und hölzern wie Hünen, heldenhaft wie Recken, so wie es ihrer Natur geziemt, einher, über das Maß im Liede noch hinauswachsend und doch auf realem Boden stehend, eine poetische Verlebendigung der treibenden Wurzel, aus der das Deutschtum in seiner Kraft und Größe erwuchs, durchaus volkstümlich. An der Spitze steht Siegfried, mit seiner Treuherzigkeit, mit seinem kindlichen Gemüt und seinem reckenhaften Ungestüm meisterhaft hingestellt, und steht

Hagen Tronje, der düſtere und grimme, deſſen blutige Treue zum Lehnsherrn, zum Sippen, zum König ihn zum Verbrecher macht. Wie in „Maria Magdalena“ haben auch in den Nibelungen alle Recht in ihrem Thun; jeder handelt wahr aus der Überzeugung ſeiner Natur heraus, wie er kann und muß, und doch iſt auch jeder ſchuldig. Schuld reiht ſich an Schuld, eine eherne Kette bildend, die ſich um dieſe Menſchen windet und ſie zum Falle bringt. Aber alle überragt Kriemhild, die langrächende, an der das Pathos der Liebe mit einer Wucht und Hoheit veranſchaulicht wird, wie an keiner zweiten Geſtalt unſerer Litteratur. Das iſt das in ſeiner Liebe alles opfernde königliche Weib, das dem getöteten Gatten bis über den Tod hinaus treu bleibt und nicht ruht, bis das Strafgericht an den Mördern vollzogen iſt, welches auch über ſie ſelbſt hereinbricht, denn die Liebe verwandelt das einſt ſo liebreizende Mädchen in eine Furie; die an Siegfried verübte Unthat führt ſie in die Abgründe der Menſchennatur, wo ſie zu Grunde geht. Jedem tragiſchen Dichter muß ein Zug des Dämoniſchen angeboren ſein, Gott und Teufel müſſen in ihm ringen. Bei Hebbel war es der Fall, darum hat er auch den furchtbar erhabenen fünften Akt von „Siegfrieds Tod“ dichten können, darum iſt ihm das Dämoniſche in der Rächerin Kriemhild ſo voll gelungen. Der durch das Verbrechen anderer in ihr wachgerufene, aus der Liebe emporſteigende Dämon jagt ſie in die Schuld und verkehrt dieſe wieder in Unſchuld. Das iſt das tief Menſchliche und ewig Symboliſche in ihr. In einer ſtarken und doch ſchon faulenden Welt lebend, wird ſie die Nemeſis ihres Geſchlechtes, um am Schluſſe ſelbſt dem empörten Weltgeiſt zum Opfer zu fallen. Das iſt das ſittlich Geſchichtliche an der Tragödie. Was das ſchöne alte Lied nicht vermochte, das vermochte der unmittelbar wirkende dramatiſche Dichter: den deutſchen Stoff in das Bewußtſein ſeines warm geliebten Volkes zu übertragen, deſſen Einheit er als das höchſte politiſche Ziel erkannte. Das Schickſal gönnte ihm nicht, die große Verwirklichung zu erleben.

Das iſt das Erhebende und Nationale, daß die ideale Ureigenſchaft der deutſchen Altvordern in den Nibelungen ſo groß hervortritt. Und worin beſteht dieſe? Die Größe iſt der gemein-

ſame Familienzug des Altertums, ſei es nun ſittliche Größe, Charaktergröße oder politiſche Größe; es iſt das Zeitalter der Welteroberungen und der duldenden Heroen. Größe liegt im leidenden Prometheus ebenſo wie im handelnden Herkules; in Alexander, dem die Welt nicht groß genug iſt, wie in Diogenes, dem ſie nicht klein genug ſein kann; in Sokrates, der ſich lieber dem ungerechten Urteilsſpruche unterwirft, als aus dem Gefängniſſe flieht, und in Kato, der lieber ſtirbt, als daß er die Freiheit ſeines Vaterlandes überlebt. Und wie im Altertum die Größe, ſo iſt die Treue der hervorſtechende Zug im deutſchen Mittelalter und die den Nibelungen zu Grunde liegende Moral. In dem Bruche der Treue beſteht der tragiſche Knoten. Wohl aber thut es in unſerem tintenkleckſenden Jahrhundert etwas zu hören von großen Menſchen.

II. Berichte aus den Akademischen Fachabteilungen.

1.

Abteilung für Sprachwissenschaft (SpW).

b) Sektion für Neuere Sprachen (NS).

Dieser Sektion wurde in dem Zeitraume vom 1. Mai bis 30. September 1893 auf seinen Antrag als Mitglied zugewiesen mit Wahlrecht:

Herr Dr. phil. C. F. Koerbs, hier.

In dieser Sektion sprachen am

31. Mai Herr Henri Boullenot über „Ponsard et son théâtre (Charlotte Corday, le Lion amoureux)“;

28. Juni Herr Dr. Bölte über „Shelley“.

* * *

Der eingesandte Bericht lautet:

Shelley von Dr. F. Bölte.

In Deutschland kann man Shelley schwerlich zu den viel gelesenen Schriftstellern rechnen. Jedenfalls gehören seine Werke nicht zu denen, welche wir wieder und wieder zur Hand nehmen, um uns auf Augenblicke emporzuheben über die verwirrenden Eindrücke des täglichen Lebens. Merkwürdig muß es uns deshalb berühren, wenn wir in England bei einer großen und sehr beachtens-

werten Klasse von Lesern eine Wertschätzung von Shelleys Gedichten finden, die der genannten diametral entgegengesetzt ist. Der bedeutendste Verfechter dieser Auffassung ist A. C. Swinburne, gleich hervorragend als Dichter und als Kritiker, ein Vertreter jener eigentümlichen Richtung auf ästhetische Kultur, der auch Morris und Dante Gabriel Rossetti angehören. Aus seinen Essays and Studies (1875) — die leider immer noch nicht in einer billigen Ausgabe zugänglich sind — mögen einige Stellen hier angeführt werden. „Shelley outsang all poets on record but some two or three throughout all time; his depths and heights of inner and outer music are as divine as nature's, and not sooner exhaustible. He was alone the perfect singing-god; his thoughts, words, deeds, all sang together" (S. 215). „A soul as great as the world lays hold on the things of the world; on all life of plants, and beasts, and men; on all likeness of time, and death, and good things and evil" (S. 219). (Shelley is) „that poet who has now for two generations ruled and moulded the hearts and minds of all among his countrymen to whom the love of poetry has been more than a fancy or a fashion; who has led them by the light of his faith, by the spell of his hope, by the fire of his love, on the way of thought which he himself had followed in the track of greatest who had gone before him — of Aeschylus, of Lucretius, of Milton . . . he holds the same rank in lyric as Shakespeare in dramatic poetry" (S. 237).

England ist das Land der Gegensätze: zu jeder Strömung findet sich dort eine Gegenströmung, und so steht denn auch dieser grenzenlosen Bewunderung Shelleys eine ebenso unbeschränkte Verurteilung gegenüber. Zum Worte gekommen ist diese Auffassung vornehmlich in den Essays in Criticism von Matthew Arnold (bequem zugänglich in der Tauchnitzischen Sammlung), dem Sohne des Reformators der höheren englischen Schulen, Thomas Arnold, Rektor von Rugby. Auch M. Arnold vereinigte, wie sein Gegner, die Thätigkeit des Essayisten mit der des Dichters. Im Gegensatz zu der Swinburnischen Richtung legt er das Hauptgewicht auf die ethischen Kulturfaktoren. Von seinen Äußerungen über Shelley

mögen hier zwei einen Platz finden. „All the personal charm of Shelley cannot hinder us from at last discovering in his poetry the incurable want, in general, of a sound subject matter, and the incurable fault, in consequence, of unsubstantiality“ (S. 138, Tauchnitz). „The man Shelley, in very truth, is not entirely sane, and Shelley's poetry is not entirely sane either. The Shelley of actual life is a vision of beauty and radiance, indeed, but availing nothing, effecting nothing. And in poetry, no less than in life, he is a beautiful and ineffectual angel, beating in the void his luminous wings in vain“ (S. 204).

Man sieht ohne weiteres, diese widersprechenden Urteile über den Dichter gehen auf einander widersprechende Weltanschauungen zurück; und mit einer Kritik der beiderseitigen Weltanschauung endete auch die Polemik, die sich zwischen Swinburne und Arnold über Shelleys Bedeutung als Dichter entsponnen hatte. Für jeden, den es interessiert, die geistigen Strömungen im modernen England näher kennen zu lernen, ist diese Polemik außerordentlich lehrreich: zu einem objektiven Urteil über Shelley hilft sie uns nicht viel, um so weniger, als beide Kritiker nicht dazu kommen, ihr Urteil durch Belege aus dem Dichter zu entwickeln oder durch theoretische Darlegungen zu begründen.

Schon allein die Thatsache, daß eine ganze Geistesströmung eines Volkes in einem Dichter ihr Ideal verkörpert sieht, ist ein hinreichender Anlaß, diesem Dichter unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden, selbst uns ein Bild zu machen von seiner Eigenart. An dieser Stelle kann es natürlich nur unsere Aufgabe sein, die wesentlichen Züge von Shelleys dichterischem Charakter kurz hervorzuheben.

Als vollkommener Meister erweist Shelley sich in der Behandlung der Sprache und des Verses. Nirgends finden sich Härten oder Mißgriffe in der Wahl des Ausdrucks oder Verletzungen des metrischen Wohlklanges. Es ist der Hervorhebung wert, wie häufig Byron in dieser Hinsicht verstößt. In den vortrefflichen Übersetzungen freilich, in denen man in Deutschland diesen Dichter zu lesen gewohnt ist, kommen diese großen Schwächen nicht zum Vor-

ſchein. Es dürfte das ein Unikum ſein, daß ein Dichter durch die Überſetzung ſo außerordentlich gewinnt. Shelley dagegen zeigt ſich ſofort in ſeinem erſten großen Gedicht, der Queen Mab, und dann in allen folgenden im Beſitz einer ſouveränen Herrſchaft über die Sprache. Ja, dies erſte Gedicht zeigt ſogar einen überquellenden Reichtum der metriſchen Form, den Shelley in ſpäteren Werken bewußt eingeſchränkt hat. Der Schlußchor in dem dramatiſchen Gedicht Hellas, dem letzten großen Werk, das Shelley vollendet hat, zeigt im Gegenſatz zu Queen Mab eine faſt ſtrenge Einfachheit. Nicht überſehen darf man daneben die zum Teil außerordentlich komiſchen Wirkungen, die Shelley in Peter Bell the Third — einer Satire auf Wordsworth — durch Reim und Versakt erzielt hat.

Die Gedichte Shelleys, denen allein ein bleibender Wert zugeſprochen werden kann, ſind in dem kurzen Zeitraum von neun Jahren entſtanden (1813—1822). Daraus erklärt es ſich, daß der Geſamteindruck, den wir von der Lektüre hinwegnehmen, ein ziemlich gleichförmiger iſt. Im weſentlichen ſind alle Gedichte Shelleys auf einen Ton geſtimmt. Die bevorzugte Form iſt die der Erzählung — auch die dramatiſchen Gedichte Prometheus und Hellas müſſen wir hierher rechnen —, und das Lieblingsthema die Befreiung der Menſchheit von politiſcher und geiſtiger Knechtſchaft. Sehr treffend iſt Shelleys eigenes Urteil in der Dedikation der Cenci an Leigh Hunt: „Those writings which I have hitherto published, have been little else than visions which impersonate my own apprehensions of the beautiful and the just.“ Daneben aber haben wir unter den kürzeren Dichtungen mehrere rein lyriſche Gedichte von großer Schönheit (z. B. Ode to the West Wind und To a Skylark) und in den Cenci wenigſtens ein ganz objektives Drama.

Wenn wir nun den Gehalt dieſer Gedichte überblicken, die Welt, wie ſie ſich in ihnen ſpiegelt, ſo haben wir vor allem der Naturſchilderungen zu gedenken, die der Dichter in überreicher Fülle eingewebt hat. In eindringender Schärfe der Beobachtung und in der wunderbaren Anſchaulichkeit der Darſtellung kann ſchwerlich irgend ein anderer ihm zur Seite geſtellt werden. Das

ewig wechſelnde Bild des Himmels, das zerriſſene Gewölk in der Sturmesnacht, die Pracht des Sonnenuntergangs, das Meer in Ruhe und Sturm, die Wüſte im grellen Sonnenlicht, das getürmte Hochgebirge, Waldesdunkel, ſchattige Thäler mit rauſchenden Bächen, und felſige Klippen, um die die Brandung kocht — alles bannt er mit dem Zauberklang ſeiner Verſe vor unſer geiſtiges Auge.

Einen beſonderen Reiz erhalten dieſe Schilderungen durch die Metaphern, in die ſich ihm zwanglos die Vorgänge in der Natur kleiden. So malt er in der Ode an den Weſtwind das aufziehende Sturmgewölk:

there are spread
On the blue surface of thine airy surge . . .
The locks of the approaching storm.

Den abziehenden Sturm ſchildern folgende Verſe aus dem Prometheus:

And the triumphant storm did flee,
Like a conqueror, swift and proud,
Between with many a captive cloud.

Den Herbſt charakteriſiert ein Vers im Anfang des Alastor:

Autumn's hollow sighs in the sere wood.

Dieſe Metaphern entwickeln ſich häufig zu voller Perſonifikation, wodurch die Naturkräfte zu mythologiſchen Weſen umgeſtaltet werden. Dabei hält Shelley ſich durchaus fern von der traditionellen Mythologie, wie ſie z. B. Schiller zu verwenden liebt. Die mythologiſchen Geſtalten, die Shelley ſchafft, ſind von einem merkwürdig primitiven Charakter und haben eine entſchiedene Ähnlichkeit mit den Perſonifikationen der Veden, wie H. Sweet bemerkt hat (Shelley's Nature-Poetry, London 1888, S. 35). Beiſpiele hierfür finden ſich in folgendem Gedicht, das überhaupt für Shelley außerordentlich charakteriſtiſch iſt:

The World's Wanderers.
Tell me, thou star, whose wings of light
Speed thee in thy fiery flight,
In what cavern of the night
Will thy pinions close now?

Tell me, moon, thou pale and grey
Pilgrim of heaven's homeless way,
In what depth of night or day
Seekest thou repose now?

Weary wind, who wanderest
Like the world's rejected guest,
Hast thou still some secret nest
On the tree or billow?

Noch mögen hier zwei Beiſpiele aus dem Prometheus angeführt werden, der begreiflicher Weiſe beſonders reich iſt an ſolchen Perſonifikationen. In der dritten Szene des dritten Aktes ſagt Apollo:

bnt list, I hear
The small, clear, silver lute of the young Spirit
That sits on the morning star.

An derſelben Stelle erklärt Okeanos das dumpfe Murmeln der Wellen mit den Worten:

It is the nnpastured sea hungering for calm.
Peace, monster; I come now.

Nebenbei bemerkt, enthalten dieſe letzten Worte einen grimmigen Humor, wie er ſich ſonſt kaum bei Shelley wieder findet.

Bei dieſer tiefwurzelnden Neigung, ſich in die Vorgänge der Natur zu verſenken und ſie zu geſtalten, lag für eine ſo exaltierte Natur wie die ſeine die Gefahr nahe, über die Grenzen künſtleriſchen Schaffens hinauszugehen: ſagt er ja doch ſelbſt in Julian and Maddalo:

I love all waste
And solitary places; where we taste
The pleasure of believing what we see
Is boundless, as we wish our souls to be.

Einzelzüge, die auf wirklicher Anſchauung beruhen, verbinden ſich ihm zu idealen Bildern, in denen nicht mehr die Geſetze gelten, die die Wirklichkeit beherrſchen. Dahin gehören der Flug durchs Weltall, auf dem wir die Feenkönigin begleiten (Queen Mab), die wunderbaren Tempelbauten und unterſeeiſchen Höhlen, die mehr-

fach begegnen (z. B. Laon and Cythna, Canto I, 49; Canto VII, 9; Hellas). Zuweilen verlieren dieſe Viſionen alle Anſchaulichkeit, z. B. im vierten Akt des Prometheus Worte der Panthea: „And from the other opening in the wood“ u. ſ. w. Noch ſchlimmer iſt es, daß Shelley, in ſeinem Streben, auf die Phantaſie der Leſer zu wirken, häufig Züge verwendet, die überhaupt außerhalb aller Anſchauung liegen. Wendungen wie „peopled with unimaginable shapes“, „the anatomies of unknown winged things“, „trees of unknown kind“ finden ſich in Menge. Beſonders lehrreich in dieſer Beziehung iſt das maſſenhafte Vorkommen von Ausdrücken wie strange, rare, quaint u. ä.

Gegenüber der Fülle individueller Züge, die wir in Shelleys Naturſchilderungen finden, ſind die menſchlichen Charaktere, die er uns vorführt, eigentümlich farblos und verſchwommen. Von keiner einzigen Perſon wird man den Eindruck einer beſtimmten Eigenart empfangen. So verſchiedenartig ihre Schickſale ſind, eine individuelle Art des Empfindens und Wollens hat keine. Nur in den Cenci finden ſich Anſätze zu einer Geſtaltung wirklicher Charaktere, und dieſe ſind allerdings bemerkenswert. Es ſind das der Graf, Beatrice und Orſino. Aber mehr als Anſätze können wir auch hier nicht anerkennen.

Dieſer Mangel iſt tief in Shelleys Natur begründet. So leidenſchaftlich ſein Empfinden war, ſo fehlt ihm doch die Gabe, die ſeeliſchen Vorgänge plaſtiſch zu geſtalten; und daher vermiſſen wir in ſeinen Werken jene Fülle der individuellen Züge, die uns die Geſtalten eines Byron und Wordsworth, um nur gleichzeitige engliſche Schriftſteller heranzuziehen, ſo unendlich viel vertrauter machen. Nur wenige Gedichte gewähren uns einen Einblick in die Seele des Poeten, ſo vor allem die Ode an den Weſtwind und der Song, welcher beginnt

Rarely, rarely, comest thou
Spirit of Delight!

Es iſt eine Bemerkung, die Maddalo, d. h. Byron, macht,

Most wretched men
Are cradled into poetry by wrong:
They learn in suffering what they teach in song.

Für Shelley iſt nicht der Schmerz die Quelle der Poeſie geweſen. Und wenn er in der Ode an den Weſtwind klagend ruft:

I fall upon the thorns of life! I bleed!

— worin ſein Leid beſteht, das ſagt er nicht. Man braucht nur das grandioſe Gedicht von Coleridge, Ode to Dejection hiermit zu vergleichen, um das, was bei Shelley fehlt, mit Händen zu greifen. Überaus treffend hat Shelley ſelbſt das Charakteriſtiſche ſeiner Poeſie gezeichnet in dem Geſang des vierten Geiſtes im erſten Akt des Prometheus:

On a poet's lips I slept
Dreaming like a love-adept
In the sound his breathing kept;
Nor seeks nor finds he mortal blisses,
But feeds on the aerial kisses,
Of shapes that haunt thought's wildernesses.
He will watch from dawn to gloom
The lake reflected sun illume
The yellow bees in the ivy-bloom,
Nor heed nor see, what things they be;
Bnt from these create he can
Forms more real than living man,
Nurslings of immortality!

Eine ganz ähnliche Stelle findet ſich im Anfang des Alastor (By solemn vision and bright silver dream, His infancy was nurtured u. ſ. w.)

Dieſelbe Unfähigkeit, ſeeliſche Vorgänge plaſtiſch zu geſtalten, bringt es denn auch zu Wege, daß die Perſonen, welche Shelley in ſeinen Dichtungen einführt, uns nur in ſchemenhaften Umriſſen erſcheinen. Genauer geſprochen, ſind es immer wieder dieſelben beiden Typen, der eine von fleckenloſer Vollkommenheit, der andere von abſoluter Verruchtheit. Zur erſten Klaſſe gehören z. B. der Poet im Alastor, Laon und Cythna, der Gemahl der Helen, Prometheus; zur zweiten der mehrfach wiederkehrende typiſche Tyrann, Jupiter im Prometheus, Mahmud im Hellas, und auch Graf Cenci.

Es war ein für die Wirkung ſeiner Dichtungen verhängnisvoller Irrtum, der Shelley verkennen ließ, daß im wirklichen

Menſchen gute und ſchlechte Eigenſchaften untrennbar verknüpft ſind. Ganz erfüllt von einem glänzenden Bilde höchſter moraliſcher Vollkommenheit, wandte ſeine exaltierte Natur ſich ab von der gemeinen Wirklichkeit, ohne zu bemerken, daß ſie damit den Boden verließ, aus dem allein das poetiſche Geſtalten ſeinen Stoff ziehen kann.

Es iſt dies eine Erſcheinung, welche tief in jener Zeit begründet liegt. Wir finden ſie bei den Romantikern in Deutſchland ebenſo wie bei Byron und Wordsworth in England. Sie alle empfinden ſich in einem ſcharfen Gegenſatz zu den Lebensformen und Anſchauungen, die ſie umgeben. Aber einſeitig in ihr eigenes neues Lebensgefühl verſenkt, kommen ſie nicht dazu, die umgebende Welt, ſo, wie ſie thatſächlich war, zu erfaſſen. Daher kommt es, daß die leidenſchaftliche Kritik, welche Byron und Shelley an ihrer Zeit üben, ſo wenig befriedigend auf uns wirkt.

Die moraliſche Wirkung, die er von ſeinen Dichtungen erhoffte, iſt für Shelley ſtets der höchſte Zweck ſeines poetiſchen Schaffens geweſen. Das ergeben die kurzen Vorreden zu verſchiedenen Gedichten; namentlich in der Vorrede zum Prometheus findet ſich eine Stelle, die es verdient hier ganz angeführt zu werden. „My purpose has hitherto been simply to familiarize the highly refined imagination of the more select classes of poetical readers with beautiful idealism of moral excellence; aware that until the mind can love, and admire, and trust, and hope, and endure, reasoned principles of moral conduct are seeds cast upon the highway of life which the unconscious passenger tramples into dust, although they would bear the harvest of his happiness. Should I live to accomplish what I purpose, that is produce a systematical history of what appear to me to be the genuine elements of human society, let not the advocates of injustice and superstition flatter themselves that I should take Aeschylus rather than Plato as my model.“ Alſo Plato, nicht Aeſchylus, iſt das Vorbild, das ihm vorſchwebt. Der Glaube an die Macht des begeiſterten Menſchen und ſeiner Lehre auch auf die roheſten Gemüter iſt für Shelley eine heilige Überzeugung. In Laon and Cythna hat er das Motiv mehrfach zur Anwendung gebracht. Dieſer felſenfeſte

Glaube an den endlichen Sieg des Guten, an eine Zukunft, wo die Menſchen in ſittlicher Vollkommenheit wie Brüder miteinander leben, vorgetragen mit der glühenden Begeiſterung eines Sehers, er iſt es, der die ſchönſten Stellen in Shelleys Gedichten geſchaffen hat, er iſt es auch, der tiefere Naturen ſtets wieder zu dieſem Dichter hinziehen wird.

2.

Abteilung für Soziale Wiſſenſchaften (SzW).

a) Sektion für Jurisprudenz (J).

Es ſprach in dieſer Sektion am
8. Mai Herr Dr. Waldſchmidt über
„Ämterverfaſſung von Frankfurt (1. Teil)".

* * *

Die juriſtiſche Sektion hat in der abgelaufenen Berichtsperiode Berichte nicht eingeſandt außer demjenigen über den Vortrag, welchen in der Sitzung vom 9. Januar 1893 Herr Landrichter Dove gehalten hat. Der Grund liegt darin, daß ſich die Sektion in dem abgelaufenen Jahre wie auch in dem nächſtfolgenden faſt ausſchließlich mit Darſtellung des zur Zeit in Frankfurt geltenden Partikularrechts beſchäftigt und beſchloſſen hat, die hierauf verwendeten Vorträge nicht zerſtreut nach dem Datum in den Berichten, ſondern vereinigt und ſachlich geordnet als beſonderes Handbuch des Frankfurter Partikularrechts zu veröffentlichen. Freilich mußte bei dieſem Beſchluß, da gegenwärtig jede rechtswiſſenſchaftliche oder auch nur rechtsſammelnde Darſtellung unter dem Licht oder richtiger unter dem Schatten betrachtet werden will, welchen das neue bürgerliche Geſetzbuch vorauswirft, erwogen werden, ob die Darſtellung des Frankfurter Partikularrechts, welches über kurz oder lang außer Geltung geſetzt werden wird, noch ein Bedürfnis oder wenigſtens zweckmäßig ſei. Allein man konnte ſich nicht verhehlen,

daß der Zeitpunkt des Inkrafttretens des neuen Geſetzbuches und des Außerkrafttretens unſeres Frankfurter Partikularrechts noch immer nicht auch nur mit einiger Sicherheit beſtimmt werden kann. Außerdem liegen die Eigentümlichkeiten des Frankfurter Rechts vorzugsweiſe auf den Gebieten des Hypotheken-, ehelichen Güter- und Erbrechts — Gebiete, welche anerkanntermaßen auch unter veränderter Geſetzgebung nur ſehr allmählich ſich den neuen Vorſchriften anpaſſen und lange die alten Normen lebendig bewahren. Man geht wohl nicht fehl, wenn man die fernere praktiſche Geltung des Frankfurter Partikularrechts auf mindeſtens ein Menſchenalter, alſo etwa dreißig Jahre, vom Datum der Geſetzeskraft des neuen Geſetzbuches ab veranſchlagt. Andererſeits iſt auch nicht zu verkennen, daß infolge der Einverleibung des Gebietes der ehemals freien Reichsſtadt in die Preußiſche Monarchie und infolge der neuen Gerichtsverfaſſung ſeit 1879 die einheitliche Weiterentwickelung des Frankfurter Rechts um deswillen ins Schwanken kam, weil die Auswahl der zur Handhabung und Weiterbildung des Rechts berufenen Perſönlichkeiten, nicht mehr auf das alte Frankfurter Gebiet beſchränkt, Männer getroffen hat, die ihre rechtliche Schulung unter der Geltung anderer Rechtsſyſteme, insbeſondere unter der Herrſchaft des Preußiſchen Landrechts und des franzöſiſchen Rechts gewonnen hatten. So befruchtend nun der dadurch hervorgerufene Austauſch der Begriffe wirken konnte und gewirkt hat, ſo ſind doch naturgemäß vielfach Zweifel und Unſicherheiten entſtanden, welche durch den gleichzeitigen Wechſel des Prozeßrechts noch vermehrt wurden. Es kann nicht geleugnet werden, daß der Vorgang dieſer wechſelweiſen Durchdringung augenblicklich noch nicht beendet iſt, daß wir vielmehr in der Umarbeitung unſerer alten Quellen und Einrichtungen nach modernen Geſichtspunkten in ihrer Anpaſſung an die neuen Prozeßgeſetze täglich mit voller Kraft weiterarbeiten. So konnte eine Darſtellung des Frankfurter Rechts nur eine lockende, nicht eine abſchreckende Aufgabe ſein, die aber zugleich alsbaldige Löſung erheiſchte, wenn anders ſie noch praktiſche, nicht eine hiſtoriſche Bedeutung beanſpruchen wollte.

Entſchloß man ſich aber zu einer Darſtellung des Privatrechts, ſo lag es nahe, auch das öffentliche Recht einer Nachprüfung

zu unterziehen, namentlich die zahllosen Statuten und Reglements, in welchen sich das städtische Verwaltungsrecht verkriecht, nach bestimmten Gesichtspunkten zusammenzustellen, und ebenso das Baurecht zu behandeln, dessen wechselvolle Schicksale jedem in Erinnerung sind.

Die Darstellung soll demgemäß folgende Gebiete umfassen:

1. Einleitung: Rechtsquellen. Gerichtsverfassung. Litteratur.
2. Sachenrecht: Eigentumserwerb. Pfandrecht an beweglichen und unbeweglichen Sachen, insbesondere Hypothekenrecht mit Einschluß des Verfahrens und der Rechtsmittel.
3. Obligationenrecht: Kauf (Viehhandel) und Miete.
4. Familienrecht: Recht der Eltern und Kinder, insbesondere der unehelichen. Ehescheidungsrecht.
5. Eheliches Güterrecht: Die gesetzliche Errungenschaftsgemeinschaft. Ihre Auflösung, insbesondere im Falle der Separation. Ehevertrag. Folgen der Ehescheidung. Strafen zweiter und vorzeitiger Ehe.
6. Erbrecht: Gesetzliches, testamentarisches und Noterbenrecht. Erbverträge. Erbschaftsantritt und Immission. Todeserklärung Verfahren einschließlich der Rechtsmittel.
7. Stadt- und Ämterverfassung von Frankfurt: Magistrat. Bürgermeister. Stadtverordnete. Geschäftskreis der einzelnen Ämter und die ihn bestimmenden Statuten. Die Gesamtordnung der städtischen Behörden.
8. Recht der Stiftungen: deren Verfassung, insbesondere Vertretung nach außen. Aufsicht.
9. Baupolizeirecht: Behörden, Verfassung und Verfahren. Materielles Baupolizeirecht, insbesondere die verschiedenen Verbotsrechte.
10. Nachbarrecht: Licht- und Wasserrechte. Anpflanzungen und Anschüttungen. Die verschiedenen Wiche. Das private Baurecht.

Inwieweit bei diesem Plan die begonnene Arbeit ihre Aufgabe lösen kann und wird, diese Frage muß die Arbeit selbst beantworten; hier soll nur die Hoffnung ausgesprochen werden, daß die juristische Sektion damit nicht unebenbürtig neben die anderen

Fachabteilungen des Freien Deutschen Hochstiftes, insbesondere neben die ihr am nächsten verwandte volkswirtschaftliche Sektion trete.

---

b) Sektion für Volkswirtschaft (V).

Dieser Sektion wurde in dem Zeitraume vom 1. Mai bis 30. September 1893 auf seinen Antrag als Mitglied zugewiesen mit Wahlrecht:

Herr Jakob Rosenheim, Kaufmann, hier.

Es sprachen in dieser Sektion

Herr Dr. P. Zirndorfer über

„Der Entwurf eines Reichsgesetzes über Auswanderung";

Herr Stadtrat Dr. Flesch über

„Der gegenwärtige Stand der Wohnungsfrage".

* * *

Der eingesandte Bericht lautet:

Der Entwurf eines Reichsgesetzes über Auswanderung von Herrn Dr. P. Zirndorfer.

Die unmittelbare Veranlassung zu diesem Vortrag ist der Entwurf eines Auswanderungsgesetzes, welcher dem verflossenen Reichstage vorgelegen hat.[1]) Um einen ungefähren Begriff über den Umfang der Auswanderung zu erhalten, genügen vielleicht einige Zahlen, welche einer später noch zu erwähnenden Vorstellung der Mannheimer Handelskammer an die badische Regierung vom März 1892 entnommen sind. Danach landeten im Jahre 1891 in Newyork etwa 445000 Einwanderer, von welchen die deutschen Linien 150000, die englischen Linien von Hamburg ungefähr 44000 Personen beförderten. Nach einem dort erwähnten Berichte des deutschen Reichskommissärs für das Auswanderungswesen transportierten die deutschen Schiffe im Jahre 1891 etwa

[1]) Der Entwurf ist infolge der mittlerweile erfolgten Auflösung des Reichstags unerledigt geblieben, wird aber wohl in einer der nächsten Sessionen wieder vorgelegt werden.

290000 Einwanderer, darunter 49000 Deutſche. Der für 1892 erſchienene Bericht des deutſchen Reichskommiſſärs, welcher jetzt dem deutſchen Reichstage zugegangen iſt[2]) giebt die Zahl der Auswanderer über die drei deutſchen Häfen (Bremen, Hamburg und Stettin) in runden Summen auf 240000, darunter etwa 80000 Deutſche an.

Ob derartige weltwirtſchaftliche Erſcheinungen, wie die Auswanderung, günſtig für die einzelnen Staaten wirken oder nicht, iſt eine müßige Frage. Nur deshalb lohnt es ſich etwas dabei ſtehen zu bleiben, weil ſie einige Aufklärung über die Stellung giebt, welche die Geſetzgebung in ihren verſchiedenen Stadien gegenüber dem Auswanderungsweſen eingenommen hat. Der ſich bei oberflächlicher Betrachtungsweiſe aufdrängenden Meinung, daß die Auswanderung ſchädigt, weil ſie dem verlaſſenen Lande Kräfte entzieht, entſpringen die früher ſo zahlreichen Auswanderungsverbote und -beſchränkungen (gabella emigrationis etc). Es iſt charakteriſtiſch, daß dieſen Prohibitivmaßregeln gegen die Auswanderung oft in denſelben Staaten Prohibitivmaßregeln gegen die Einwanderung entſprechen, während man doch annehmen ſollte, daß, wer die Auswanderung als einen Schaden anſieht, in der Einwanderung einen Vorteil erblicken muß. Wenn es wahr iſt, daß in der Entziehung der Arbeitskräfte durch Auswanderung eine Schädigung liegt, ſo könnte dies indeſſen nur zutreffend ſein bei dünnbevölkerten Ländern, in denen die Nachfrage nach Arbeitern — Arbeitern im weiteſten Sinne — größer iſt als das Angebot, und in denen ſchon deshalb die Auswanderung keine bedeutende Rolle ſpielt. In einem ſtark bevölkerten Lande, mit Überſchuß von Arbeitskräften bedeutet die Auswanderung den natürlichen Abgang der überſchüſſigen Kräfte nach weniger übervölkerten Gebieten. In der That iſt dies heute die allgemeine Meinung. Einer der Staaten, welche dieſe Auswanderungsfreiheit am früheſten geſetzlich garantierten, war Preußen. Bereits das preußiſche Landrecht[3]) hatte im weſentlichen ſehr freie Beſtimmungen. Später erfolgten Beſchränkungen, die aber bald wieder

[2]) Vgl. „Frankfurter Zeitung", No. 54 (drittes Morgenblatt vom 23. Februar 1893.)

[3]) ALR., T. II, 17 §§ 127—140, vergl. v. Rönne: Das Staatsrecht der preußiſchen Monarchie. Bd. I, Abt. II, § 91.

fielen, und jetzt ist die Auswanderungsfreiheit und das Verbot von Abzugsgeldern in Art. 11 der Verfassung ausdrücklich gewährleistet. Österreich[4]) hat gleichfalls die Auswanderungsfreiheit. Ein früher geltendes Patent von 1832, welches die Erlaubnis der Verwaltungsbehörde vorsah, ist aufgehoben. Belgien[5]) regelt in seinem Gesetze vom 14. Dezember 1846 den Auswandererertransport; Beschränkungen der Auswanderungsfreiheit sind unbekannt. Italien[6]) hat durch ein Gesetz vom 30. Dezember 1888 die Auswanderungsfreiheit gesetzlich garantiert, nachdem diese bereits früher daselbst gewohnheitsrechtlich eingeführt war. Nur soweit der Staat von seinen Unterthanen staatliche Pflichten fordert, beschränkt er die Auswanderung, so also namentlich bei Militärpflichtigen, dann aber auch bei Verurteilten.

In neuerer Zeit beschränkt sich der Begriff Auswanderung thatsächlich fast allgemein auf die überseeische Auswanderung, weil diese vornehmlich die staatlichen Interessen berührt, und deshalb die Gesetzgebung in Anspruch nimmt. Dabei kommen die Auswanderungsfreiheit und ihre im Staatsinteresse gebotenen Beschränkungen nur als ein Punkt in Betracht. Die überseeische Auswanderung hat Erwerbszweige ausgebildet, welche teils legitime, d. h. nach gesunder Anschauung berechtigte, teils aber auch illegitime, dem Einzelnen und dem Gesamtwohl schädliche sind. Zu den legitimen Erwerbszweigen gehören zunächst die großen Rheder, Dampfergesellschaften (die beiden deutschen Institute wie der Norddeutsche Lloyd, die Hamburg-Amerikanische Packetaktiengesellschaft) und viele nichtdeutsche Gesellschaften. Diese Transportgesellschaften betreiben ja überhaupt die Personenbeförderung über See als Geschäft; aus dem Personentransportgeschäft hebt sich aber das Auswanderungsgeschäft als ein besonderes hervor. Die gewöhnlichen Reisenden, Amerikaner oder Europäer, welche zum Vergnügen, zur Erholung, zu geschäftlichen Zwecken reisen, kennzeichnen sich äußerlich dadurch, daß sie Kajütenpassagiere sind; die Auswanderer dagegen sind größtenteils

[4]) Ulbrich-Jellinek, Staatsrecht der österreichisch-ungarischen Monarchie.

[5]) Vauthier, Staatsrecht des Königreichs Belgien, S. 213.

[6]) Brusa, Staatsrecht des Königreichs Italien, § 52, Anm. 1.

Zwischendeckspassagiere. Man spricht deshalb wohl auch von Kajütengeschäft und Zwischendecksgeschäft. Der äußerliche Unterschied hat in sozialen wirtschaftlichen Verhältnissen seine Begründung, und diese sozialen Verhältnisse sind für den Staat von Interesse. Die Kajütenpassagiere sind durchgängig wirtschaftlich starke, erfahrene Personen, welche irgendwelchen ungerechtfertigten Nachteilen mit den mannigfachen Mitteln des privaten Lebens, eventuell auch mit Rechtsbehelfen aller Art entgegenzutreten imstande sind. Die Zwischendeckspassagiere sind wirtschaftlich schwach, vermöge ihrer geringeren Bildung, ihres Mangels an Gewandtheit, namentlich Sprachgewandtheit, und infolge ihrer Unerfahrenheit den Rhedern viel mehr preisgegeben. So wiederholt sich hier ein in unserem sozialen Leben oft bemerkter Vorgang, daß das öffentliche Recht dem Privatrecht im Interesse der sozial Benachteiligten zu Hülfe eilen muß.

Ganz das gleiche Verhältnis herrscht bei dem zweiten legitimen Erwerbszweige, den Auswanderungsagenten, welche von den Rhedern im Binnenlande angestellt sind, um Beförderungsverträge abzuschließen. Auch diese vermitteln sowohl Kajüten- wie Zwischendeckspassagen. Selbstverständlich zeigen sich auch hier die besonderen Merkmale des Zwischendecksgeschäfts.

Die illegitimen Erwerbszweige sind sehr bunt. Hauptsächlich ist es das der staatlichen Aufsicht gänzlich entzogene Schleichagententum, welches gewerbsmäßig zur Auswanderung meist unter Vorspiegelung falscher Thatsachen verleitet, oder fragwürdige Existenzen (schlechte Schuldner, auch Verurteilte oder Militärpflichtige) fortschafft.

Damit ist so ziemlich der Umfang desjenigen bezeichnet, was der Staat hier thun soll, d. h. also was ein Auswanderungsgesetz zu ordnen hat, und was man mit dem Worte Auswandererschutz bezeichnen kann. Ein Auswanderungsgesetz ist vornehmlich ein Auswandererschutzgesetz. Es hat also sein Hauptaugenmerk zu richten auf die Unterdrückung der illegitimen Gewerbe, auf den Schutz der Auswanderer bei der Eingehung der Verträge (also gegenüber den Agenten), bei der Einschiffung und Überfahrt, (also gegenüber den Rhedern) und endlich bei der Ausschiffung (Auswanderschutz in engerem Sinne). Es muß dafür sorgen, daß zuver-

läſſige ehrliche und eventuell haftbar zu machende Agenten und Rheder da ſind, daß die Transportverträge im Intereſſe der Auswanderer gewiſſe Beſtimmungen enthalten, und daß dieſe Verträge gewiſſenhaft erfüllt, eventuell daß Entſchädigungen geleiſtet werden. Es mag daneben auch Beſtimmungen zur Verhütung unerlaubter Auswanderung und andere treffen, aber die Hauptſache bleibt der Auswandererſchutz. So haben auch diejenigen Staaten, welche bisher Auswanderungsgeſetze erlaſſen haben, die Sache aufgefaßt. Das bereits erwähnte belgiſche Geſetz z. B. verlangt von den Agenten gewiſſe Garantieen (Bürgſchaft), legt ihnen verſchiedene Verpflichtungen auf [7]) und beſtimmt außerdem, daß niemand ohne Ermächtigung des Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten Engagements oder Überfahrt von Auswanderern übernehmen darf. Im Intereſſe der Auswanderer muß er den Preis für Überfahrt und Lebensmittel, ſowie alle eventuellen Verluſte und Schädigungen aus gänzlicher oder teilweiſer Nichterfüllung des Überfahrtsvertrags verſichern laſſen. Italien [8]) hat ſogar in Staatsverträgen ſich geeignete Maßnahmen vorbehalten, damit im Falle der Anwerbung von italieniſchen Auswanderern nur billige Verträge geſchloſſen, die Verträge gewiſſenhaft unter Aufſicht über Einhaltung der Regeln der Menſchlichkeit, Hygiene und Sicherheit bei Transport, Ausſchiffung und Niederlaſſung ausgeführt werden ꝛc. Preußen [9]) hat in den alten Provinzen das Konzeſſionsſyſtem ſowohl bezüglich der Rheder wie der Agenten. Als Agent darf nur konzeſſioniert werden, ein Inländer, von deſſen Unbeſcholtenheit und Zuverläſſigkeit die Regierung überzeugt iſt, und nur für einen bereits konzeſſionierten Rheder. Kaution kann verlangt werden. Ein beſonderes noch heute bei uns geltendes Auswanderungsgeſetz hat auch die freie Stadt Frankfurt [10]) erlaſſen, welches ähnliche Beſtimmungen hat, wie ſie in Altpreußen gelten. Unter anderem iſt darin beſtimmt, daß

---

[7]) Vauthier l. c., S. 213.

[8]) Bruſa l. c., S. 502, An. 4.

[9]) v. Rönne, l. c., II., Abth. II., § 402.

[10]) Geſ. vom 13. Dezember 1853: Die polizeiliche Überwachung der Beförderung von Auswanderern betreffend, vergl. Frankf. Rechtsquellen; herausgegeben vom Anwaltsverein zu Frankfurt a. M., S. 244.

die Agenten den Auswanderern, mit denen sie Verträge abgeschlossen haben, solidarisch mit ihren Rhedern und ihren Unteragenten haften (§ 5), und daß Kaution zu stellen ist (§ 9). Ferner ist der Inhalt der Überfahrtsverträge geregelt (§ 7).

Die deutsche Reichsverfassung hat im Art. 4 Pos. 1 unter denjenigen Gegenständen, welche „der Beaufsichtigung seitens des Reichs und der Gesetzgebung desselben unterliegen", auch die Auswanderung nach außerdeutschen Ländern aufgeführt. „Die Beaufsichtigung und Gesetzgebung des Reiches über die Auswanderung befaßt," wie Hänel [11]) sagt, „zunächst die Feststellung der rechtlichen Bedingungen, unter welchen der Einzelne befugt wird, seinen dauernden Aufenthalt im Auslande, sei es mit oder ohne Aufgabe seiner bisherigen Reichs- und Staatsangehörigkeit, zu nehmen. Sie erstreckt sich aber auch auf die Maßregeln, welche durch die Thatsache der Massenauswanderung hervorgerufen werden, und welche teils die rechtliche Ordnung der hiermit in Verbindung stehenden Unternehmungen und Rechtsgeschäfte, teils den Schutz der Auswanderer gegen Übervorteilungen und Reisegefahren bezwecken."

„In beiden Beziehungen hat das Reich von seiner Kompetenz bisher nur bei der Ausübung anderweitiger hiermit zusammentreffender Kompetenzen in den Straf-, Paß-, Militär-, Staatsangehörigkeitsgesetzen Gebrauch gemacht [12]) im übrigen aber sein Recht der Beaufsichtigung durch Bestellung des Reichskommissars für das Auswanderungswesen nach Maßgabe des Bundesratsbeschlusses vom 11. Juli 1868 zur Geltung gebracht." [13]) Auf wiederholte Anregungen im Reichstage führt sich nun zurück der „Entwurf eines Gesetzes über das Auswanderungswesen", welches im Sommer vorigen Jahres von dem Bundesrate festgestellt worden ist. Dieser Entwurf, der so viele und sehr begründete Anfechtungen erfahren hat, ist teils wegen der allgemeinen politischen Lage, teils wegen seiner Unpopularität dieses Mal nicht in Beratung gezogen worden. Aber damit ist die Sache nicht begraben. Der Entwurf wird wohl, wie

---

[11]) Deutsches Staatsrecht, Seite 619.

[12]) Beispiele: Reichsstrafgesetzbuch §§ 144, 360, No. 3. § 21 des Gesetzes über Erwerb und Verlust der Staatsangehörigkeit vom 1. Januar 1870.

[13]) Hänel, l. c.

bereits erwähnt, in einer der nächsten Seſſionen wieder vorgelegt, hoffentlich — aber nicht wahrſcheinlich — in einer Umarbeitung, welche die vielen erhobenen Einwände berückſichtigt.

Der Entwurf zerfällt in 8 Abſchnitte und 45 Paragraphen. Er regelt die geſamte Auswanderung nach außerdeutſchen Ländern und legt naturgemäß beſonderes Augenmerk auf die überſeeiſche Auswanderung. Sein hauptſächlichſter Inhalt iſt folgender:

Auswanderungsfreiheit. Dieſe iſt prinzipiell uneingeſchränkt, jedoch durch Formalitäten ſehr erſchwert. Verlangt wird Anzeige an die Ortspolizeibehörde, öffentliche Bekanntmachung, vierwöchentliche Friſt nach der Bekanntmachung, ausnahmsweiſe kürzere Friſt. Nach Ablauf der Friſt wird dem Auswanderer eine Beſcheinigung erteilt. Der Unternehmer darf nur auf Grund eines ſchriftlichen Vertrages befördern und dieſen Vertrag nur abſchließen nach Beibringen der ortspolizeilichen Beſcheinigung. Gewiſſe Perſonenklaſſen (Waffenpflichtige) dürfen überhaupt nicht befördert werden. Zuwiderhandelnde (Unternehmer, Agenten, Auswanderer) werden beſtraft. Auch kann die Polizei Auswanderer, welche entgegen dem Verbot oder ohne Erfüllung der Formalitäten auswandern, zwangsweiſe im Reichsgebiete zurückbehalten (§§ 21, 24, 44).

Das Schleichagententum und auch das Schleichbeförderungsweſen, desgleichen das Anwerben zur Auswanderung iſt bei Strafe verboten (§ 43). Bezüglich Beförderer und Agenten herrſcht das Konzeſſionsprinzip (§§ 1, 11). Berechtigt zur Erteilung der Konzeſſion iſt bei Unternehmern der Reichskanzler (§ 2), bei Agenten die höhere Verwaltungsbehörde (§ 12); Normativbeſtimmungen, durch welche unter gewiſſen Vorausſetzungen die Erteilung der Erlaubnis zu erzwingen iſt, kennt der Entwurf nicht. Dagegen darf die jederzeit widerrufliche (§ 10) Konzeſſion als Unternehmer nur erteilt werden an im Inland wohnende und dort ihr Gewerbe betreibende Reichsangehörige (bei überſeeiſcher Auswanderung ſogar nur an Reichsangehörige in deutſchen Hafenplätzen,) bezw. an entſprechend domizilierte juriſtiſche Perſonen; Aktiengeſellſchaften ꝛc., Kommanditaktiengeſellſchaften bedürfen der Reichsangehörigkeit ſämtlicher perſönlich haftender Geſellſchafter (§ 3). Die Konzeſſion an Agenten bedarf gleichfalls der Reichsangehörigkeit, des perſönlichen

oder gewerblichen Domicils im Gebiet der konzessionierenden Behörde (§ 13). Auch sie ist jederzeit widerruflich. Dem Bundesrate sind „weitere Bestimmungen" vorbehalten (§ 13). Beide Arten von Gewerbebetrieben sind kautionspflichtig. Die Konzession wird nur für bestimmte Länder und bestimmte deutsche Einschiffungshäfen erteilt, bezw. bei Agenten nur für bestimmte Unternehmer (§§ 4, 5, 15). Verboten ist demnach die Beförderung und die Vermittlung der Beförderung aus außerdeutschen Häfen, ferner Transportwechsel in außerdeutschen Häfen (§ 6). Die Konzession berechtigt den Unternehmer zum persönlichen Geschäftsbetrieb nur in seinem Gemeindebezirke; außerhalb desselben muß er sich eines zugelassenen Agenten bedienen (§ 8). Stellvertretung bedarf der besonderen Erlaubnis des Reichskanzlers (§ 9). Die Agentenkonzession berechtigt nur zum Geschäftsbetrieb innerhalb des Konzessionsbezirkes, d. h. des Amtsbezirks der konzessionierenden Behörde, oder je nach der Konzession eines Teiles dieses Bezirks (§ 14). Stellvertretung, Zweigniederlassung, Unteragenten, Betrieb im Umherziehen ist verboten (§ 16). Ausnahmen und Dispensationen sind bei einzelnen dieser Bestimmungen vorgesehen.[14])

Der Auswandererschutz im engeren Sinne, die Sicherung gegen Benachteiligung bei Abschluß von Transportverträgen und bei deren Ausführung, ist besonders gewährleistet bei der überseeischen Beförderung. Die Verträge müssen auf Beförderung und Verpflegung bis zum überseeischen Hafen gerichtet sein (§ 25). Die Verpflichtungen des Unternehmers aus dem Vertrag insbesondere Überfahrtsgelder und Lebensmittel müssen durch Hinterlegung oder Versicherung bestärkt sein (§ 27). Verzögerungen und Verhinderungen, welche nicht auf das Verschulden des Auswanderers zurückzuführen sind, geben dem Auswanderer je nachdem Rücktrittsrecht und Anspruch auf kostenlose Verpflegung und Unterkunft (§ 28—31). Dies alles kann durch private Vereinbarung nicht zum Nachteil des Auswanderers abgeändert werden (§ 32). Ferner sind Bestimmungen gegeben über die Ausrüstung und Seetüchtigkeit des

---

[14]) Beispiele §§ 5, 7, 14. Insbesondere sind deutsche Kolonisationsbestrebungen dabei berücksichtigt (§ 7).

Schiffes, welche durch nähere bundesrätliche Vorschriften ergänzt werden sollen (§§ 33—36).

Dieses sind die wesentlichsten Bestimmungen des Entwurfes, der eine ziemlich lebhafte Opposition hervorgerufen hat. Vornehmlich hat sich die Handelskammer zu Mannheim, deren Sekretär Dr. Landgraf eine sehr energische und verdienstvolle Thätigkeit entfaltet hat, in einer eingehenden und vortrefflich begründeten Vorstellung an die badische Regierung Stellung gegen den Entwurf genommen.[15]) Die Handelskammer zu Köln hat das Gleiche in einer Eingabe an den Bundesrat gethan,[16]) und ebenso die Handelskammer zu Straßburg in einer Eingabe an das kaiserliche Ministerium für Elsaß-Lothringen Abteilung des Innern.[17]) Auch die Handelskammer zu Frankfurt a. M. hat in ihrer Sitzung vom 2. Januar 1893 beschlossen, sich mit einer Petition an den Reichstag zu wenden, welche die Bedenken gegen eine Reihe von Bestimmungen des Entwurfes zum Ausdruck bringt.[18])

In der That bleibt, wenn man von den doch auch sehr dürftigen Bestimmungen über den Auswandererschutz im engeren Sinne absieht, so gut wie nichts Empfehlenswertes in dem Entwurfe übrig, und man fragt sich unwillkürlich, von welchen Absichten die Verfasser des Entwurfes geleitet worden sind. Man ist in der Suche nach den Motiven ziemlich weit gegangen. Während viele glaubten, daß eine Monopolisierung der zwei deutschen Dampfergesellschaften (des Norddeutschen Lloyd und der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Aktiengesellschaft) bezweckt sei, glaubten andere wieder, daß die Auswanderung in agrarischem Interesse erschwert werden solle. Bekanntlich herrscht ja im Deutschen Reiche der eigentümliche Zustand, daß im allgemeinen ein nicht selten in Arbeitslosigkeit ausartender

---

[15]) Rundschreiben der Handelskammer zu Mannheim: „An die deutschen Handels-, bezw. Handels- und Gewerbekammern vom 23. März 1892."

[16]) „Kölnische Zeitung" No. 766 vom 26. September. — Im allgemeinen noch zu vergleichen: Das neue Auswanderungsgesetz. Eine Beleuchtung desselben von Eduard Gottschalk. Hamburg 1892.

[17]) Eingabe an das kaiserliche Ministerium vom 5. Mai 1892.

[18]) Vergleiche Mitteilungen aus der Handelskammer zu Frankfurt a. M. vom 6. Januar 1893, in welchen die Gesichtspunkte, von denen die Petition ausgehen soll, dargelegt sind.

Überfluß an Arbeitskräften herrſcht, daß dagegen die Landwirtſchaft im Oſten über Arbeitermangel klagt. Man hat nun geglaubt, dieſem Zuſtande ſolle durch Erſchwerung der Auswanderung abgeholfen werden. Indeſſen wäre dies doch eine zu verfehlte Maßregel, als daß man ſie ſo ohne weiteres aus dem Geſetzentwurf herausleſen ſollte. Nicht einmal die Monopoliſierung der Hamburger und Bremer Linien, welche thatſächlich durch ein mit dem Entwurfe gleichlautendes Geſetz eingeführt wurde, ſcheint beabſichtigt. Jedenfalls konnte den beiden Linien kein ſchlimmerer Dienſt erwieſen werden, als dieſe Art von Monopoliſierung.

Viel eher kann man davon ausgehen, daß der Entwurf allerdings nur berechtigte Intereſſen, vornehmlich diejenigen der Auswanderer ſchützen will, und daß ihm dabei das Mißgeſchick widerfahren iſt, das ſchon eine Reihe wohlwollend gedachter Geſetze und Verordnungen erlitten hat, nämlich, daß er Mittel vorſchlägt, welche nicht nur ſeine Ideen nicht zur Ausführung bringen, ſondern vielmehr gegenteilige gänzlich unbeabſichtigte Erfolge, ja eine Verkennung der guten Abſichten herbeiführen. Dies zeigen namentlich die Beſtimmungen über die bei der Auswanderung zu erfüllenden Formalitäten, welche, weil am tiefſten die allgemeinen Intereſſen berührend, den lauteſten Widerſpruch hervorgerufen haben. Offenbar waltet hier die Abſicht vor, die privaten und die öffentlichen Forderungen an den Auswanderer zu ſchützen. Wer auswandert, ſoll erſt ſeine Angelegenheiten ordnen; er ſoll ſeine Verpflichtungen gegen den Staat (Militärdienſt, Abſolvierung öffentlicher Pflichten als Zeuge ꝛc.) und ebenſo ſeine privaten Verpflichtungen gegen die Gläubiger erfüllen, ehe er auswandert. Allein diejenigen, welche ſich ihren Verpflichtungen entziehen wollen, werden ſich ebenſowenig an dieſe Beſtimmungen kehren, wie an ſo manche andere, welche bereits bei uns Geſetz ſind. Dieſe führen einfach einen Kampf gegen das Geſetz und haben dabei den thatſächlichen Vorteil auf ihrer Seite. Freilich, der Entwurf beſtraft denjenigen, der auswandert, bevor ihm die Beſcheinigung erteilt iſt, mit Geldſtrafe bis zu einhundertfünfzig Mark oder mit Haft (§ 44). Allein wie bringt man denjenigen, der über der Grenze iſt, in die deutſche Jurisdiktion zurück? Der Entwurf

giebt allerdings auch der Polizei das Recht, Auswanderer, welche nicht die erforderlichen Urkunden haben, am Verlaſſen des Reichsgebietes zu hindern (§ 24). Aber darüber, wie dieſe Beſtimmung praktiſch ausgeführt werden ſoll, ſchweigt ſich der Entwurf vollſtändig aus. Die Polizei kann doch nicht jemanden anſehen, ob er Auswanderer iſt oder bloß eine Reiſe über die Grenze machen will; der ganze Unterſchied zwiſchen „Auswanderer“ und „Reiſendem“ iſt ſogar rechtlich ſehr ſchwer. Und wo ſollen nur die Kräfte herkommen, welche Kontrolle ausüben ſollen? Es müßte eine förmliche Grenzbewachung eingeführt werden; die Reiſenden müßten ſchon in der Eiſenbahn nicht bloß ihr Billet, ſondern auch ihre Beſcheinigung vorzeigen. Kurz, es entſtünde eine Arbeit, die ſich gar nicht ermeſſen läßt. Etwas leichter wäre ja die Kontrolle in den Einſchiffungshäfen, aber man überſehe nicht, daß die heimlichen Auswanderer ſich wohl hüten werden von deutſchen Häfen abzufahren.

Wird demgemäß der beabſichtigte Zweck durchaus nicht erreicht, ſo wird auf der anderen Seite die große Mehrzahl, welche nach Ordnung ihrer Verhältniſſe auswandert, überflüſſiger Weiſe durch Formalitäten belaſtet. Man weiß doch aus Erfahrung, wie ſehr gerade diejenigen Volksklaſſen, aus denen ſich die Auswanderer zuſammenſetzen, der Berührung mit der Bureaukratie widerſtreben, und zumal wird ſich jeder, der mit der Abſicht umgeht, auszuwandern, ſcheuen, vier Wochen vorher in den öffentlichen Blättern ſich polizeilich aufgeboten zu ſehen. Sehr treffend bemerkt daher die bereits erwähnte Ausführung der Frankfurter Handeskammer: „Die Scheu vor dieſer Formalität wird nicht nur die Leute, welche ein Intereſſe daran haben, ohne alles Aufſehen zu verſchwinden, ſondern auch die redlichen Auswanderer veranlaſſen, die deutſchen Seehäfen zu meiden, und über ausländiſche Plätze zu reiſen.“ Dieſe heimlichen Auswanderer ſind aber nun völlig ſchutzlos. An deutſche Agenten können ſie ſich nicht wenden, denn dieſe haben nur deutſche Linien und müſſen ſelbſt auf Wahrung der Formalität ſehen. Sie werden alſo dem Winkelagenten überliefert, und daß dieſer die Betreffenden findet und entſprechend bedient trotz aller Geſetze und aller Polizei, darüber dürfte ſich wohl niemand Illu-

ſionen hingeben. Die Winkelagenten, die überhaupt, wie ſich ſpäter ergeben wird, mit dem Entwurfe ſehr zufrieden ſein können, haben aber noch einen anderen Vorteil, wie dies ebenfalls die Frankfurter Handelskammer ausführt. Die Veröffentlichung der Auswanderungsluſtigen, vier Wochen vor der Abfahrt giebt ihnen die beſte Gelegenheit, ſich an die Einzelnen ſchriftlich zu wenden; ebenſo können dies die fremden Agenten auswärtiger Geſellſchaften thun. Der beſte Beweis, wie wenig ſolche Beſtimmungen nutzen, liegt darin, daß ſie früher in Bayern und Baden beſtanden haben und als unpraktiſch und zwecklos wieder aufgehoben ſind. Man kann ſich alſo der Frankfurter Handelskammer nur anſchließen, wenn ſie ſagt: „Es iſt unverſtändlich, daß ſich in einem Reichsgeſetz ſolche Vorſchriften wieder finden, die in den Bundesſtaaten, wo ſie früher Geltung hatten, durch ungünſtige Erfahrungen verurteilt und wieder abgeſchafft worden ſind.“

Ganz analog verhält es ſich mit den Beſtimmungen, welche ſich auf die Beförderungsunternehmer beziehen. Der Entwurf verbietet die Beförderung von außerdeutſchen Häfen und konzeſſioniert nur deutſche Unternehmer; offenbar glaubt der Entwurf, die Kontrolle laſſe ſich wirkſam nur innerhalb des Gebietes der deutſchen Staatshoheit ausüben. Dies iſt zunächſt unrichtig, denn man kann die Konzeſſion auswärtiger Linien davon abhängig machen, daß ſie ſich dem deutſchen Geſetz und der Kontrolle des deutſchen Konſuls in den Einſchiffungshäfen unterwerfen. Die Nachteile dieſer Beſtimmung ſind aber ſo augenſcheinliche, daß ſie niemand leugnen kann. Wie bereits erwähnt, bedeutet ſie eine Monopoliſierung zweier Geſellſchaften. Welchen Einfluß dieſer Ausſchluß der freien Konkurrenz hier auf die Lage des Auswanderers hat, darüber nur ein paar thatſächliche Angaben. Durch die auswärtigen Linien ſind zuerſt namhafte Verbeſſerungen des Zwiſchendecks eingeführt worden, z. B. die Trennung der Geſchlechter durch Einführung von Kammern, die Einrichtung von Tiſchen und Bänken, die ordentliche Verteilung des Eſſens im Zwiſchendeck, Lieferung von Eß- und Trinkgeſchirr. Zum Teil exiſtieren dieſe Verbeſſerungen auf den deutſchen Linien noch heute nicht, und ſoweit ſie eingeführt ſind, war lediglich Konkurrenz die Triebfeder. Dieſelben

Beweggründe haben aber auch die ausländiſchen Linien zu dieſen Verbeſſerungen getrieben. Nun ſind hier die Verhältniſſe noch lange nicht muſtergiltig, und keine noch ſo minutiöſe oder ſtrenge Vorſchrift kann die Dampfer-Geſellſchaften hier vorwärts treiben. Das thut eben nur die Konkurrenz; nimmt man dieſe weg, ſo macht man die Dampfergeſellſchaften zu Herren der Verhältniſſe, und die Auswanderer haben darunter zu leiden.

Aber ganz hiervon abgeſehen, erfüllt dieſer Ausſchluß fremder Linien nicht einmal ſeinen Zweck, denn dazu gehörte, daß der deutſche Auswanderer gezwungen werden könnte, nur deutſche Linien zu benutzen.[19])

Ein ſolcher Zwang iſt jedoch völlig undurchführbar. Der Gedanke aber, durch Erſchwerung der Benutzung außerdeutſcher Linien einen ſolchen Zwang auf indirektem Wege herbeizuführen, iſt ebenſowenig in der Praxis durchzuführen. Bei der ganzen Frage kommen eben eine Reihe von Imponderabilien in Betracht, welche der vorliegende Geſetzentwurf zu ſeinem Schaden unberückſichtigt gelaſſen hat. Dazu gehört in erſter Linie der Umſtand, daß Holland und Belgien für alle am Rhein gelegenen Gegenden das natürliche Vorderland bilden, daß für die Bewohner des Großherzogtums Baden, Elſaß-Lothringens, der bayriſchen Pfalz, Rheinheſſens und der preußiſchen Rheinprovinzen Rotterdam und Antwerpen[20]) raſcher zu erreichen ſind, als die deutſchen Häfen, und daß ſomit die ganze Reiſe erheblich abgekürzt wird. Der näheren und bequemeren Lage entſpricht eine bedeutend billigere Gelegenheit, nach den genannten außerdeutſchen Ländern zu gelangen.[21]) Für den Auswanderer iſt aber bei der Wahl des Einſchiffungshafens und der Dampferlinie zunächſt die Billigkeit und Kürze der

[19]) Das nachfolgende iſt zum Teil wörtlich einer Petition entnommen, welche von fachmänniſcher Seite an den deutſchen Bundesrat eingereicht war.

[20]) Für Elſaß-Lothringen kommt auch Havre als Einſchiffungshafen in Betracht.

[21]) Für Elſaß-Lothringen z. B. ſtellt ſich die Landreiſe nach Antwerpen oder Havre um 50% billiger als nach den deutſchen Häfen. Der Seeweg iſt bedeutend verkürzt. Die Auswanderung über Hamburg oder Bremen iſt für Elſaß-Lothringen ein Umweg, der die Reiſe nach Amerika um 3 bis 4 Tage verlängert.

Reiſe maßgebend. Setzen nun die außerdeutſchen Linien die Fahrpreiſe herab, ſo werden alle geſetzlichen Vorſchriften nicht helfen, der Auswanderer aus den erwähnten Gegenden wird unter allen Umſtänden den billigeren Modus und die kürzere Fahrt wählen.

Nun will der Entwurf die Auswanderer von der Benutzung der außerdeutſchen Linien dadurch ablenken, daß er die Vermittelung für dieſe bei Strafe verbietet. Dabei geht er aber von der irrigen Vorſtellung aus, als ob lediglich oder doch weſentlich die Agenten die Auswanderer bei ihrem Entſchluß, ſowie bei der Wahl der Wege beeinflußten. Die maßgebenden Momente bei der Auswanderung ſind aber ſo mannigfaltig, daß ſich überhaupt keine Überſicht darüber gewinnen läßt. Das eine kann aber als ſicher angenommen werden, daß die Briefe von bereits ausgewanderten Verwandten und Freunden, die Nachrichten über das Fortkommen in der neuen Welt, überhaupt die verſchiedenen Erſcheinungen des privaten Verkehrs einen viel größeren Einfluß ausüben als die gewerbsmäßige Thätigkeit der Geſchäftsleute. Der Entwurf entfernt ſich hier völlig von allen thatſächlichen Verhältniſſen; er ignoriert — offenbar unabſichtlich — das Inſtitut der ſogen. Prepaid-tickets d. h. Überfahrtskarten, welche im Auslande gekauft und den Auswanderungsluſtigen nach Deutſchland entgegengeſchickt werden. Wenn nun auch durch den Entwurf im Deutſchen Reiche der Verkauf von Fahrſcheinen zur Beförderung aus einem nicht deutſchen Hafen gehindert wird, ſo kann doch dieſer Verkauf außerhalb des Deutſchen Reiches und die Überſendung der Karte an den Auswanderungsluſtigen weder verboten noch verhindert werden. Dieſe Art der Beförderung kommt immer mehr auf, und wenn der Entwurf Geſetz werden ſollte, kann man ſicher ſein, daß die auswärtigen Linien ſelbſt mittelſt Prepaids, welche an die in den öffentlichen Blättern genannten Auswanderungsluſtigen geſchickt werden, die Konkurrenz aufnehmen. Man kann indeſſen heute ſchon behaupten, daß die Mehrzahl der Auswanderer keines Agenten bedarf: ſie benutzen ihn, wenn dies als nützlich betrachtet wird. Wer aber bloß Agenten findet, die ihm teuere Linien anbieten können, wird ohne Zögern auf deren Dienſte verzichten. Leute, welche den Entſchluß gefaßt haben, über das Meer zu gehen, bedürfen keiner

Führung oder Anweiſung, um nach Antwerpen oder Rotterdam zu kommen. Sie können und werden dieſen Weg allein finden; ſie werden aber auch aller derjenigen Hilfe teilhaftig werden können, welche ihnen die Agenten zu bieten vermögen. In dieſer Beziehung kommt in Betracht, daß ſämtliche Rheinlande — und um dieſe handelt es ſich zunächſt — Grenzgebiete ſind. In Nähe dieſer Grenzgebiete in der Schweiz, Franz. Lothringen, Luxemburg, Holland und Belgien, werden die fremden Linien ihre Agenturen einrichten, deren geſchäftlicher Verkehr auf deutſches Gebiet hinüber ungehemmt iſt. Die Vermittelungen durch offizielle Unteragenten werden ja durch das Geſetz verboten ſein; was aber nicht beſeitigt werden kann, das iſt der ſchriftliche Verkehr von der Agentur aus in das deutſche Gebiet. Es entſpricht nur natürlichen volkswirtſchaftlichen Geſetzen, daß ein Geſchäftszweig, wenn ihm ein Verkehrsweg abgeſchnitten iſt, ſich andere Wege ſucht, um weiter zu arbeiten. So werden auch die Agenturen in den Grenzgebieten Mittel und Wege finden, um die Auswanderer in ihren Bereich zu ziehen, und es wird ihnen dies nicht nur durch die billigeren Preiſe und nähere Reiſe erleichtert, ſondern auch durch die polizeilichen Formalitäten, denen der Auswanderer unter dem neuen Geſetz unterſteht und an welche ſich die fremden Linien, ſofern ſie ausgeſchloſſen werden, nicht zu kehren brauchen. So gut wie es die auswärtigen Lotteriekollekteure verſtehen, ihre Loſe an den Mann zu bringen und allen Verboten und Geſetzen zum Trotz das Spiel in auswärtigen Lotterien in lebhafteſter Weiſe und mit großem Erfolg zu vermitteln, ebenſo und in ähnlicher Weiſe werden auch die auswärtigen Linien ihre Geſchäfte betreiben können, teils direkt, teils durch eine Organiſation von Grenz-Winkelagenturen. So wird der deutſche Auswanderer auch durch das Verbot der Vermittelung für fremde Linien nicht von dieſen fern gehalten werden. Aber der Unterſchied wird beſtehen, daß jetzt den deutſchen Regierungen eine gewiſſe Kontrolle der fremden Linien und eine ſehr ſcharfe Kontrolle ihrer Agenten zuſteht, während künftighin jede Aufſicht fehlt, und der deutſche Auswanderer lediglich auf die Rechtlichkeit und den guten Willen der fremden Rheder und ihrer Agenten angewieſen iſt.

Welche Gefahren dies für den Auswanderer mit ſich bringt, bedarf angeſichts des Umſtandes, daß gerade durch das Geſetz dieſen Gefahren entgegengetreten werden ſoll, keiner Ausführung. Aber eine noch viel größere Gefahr für den Auswanderer liegt in der drohenden Ausdehnung der Winkelagentur. Die gewöhnliche Folge einer jeden prohibitiven Polizeigeſetzgebung, das Emporkommen eines ſyſtematiſchen Schleichgewerbes, wird gerade im Auswanderungsweſen beſonders gefährlich werden. Die Winkelagentur im Auswanderungsgeſchäft treibt ihr Unweſen vollſtändig im Dunkeln; ſie entzieht ſich jeder Kontrolle umſomehr, als ſie von jedem im Nebengeſchäft betrieben werden kann. In dieſem Punkte iſt ſie nur dem oben erwähnten Handel mit verbotenen Loſen vergleichbar, der, wie jedermann weiß, weder durch Verbot noch durch Strafen in nennenswerter Weiſe getroffen wird. Während aber der Lotteriekollekteur keinen erheblichen Schaden anrichten kann, wird der Winkelagent zur Landplage werden. Hier iſt der Platz für alle jene unſauberen Elemente, welche das reelle Auswandergeſchäft ſo ſchwer ſchädigen, welche den Auswanderer aufs ſchändlichſte ausbeuten und, lediglich von Gewinnſucht getrieben, ihn oft in ſchamloſeſter Weiſe dem Untergange preisgeben. Durch keine Kaution feſtgehalten, durch kein Geſetz, keine Aufſicht beengt, den Verluſt ſeiner Konzeſſion nicht befürchtend, durch die Strafen, mit welchen der § 43 des Entwurfs das Betreiben des Auswanderungsgeſchäfts ohne Konzeſſion bedroht nicht im mindeſten abgeſchreckt, wird die Winkelagentur *diejenige Klaſſe ſein, welche allein von dem neuen Geſetze Vorteile zu gewärtigen hat.* Denn daß das neue Geſetz die Schleichagentur zur üppigen Blüte bringen wird, dürfte mit wenigen Worten nachgewieſen ſein. Sind nämlich die unteren, das Material für die Auswanderung liefernden Klaſſen ſchon an und für ſich aus bekannten Gründen geneigt, den Kurpfuſcher lieber als den Arzt, den Winkelkonſulenten lieber als den Anwalt und ſo auch den Winkelagenten lieber als den legitimen Vermitteler aufzuſuchen, ſo muß dieſer Neigung Vorſchub geleiſtet werden durch eine Geſetzgebung, welche für eine billigere Beförderung die Vermittelung ausſchließt, und, wovon unten noch die Rede ſein wird, die ganze Organiſation der Agentur in eine büreau-

kratiſche Schablone hineinpreſſen will, in der ſie nicht funktionieren kann. Der offizielle Agent darf keinen Vertreter ſchicken, er muß ſich aufſuchen laſſen, der Winkelagent geht in die Häuſer und wirbt an. Der offizielle Vertreter kann eine oder zwei Linien mit feſt beſtimmten teueren Preiſen nennen, der Winkelagent bietet die Auswahl an und offeriert billiger. Der zugelaſſene Vertreter muß die polizeilichen Vorſchriften des Geſetzes, die Verfügungen der Verwaltungsbehörden wahren, bei Meidung des Verluſtes ſeiner Kaution und ſeiner Konzeſſion; er muß ſeine Kunden mit Formalitäten beläſtigen, die gerade dem Auswanderer höchſt peinlich ſind. Der Winkelagent verhilft dem Auswanderer zur Reiſe *ohne jede geſetzliche Formalitäten*, er riskiert dabei nichts als die Entdeckung und in dieſem Fall eine Strafe, die Leute ſeines Schlages nicht ſchwer trifft, und er dürfte, wie dies bei Leuten ſeines Schlages der Fall iſt, ſein Geſchäft ſo einrichten, daß er ſchwer zu überführen ſein wird.

Alſo auch hier gute Abſicht und gegenteiliger Erfolg, Verſchlimmerung des bisherigen Zuſtandes; und ein gleiches läßt ſich von der Organiſation der Agentur behaupten.

Der Geſchäftsbetrieb der Auswanderungsagenten iſt ſchwierig in einer Weiſe zu charakteriſieren, die jeden Irrtum ausſchließt. Der Name ſelbſt verleitet zu Mißverſtändniſſen. Er wird Agent genannt, und das mit Recht; denn er bezieht von ſeinem Rheder Proviſion für die von ihm vermittelten Transportverträge. Aber bei dem Worte „Agent“ denkt jeder an einen beſtimmten Geſchäftsbetrieb, wie ihn der Häuſermakler, der Verſicherungsagent betreibt der zu den Leuten geht, ſeine Dienſte mit möglichſt großer Eloquenz anbietet, und häufig nicht mit Unrecht in dem Rufe eines etwas zudringlichen und nicht ſehr ſkrupulöſen Geſchäftsmannes ſteht, der auch nicht davor zurückſchreckt, den Unerfahrenen „hineinzurennen“. Dies hat dem Worte und dem Stande unleugbar ein gewiſſes Odium aufgeprägt, das ſich ſchon dadurch manifeſtiert hat, daß viele Agenten, namentlich ſolche von Verſicherungsgeſellſchaften, den Namen vermeiden und an ſeine Stelle einen etwas unſchuldigeren oder vornehmeren Titel (Inſpektor, Direktor, Subdirektor ꝛc.) ſetzen. Daß dieſes Odium ein großes Unrecht iſt, und lediglich auf die in

unſerer Zeit ſo häufige und in ihrer agitatoriſchen Ausbeutung ſo unheilvolle Neigung zur Verallgemeinerung zurückzuführen iſt, bedarf keiner Worte. Es iſt aber nicht zu beſtreiten, daß dieſer Zuſtand einen großen Einfluß, ſowohl im allgemeinen auf unſer öffentliches Leben, als auch insbeſondere auf unſere Politiker in Parlament und Regierung hat, und namentlich auch bei der vorliegenden Frage ſich äußert. Gewiß giebt es auch hier ſolche odiöſe Agenten. Aber das ſind auch hier nicht die legitimen Vertreter, ſondern das ſind gerade die Winkelagenten. Der legitime Vertreter eines Rheders hat ſich davon ſtets zurückgehalten, ſchon mit Rückſicht auf die geſetzlichen und polizeilichen Vorſchriften. Er hat ſtets ſeine Aufgabe darin erkannt, die Auswanderer mit Rat und mit That, zu unterſtützen. Der Auswanderungsagent, welcher ſein Geſchäft gewiſſenhaft betreibt, gibt Auskunft über die Reiſe, hilft dem Auswanderer ſeine Verhältniſſe ordnen, und ſorgt dafür, daß er möglichſt billig, bequem und raſch zum Einſchiffungshafen kommt. Jeder muß zugeben, daß dies ein nützlicher und notwendiger Beruf iſt, aber das ſchützt nicht vor der allgemeinen Antipathie, auch nicht vor der des Geſetzgebers. Der Entwurf betrachtet ihn als einen Menſchen, deſſen Exiſtenz ihn nicht zu kümmern braucht. Durch das Verbot der Beförderung von außerdeutſchen Häfen aus werden eine Reihe von Exiſtenzen deutſcher Familien vernichtet, lediglich, wie gezeigt worden iſt, zu Gunſten des Schleichagententums. Dieſe letztere Folge iſt ja nicht beabſichtigt, aber die Vernichtung aller Agenten fremder Linien kann den Verfaſſern des Entwurfes nicht entgangen ſein; ſie haben ſich alſo mit vollem Bewußtſein darüber hinweggeſetzt. Es iſt dies allerdings die Folge des Verbots fremder Linien, und dieſes Verbot beruht ja, wie bereits geſagt, auf wohlwollenden, leider aber in ihren Folgen ſehr wenig ſegensreichen Erwägungen. Immerhin aber zeigt der Entwurf dadurch, daß er mit keinem Worte der bisherigen Agenten gedenkt, geſchweige denn — wie ſeiner Zeit bei den Monopolvorlagen — von einer Entſchädigung redet, deutlich jene oben beſchriebene Richtung gegen das Agententum überhaupt. Nur den Troſt giebt er den Agenten fremder Linien mit in ihr Mißgeſchick, daß er ihren Kollegen von den deutſchen Linien das Leben gleich-

falls recht sauer macht, indem er nämlich die bisherige Organisation (Generalagenten mit Unteragenturen) verbietet.

Diese Organisation hat sich nämlich völlig von selbst aus den eigentümlichen Verhältnissen des Auswanderungswesens herausgebildet. Die Auswanderung rekrutiert sich, wie schon öfters erwähnt, ausschließlich aus niederen Klassen und hauptsächlich aus Landbewohnern armer Gegenden, mit schlechten wirtschaftlichen Verhältnissen. In diesen Gegenden können Agenten nicht existieren; sie können überhaupt auch in großen Städten von dem Auswanderungsgeschäft allein nicht leben, und befassen sich daher daneben mit verwandten Materialien (Versicherungsagenturen, Spedition und Kommission ꝛc.). Für diese Geschäftszweige ist aber ausnahmslos in ärmeren Gegenden kein Boden, und dennoch muß der Agent für sein Publikum aus ersichtlichen Gründen leicht zu erreichen sein. Diesen Umständen verdankt die General-Agentur mit Unteragenten ihr Dasein. Der General-Agent wohnt in einer größeren Stadt seines ziemlich großen Bezirkes; er betreibt an seinem Wohnsitze sein sich auf die erwähnten verwandten Zweige mit erstreckendes Gewerbe und unterhält Unteragenten, die er bezahlt und die er gleichzeitig in dem ganzen Kreise seiner Geschäfte beschäftigen kann. Dafür, daß durch diese Einrichtung keine Mißbräuche aufkommen, war ja meist dadurch gesorgt, daß der Generalagent nicht nur für sich eine ziemlich hohe Kaution bestellte, sondern auch für seine Hilfsagenten Sicherheit leisten mußte. Der Entwurf dagegen will nur eine Art von Agenten zulassen, welche nur in bestimmten Bezirken ihr Geschäft betreiben dürfen. Wie groß diese Bezirke sein sollen, ist in dem Entwurfe selbst nicht ausgesprochen. Es soll regelmäßig der Bezirk der „höheren Verwaltungsbehörde" sein. Da aber die Landesregierung selbst zu bestimmen hat, welche Behörde dies ist, so kann der Bezirk groß und klein gemacht werden; überdies ist ja auch eine auf einen Teil des höheren Verwaltungsbezirks beschränkte Konzession vorgesehen. Werden nun diese Bezirke kleiner gemacht, dann ist mit Sicherheit zu erwarten, daß sich für viele Gegenden, und zwar gerade für solche, welche dessen dringender bedürfen, keine Agenten finden werden, zumal eine obligatorische Kaution von 3000 Mark gefordert wird. Der Auswanderer wird

Digitized by Google

dann dem Winkelagenten geradezu in die Arme getrieben. Sind aber die Bezirke größer, dann sind die Agenten dem Publikum schwer erreichbar, und wiederum wird der Winkelagent diesen Umstand zu seinem Vorteile auszunutzen wissen. So wird auch die angestrebte Ordnung der Agentur nur Schädlichkeiten im Gefolge haben. Das legitime Geschäft wird geschädigt, das Schleichgeschäft aufgemuntert und der Auswanderer dadurch der Ausbeutung und dem Betruge in erheblich höherem Grade ausgesetzt. Auch hier muß freilich angenommen werden, daß dies alles nur unbeabsichtigte Folgen sind, daß der Entwurf nur das Agentenwesen durch scharfe Kontrolle vor Auswüchsen zum Schaden der Auswanderer schützen will; aber diese Folgen werden sicher eintreten, und sich in sehr unangenehmer Weise fühlbar machen.

Wie man sieht, ist der Entwurf nicht mit Unrecht stark angefochten worden. Zu bedauern wäre aber, wenn diese Opposition statt einer Verbesserung des Entwurfs die Wege zu eröffnen, eine Stagnation der ganzen Angelegenheit wiederum herbeiführte. Niemand wird leugnen, daß Mißstände auch auf dem Gebiete des Auswanderungswesens vorhanden sind, namentlich die Winkelagentur; auch eine gewisse Behandlung der Auswanderer seitens einzelner, auch deutscher Rheder ist dahin zu rechnen. Aber mit diesem Gesetz werden die Klagen nicht verstummen, sie werden im Gegenteil lauter werden. Das den angefochtenen Bestimmungen zu Grunde liegende Prinzip des Zwangs muß einen Kampf gegen das Gesetz erzeugen, aus dem nichts Gutes hervorgehen kann. Der gemeine Mann widerstrebt dem Zwange, er sieht darin keine Fürsorge des Staates, sondern eine lästige Überwachung. Er wird die deutschen Auswanderungslinien sowie die deutschen Einschiffungshäfen schon deshalb vermeiden, weil sie ihm „von oben herunter" aufgezwungen werden sollen. Mit gleichem Widerstreben und Mißtrauen wird er die gewissermaßen ihm aufgenötigten Agenten betrachten, zumal ihn diese mit Förmlichkeiten behelligen müssen und ihm nur kostspielige Wege anbieten können. Die Reform müßte daher, um wirksam zu werden, an anderer Stelle einsetzen. Im wesentlichen dürften folgende Gesichtspunkte dabei maßgebend sein. Die fremden Linien sollten nicht prinzipiell ausgeschlossen, aber sie

ſollten nur konzeſſioniert werden unter der Bedingung, daß ſie ſich denjenigen Vorſchriften unterwerfen, welche das deutſche Geſetz zum Schutze der Auswanderer über den Inhalt des Transportvertrags, die Einrichtung der Schiffe ꝛc. enthält, und unter der weiteren Bedingung, daß ſie ſich auch in ihren Heimatshäfen der deutſchen Kontrolle unterwerfen. Was die Agenturen anbetrifft, ſo müßte die jetzige Organiſation (General- und Unteragenten) beſtehen bleiben. Die in Deutſchland konzeſſionierten fremden Linien dürfen daſelbſt auch Agenten halten, deren Kautionspflicht, gleichwie die Kautionspflicht der Agenten deutſcher Linien, dergeſtalt zu ordnen wäre, daß der General-Agent für ſich eine höhere, für jeden ſeiner namhaft zu machenden Unteragenten eine niedrigere Kaution zu leiſten hat. Dabei wäre außerdem der Generalagent für ſeine Unterbeamten haftbar zu machen. Die Zahl der in ſolcher Weiſe verantwortlich gemachten, kontrollierten Unteragenten wäre nicht, wie dies jetzt geſchieht, zu beſchränken, ſondern möglichſt zu vergrößern, damit die Auswanderer leicht Gelegenheit haben, den Agenten zu finden. Denn nicht der Unteragent zieht die Auswanderer groß, ſondern der Mangel an Unteragenten zieht die Winkelagenten und die heimliche Auswanderung groß.

So wird dann der deutſche Auswanderer geſchützt, ohne an eine beſtimmte Linie und beſtimmte Häfen gebunden zu werden. Der rheiniſche Auswanderer wird die natürliche Rheinſtraße bis zum Einſchiffungshafen benutzen können und nicht auf koſtſpieligere Reiſen beſchränkt ſein, und die vielen Reichsangehörigen, welche ſich bisher redlich als Agenten auswärtiger Linien ernährten, werden nicht um ihr Brot kommen. Das Winkelagententum wird dem ſoliden Geſchäftsbetriebe nicht überlegen ſein, und ſo wird ſich ein wirkſamerer Schutz des Auswanderers herſtellen laſſen, als durch die einſchneidenden Beſtimmungen, wie ſie der gegenwärtige Geſetzentwurf aufſtellt.

**

3.

Abteilung für Mathematik und Naturwissenschaften (N).

Es sprach in dieser Abteilung am

5. Mai Herr Dr. Rausenberger über
„Das Fundamentalproblem der Lehre vom Flächeninhalt".

4.

Abteilung für Schöne Wissenschaften (SchW).

Dieser Abteilung wurde in dem Zeitraume vom 1. Mai bis 30. September 1893 auf seinen Antrag als Mitglied zugewiesen mit Wahlrecht:

Herr H. Weißenborn, Kantor und Musikschriftsteller, Langensalza.

5.

Abteilung für Bildkunst und Kunstwissenschaft (K).

Dieser Abteilung wurde in dem Zeitraume vom 1. Mai bis 30. September 1893 auf seinen Antrag als Mitglied zugewiesen ohne Wahlrecht:

Herr Dr. phil. Chr. Berghoeffer, Bibliothekar, hier.

III. Litterarische Mitteilungen.

1.

Friedrich und Christine Hebbel.

Mit besonderer Berücksichtigung der Briefe des Dichters an seine Gattin.

Von E. Mentzel.

Am 13. Dezember dieses Jahres werden es 30 Jahre, daß Friedrich Hebbel aufhörte zu leben. Seit der gewaltige Dichter und Denker, dem dies Gedenkblatt gewidmet ist, an einem rauhen Wintermorgen die Augen schloß, hat man immer mehr erkannt, daß die Briefe deutscher Geistesfürsten, deren Leben abgeschlossen vor uns liegt, der klarste Spiegel ihres geistigen Ringens und Strebens, der beste Schlüssel ihrer Werke sind. Dies zeigten unter anderen die teilweise noch im Erscheinen begriffenen historisch-kritischen Gesamtausgaben der Briefe Lessings, Goethes und Schillers, die dem deutschen Volke die Bilder dieser Heroen lebensvoll und lebenswahr vor das geistige Auge stellen. In einem Briefe, wenn er der unmittelbare Ausdruck des Denkens und Empfindens einer Persönlichkeit ist, bleibt etwas Unauslöschliches von deren Wesen haften, spüren wir wieder den Hauch eines Lebens, das vielleicht längst am Ziele angelangt oder doch unserem Kreise weit entrückt ist. Trifft dies im allgemeinen zu, wievielmehr gilt es erst von den Briefen der Denker und Dichter! Unwillkürlich drücken diese ja ihren schriftlichen Äußerungen das Gepräge ihres Genius auf, während sie mit stets reger Gestaltungskraft die wechselvollsten Stimmungen, die mächtigsten Eindrücke, die Flucht der Erscheinungen und den Gehalt wichtiger Augenblicke sofort „in den goldenen Rahmen des

Wortes“ zu bannen vermögen. Auch die Behandlung des Geringſten und ſcheinbar Unwichtigen verrät oft die Hand des Künſtlers, der freilich ſeinen ſchöpferiſchen Sinn auch nur dann frei und uneingeſchränkt walten läßt, wenn es ſich im ſchriftlichen Austauſch mit verſtändnisvollen oder geiſtig verwandten Menſchen um die Klarſtellung eines großen Gegenſtandes handelt. Solche Briefe, in denen ſich die bedeutende Phyſiognomie des Schreibers klar wiederſpiegelt und ein ganzer Schatz von Gedanken, Empfindungen und erhebenden und belehrenden Ausſprüchen über Leben, Kunſt und Streben angehäuft iſt, beſitzen wir nicht allein von Goethe und Schiller und den ihnen zunächſtſtehenden Heroen unſerer Litteratur, auch von den Nachklaſſikern, zu denen wir Friedrich Hebbel in erſter Linie zählen, ſind uns ſolche wertvollen Zeugniſſe erhalten. Wer ſich jemals in die Briefe dieſes gewaltigen Geiſtes verſenkte, wird zugeben müſſen, daß ſie eine Fundgrube tiefgehender Wahrheiten und idealer Anſchauungen enthalten und einen Zauber ausüben, wie er ſonſt nur von der Perſönlichkeit ſelbſt auszugehen pflegt. Mag man auch dann und wann eine Anſicht nicht teilen oder manchmal durch die Vermutung etwas geſtört werden, daß dieſe oder jene Stelle im Hinblick auf künftige Veröffentlichung niedergeſchrieben wurde, ſo wird man Hebbels Briefe dem Gedankengehalte wie der Schreibweiſe nach doch mit zu dem Schönſten zählen, was unſere Litteratur überhaupt auf dieſem Gebiete beſitzt. Hat man ſich nur einigermaßen in die Briefe eingelebt, ſo gewinnt man eine Vorſtellung davon, wie hinreißend Hebbels Unterhaltung geweſen ſein muß, wie klar, feſt und ſicher er jeden Gegenſtand zu erfaſſen, zu behandeln und in ein höheres Geiſtesbereich zu erheben wußte. Auch manches Vorurteil, manche ſchiefe und einſeitige Anſicht, die vielleicht aus ungünſtigen Berichten über Hebbels Charakter in uns ſtecken geblieben ſind, können ſeine Briefe am ſchlagendſten widerlegen. Aus dieſen Zwiegeſprächen, die er mit Künſtlern, Dichtern, Denkern, Gelehrten, Staatsmännern, Freunden und mit ſeiner Frau führte, geht ebenſo deutlich wie aus ſeinen Tagebüchern hervor, daß er raſtlos an ſich ſelbſt arbeitete, mit den angeborenen und anerzogenen Härten ſeines Weſens redlich kämpfte und ſelbſt ſchwer darunter litt, wenn ihn die Pflicht gegen ſich

ſelbſt und ſeine hohe Aufgabe zwang, Wunden zu ſchlagen und ſich nach menſchlichem Begriff in ſchwere Schuld zu verſtricken. Auf welche Höhen und in welche Tiefen ſich ſein dichteriſcher Spürſinn wagte, um den ſchaffenden, den zerſtörenden und erhaltenden Mächten nachzuſpähen und ihre Offenbarungen zu belauſchen, das zeigt dieſer umfangreiche Briefwechſel,[1]) um deſſen Herausgabe ſich Hebbels langjähriger Freund Felix Bamberg die größten Verdienſte erworben hat. Bamberg, der nun gleichfalls nicht mehr unter den Lebenden weilt, veröffentlichte auch Hebbels Tagebücher und war einer der wenigen, die ſeine wechſelvollen Stimmungen verſtändnisvoll und milde auffaßten und in allen Stürmen des Lebens treu bei ihm aushielten. Ein Zweig aus dem Ruhmeskranze Hebbels gebührt deshalb auch dieſem treuen Freunde, der alles that, um die Bedeutung des noch immer nicht genug gewürdigten Dichters in das rechte Licht zu ſtellen, und es noch in hohem Alter für heilige Pflicht hielt, unzutreffende oder harte Urteile über ihn auf Grund langjähriger Erfahrungen und perſönlicher Eindrücke zu bekämpfen oder richtig zu ſtellen. Bei ſeiner letzten ſchwierigen Aufgabe, der Herausgabe des Hebbeliſchen Briefwechſels, wurde Felix Bamberg auf das verſtändnisvollſte von dem jungen Schriftſteller Fritz Lemmermayer unterſtützt, der auch verſchiedene Abhandlungen über den Dichter und Denker ſchrieb und ſpäter noch Wertvolles aus deſſen bisher ungedruckter litterariſcher Hinterlaſſenſchaft veröffentlichen wird.

Obwohl Friedrich Hebbel ein königlicher Beherrſcher des Wortes und Gedankens war, der immer etwas Wertvolles zu ſagen wußte, ſind doch nicht alle ſeine Briefe gleichwertig in bezug auf ethiſchen Gehalt. Von hohem biographiſchem Intereſſe für den Entwickelungsgang des jugendlichen Dichters ſind ſeine Schreiben an Uhland und Tieck. Beide übten in ſeiner erſten Schaffenszeit großen Einfluß auf Hebbel aus und regten ihn zu brieflichen Bekenntniſſen über äſthetiſche und litterariſche Fragen an, die getreues Zeugnis dafür ablegen, auf welcher geiſtigen Höhe der Jüngling damals ſchon ſtand. In gereifterem Alter trat Hebbel mit Dingelſtedt in lebhaften brieflichen Verkehr. Da dieſer ſich als Intendant

[1]) „Friedrich Hebbels Briefe mit Freunden und berühmten Zeitgenoſſen.“ Berlin, 2 Bände, Groteſche Verlagshandlung, 1890—1892.

in München und Weimar großes Verdienſt um die Darſtellung Hebbeliſcher Dramen, beſonders um die Aufführung der Nibelungen trilogie erwarb, darf dieſer Briefwechſel, in dem der poetiſche Bühnenleiter und der durch ſeine warme Förderung zu großem Ruhm gelangte Dichter öfters ihre Anſichten über Kunſt, Theaterverhältniſſe und litterariſche Zuſtände in geiſtvollen Kernſprüchen äußern, für ein wertvolles Kapitel deutſcher Bühnengeſchichte gelten. Von den übrigen Empfängern Hebbeliſcher Briefe mache ich nur noch Wilhelm Jordan, Karl Gutzkow, Theodor Mundt, Arnold Ruge, Robert Prutz, Friedrich Viſcher, Klaus Groth, Hermann Hettner, Eduard Mörike, Heinrich Theodor Rötſcher, Ludwig Auguſt Frankl, Emil Kuh, Siegmund Engländer und Friederich von Uechtritz namhaft und weiſe darauf hin, daß gerade der Briefwechſel mit dem letzteren ſich durch ethiſchen und wiſſenſchaftlichen Gehalt auszeichnet und Hebbel als Menſchen und Dichter gleich groß erſcheinen läßt. Iſt die Korreſpondenz mit Dingelſtedt und anderen nicht frei von Mißverſtändniſſen und Mißklängen, ſo waltet in dieſen geiſtigen Zwiegeſprächen die edelſte Harmonie und ein Adel der Geſinnung, der beide Männer hoch ehrt. In dem Briefwechſel werden eine große Anzahl litterariſcher Erſcheinungen in den Kreis der Betrachtung gezogen, wird über die höchſten Probleme der Kunſt, des Lebens und der Religion manch tiefgehender Gedanke ausgetauſcht, auch Hebbels eigene Leiſtungen werden darin nach einem ſtrengen künſtleriſchen Maß beurteilt. Uechtritz iſt kein blinder Bewunderer Hebbels. Die Art, wie er vom Standpunkte feinſten kritiſchen Eingehens lobt und tadelt, verleiht ſeinem Urteile einen um ſo höheren Wert und widerlegt auch die Behauptung, Hebbel habe ſich eitler Selbſtverblendung hingegeben und ein ſtrenges Urteil über ſeine Werke nicht vertragen können. Schärfer als mancher andere Dichter ſah er ſich wohl ſeine Kritiker an, und da er mit bohrendem Blick alsbald durchſchaute, wer mit Recht oder Unrecht in äſthetiſchen Dingen das Richteramt führte, riß ihn die lebhafte Überzeugung, zum Dichter berufen und auserwählt zu ſein, oft zu heftigen Widerſprüchen fort. Verſtändnisvoller Beurteilung, mochte ſie auch ungünſtig lauten, ſtand Hebbel jedoch keineswegs ablehnend gegenüber. Wie manche Stellen in ſeinen Briefen bezeugen,

ging er bereitwillig darauf ein, die Anſichten anderer zu hören, ließ ſich aber dadurch ſo leicht nicht die eigene Meinung erſchüttern. Trotz ſeines leidenſchaftlichen Naturells war er doch eine zähe norddeutſche Natur, die ſich nicht zu ſchmiegen und zu biegen vermochte und mit einer gewiſſen Gewaltſamkeit Anerkennung für ihre poetiſchen Äußerungen erheiſchte. Das Recht des eigenen Standpunktes, die volle innere Unabhängigkeit von fremdem Urteil wahrt ſich Hebbel in jedem Lebensverhältnis. Dieſer vielleicht in ſeiner volkstümlichen Abſtammung begründete, durch den Kampf mit widerwärtigen Schickſalen befeſtigte Zug ſeines Weſens hat oft zu falſcher Beurteilung des Dichters geführt und iſt, wie ſeine Lebensgeſchichte bezeugt, nur von ſeinen treueſten Freunden und ſeiner Gattin ganz verſtanden worden.

Kehren wir zu dem Briefwechſel Hebbels zurück, ſo möge es jetzt geſtattet ſein, ihn einem ſtillen Gelände zu vergleichen, das die edelſten Geiſter der Nation betreten, um mit deſſen Herrn kürzere und weitere Strecken im Sonnenſcheine und im Sturme zu durchwandern und derweil Austauſch über alles zu halten, was des Menſchen Herz zu bewegen und des Menſchen Geiſt nur zu erfaſſen vermag. Auch Frauen ſind darunter, von denen einige Roſen und Dornen auf den Weg des Dichters geſtreut, die anderen ſeinem Genius gehuldigt haben und eine in verſtändnisvoller aufopfernder Liebe bei ihm ausharrte, ihn ſtützte und wie ein heiliges Gut hütete bis an das frühe Ziel ſeiner Tage. Zu den erſteren zählt Eliſe Lenſing, Hebbels Freundin, und Amalie Schoppe, ſeine mütterliche und wohlwollende Beſchützerin in der erſten Schaffenszeit, zu den anderen gehören die Großherzogin Sophie von Sachſen-Weimar, die Fürſtin Wittgenſtein und ihre Tochter, Ottilie von Goethe, Charlotte Rouſſeau, die Schweſter ſeines früh verſtorbenen Jugendfreundes, die berühmte Schauſpielerin Auguſte Crelinger und zuletzt, doch nicht als letzte, ſeine eigene Frau. Dieſe war zuerſt ſeine begeiſterte Verehrerin und Interpretin, ehe ſie die Eine wurde, deren Denken und Streben ganz in der Sorge um Hebbels körperliche und geiſtige Wohlfahrt aufging.

Die Briefe Hebbels an ſeine Frau Chriſtine, geb. Engehauſen, nehmen zwar nur einen verhältnismäßig geringen Raum in

den beiden ſtarken Bänden des Briefwechſels ein, geſtatten aber dennoch einen tiefen Einblick in das Verhältnis der Gatten zu einander. Wie ſich die anfangs rein künſtleriſchen Beziehungen des genialen Paares nach und nach in innige gegenſeitige Liebe umwandelten, darüber dürfte zum beſſeren Verſtändnis der Briefe zuvor hier ein kurzer Bericht am Platze ſein. Den erſten Berührungspunkt zwiſchen dem damaligen Mitgliede des Burgtheaters Chriſtine Engehauſen und dem zu jener Zeit in Hamburg lebenden Dichter Friedrich Hebbel bildete deſſen Tragödie „Judith“. Durch Vermittelung Dr. Töpfers in Wien ſuchte ſich die Künſtlerin ein Exemplar des Stückes, wie es in Hamburg gegeben worden war, von dem Dichter zu verſchaffen, weil ſie ſich für die Rolle der Titelheldin lebhaft intereſſierte und bald mit deren Studium beginnen wollte. Hebbel trug am 23. Februar 1842 die Bitte Dr. Töpfers in ſein Tagebuch ein, ohne den Namen der Frau zu erwähnen, deren Einfluß auf ſein Leben mit dieſer geiſtigen Annäherung den erſten Halt gewinnen ſollte. Im November 1845 reiſte Hebbel, durch Sorgen aller Art ſchwer belaſtet und körperlich leidend, von Rom nach Wien, um neue Beziehungen anzuknüpfen, die ſeinen geiſtigen Beſtrebungen zu Hilfe kommen und ihm hauptſächlich den Weg auf die Bühne ebnen helfen ſollten. Er war ſchon um manche Enttäuſchung reicher geworden und hatte mehr als eine freundliche Ausſicht in nichts zerrinnen ſehen, als er, im Begriff Wien ſchweren Herzens zu verlaſſen, durch einen Zufall von der Abreiſe abgehalten wurde, der eine Schickſalswendung in ſeinem Leben zur Folge hatte. Zwei reiche Barone aus Galizien, Wilhelm und Julius Zerboni di Spoſetti, ſchwärmten für den Dichter der „Judith“ und boten alles auf, deſſen Bekanntſchaft zu machen. Hebbel, den man auf dem Wege zur Poſt hiervon unterrichtete, verſchob ſeine Abreiſe und wurde nun von den beiden Brüdern derartig gefeiert, daß ſein faſt erloſchener Mut wieder aufflackerte, ſeine Vorſätze in neue Bahnen gelenkt wurden. So blieb er in Wien, und die Vorſehung benutzte die Gebrüder Zerboni als Werkzeug, um die Fäden eines bereits geſponnenen Planes feſter zu verknüpfen.

Hatten Hebbel in dieſer Entwickelungsepoche Anerkennung und Aufmerkſamkeiten faſt ganz gefehlt, ſo wurde er jetzt von allen

Seiten damit überschüttet. Gleichzeitig machte man in verschiedenen bedeutenden Blättern auf sein dramatisches Talent aufmerksam und verschaffte ihm litterarische Arbeiten, die wenigstens die Kosten des Wiener Aufenthaltes decken halfen und ihn in den Stand setzten, ein paar drückende Schulden zu begleichen. Auf einem Festabend des Wiener Schriftstellerverbandes „Concordia" bereiteten besonders eine Anzahl jüngerer Mitglieder Hebbel stürmische Ovationen. Der Dichter wurde dadurch in litterarischen und theatralischen Kreisen mehr und mehr bekannt und auch in der Folgezeit derartig ausgezeichnet, daß er beglückt an Elise Lensing nach Hamburg berichtete, sein Leben müsse jetzt einen höheren Schwung oder ein Ende nehmen. An jenem Festabend der „Concordia" teilte der Wiener Schriftsteller Otto Prechtler dem gefeierten Dichter mit, welchen tiefen Eindruck die Rolle der Judith auf die Hofschauspielerin Christine Engehausen gemacht habe. Sie hatte Prechtler gebeten, das Stück für die Bühne einzurichten, was dieser jedoch ablehnte, weil er sich bei Lebzeiten des Dichters nicht zu einer solchen Arbeit berechtigt fühlte. Die warmen Schilderungen Prechtlers erweckten in Hebbel den Wunsch, der jungen Künstlerin vorgestellt zu werden. Bald darauf erfolgte eine flüchtige Begegnung der beiden, die auf Hebbel sicher nicht ohne Eindruck blieb, aber im Herzen des bildschönen und gefeierten Mädchens nur ein reges Mitgefühl für den mit widrigen Verhältnissen kämpfenden Dichter zurückließ. In einem vertragenen, fast schäbigen Anzug und „mit Armensünder-Empfindungen" hatte Hebbel zum erstenmale vor der Künstlerin gestanden, die ihrerseits mit geheimem Bangen dem Besuche des Dichters der „Judith" und „Maria Magdalena" entgegensah, jedoch beim Anblick seiner Erscheinung alle Furcht alsbald schwinden fühlte. Als Witwe schilderte Frau Hebbel in einem Briefe vom 1. September 1873 an Emil Kuh, den Biographen ihres Gatten, ausführlich diese erste Begegnung. Nachdem sie berichtet hat, welche Vorgefühle für Hebbel das Lesen seiner Werke in ihr erweckte, geht sie auf die Einführung des Dichters bei ihr durch Otto Prechtler näher ein und fährt dann fort: „Seiner ersten Worte entsinne ich mich nicht mehr, doch glaube ich, es war ein Lob auf mein Talent. Er bedauerte, die Judith

nicht von mir ſehen zu können, dann ſprach er über die dramatiſche Kunſt, über Dichter, nie hatte ich ähnliches gehört, ich war begeiſtert. Ich ſah nicht mehr die hagere Geſtalt, ich ſah nur noch ein blaues Auge, aus dem Funken ſprühten, als er ſo ſprach. — Beim Fortgehen ſagte er mir Lebewohl, da er an einem der nächſten Tage abreiſen wollte. Mir wurde recht traurig zu Mut, als er mich verlaſſen — ich hatte von ſeiner Armut gehört, ſeine ärmliche Kleidung, der ſchwarze Frack, der ihm nicht paßte, bezeugten ſie nur zu ſehr. Wenn ich reich wäre, ſagte ich mir, ſo würde ich ihm eine ſorgloſe Zukunft ſchaffen. Dies war mein Gefühl bei ſeinem erſten Scheiden."

Hebbel war nun nicht abgereiſt. Ob die Freundſchaft mit den Gebrüdern Zerboni, ob der Eindruck, den Chriſtine Engehauſen auf ihn machte, der Anlaß wurde, daß er ſeinen Aufenthalt in Wien verlängerte, muß dahingeſtellt bleiben. Den Weihnachtsabend verlebte er gemeinſam mit den Brüdern Zerboni, die in zarteſter Weiſe die Hand des Chriſtkindchens dazu benutzten, um Hebbels äußeren Menſchen einer durchaus nötigen Wandlung zu unterwerfen. Den erſten Beſuch im neuen Anzuge machte er Chriſtine Engehauſen. Über dieſe zweite Begegnung berichtet des Dichters Witwe in dem bereits erwähnten Briefe an Emil Kuh Folgendes: „Längſt glaubte ich Hebbel abgereiſt, da tritt er eines Tages wieder in die Thür, aber wie veredelt — dem Äußeren nach —, ein feiner eleganter Oberrock, ein gleicher Hut und Handſchuhe — ich traute meinen Augen kaum. — „Sie ſtaunen gewiß, mich noch hier zu ſehen," ſagte er, „ja, ſo ſpielt das Glück zuweilen mit Einem Fangball und vereitelt unſere Pläne. Mir warf es einen Freund und Verehrer meiner Werke in den Weg, der mich zurückhielt, mich einlud, bei ihm zu wohnen und noch einige Zeit in Wien zu bleiben. Ich nahm die Einladung mit Vergnügen an, da ſie mir Gelegenheit bot, Ihnen noch einmal Lebewohl wünſchen zu können, weil Sie doppelt wohl zu leben verdienen." — Ich erlebte wieder eine glückliche Stunde, in der ich ihn ſprechen hörte; etwas zu erwidern wagte ich kaum in meiner Schüchternheit; denn mir erſchien alles, was ich hätte ſagen können, zu unbedeutend, zu kindiſch. Nur in meinen Augen, auf deren

Ausdruck er ſpäter alles gab, konnte er ſehen, welchen Eindruck er auf mich machte. Diesmal glaubte ich wirklich an ſeine Abreiſe, die er in den nächſten Tagen antreten wolle, mit tiefer Trauer darüber ſagte ich ihm ein herzliches Lebewohl! Acht Tage waren vergangen, da ſtürzt eines Morgens mein Mädchen in die Thür und meldet, da es noch früh war: „Herr Doktor Hebbel.“ Ich traute meinen Sinnen nicht, doch ein freudiges „Ah!“ entrang ſich meiner Bruſt. „Diesmal komme ich nicht, um Lebewohl zu ſagen, wohl aber, um zu fragen, ob ich öfter kommen darf? Sie halten mich hier feſt.“ Was ich darauf erwiderte, weiß ich nicht mehr, ich glaube, es war ein ſtummes und doch beredtes Zeichen.“

Kaum verging nun noch ein Tag, an dem ſich beide nicht ſahen, und bald ſtand ihr Entſchluß feſt, ſich nicht mehr zu trennen. Ehe es ſo weit kam, beichteten ſie ſich gegenſeitig alles, was bei Begründung eines Herzensbundes nicht verſchwiegen werden durfte. Chriſtine Engehauſen hatte ſchmerzliche Erfahrungen gemacht, die ſie Hebbel gegenüber ſchwer bedrückten, er ſelbſt ſtand durch ſeine Beziehungen zu Eliſe Lenſing in Hamburg in ſchwerem Widerſtreit mit ſeinem Gewiſſen. Es war ihm unmöglich, ſich mit dem edlen, aber ungeliebten Mädchen zu verbinden, und ebenſowenig vermochte er ſich von dem freundlichen Sterne abzuwenden, der kaum erſt nach troſtloſer Zeit ſo verheißungsvoll über ſeinem Leben aufgegangen war. Nun gab es harte Kämpfe mit der ſonſt ſo opferwilligen und hingebungsvollen Eliſe, der es doch ſehr ſauer wurde, das öfters geſagte und geſchriebene Wort wahr zu machen, auf Hebbel keinen Anſpruch mehr erheben zu wollen, ſobald ſie ſeinem Glück im Wege ſtehe. Doch wenn auch Hebbel mit dem armen, gealterten Mädchen tiefes Mitleid empfand und ſich keineswegs frei von Schuld ſprach, faßte er doch endlich den Entſchluß, alles von ſich abzuſchütteln, was ſich zwiſchen ihn und ſein Glück drängte, was ihn in ſeiner Entwickelung hemmte und Opfer von ihm verlangte, die ſein beſſeres Selbſt vernichtet hätten. Hebbel iſt wegen ſeiner Handlungsweiſe gegen Eliſe Lenſing ſchon oft hart verurteilt worden, auch in mancher Hinſicht gewiß nicht zu entſchuldigen, doch wer das Verhältnis von Anfang an bis zu Ende verfolgt, wer in Betracht zieht, daß er ſich eigentlich nur von ſeiner zehn

Jahre älteren Freundin lieben ließ und ihr recht oft mit einer faſt grauſamen Ehrlichkeit geſtand, wie es in ſeinem Herzen ausſah, der wird bei allem Mitleid mit der letzteren einen ſolchen Ausgang begreiflich finden. Eliſens allzugroße Opferwilligkeit war bei Hebbels häufigen Geſtändniſſen, daß er ſie verehre aber nicht liebe, eine Sünde gegen ſich ſelbſt. Sie mußte deshalb auf das Los der Frauen gefaßt ſein, denen nur in den ſeltenſten Fällen einmal ſchrankenloſe Hingabe mit dauernder Rückſicht, geſchweige denn mit geſellſchaftlicher Anerkennung ihrer Rechte belohnt wird. — Hebbel befand ſich in einer inneren Kriſe, als er ſich mit Chriſtine Engehauſen verlobte. Wie er in ſeinem Tagebuche ehrlich bekennt, trieb ihn keine Leidenſchaft zu dieſer, der er nicht wieder hätte Herr werden können, er ſah aber in der Verbindung mit dem edeln verſtändnisvollen Mädchen die einzige Rettung aus allen Wirniſſen ſeines Daſeins. Chriſtine ihrerſeits war zwar durch Hebbels Geiſt mächtig gefeſſelt, doch blieb ſie ebenſo beſonnen wie der Dichter und geſtand ſpäter offen, das Mitleid ſei die vornehmſte Triebfeder ihrer Handlungsweiſe geweſen. Es war alſo kein im Rauſche des Augenblicks geſchloſſener Bund, keine ſchwärmeriſche Vereinigung gleichgeſtimmter Seelen, ſondern der aus gegenſeitiger Wertſchätzung und inniger Neigung hervorgegangene Entſchluß, alle künftigen Freuden und Leiden des Lebens gemeinſam in kameradſchaftlicher Treue zu durchleben. Daß ſich Hebbel und Chriſtine von Anfang an ſo gut verſtanden, hat wohl auch in ihrer gemeinſamen volkstümlichen Abſtammung ſeinen Grund. Er hatte eine harte Kindheit und Jugend durchlebt, ſie war an Mühſal und Entbehrung gewöhnt geweſen, ſo lange ſie zu denken vermochte. Beide hatten ſich alſo in harter Arbeit emporgerungen, beide ſtanden zur Zeit ihres Bekanntwerdens auf dem Standpunkte, daß etwas Neues, Erhebendes in ihr Leben treten müſſe, wenn die heilige Flamme nicht erlöſchen ſolle. So führte ſie die Vorſehung wie durch ein Wunder zuſammen, ſo wurde am 26. Mai 1846 der Bund kirchlich beſiegelt, der beide aus der harten Leidensſchule ihres Lebens auf einen heiteren ſonnigen Ruhepunkt führte. Das unglückſelige Verhältnis zu Eliſe Lenſing hatte Hebbel mit ſtarker Abneigung gegen die Ehe erfüllt, jetzt fühlte er ſich als Gatte Chriſtinens

unausſprechlich glücklich. Als hochveranlagte Künſtlerin, deren ſchöpferiſch geſtaltender Sinn ſeinen werdenden Ideen zu Hilfe kam, konnte dieſe dem Dichter mehr ſein als jede andere Frau. Trotz des innigen Verhältniſſes zwiſchen den beiden Gatten blieben auch dieſer Ehe Kämpfe und Störungen nicht erſpart. Jahrelang mußten beide ſehr einfach leben, um frühere Schulden zu decken und eingegangenen Verpflichtungen nachzukommen, auch hatten ſie ſich gegen böſe Einflüſſe von außen zu wehren, die an ihrem häuslichen Frieden zu rütteln verſuchten. Nicht minder erwuchſen aus der Verſchiedenartigkeit ihrer Charaktere anfangs ernſtliche Widerſprüche. Insbeſondere mußte Chriſtine eine wahrhaft heroiſche Geduld entwickeln, um die aus Hebbels leidenſchaftlichem Naturell entſpringenden, oft wechſelnden Stimmungen ruhig zu ertragen und dafür zu ſorgen, daß er das Bewußtſein behielt, in ſeinem Heim einen Hafen gefunden zu haben, der ihn vor allen Stürmen ſicherte.

Ebenſo, wie ihr inneres Weſen, zeigte das Äußere beider Gatten einen auffallenden Gegenſatz. Hebbel war ein blonder blauäugiger Norddeutſcher von ſchlanker Geſtalt, Chriſtinens hochgewachſene Figur war kräftig und voll, ihr Geſicht hatte einen ſüdlichen Typus, beſonders ſchön waren ihr Mund und ihre feurigen Augen. Die dieſem Bande in Lichtdruck beigegebenen Bilder des Dichters und ſeiner Gattin wurden nach Gemälden von Karl Rahl aus deſſen dem Freien Deutſchen Hochſtifte vermachten Sammlung berühmter Charakterköpfe angefertigt. Wann Rahl die beiden Bilder malte, kann ſich Frau Hebbel nicht mehr genau erinnern. Sie vermutet aber, daß ſie aus den fünfziger Jahren ſtammen und nicht gleichzeitig entſtanden. Das Porträt Hebbels, deſſen Geſicht noch die weichen Züge eines Dreißigers zeigt, dürfte aus dem Beginne dieſer Jahre herrühren, während Chriſtinens ausgereifte frauenhafte Formen die hohe Dreißigerin oder gar Vierzigerin verraten. Sie war am 9. Februar 1817 geboren und Ende der fünfziger Jahre keine jugendliche Erſcheinung mehr. Karl Rahl ſchuf von ſeinem Freunde Friedrich Hebbel und von deſſen Gattin große Gemälde; vielleicht ſind die beiden Köpfe Studien zu dieſen.

Der erſte veröffentlichte Brief Hebbels an ſeine Frau ſtammt vom 26. Mai 1848. Der Dichter machte damals als Deputierter des Schriftſteller-Vereins in Gemeinſchaft mit Saphir, Dr. Wildner und Otto Prechtler eine Reiſe nach Tirol zum Kaiſer und berichtet der Gattin über die Fahrt auf der Donau. Doch wenn ihn auch die ſchönen Ufer feſſeln, die Witze von Saphir und die Erzählungen der anderen ihn zerſtreuen, er kann doch nicht ſagen, daß die Reiſe ihm Freude macht. „Für Alles habe ich nur ein halbes Herz," ſchreibt Hebbel, „die andere Hälfte iſt bei Dir." Wie feſt er bereits mit der Gattin verwachſen war, wie er für ſie bangt und zittert, zeigt ſeine liebevolle Beſorgnis, als nach Linz die Kunde gelangt, in Wien ſeien Barrikaden erbaut worden. Am liebſten wäre Hebbel gleich zu den Seinigen zurückgekehrt, allein er hielt es für Pflicht, die übernommene Miſſion auch auszuführen. Doch ſein Gemüt iſt voll Unruhe; in peinvoller Ungewißheit drängt ſich ihm der Ausruf in die Feder: „Gebe der Himmel, daß wenigſtens Dich, mein teuerſtes Weib, mein einziger Schatz, kein Unheil betroffen habe! . . . Geh nur um Gotteswillen nicht aus, wird oder iſt es draußen unſicher, ſo laß Alles im Stich und rette Dich und die Kinder!"

Faſt jeden Tag ſchreibt Hebbel auf dieſer Reiſe an ſeine Frau, er läßt ſie über nichts im Unklaren und teilt ihr ſeine Entſchlüſſe in einer Weiſe mit, als ob er ſich ihrer Zuſtimmung verſichern wolle. Die ganze Tiefe und Reinheit ſeiner Natur, ſeine Fähigkeit, ſich in einen geliebten Gegenſtand zu verſenken und nur in ihm zu denken, kommt gerade in dieſen geiſtigen Zwiegeſprächen zum ſchönſten Ausdruck. Keinen Augenblick verläßt ihn die Sorge, die Revolution könne auch die Vorſtädte Wiens beunruhigen und damit ſein Heim in Gefahr bringen. Da er den tröſtlichen Anſichten eines Freundes nicht ganz beizupflichten vermag, ermahnt er die Gattin immer wieder, auf der Hut zu ſein. „Ohne Dich iſt mir die Welt nichts," verſichert er in überquellendem Gefühl. „Hab ich Dich, ſo kümmert es mich nicht, ob wir unſeren Bettel verlieren oder behalten. Darum beſchwöre ich Dich, gleich, ſobald die Sachen ſich noch ſchlimmer ſtellen ſollen oder, ſobald ſie auch nur bleiben, wie ſie jetzt ſind — denn wer weiß, wie es ſchon in

dieſem Augenblicke ſteht — ſicher zu kommen. 100 Fl. O. W. befinden ſich in dem Beutel in meinem Schreibtiſch. In der Schublade in der Mitte, in dem Käſtchen, iſt auch noch Etwas. Meine Papiere packſt Du ebenfalls mit ein. Von dem Übrigen nimmſt Du mit, was Du kannſt. Und wenn ſie Dich nicht mit zwei Kleidern aus dem Thore laſſen, ſo nimmſt Du nur eins mit.“ Dann bittet Hebbel noch „ſein edles herrliches Weib“, doch ja umgehend zu ſchreiben und ihn keinen Augenblick in Ungewißheit über ſich und die Kleinen zu laſſen. Als aber dennoch die erſehnte Antwort in Innsbruck nicht eintrifft, macht er der Gattin im nächſten Briefe zwar einen leiſen Vorwurf, allein dann weiß er wieder ſo viel zu ihrer Entſchuldigung vorzubringen, daß dieſe beim Empfang ſeines Schreibens keineswegs bedrückt zu ſein brauchte. Obwohl Hebbel in einigen Tagen wieder zu Hauſe eintrifft, wartet er doch nicht bis dahin und ſchildert der Gattin ſeine Audienz beim Kaiſer, ſeine Zuſammenkunft mit den Erzherzögen Franz Karl und Johann und alle ſonſtigen Eindrücke, die ihm wichtig erſcheinen. In den zwei Jahren ſeiner Ehe ſcheint es ihm zur anderen Natur geworden zu ſein, jedes Ergebnis ſofort mit der Gattin zu beſprechen. Er kann die Zeit gar nicht abwarten bis er wieder bei ihr iſt und bittet ſie, ihm doch ein Stück Wegs mit einem Wagen entgegen zu kommen.

Auch bei Eliſe Lenſing ſchlägt Hebbel oft einen vertraulich innigen Ton an und gönnt ihr Einblick in ſein inneres und äußeres Leben. Doch dieſe Stellen in den ſonſt ſo ſchönen und gehaltreichen Briefen tragen lange nicht ſo das Gepräge herzlichen Bedürfniſſes wie ähnliche Mitteilungen an ſeine Frau. Man merkt eben, der Freundin in Hamburg gegenüber empfindet er die Pflicht und vielleicht auch das Bedürfnis, ſich auszuſprechen, jedoch ohne von der dunklen Angſt frei zu werden, dadurch mehr als Freundſchaft zu geben. Bei Chriſtine hingegen muß er ſich von dem befreien, was ſeine Seele bewegt. Die Liebe hat ihn innerlich abhängig gemacht, er kann nicht mehr auf das Echo im Herzen ſeiner Frau verzichten und wird von dem Drange überwältigt, ſich ihr ſchrankenlos zu offenbaren. Wie Hebbel am 26. Juni 1846 an Bamberg ſchreibt, ſchauderte ihm im Hinblick auf Eliſe ſtets vor dem Ge-

danken, ſein Leben an der Seite einer ungeliebten Frau dahingehen zu ſehen, er richtete auch mehr und mehr ſeine Briefe danach ein; denn er fühlte täglich klarer, daß er nicht imſtande ſein werde, ihr das Opfer ſeines Lebens zu bringen. Wie ganz anders lautet das Bekenntnis über ſeine Beziehungen zu Chriſtine, das er am 27. Februar 1846 demſelben Freunde ablegt! Er berührt ebenfalls ſein Hamburger Verhältnis, in dem er nur verehrt habe, und fährt dann fort: „Hier verehre ich, wie ich dort verehrte, und liebe, wie ich noch niemals liebte. Nehmen Sie die glühendſte Gegenliebe und die unbedingteſte Ergebenheit in meine Wünſche, die entſchiedenſte Bereitwilligkeit, mir alle Verhältniſſe zu opfern, hinzu und ſagen Sie, ob ich glücklich bin! Ich würde fürchten, den Neid der Götter zu erregen, wenn dies Bekenntnis nicht eher ein Sühnopfer für die gnädigen Mächte, die es wohl mit mir meinten, wäre, als eine Reizung für die Dämonen. Und, um dieſe zu beſchwichtigen, ſei hinzugeſetzt, daß auch manche dunklen Fäden mit durch dies Gold-Gewebe laufen, Fäden, die nichts für mich ſind, aber viel für die Welt.“ Alſo auch an Schatten fehlte es dem Verhältnis der Gatten nicht, doch der warme leuchtende Kern ihrer Liebe ließ ſie keine ſtörende Macht gewinnen.

Wie ſchon früher bemerkt, war Hebbel ein ſchwieriger, reizbarer Menſch, der an die Langmut ſeiner Frau keine geringen Anſprüche ſtellte. Jedoch obwohl ſie in ihrer Doppelpflicht als Gattin, Mutter und Künſtlerin eigentlich die größte Schonung hätte beanſpruchen dürfen, vergaß ſie ſich doch ſelbſt und ertrug ſeine leicht wandelbaren Stimmungen, ſein oft dämoniſch gewaltſames Weſen mit liebevoller Nachſicht und rührender Hingabe. In einem Briefe an Dingelſtedt thut Hebbel den treffenden Ausſpruch: „Das Kunſtwerk iſt, wie der Menſch, verloren, wenn man ihm nicht mit Liebe entgegenkommt.“ Dies Wort ſcheint ſich Chriſtine unbewußt zur Richtſchnur ihres Handelns gewählt zu haben; denn ſie verſucht tief in den Gatten einzudringen, wie der ächte Künſtler in ein ernſtes dichteriſches Problem, und trägt auch die rätſelhaften und leidenſchaftlich ungeſtümen Äußerungen ſeiner Natur mit unerſchöpflicher Güte. Und als Hebbel ſich nach dem durch ſeine Heirat veranlaßten Bruch mit Eliſe Lenſing wieder ausgeſöhnt hat, da iſt es

ſeine Frau, die das meiſte Verſtändnis für die arme Verlaſſene empfindet, und ihn bittet, ſie kommen zu laſſen. Damals verlor Eliſe ihr und Hebbels Söhnchen Ernſt, was ſie ſo niederdrückte, daß Chriſtine, die ſelbſt den Verluſt ihres Erſtgeborenen betrauerte, alle die ihr von Eliſe in begreiflicher Reizbarkeit zugefügten Kränkungen vergaß und ihren Gatten anſpornte, nach Kräften wieder gut zu machen und nicht nachzulaſſen, bis ſich Eliſe zur Reiſe nach Wien entſchloſſen habe. Hebbel hat dies Verhalten ſeiner Frau ſehr anerkannt, am meiſten in den Briefen an ſeine Hamburger Freundin. Er bekennt offen, ſeine „engelgute“ Frau habe das erſte Wort in dieſer Angelegenheit geſprochen, und verſichert, daß die edelſte liebevollſte Seele Eliſe empfangen und für ſie thun würde, was in Menſchenkräften ſtehe. „Für uns liegt eine große Beruhigung darin,“ ſchreibt Hebbel, „Dich hier bei uns zu ſehen. Wir können nichts ſagen, als: je eher, je lieber. Ich darf hinzuſetzen: Du wirſt ein Weſen kennen lernen, vor dem wir alle uns beugen müſſen.“ — Und Eliſe kam, ſie hatte ſich wohl inzwiſchen überzeugt, daß Hebbel doch mit ihr gebrochen haben würde, auch wenn er Chriſtine nicht kennen gelernt hätte. Dieſe ſelbſt war frei von Schuld, ſie gab unbewußt nur den Anſtoß zur Löſung des Verhältniſſes, deſſen Fortbeſtehen längſt für Hebbel zur unerträglichen Laſt geworden war.

Über ein Jahr blieb Eliſe in Wien. Was ganz unfaßlich erſcheint und manchem Eingeweihten ſogar einen beklemmenden Eindruck gemacht haben mag, bewahrheitete ſich in dem Verhältnis dieſer drei durch das Schickſal ſo ſeltſam aneinander geketteten Menſchen. Trotzdem zwiſchen ihnen ſoviel Zündſtoff angehäuft war, daß er ſie alsbald hätte auseinanderſprengen können, vertrugen ſie ſich doch, beſonders ſtimmten die beiden Frauen zuſammen. Zaghaft und vielleicht noch von Vorurteilen gequält war Eliſe gekommen, beruhigt und voll herzlicher Anhänglichkeit an die Gattin des immer noch geliebten Mannes verließ ſie Wien freiwillig wieder. Was ſo leicht in ſolchen Verhältniſſen nicht vorkommen mag, war Chriſtine gelungen: ſie hatte ſich einen Platz im Herzen ihrer Rivalin erobert und die Verlaſſene ausgeſöhnt. Eliſe hat es ſelbſt brieflich ausgeſprochen, daß Chriſtinens mildes liebevolles

Weſen Frieden in ihr Herz geſenkt und ſie aus tiefem Leid wieder aufgerichtet habe. Deshalb vertraut ſie auch der „guten Seele“ an, was ſie drückt, und ſtrömt über von Dank, wenn Chriſtine die Einzige iſt, die nicht vergißt, ihr Glückwünſche zum Geburtstage zu ſenden. Als ſie an keinen Menſchen mehr Briefe richtet, ſchreibt ſie noch an Chriſtine. Voll Bewunderung geſteht ſie einmal der zuerſt ſo ſehr verkannten Frau: „Du, meine ſüße Tina, biſt wie ein ewig klarer Stern, der, wenn er trüb uns erſcheint, ſelbſt doch rein iſt.“ Wie manchmal mag den Dichter, der wie ein anderer Graf von Gleichen zwiſchen zwei Frauen ſtand, dies Seelenbündnis ergriffen und ihn eindringlicher als der bitterſte Vorwurf an eine nie gut zu machende Schuld erinnert haben.

Im April 1851 weilte Hebbel in Berlin, um, wie er in ſeinem Tagebuche ſagt, dort ein Gaſtſpiel ſeiner Frau und die Wiederaufnahme der Judith zu ſtande zu bringen. Auch in den Briefen, die er von hier aus an Chriſtine ſendet, zeigt er ſich als der gute, herzlich beſorgte Menſch, läßt er wieder die milden Seiten ſeines Weſens erklingen, die nur wenige bei ihm in Schwingung zu ſetzen vermochten. Obſchon ihm, da er viele Beſuche zu machen hat, nur flüchtige Augenblicke zum Schreiben bleiben, beeilt er ſich doch, die Gattin an allen ſeinen Erlebniſſen teilnehmen zu laſſen. In ſarkaſtiſchem Tone berichtet er ihr über den Eindruck, den ihm Döring, die Crelinger und die Birch-Pfeiffer, damals mit die angeſehenſten Mitglieder des Königlichen Schauſpielhauſes, gemacht haben; voll demütiger Bewunderung für fremde Größe, deren ihn die Meiſten gar nicht für fähig hielten, ſchildert er ihr einen Beſuch bei dem alten Tieck. Und trotzdem Hebbel von Geſchäften überbürdet iſt und ſich redlich abmühen muß, um ſein Ziel zu erreichen, pilgert er doch ſieben Tage lang ſtets um die Mittagszeit auf die Poſt, die eine halbe Meile weit entfernt liegt, weil er einen Brief von Chriſtine erwartet. Dieſer bleibt aber aus, was ihn derartig quält, daß er in die Klage ausbricht: „Nie finde ich ein Blättchen von Dir, nach dem ich mich ſo herzlich ſehne! Weißt Du, wie mich das beunruhigt? Wüßte ich nicht, wie ſehr Du das Schreiben ſcheueſt, ich würde mich zu Tode ängſtigen, ſo aber tröſte ich mich mit dem Gedanken, daß Du jedenfalls zur Feder greifen

würdeſt, wenn was vorgefallen wäre, und werde blos verſtimmt, dies aber freilich bis in die tiefſte Seele hinein.“ Und als er ſich mit einer Dame unterhält, die Chriſtine ſehr verehrt, und bei dieſer Gelegenheit ein kleines Mädchen im Alter ſeines Töchterchens ſieht, da klagt er der Gattin, daß ihm der Anblick dieſes Kindes Thränen in die Augen getrieben habe.

Immer inniger ſchloß ſich Hebbel im Laufe der Jahre an ſeine Frau an. Als er im März 1852 in München weilt, um einer Aufführung der Judith und der Premiere ſeiner Tragödie „Agnes Bernauer“ beizuwohnen und im Trubel des Geſellſchaftslebens kaum zu ſich ſelbſt kommt, ſchickt er dennoch pünktlich die genaueſten Berichte an Chriſtine. Voll naiver Freude teilt er der Gattin mit, wie er gefeiert wird, mit wahrer Kindesinnigkeit läßt er ſie merken, daß der Gedanke an die Seinigen und die Hoffnung auf ein glückliches Wiederſehen ihn überall hinbegleitet. Der gefeierte Dichter, den die beiden Könige und die junge ſchöne Königin in jeder Weiſe auszeichnen, der in der vornehmen Geſellſchaft zum Löwen des Tages geworden iſt, vergißt über den Glanz der Gegenwart aber doch die traurigernſten Tage ſeines Münchener Studentenlebens nicht. Man meint, ſeine Stimme vor Bewegung zittern zu hören, wenn er der Gattin erzählt, er habe Stunden dazu benutzt, um ſeine alten Wohnungen wieder aufzuſuchen und von der Straße aus die Fenſter betrachtet, die einſt die ſeinigen waren. „Natürlich kam es mir nicht in den Sinn, hineinzugehen,“ fährt er fort, „da ich ja lauter fremde Menſchen getroffen haben würde, aber ich konnte dem Zuge meines Herzens nicht widerſtehen, dieſe unblutigen und doch an Wunden und Schmerzen ſo ſchrecklich reichen Schlachtfelder meiner Jugend wenigſtens von außen einmal wieder anzuſehen. Sag dieß niemand, es iſt nur für Dich.“

Welch ein Wandel hatte ſich aber auch in Hebbels Leben vollzogen, ſeit er 1839 als armer Student die für ſeine geiſtige Entwickelung ſo bedeutende Stadt bei klirrendem Froſt zu Fuß verließ, den Ranzen auf dem Rücken, ſein Hündchen und die treue Tiſchlerstochter Beppi neben ſich, die ihn durchaus ein Stück begleiten wollte. Wie begreiflich, daß ihn der elegiſche Zug ſeiner Natur ſchon in ſeinem erſten Briefe von München der Gattin

gegenüber zu Vergleichen zwiſchen einſt und jetzt anregte! Das Leben hatte ihn damals mit rauher Fauſt geſchüttelt, heute bot ihm das Schickſal freundlich die Hand und zeigte ihm, zu welchen Früchten die Ausſaat ſeiner Jugend unter Wettern und Stürmen herangereift war.

Dingelſtedt bot alles auf, um in München Hebbels Bedeutung als dramatiſcher Dichter in das rechte Licht zu ſtellen. Er überſchüttete ihn wahrhaft mit Liebenswürdigkeiten aller Art, ebnete ihm die Wege zu wichtigen geſellſchaftlichen Beziehungen und trat neidlos und mit Wärme überall für Hebbel ein. Während des innigen Verkehrs der beiden bedeutenden Männer äußerte Dingelſtedt ſogar die Abſicht, den Freund und ſeine Gattin nach München kommen zu laſſen. Dieſer Plan verwirklichte ſich zwar ſpäter nicht, regte aber Hebbel im tiefſten Innern auf und wurde in einem Briefe an ſeine Frau mit allem Für und Wider gründlich beſprochen. Von den Vorteilen, die ihm dieſer Wechſel bringen würde, ſpricht der Dichter weniger, ihm gilt es in erſter Linie um eine beſſere Stellung ſeiner Gattin. In Wien hat Frau Hebbel mit widrigen Verhältniſſen zu kämpfen, die ihre künſtleriſche Individualität nicht zu voller Entwickelung kommen ließen, in München, meinte ihr Gatte, würde ſie das ganze Rollenfach der Schröder haben, und vieles würde blos um ihretwillen in Szene geſetzt werden. Freudig fügt er noch hinzu: „Hier brauche ich nur zu dichten, für Dich zu dichten, und ich bin der Darſtellung ſicher! Dazu können wir alles vorher ordentlich aufs genaueſte punktieren.“

Da Hebbel in München, im Mittelpunkte des geiſtigen Lebens ſtehend, die verſchiedenſten Eindrücke empfing und über dieſe ſeiner Frau faſt täglich Rechenſchaft ablegte, ſind ſeine Schreiben reich an charakteriſtiſchen Bemerkungen über die Majeſtäten und andere Perſonen, die 1852 am Hofe oder in der Geſellſchaft eine Rolle ſpielten. Trotz ihres durchaus perſönlichen Charakters beſitzen die Briefe deshalb großen hiſtoriſchen Wert, auch für Hebbels innere Entwickelung zu jener Zeit eine um ſo höhere Bedeutung, als ſein Tagebuch die geiſtigen Ergebniſſe des Jahres 1852 nur ganz kurz zuſammenfaßt.

Daß er die Gattin für einen ebenbürtigen Kameraden hielt, dem gegenüber er alle Waffen der Leidenſchaftlichkeit von ſelbſt

ablegte und ſeine Seele rückhaltlos erſchloß, das zeigen gerade die Münchener Briefe mehr noch als ſeine früheren Schreiben an Chriſtine. Doch die Geliebte erleidet dadurch keineswegs eine Einbuße. Wenn Hebbel einmal eine Weile ſachlich berichtet hat, dann bricht ſein Gefühl wieder durch, und er thut Äußerungen, welche die mildeſten Seiten ſeiner ſonſt ſo ſchroffen Natur und ſeine tiefe Liebe zu Frau und Kind verraten. Als er der Gattin auf der Heimreiſe von Augsburg aus den letzten Beſuch bei der Königin ſchildert, bekennt er faſt kindlich, ehe er ſolch einen wichtigen Gang thue, gäbe er natürlich ſeiner Chriſtine und ſeinem Töchterchen Titele ſtets erſt einen Kuß. Und anſtatt ſich in Augsburg nach all den Münchener Anſtrengungen zu erholen oder zu vergnügen, zieht ſich Hebbel gleich nach ſeiner Ankunft dort zurück, um die Gattin geiſtig an ſeinen letzten Münchener Erlebniſſen teilnehmen zu laſſen. Diesmal thut er ſich aber auch etwas zu gut auf ſeine Pünktlichkeit und bemerkt am Schluſſe des Briefes: „Biſt Du zufrieden mit einem Manne, der anſtatt ſich auszuruhen oder in der Bernauer Stadt herumzulaufen Dir dieſen langen Brief ſchreibt?“

München war einer der Gipfel in Hebbels Daſein, auf welche die Vorſehung die Sonne ihrer Gunſt rein und unverſchleiert hinabſcheinen ließ. Er ſtand auf der Höhe des Lebens, brauchte mit dem Geſchick über mangelnde Anerkennung nicht mehr zu grollen und wußte nun, daß Rückert recht hatte, wenn er ihn „einen Baum unter vielem Geſtrüpp“ nannte. Die in München gemachten Erfahrungen ſchwellten denn auch ſein Selbſtgefühl, doch ohne es in blinde Verblendung über die Grenzen ſeines Könnens entarten zu laſſen. Es befriedigt ihn, nicht mit den vom alltäglichen Geſchmack auf den Schild gehobenen „Klapperpoeten“ in einen Rang geſtellt zu werden, aber er baut nicht unbedingt auf ſein Können und ängſtigt ſich vor der Premiere der „Agnes Bernauer“ ſo gut, wie jeder unbedeutende Dichterling vor einem gleichen Ereignis.

That Dingelſtedt alles Mögliche, um Hebbels dramatiſchem Genie Geltung zu verſchaffen, ſo hat dieſer das Beſtreben des Freundes auch mit warmem und demütigem Herzen anerkannt. Kaum in Wien angekommen, ſchreibt Hebbel am 1. April 1852

an Dingelſtedt: „Wie ſoll ich Dir und Deiner lieben Frau all die Güte und Liebe danken, womit Ihr mich aufgenommen und bis zum letzten Augenblick überſchüttet habt? Ich ſaß wirklich unter dem Wunderbaum, der durch Gaben reicher wird und für eine Blüte, die er auf den Wanderer zu ſeinen Füßen fallen läßt, zwei neue aus ſich erzeugt, die er ihm ebenfalls herunter wirft. Und ich bedarf deſſen ſo ſehr, daß die Wohlthat, mir erwieſen, eine zweifache iſt, wenn ich mirs auch nur ſelten merken laſſe. Nicht ohne die tiefſte Rührung verließ ich in der letzten Nacht Dein Haus, und nicht, ohne Euch aus vollſter Seele gewünſcht zu haben, was ich mir ſelbſt wünſche, überſchritt ich die Schwelle. Ich glaube, ein wahrer Wunſch iſt ein Segen! Genug davon! Das Wort, das nicht ſchon einmal entweiht wäre, iſt ja nicht mehr zu finden.“

Ehe Hebbel München wieder verließ, fällte eine feingebildete Dame, Frau von Kleinſchrod, ein ſehr wichtiges Urteil über ihn. Er hatte ſich in einer Geſellſchaft mit ihr über ſeine Frau, beſonders über ſeine Heiratsgeſchichte unterhalten, worauf die Nachbarin meinte, das Herz ſei doch das Größte an ihm. Zweifellos beſaß Frau von Kleinſchrod mehr pſychologiſchen Scharfblick als viele ſpäteren Beurteiler Hebbels, allein er mochte ſich in dieſem Geſpräch wohl auch von einer ſo milden Seite gezeigt haben, daß alle Schroffheiten von ihm zurückwichen und nur ſein zärtliches, fein empfindendes Herz zum Ausdruck kam. Frau von Kleinſchrod faßte den Kernpunkt von Hebbels geiſtiger Kraft in wenigen Worten richtig zuſammen, doch würde ſie ſicher ihr Urteil noch überzeugter abgegeben haben, wenn ſie gewußt hätte, wie ſehr der gefeierte Dichter nach Weib und Kind verlangte, wie ſehnſüchtig er nach jedem freien Augenblicke haſchte, um ſich auf einſamen Spaziergängen geiſtig ungeſtört mit beiden zu unterhalten. Wie er am 18. März, ſeinem 39. Geburtstage, durch den für ihn an Erinnerungen ſo reichen engliſchen Garten wandelt, wie die Schatten- und Lichtbilder alter Zeiten an ihm vorüber huſchen, da packt ihn in innerer Verlaſſenheit heftig die Sehnſucht nach Weib und Kind, und er bannt dieſe Stimmung in eins ſeiner ſchönſten Gedichte: „Der Geburtstag auf der Reiſe“. Die zweite,

dritte, vierte und fünfte Strophe zeugen in ſo edler poetiſcher Form für Hebbels Liebe zu den Seinigen, daß ſie hier Aufnahme finden müſſen.

Ach, was ſind das für Boten!
Wo bleiben Weib und Kind,
Die ſonſt, zum Liebesknoten
Verſchränkt, die erſten ſind.
Heran, heran, wie immer,
Du teures, teures Paar,
Sonſt wage ich mich nimmer
Hinein in's neue Jahr!

Daß ich noch Atem hole,
Verdank ich Euch allein,
Denn Ihr ſeid meine Pole
Und werdet's ewig ſein!
Wie ſollt ich wohl noch ringen,
Wärs nicht des Vaters Pflicht?
Und könnt' es mir gelingen
Stärkte dies Weib mich nicht!

Drum ſchnell, ich muß Euch ſchauen!
Chriſtine, an mein Herz,
Du innigſte der Frauen,
Eh es erſtarrt vor Schmerz!
Und daß ich zwiefach nippe,
Reich auch Dein Kind zum Kuß,
Das meiner bärt'gen Lippe
Nur naht, wenn's eben muß.

Sie zögern noch! Ermannung!
Sie ſind Dir heut zu fern!
Du lebſt in der Verbannung,
Doch nicht von Stern zu Stern!
Du warſt auf eine Weile
Dem Paradies entrückt,
Damit es, Dir zum Heile,
Bald doppelt Dich beglückt!

Doch obwohl Hebbel ſich mit dem baldigen Wiederſehen tröſtet, iſt er noch nicht frei von innerer Unruhe, als er in dieſen Verſen ſeine bedrückte Seele erleichtert hat. Er ſucht einen Ausſichtstempel auf, den er früher oft betrat, und ſchreibt, um irgend etwas für die

entfernten Lieben zu thun, einen Vers und den Namen von Frau und Kind dort an die Wand.

Wie es ſcheint, iſt von den Briefen, die Hebbel im Frühling 1852 von München aus an ſeine Gattin ſchrieb, nur ein Teil gedruckt worden. Im Juli 1853 reiſte der Dichter von Wien nach Dresden und Leipzig und von dort nach Hamburg und Helgoland. Auf dieſer Fahrt machte er viele neue Bekanntſchaften und trat auch Gutzkow näher. Die Sammlung der Briefe an ſeine Frau enthält nur ein einziges Schreiben von dieſer Reiſe, datiert Leipzig 3. Juli 1853. Es geht auf die Anbahnung beſſerer Beziehungen zwiſchen Gutzkow und Hebbel näher ein und ſchildert ferner, was dieſer am Hoftheater in Dresden für ſich ſelbſt und ſeine Gattin erwirkte. Mehr aber als der ſachliche Bericht feſſelt uns in dem Briefe ein Ausruf, welcher bezeugt, wie unentbehrlich Chriſtine ihrem Gatten in allen erhebenden und genußreichen Augenblicken ſeines Lebens geworden iſt. Hebbel hat die Dresdner Bildergalerie beſucht und ſchreibt im Anſchluß hieran: „Wie vermißte ich Dich und Deine Begeiſterung, als ich vor der Madonna ſtand; nie iſt Dein Auge ſchöner, als wenn die Glut der inneren Bewegung mit der Thräne der Überwältigung darin kämpft!“ — Eine Stelle aus Hebbels Tagebuch dürfte den Schlüſſel dafür geben, weshalb von dieſer Reiſe nicht mehr Briefe an ſeine Frau veröffentlicht wurden. Am 31. Dezember bemerkt er, er habe im verfloſſenen Jahre allerlei zweifelhafte Bekanntſchaften gemacht und allerdings nur aus diplomatiſchen Gründen gepflegt, dafür aber auch gleich darin ſeine Strafe erhalten, daß er ſich nun mit ein Paar Individuen dutzen müſſe, die nur deshalb die Anmaßung hatten, ihn dazu aufzufordern, weil ſie, wie er meint, den Kern ſeiner Natur nicht kannten und ihn mit einem gewiſſen Recht für ihres Gleichen hielten. — Wenn Hebbel empört iſt, nimmt er auch in ſeinen Briefen kein Blatt vor den Mund, wird er ſchroff, geht er in erbarmungsloſer Verurteilung oft ungebührlich weit. Aus Rückſicht für Verſtorbene und noch Lebende mag deshalb manches Schreiben, das ſonſt das ſchöne innige Verhältnis zwiſchen den beiden genialen Gatten klar beleuchten könnte, nicht zur Veröffentlichung gelangt ſein.

Das Jahr 1853 ſchloß mit mannigfachem Ungemach für Hebbel ab. Er litt ſchwer unter Laubes Abneigung und war ſehr unwohl. Seine Frau kränkelte ebenfalls und mußte infolgedeſſen im Sommer 1854 Marienbad beſuchen, wohin ſie Hebbel begleitete. Auch er erholte ſich in der herrlichen Natur und fand in dem Dichter Friedrich von Uechtritz einen Freund, deſſen tiefgehendes Verſtändnis für ſeine Eigenart ihn ſpäter noch über manche bittere Erfahrung erheben ſollte. Im November dieſes Jahres ſtarb Eliſe Lenſing in Hamburg. Der Tod des armen Weſens, das ihn ſo ſehr liebte, erſchütterte Hebbel zwar, allein er iſt ſich doch klar darüber, daß dies „verworrene Leben gegen den Willen der Natur und ohne rechten inneren Bezug“ mit dem ſeinigen verflochten war.

Während der Jahre 1855, 1856 und 57 entfaltete Hebbel eine rege dichteriſche Thätigkeit. „Ich habe,“ ſchreibt er am 12. März 1857 an Uechtritz, „in meinem ganzen Leben, die friſcheſten Jugendjahre nicht ausgenommen, nicht ſo viel und ſo glücklich gearbeitet wie in dieſem Winter, und wirklich zu ſtande gebracht, was ich im Herbſt noch für unmöglich gehalten hätte.“ Im November 1854 wurde das Trauerſpiel „Gyges und ſein Ring“ fertig, im folgenden Jahre begann er die „Nibelungen“. Zur ſelben Zeit erwarb er ſich in Gmunden am Traunſee einen eigenen Fleck Erde und ein Häuschen, das Chriſtine zu einem behaglichen Sommerheim einrichtete. Hier, angeregt durch die herrliche Natur und tiefer in ſich ſelbſt verſenkt, arbeitete Hebbel eifrig an dem idylliſchen Epos „Mutter und Kind“, das er am 9. Februar, dem Geburtstage ſeiner Gattin, anfing und am 20. März 1857 beſchloß. Während dieſes Winters redigierte er auch ſeine früheren Gedichteſammlungen und vollendete neben lyriſchen und epiſchen Erzeugniſſen das Vorſpiel und den zweiten Teil der Nibelungen, die Tragödie „Siegfrieds Tod“. Beim Blumenſuchen zu dem Frühlingsſtrauße, den Hebbel regelmäßig ſeiner Gattin zu bringen pflegte, kamen ihm die beſten poetiſchen Gedanken. Mehr und mehr war ſeine Muſe in den Schutz dieſer edlen Frau getreten, deren wohlthuender Einfluß ihn umſpann und ſchöpferiſch anregte, auch wenn er nicht in ihrer unmittelbaren Nähe weilte.

Im Frühling 1857 reiſte Hebbel, um Familienangelegenheiten zu erledigen, nach Hamburg. Auf dem Rückwege beſuchte er Mainz, Frankfurt, Weimar und Stuttgart. Die erſten veröffentlichten Briefe von dieſer Reiſe an Chriſtine ſind am 3. Mai 1857 von Mainz abgeſchickt und enthalten eine zum Teil humorvolle Schilderung von Hebbels am Tage zuvor unternommener Rheinfahrt. Wie alle geiſtigen Zwiegeſpräche des Dichters, ſo ſind auch dieſe Schreiben reich an tiefen Gedanken und mittlerweile zu hiſtoriſchem Werte gelangten Auslaſſungen über die verſchiedenartigſten Erlebniſſe und Erfahrungen. Selbſt in den Briefen an die Gattin kann Hebbel den reflektierenden Zug ſeines geiſtigen Weſens nicht unterdrücken. Gar oft ſteht er in einem wunderlichen Gegenſatz zu Fragen liebevollſter Fürſorglichkeit und Bekenntniſſen von rührender Güte. „Was macht Ihr jetzt, zieht Ihr ſchon um?“ erkundigt ſich Hebbel am Schluſſe ſeines Berichtes vom Rhein. Und noch voll von Begeiſterung für die herrliche Fahrt wünſcht er in der Nachſchrift: „Könnte ich doch jetzt einen Augenblick in Dein Zimmer ſehen! Ich wollte mir gern dafür bis Mainz ein Tuch um die Augen binden laſſen!“ Welch tiefen Einblick gewährt dies Wort in die Seele des Dichters! Obwohl die wechſelnden Bilder und die Blütenpracht des Lenzes bis hoch zu den Bergſpitzen hinauf ihm Auge und Herz ergötzen, würde er doch auf die wunderbare Ausſchau verzichten, wenn ihm dafür ſein höchſter Herzenswunſch erfüllt werden könnte! Frau und Kind waren, mehr als es Hebbel vielleicht ſelbſt wußte, der Hauptinhalt ſeines Lebens, die Stützen inneren Wohlbehagens für ihn geworden. Er legte ſich alſo ſelbſt ein ehrliches Geſtändnis ab, als er am 31. Dezember 1857 ſein Tagebuch mit den Worten ſchloß, daß ihm ſeine Frau von Jahr zu Jahr teurer werde. Jetzt, wo er auf der Höhe des Lebens ſtand und die Blütenträume ſeiner Jugend mehr und mehr reifen ſah, jetzt möchte er gar nicht auf neuen Ernteſegen hoffen, ſondern nur ſeine edelſten Güter behalten. In dankbarer und beruhigter Seelenſtimmung bittet er:

Götter, öffnet die Hände nicht mehr, ich würde erſchrecken,
Denn Ihr gabt mir genug, hebt ſie nur ſchirmend empor!

Von Frankfurt aus ſchrieb Hebbel nicht an Chriſtine, jedoch ein Brief aus Weimar macht ſie mit ſeinen hieſigen Erlebniſſen bekannt. Gleich nach ſeinem Eintreffen begrüßt er im Vorüberfahren das Standbild Goethes, beſieht er ſich die Stadt, deren Äußeres ihm, ſeit er ſie zum letztenmale ſah, zu modern geworden iſt. Er meint, Frankfurt habe Ähnlichkeit mit Rom bekommen, in deſſen Phyſiognomie die Reſte des alten auch nur noch hineinpaßten wie die Geſpenſter in den Ballſaal. Hebbel verbringt einen langweiligen Sonntag in der alten Krönungsſtadt, beſucht aber dann am Montag den Dichter Wilhelm Jordan, der ihn in ſeinem „Demiurgos" feierte. Gemeinſam begaben ſich die beiden bedeutenden Männer zu dem Philoſophen Schopenhauer. Dieſer war Hebbel als grob und unzugänglich geſchildert worden, empfing aber den Dichter der „Judith" und „Maria Magdalena", welche beiden Werke er kannte, ſehr zuvorkommend und that kernige Ausſprüche über Hebbels poetiſche Eigenart und über ſich ſelbſt. Wie Jordan erzählt, bewahrte Hebbel den öfters ans Cyniſche ſtreifenden Äußerungen Schopenhauers gegenüber eine faſt jungfräuliche Schüchternheit. Doch allmählich wurde er warm, die Geiſter platzten heftig aufeinander und Funken ſprühten hinüber und herüber. Schopenhauer zog Hebbel mächtig an. Hebbel meinte ſogar in dem Briefe an ſeine Frau, ſie beide würden Freunde werden, wenn er auch in Frankfurt lebe. Einen wohlthuenden Eindruck nahm Hebbel auch aus dem Hauſe Jordans mit, wo er zu Mittag aß und bis zum Abend genußreiche Stunden unter anregenden Geſprächen mit ſeinem „vielſeitig begabten" Gaſtgeber verbrachte. Beide Männer beſaßen zu allem geiſtigen Reichtum einen Schatz, über den vielleicht damals nicht geredet wurde, der aber das eigentliche Fundament ihrer Größe werden ſollte. Jeder von ihnen nannte ein Heim ſein eigen, in dem eine edle feinfühlige Frau als guter Hausgeiſt waltete und äußeres und inneres Behagen um ſich verbreitete. So verſchieden dieſe Frauen auch waren, wenn auch die große Künſtlerin durch ihre geniale Geſtaltungskraft den Ruhm des Gatten verbreiten half, die ſtille beſcheidene Hausfrau in ihrer ſchlichten Größe mehr durch der „Gegenwart ruhigen Zauber" wirkte: in einigen Punkten ſteht das Weſen der Frauen Hebbels und Jordans doch in vollem Ein-

klang. Sie waren beide aufopfernd bis zur Selbſtvergeſſenheit, dabei aufrichtig, klar und beſtimmt in ihrem Denken und Wollen und im Beſitze der ächt weiblichen Gabe, auch die verborgenen weichen Regungen im Gemüte ihrer feſtgefügten Männer zu finden und durch milden Einfluß aus ihrem Verſteck zu locken. — Nach ſeinem Beſuche im Jordaniſchen Hauſe dankt Hebbel ſpäter für die freundliche Aufnahme, die er dort fand, und Jordan erwidert am 18. Dezember 1857 zugleich im Namen ſeiner Frau, wie gerne ſie des ſchönen Abends gedenken, den ſie mit Hebbel am Theetiſch verplauderten, und der für Jordan ſelbſt „eine Erquickung auf lange hin“ werden ſollte.

Dem Schreiben mit dem Bericht über die Frankfurter Eindrücke ließ Hebbel am 8. Mai 1857 noch ein zweites aus Weimar folgen. Dies iſt wohl einer der ſchönſten Briefe, die Chriſtine von ihrem Gatten erhielt. In poetiſcher Stimmung und tief bewegt, ſchildert er ihr den Beſuch des Weimarer Parkes, des Goethehauſes, des Schillerhauſes und der Fürſtengruft. Hebbels ſonſt ſo feſtes und in ſtrengen Grenzen gehaltenes Weſen zerfloß in Weichheit, alle Gedanken an ſich ſelbſt tauchten unter, als er die Stätte betrat, wo Schiller gelebt und gedichtet hatte. Er war tief erſchüttert, ja überwältigt und brauchte Zeit, um ſich zu faſſen. Schatten wandeln in Weimar vor ſeinen Augen und verdichten ſich, er ſchreibt einen Vers nieder, der gewiſſermaßen an den alten Goethe gerichtet iſt, doch nur für ſein teures Weib feſtgehalten wird. Aus dem Parke von Tiefurt bringt er Veilchen mit und legt ſie ſeinem Briefe bei, von den Kränzen auf den Gräbern Goethes und Schillers bricht er Lorbeerblätter ab, um ſie der Gattin für ihr Album mitzubringen. Überall hin begleitet ſie ihn unſichtbar, iſt ſie der Stern, der ſeinem Fahrzeug als Leiter dient und ſein Denken und Empfinden wie magnetiſch nach ſich zieht.

Während Hebbels Familie im Juni 1858 nach Gmunden ging, wo ihm die geſchickte Hand der Gattin im eigenen Hauſe ein behagliches Arbeitszimmer errichtet hatte, trennte er ſich ſchweren Herzens von den Seinigen, um wieder nach Weimar zu reiſen und der erſten Aufführung ſeiner „Genoveva“ beizuwohnen, die am 24. Juni 1858, dem Geburtstage des Großherzogs, unter Dingel-

ſtedts Leitung in Szene ging. Dieſer hatte inzwiſchen Weimar mit München vertauſcht und dem Freunde über die Kluft einiger Jahre und vieler Wechſelfälle die Hand gereicht, um einem ſeiner Werke wieder zu lebendiger Geſtaltung zu verhelfen. Während dieſes zweiten Weimarer Aufenthaltes kam Hebbel mit vielen bedeutenden Menſchen in Berührung. Er lernte unter anderen Liszt, deſſen Freundin, die Fürſtin Wittgenſtein und deren Tochter, ſowie Frau Ottilie von Goethe und den jungen begabten Dichter Adolf Stern kennen. Die ausführlichen Berichte, die Hebbel ſeiner Frau über dieſe genußreichen Weimarer Tage ſandte, ſchildern ſeine Erlebniſſe ziemlich genau, ergehen ſich auch da und dort in allgemeinen Betrachtungen, ſind aber nicht reich an Stellen, die das intime Verhältnis beider Gatten in helle Beleuchtung rücken. Nur einmal ſpielt Hebbel in ſcherzhaft liebenswürdigem Ton auf ſeine Heftigkeit an, unter der ſeine Frau noch manchmal zu leiden hatte. Er erzählte ihr folgende Geſchichte von Uhland: „Dieſer zankt ſich einmal mit ſeiner Frau (der zarte Lyriker thut es auch, was dem wilden Dramatiker als Entſchuldigung zu Gute kommen muß) und beſchließt, ſie dadurch zu ſtrafen, daß er drei Tage lang kein Wort mit ihr ſpricht. Das hält er auch redlich und als Beide nach abgelaufener Pönalfriſt bei Tiſche ſitzen, fragt er ſie: „Nun?“ Sie blickt verwundert auf, und er fragt weiter: „Merkſt Du nichts?“ Sie erwidert ganz naiv: „Nein“ und es ergiebt ſich, daß ſie, an das ewige Schweigen ihres Stummen, dem nur ein Erdbeben die Lippen aufſprengt, gewöhnt, in den drei Tagen des Grimms gar keine Veränderung geſpürt hat. Iſt das nicht allerliebſt?“

Die Weimarer Briefe aus dem Jahre 1858 ſcheinen vor der Veröffentlichung ſehr gekürzt worden zu ſein, wobei ſicher auch manch herzliches Wort an die Gattin mit hinwegfiel. Im übrigen bekennt Hebbel in einem Briefe an Kuh vom 25. Juli 1858, daß er dort ſtets flüchtig geſchrieben und keine Zeit gehabt habe, ſeine Berichte nochmals durchzuleſen. Da der Großherzog unerwartet zurückkehrte und der zweiten Aufführung der „Genoveva“ beiwohnte, drängten ſich die Hebbel vom Hofe und von anderer Seite erwieſenen Ehrenbezeugungen in der That viel zu ſehr, um ihm ruhige Muße zum

Schreiben zu laſſen. Er machte auch einen Abſtecher nach Jena, um Kuno Fiſcher zu beſuchen, und kehrte dann in gehobener Stimmung und innerlich bereichert zu den Seinen in ſein Häuschen am Traunſee zurück. Wie beglückt ſich Hebbel in jener Zeit fühlte, welchen Wert die äußeren Erfolge im ſtillen Frieden ſeines Heims für ihn gewannen, das erhellt eine Briefſtelle an Emil Kuh, die zwar ſchon im März 1858 geſchrieben, aber doch wohl auch ein zutreffendes Bild ſeiner ſeeliſchen Verfaſſung nach der Rückkehr von Weimar giebt. „Ich gehöre zu den glücklichſten Menſchen, die auf der Erde leben," ſchreibt er dem jungen Freunde. „Mein innerer Friede wächſt von Tage zu Tage, und da mein Glück nicht darauf beruht, daß mein kleiner Acker mir tauſendfältige Frucht trägt, ſondern darauf, daß ein Körnchen mir mehr iſt, wie anderen eine ganze Ähre, was ich freilich einer Jugend verdanke, die mich früh den beſcheidenſten Maßſtab an die Dinge legen lehrte, ſo brauche ich nicht einmal ſtark vor der Nemeſis zu zittern. Wenn ich des Morgens erwache und den erſten Laut meiner Frau und meines Kindes vernehme, ſo kann ich mich freuen, daß mir die Thränen in die Augen treten; wenn ich meine Schale Kaffee trinke, ſo habe ich einen großen Genuß, wenn ich meinen Spaziergang mache, ſo habe ich ein Gefühl, als ob ich allein Beine hätte, ja, wenn ich Mittags nach dem Eſſen das kleine Hündchen nach der Küche herüberhole, und es mit fröhlichem Gebell um mich herumſpringt, weil es nun auch ſeinen Teil erwartet, ſo ergötze ich mich ſo, daß ich mich jedesmal ärgere, wenn das Tierchen von ſelbſt kommt, weil eine der Mägde die Thür offen gelaſſen hat. Dabei komme ich mir gar nicht genügſam und demütig vor, ſondern ich fühle mich überſchwänglich mit allem, was ich als Menſch verlangen kann, geſegnet, und ich habe auch alle Urſache dazu; denn ich habe eine Frau, in der Gemüt und Seele faſt verleiblicht ſind, ich habe ein Kind, das ſich aufs liebenswürdigſte entwickelt, ich habe Freunde in allen Kreiſen, ich brauche nicht ängſtlich mehr für die Zukunft zu ſorgen."

In Weimar verlebte Hebbel Stunden, in denen der Unterſchied zwiſchen Leben und Poeſie vollſtändig für ihn verſchwand. Einen wahren Nibelungenhort erhebender Eindrücke trug er in ſich, als

er nach Gmundens grünen Bergen zurückkehrte. Ganz anders waren seine Erlebnisse in München im November 1860. In den wenigen von dort und auf seiner Rückreise an die Gattin gerichteten Briefe findet sich in jeder Zeile der Reflex der bitteren Erfahrungen, die ihn damals dort sehr verstimmten. Schatten der Gegenwart und längst verlangener Zeiten drängten sich auf seinen Weg, er mußte erkennen, wie viel eine kurze Spanne Zeit ändern kann, und fand nur darin Trost und Stärkung, sich über all die Wirrnisse hinweg an das Herz seiner Frau zu flüchten. Sein höchster Wunsch, die Nibelungen auch auf die Königlich Bayerische Bühne zu bringen, erfüllte sich damals nicht. Hebbel zog sein Werk zurück, weil er die Mitglieder der Prüfungskommission für seine persönlichen Feinde hielt und mit Emanuel Geibel, der seine Tragödie „Brunhild" eingereicht und mehr Aussichten hatte als er selbst, nicht in Wettbewerb treten wollte. Von München aus machte Hebbel dann im November 1860 eine Reise nach Paris, das er seit sechzehn Jahren nicht gesehen. Welche Macht die Vergangenheit über ihn ausübte, spiegelt auch der Brief an seine Frau getreulich wieder, den er während seines vierzehntägigen Aufenthaltes am 14. November 1860 von dort an sie schrieb. Die unter Napoleon mächtig gewachsene Stadt machte einen großartigen Eindruck auf ihn, er bewunderte die unermeßlichen Schätze in den Museen und Kunstsammlungen, fand aber dennoch dort die rechte innere Anregung nicht. Es war ihm „zu kalt und zu teuer", auch ärgerte er sich darüber, daß er, um nicht von den Zeitungsschreibern für unpatriotisch verschrien zu werden, darauf verzichten mußte, den Kaiser Napoleon kennen zu lernen. Durch einflußreiche Vermittelung hätte sich ihm leicht die Gelegenheit zu einer „interessanten historischen Studie" geboten, wodurch seine psychologischen Kenntnisse bedeutend erweitert worden wären. Je weniger sich Hebbel in Paris befriedigt fühlte, desto heftiger sehnte er sich nach den Seinen. Alles fliegt an ihm vorüber wie die Wolkenbildungen am Himmel, nur das eine bleibt ewig „der Kreis, in dem die höchsten Menschenfreuden wohnen": der Herzensbund mit seiner Gattin. Dieser erhielt jetzt durch die lieblich erblühende Tochter noch eine besondere Weihe.

*

Nachdem Hebbel über alle Eindrücke ausführlich berichtet und in seine Erzählung da und dort ein Goldkorn aus der Fülle seines Gedankenreichtums eingestreut hat, bekennt er schließlich noch: „Für mich steht fest, ich habe außer meinem Nest nichts mehr zu suchen, und wir wollen es uns so warm und so dicht machen als möglich."

Das Jahr 1861 war für Hebbel reich an erhebenden und aufregenden Erlebnissen. Im Februar 1861 ging der erste Teil der Nibelungen-Trilogie in Weimar in Szene: Hebbel reiste, einer Einladung des Großherzogs folgend, dort hin und war Zeuge des glücklichen Ausfalls. Im Mai machte er die Reise in Gemeinschaft seiner Frau nochmals. Dingelstedt brachte die ganze Trilogie auf die Bühne und forderte die Gattin des Dichters auf, bei diesem Unternehmen mitzuwirken. Frau Hebbel spielte die Brunhilde im ersten und die Krimhilde im zweiten Teile und verhalf den gewaltigen Frauen zu voller Wirkung. Hebbel empfing die höchste Spende des Ruhmes aus der Hand seiner Frau. Sie tränkte „des Dichters dämmernde Gestalten" mit ihrem Blute und flößte mit dem Feuer ihrer reichen künstlerischen Individualität den tragischen Heldinnen deutscher Sage heißes unmittelbares Leben ein. Von Beweisen herzlicher Huld überschüttet, von dem Gedanken erfüllt, bald in Weimar eine neue Stätte fröhlichen Wirkens zu finden, reiste das seltene Paar nach Wien zurück, in dessen Mauern es sich längst nicht mehr behaglich fühlte. Doch verschiedene Hindernisse und gegnerische Umtriebe traten dem Plane mit Weimar entgegen und ließen ihn nicht zur Verwirklichung kommen.

Im Herbste 1861 reiste Hebbel nach Berlin und Hamburg, um in letztgenannter Stadt mit seinem Verleger Campe einen Vertrag wegen der Nibelungen abzuschließen. Dann fuhr er nach Rendsburg zu seinem Bruder Johann, den er in zwanzig Jahren nicht gesehen hatte. Weder von Hebbels Aufenthalt in Weimar im Februar 1861, noch von seiner Herbstreise in diesem Jahre wurden Briefe an seine Gattin veröffentlicht. Selbst das tiefempfundene, von Emil Kuh im zweiten Teile seiner Biographie Friedrich Hebbels S. 696—698 mitgeteilte Schreiben, in dem der

Dichter das Wiederſehen mit ſeinem geiſtig ſo weit unter ihm ſtehenden Bruder mit durchblickender Rührung ſchildert, fehlt leider in der veröffentlichten Sammlung. Für Hebbels Kunſt, Menſchen und Dinge ſcharf zu charakteriſieren, liefert aber gerade dieſer Brief ein glänzendes Zeugnis. Man ſieht die beiden ungleichen Brüder wahrhaft vor ſich. Der eine, der Holz ſpaltet und dann das Beil wegwirft, um einer unbändigen Freude beim Wiederſehen Ausdruck zu geben, der andere, der im Stillen Vergleiche zieht und plattdeutſch redet, weil der Bruder wenigſtens in dieſem Augenblicke an die weite Kluft zwiſchen ihnen beiden nicht erinnert werden ſoll. Allein Johann Hebbel weiß doch, wen er vor ſich hat. Er ſteht zu ſeinem berühmten Bruder in dem Verhältnis aufblickender Verehrung und führt ihn mit Stolz zu Freunden, damit ſie erfahren, daß dieſer ſich ſeiner nicht ſchämt. Ja, als die Brüder Abſchied voneinander nehmen, läßt ſich Johann in naiver Freude ſogar Friedrichs ſchlechteſtes ſeidenes Taſchentuch geben, um an dieſem Beiſpiel den Leuten klar zu machen, wieviel beſſere Tücher der Bruder noch habe. So ungleich die Brüder auch waren, ſo bezeugt doch dieſer ſchöne Brief Hebbels an ſeine Frau, daß beide aus den Elementen hervorgingen, aus denen ſich echtes deutſches Weſen zuſammenſetzt. Auch der ſchlichte Mann aus dem Volke war eine ebenſo kraftvolle und vornehme Natur wie der Dichter, dem die Fähigkeit verliehen ward, alle Gaben und Anlagen in erhöhtem geiſtigen Leben auszugeſtalten. Tritt in dieſem Briefe, der hier nicht unerwähnt bleiben durfte, Hebbels treue Anhänglichkeit an die Seinigen in ſchönſte Erſcheinung, ſo ſind ſeine Schreiben aus Wilhelmsthal, wo er im Auguſt 1862 als Gaſt des Großherzogs Karl Alexander von Sachſen-Weimar weilte, ein wahres Loblied auf den hohen Herrn und ſeine Gemahlin, die beide, den Überlieferungen ihres Hauſes getreu, Dichter und Denker zu fördern und auszuzeichnen ſuchten, wann und wo es nur ging.

Ganz begeiſtert äußert ſich Hebbel nach näherem Bekanntwerden über die Großherzogin Sophie. Er nennt ſie nicht nur eine edle, ſondern auch eine tiefe Frau und ſpricht ihr die ſchöne Fähigkeit zu, „die verſchämteſten Träume und die kühnſten Phantaſien"

ans Licht locken und verſtehen zu können. Alle Eindrücke, die Hebbel während dieſes Aufenthaltes in Thüringen empfing, ſind in den Briefen an ſeine Frau niedergelegt. Ehe er nach Wilhelmsthal reiſte, weilte er drei Tage in London, wo er die Bekanntſchaft mit Siegmund Engländer erneuerte und durch die Fülle der Gegenſtände mehr verwirrt als angeregt wurde. Der veröffentlichte Briefwechſel enthält kein Schreiben von London an ſeine Gattin, ſondern nur noch einige augenſcheinlich ſehr gekürzte Berichte aus Baden bei Wien, wo der ſchwer leidende Dichter ſcheinbar mit gutem Erfolge die Schwefelbäder gebrauchte. Wie ſtets, ſo freut er ſich auch diesmal wie ein Kind über ein paar Zeilen ſeiner Frau, die er immer heiß erſehnt und als die wichtigſte Errungenſchaft eines Tages betrachtet. Er tröſtet ſich und die Gattin damit, daß die Wirkung der Bäder ſich erſt nach dem Schluſſe der Kur einſtelle, und kehrt, den Todeskeim im Herzen, in der zweiten Hälfte des September 1863 zu den Seinigen zurück. Während ihn die endliche Aufführung der Nibelungen im Burgtheater in Wien zum Helden des Tages machte, und ihre Krönung mit dem Schillerpreiſe noch einmal goldenen Sonnenſchein in ſein Leben warf, hatte die Parze ſchon die Schere erhoben, um ſeinen Lebensfaden zu durchſchneiden. „Das iſt Menſchenlos," ſagte er lächelnd, als er die Freudenkunde empfing, „bald fehlt uns der Wein und bald der Becher." Zuweilen trat eine ſcheinbare Beſſerung ein, doch dann zeigten ſich wieder um ſo ſchärfer die unheimlichen Fortſchritte des tückiſchen Übels. Hebbels Liebe zu Frau und Kind trat in ſeinen letzten Lebenswochen noch einmal mit voller Kraft zu Tage. Er beruhigt ſich, ſobald die Hand der Gattin in der ſeinigen ruht, ſein erlöſchendes Lebenslicht flackert neu auf, wenn ihm die aufopfernde Frau etwas vorlieſt oder mit ungeheurer Selbſtüberwindung lächelnd an ſeinem Krankenlager ſitzt und die Hoffnung auf Geneſung ausſpricht. Und als ihn der Tod am 13. Dezember 1863, ein halbes Jahr nach ſeinem 50. Geburtstage, von ſchweren Leiden erlöſte, da bekannte er in ſeinem Teſtamente nochmals, wie viel ihm ſeine Gattin geweſen war. Er ernannte ſie zu ſeiner Univerſalerbin und fügt hinzu: „Es iſt dies nur ein kleiner Dank für ihre große Liebe; denn unendlich bin ich

ihr verſchuldet, und ich ſage nicht zu viel, wenn ich die Überzeugung ausſpreche, daß ich ohne ſie längſt Staub und Aſche ſein würde.“

In vielen ſchriftlichen Mitteilungen Hebbels und ſonſtigen Aufzeichnungen ſpiegelt ſich die rauhe und herbe Individualität des Dramatikers, der mit ſittlicher Strenge die Wunden bloslegt und mit philoſophiſchem Tiefſinn hie und da grelle Lichter auf ſeine Motive ſtreut. In den herzlichen Briefen an die Gattin kommt der Lyriker zum Ausdruck. Wie in ſeinen leider noch immer zu wenig bekannten Gedichten das harte Erz ſeiner Poeſie in weichen edlen Formen ſchmilzt, ſo zeigen dieſe Briefe Hebbels Fähigkeit, im eng umfriedigten Kreiſe des Hauſes glücklich zu ſein und zu machen, im ſchönſten Lichte. Zuweilen trägt ſein Satzgewebe darin den Zauber poetiſcher Inſpiration, klingt aus ſeinen der Gattin gemachten Bekenntniſſen ein faſt kindlicher Stolz auf Weib und Kind, die edelſten Beſitztümer, die ihm kein Wandel des Geſchicks entreißen kann. Welche Antworten mögen dieſen gehaltvollen Briefen gefolgt ſein? Wie brachte es Chriſtine fertig, den Gatten in der Ferne durch ein paar Zeilen wieder neu zu beleben und aufzurichten? So fragt man unwillkürlich und beklagt es aufrichtig, daß nicht wenigſtens einige dieſer Briefe als Zeugen ihres geiſtigen Verkehrs mit dem Gatten der Sammlung eingefügt wurden. Wie man mir mitteilt, vernichtete Frau Chriſtine ihre Briefe, als bei der Herausgabe von Hebbels Korreſpondenzen der Beſchluß gefaßt wurde, daß die Schreiben von Eliſe Lenſing nicht veröffentlicht werden ſollten. Dieſer Akt edelſter Pietät und Feinfühligkeit ſtimmt zu dem Weſen der hochherzigen Frau, die trotz ihrer künſtleriſchen Bedeutung ſich weder in Hebbels Leben noch nach ſeinem Tode vordrängte, und das, was einmal Wert und Bedeutung für ihn gehabt hatte, ſtets als etwas Heiliges betrachtete. Keine andere Frau hätte dem Dichter ſein können, was ihm ſeine Gattin war. Ausgerüſtet mit künſtleriſchem Verſtändnis für ſeine Natur, regte ſie ihn zum Schaffen an, hielt ſie die leidenſchaftlich dämoniſchen Äußerungen ſeines oft unbändigen Weſens nicht für die Nücken und Tücken eines Binnenwäſſerleins, ſondern für die Seeſtürme einer tiefen, von mancher dunklen Gewalt aufgewühlten Dichterſeele. Künſtler-

ehen ſind ſelten glücklich und liefern meiſt den Beweis dafür, daß die heiligſte Verbindung am beſten ein Rechenexempel mit ungleichartigen Größen iſt. Das Ehepaar Hebbel, das, wenn auch in ganz verſchiedener Hinſicht, das gewöhnliche Menſchenmaß weit überragte, kann als ſeltene Ausnahme bezeichnet werden, wobei freilich nicht verſchwiegen werden darf, daß Frau Hebbel im alltäglichen Zuſammenſein durch ein Gemiſch von Güte, Milde, Beſonnenheit und weiblichen Zartſinn die gegenſeitige Harmonie am meiſten vor Mißklängen zu bewahren wußte. Wer des Dichters Tagebücher vom Jahre 1846 bis zu ſeinem Tode durchgeht, findet eine große Anzahl Stellen, in denen er das Walten „dieſer einzigen Frau“ warm anerkennt und ſeine glückliche Häuslichkeit als die höchſte Errungenſchaft ſeines Lebens preiſt. Kehrt ſein Hochzeitstag wieder, ſo iſt er ſtets voll Dankbarkeit gegen das Geſchick und ſpricht dies auch in Einträgen in ſeine Tagebücher offen aus. Wie wir aus dieſen erfahren, haben auch die Geburtstage von Weib und Kind für ihn eine höhere Bedeutung. Gerne beginnt er an ihnen ein neues Werk, während er in den Rückblicken am Jahresſchluß ſein Glück und ſeine Leiſtungsfähigkeit ſtets vom Wohlbefinden von Frau und Kind abhängig macht.

Ein ſchönes Denkmal errichtete Hebbel ſeiner Gattin auch in den ihr gewidmeten Gedichten, die ſie als Weib und Künſtlerin gleich hoch ſtellen. Einigemal wurden hier Verſe aus ihnen entlehnt, um das Verhältnis der Gatten zu beleuchten und den milden Einfluß Chriſtinens auf die ſpröde, ſchwer zugängliche Natur ihres Mannes nachzuweiſen. Doch mache ich noch auf die Gedichte: „An Chriſtine Engehauſen“, „An die deutſche Künſtlerin“, „Meiner Frau ins Album“ und die Widmung der „Nibelungen“ beſonders aufmerkſam. Sie gehören zu dem Schönſten, was Hebbel gedichtet hat, und ſind für Chriſtine eine Huldigung, die ihr Bild an der Seite ihres unſterblichen Gatten nie verblaſſen, vielmehr immer wieder in friſchen Farben aufleben läßt. Als ſie die Rächerin Kriemhild unvergleichlich geſpielt und die Zuſchauer zur Begeiſterung hingeriſſen hatte, da ſchwieg Hebbel ergriffen. Doch, was er fühlte, während ſein Jugendtraum lebendig ward und die mächtigſte Geſtalt der Nibelungen in der Erſcheinung ſeiner Gattin vor ihn trat,

das ſprach er ſpäter in der Widmung aus, mit deren letzten Verſen ich ſchließen möchte:

„Drum nimm es hin, das Bild, das Du beſeelt,
Denn Dir gehört's, und wenn es dauern kann,
So ſei's allein zu Deinem Ruhm und lege
Ein Zeugnis ab von Dir und Deiner Kunſt."

2.

Gelegenheitsgedichte aus dem Goethe-Textoriſchen Familienkreiſe.

Von Dr. A. Dietz.

Im ſiebenten Buche von „Dichtung und Wahrheit" finden wir eine Mitteilung Goethes, wie er als Student von Leipzig aus auf die Hochzeit ſeines Oheims Textor notwendig habe ein Gedicht liefern müſſen: Er habe es mit äußerlichem Schmuck auf das Beſte herausgeſtutzt und von Hauſe ein ſchönes Belobungsſchreiben darüber erhalten, dagegen ſeinem damaligen Berater Profeſſor Clodius nichts weniger als Beifall damit abnötigen können.

Der Verſuch, dieſes Gedicht aufzufinden, iſt die Veranlaſſung des im Folgenden gegebenen Verzeichniſſes von Gelegenheitsgedichten aus dem Goethe-Textoriſchen Familienkreiſe geweſen. Das Goethiſche Gedicht glaube ich nicht aufgeſtöbert zu haben, dagegen verſchiedene andere, welche doch von einigem Intereſſe ſein dürften. Einige fallen in Goethes Jugendzeit in Frankfurt und mögen vielleicht aus ſeiner Feder gefloſſen ſein. Seine Ausführungen an der vorgenannten Stelle in „Dichtung und Wahrheit" laſſen erkennen, daß ihm die Abfaſſung von derartigen Gelegenheitsgedichten zeitweiſe Freude gemacht hat.

Ich greife weit zurück und beginne mit dem erſten Auftreten der Familien Goethe und Textor in Frankfurt a. M.

I.

Der Stadt-Syndikus Johann Wolfgang Textor.

Im Vordergrunde ſteht ſowohl der Zeit wie der Bedeutung nach der Stadt-Syndikus Johann Wolfgang Textor, der Groß-

vater des Stadtſchultheißen. Er iſt thatſächlich derjenige Vorfahre Goethes, der dichteriſche Beanlagungen und Intereſſen gehabt und in dieſer Hinſicht einigen Namen beſeſſen hat. Ein Gedicht von ihm iſt bereits in dem vorletzten Hefte der Hochſtiftsberichte von W. Frhrn. von Biedermann mitgeteilt worden. Dieſem laſſen ſich noch zahlreiche andere hinzufügen. Ich habe allein in den Sammelkaſten der Frankfurter Stadt-Bibliothek, meiner Quelle, noch ſieben andere aus den Jahren 1691—1698 aufgefunden.

Es war damals üblich, bei dem Tode von hervorragenderen und vornehmeren Männern Broſchüren herauszugeben, welche das Porträt des Verſtorbenen, die Leichenpredigt, ſeinen Lebenslauf und als Anhang Trauergedichte der Verwandten und Freunde enthielten. Unter dieſen Gedichten nehmen während des angegebenen Zeitraumes die von Textor verfaßten entweder die erſte oder eine der erſten Stellen ein, ein Beweis dafür, wie geſchätzt ſie waren. Sie ſind durchweg in Latein abgefaßt und zeichnen ſich durch eine wohlthuende Kürze aus.

1. Das älteſte Gedicht von ihm findet ſich in dem Anhang zur Leichenrede des Pfarrers und Seniors Arcularius auf den Tod des Schöffen Johann Philipp Fleiſchbein v. Kleeberg, welcher am 11. April 1691 beerdigt wurde und der Senior der bekannten Patrizierfamilie war. Ich knüpfe hieran die Bemerkung, daß Textor am 24. Juni 1693 ſich in zweiter Ehe mit Rebecca Fleiſchbein, einer Tochter des Schöffen und Senators Dr. jur. Philipp Nicolaus Fleiſchbein und der Anna Catharina geb. Weiſel verheiratete und hierdurch mit zahlreichen bekannten Adelsgeſchlechtern verſchwägert wurde. Es dürfte dieſe Thatſache bei der Beurteilung der ſozialen Lage der Familie Textor einigermaßen in die Wagſchale fallen.

Die weiteren Trauergedichte des Stadt-Syndikus beziehen ſich auf den Tod:

2. des Schöffen Zacharias Conrad Uffenbach, † 11. Juli 1691,
3. des Obriſten Johann Albrecht Jormann, † 28. Oktober 1692,
4. des Gerichtsſchultheißen Adolph Ernſt Humbracht, beerdigt 19. April 1693,
5. des Gerichtsſchultheißen Dr. jur. Johann Thomas Eberhard, gen. Schwindt, † 15. Januar 1695,

6. des Schöffen Jacob Bender v. Bienenthal, † 10. November 1695,
7. des Schöffen Johann Matthaeus Münch, beerdigt 1. September 1698.

Von dieſen ſieben Trauergedichten ſei hier nur das dritte wiedergegeben:

Tandem depositis armis, Jormanne, quiescis
Militiaeque tuae Laurea sacra datur.
Tandem nec cupis hic rigido decernere ferro,
Nec tuba nec jam te tympana pulsa movent.
Nescia sumpsisti, taciturnae pocula Lethes
Ad tua, quae finem fortia facta tulit.
Scilicet hic status est, haec ultima linea rerum
Cum vita solvit munera cuncta simul.
Foedus amicitiae veteris me scribere versus
Admonet et facit hos musa parata duos:
Condita sunt tumulis Jormanni his ossa Tribuni
Meus coelo, Terris fama perennis erit.

In Testimonium amicitiae condolenti
calamo versus hos funerales fecit
Joh. Wolffg. Textor, D.

II.

Der Advokat Chriſtoph Heinrich Textor.

8. Hochzeitsgedicht von zwei ungenannten Vettern der „Edlen, Hoch- Ehr- und Viel-Tugendreichen" Jungfer Maria Catharina Appel, als dieſelbe am 4. Mai 1693 mit Herrn Chriſtoph Heinrich Textor, beider Rechte Licentiaten und Gerichtsadvokaten, Sohne des Stadt-Syndicus Herrn Wolfgang Textor, Hochzeit hielt.

III.

Der Stadtſchultheiß Johann Wolfgang Textor.

9. Gratulationsgedicht der in Altdorf ſtudierenden Frankfurter bei Gelegenheit der feſtlich begangenen Inaugural-Disputation des nachmaligen Stadtſchultheißen Johann Wolfgang Textor am 17. Juni 1717.

Von Textor, welcher damals Lizentiat der Rechte wurde, heißt es in dem Gedicht:

Er hat mit groſſer Müh bereits ſchon viele Jahre/
Biß er das Recht erlernt/in Büchern zugebracht/

IV.

Der Handelsdiener Johann Jacob Göthe.

10. Nachruf des Leichenbitters Johann Christian Heuson bei Beerdigung des Handelsdieners Johann Jacob Göthe, eines Sohnes des Gasthalters zum Weidenhof Johann Friedrich Göthe am Mittwoch den 8. September 1717.

Die Schrift enthält eine ausführliche Lebensbeschreibung des Verstorbenen, eines Halbbruders des Rat Goethe, und eine Schilderung der Leichenprozession. Unter den Herren, welche der Leiche in sieben Kutschen folgten, wird auch der Stadt-Physikus Dr. Senckenberg genannt.

V.

Goethe-Textor.

11. und 12. Als Johann Caspar Goethe am 30. Dezember 1738 zu Gießen sich die Doktorwürde erwarb, statteten ihm der Rechtsbeflissene Johann Christoph Ruprecht und sein Studienfreund Johann Caspar Schneider [1]) in besonderen Gedichten ihre Glückwünsche ab. Das erste Gedicht ist eine der üblichen Verherrlichungen ohne Wert und insbesondere ohne persönliche Angaben. Das Schneiderische Gedicht dagegen verdient wegen seiner Mitteilungen über die Jugend des Rat Goethe einige Beachtung.

Im Anfang heißt es:

. . . . . Du lagst in Deinem Leben
Mit unermüdtem Fleiß der Rechtsgelahrsamkeit
Und guten Künsten ob: Was hast Du nicht vor Zeit
In Themis Heiligthum zu ihrem Dienst verwendet?

Dann fährt Schneider fort:

Dich, Hochgeschätzter Freund, schmückt die Bescheidenheit,
Die zu dem Ehren-Krantz die schönste Blume weyht;
Drum hat Dein edler Fleiß und unbeschränktes Wissen
Zur rechten Fruchtbarkeit und Reife kommen müssen.
O daß die Freundschaft mir bißmahl entgegen ist,
Sonst sagt' ich öffentlich wie grundgelährt Du bist.
Ich hätte Stoff genug Dein Lob heraus zu preisen:
Was könnt ich nicht von Dir vor schöne Bilder weisen?

[1]) Vgl. Hochstiftsberichte Jahrgang 1890 S. 314.

Bald ſtellt ich Dich o Freund, in Deiner Jugend vor,
Und mahlte rings um Dich das muntre Muſen-Chor,
Das freundlich mit Dir ſcherzt: Dich lehrbegierig machet,
Um Deine Liebe ringt / und ſtündlich bey Dir wachet /
Damit Dein Trieb und Fleiß durch ihre Schmeicheley
Und ſanfften Schertz entflammt, in ſteter Regung ſey.
Drauff zeigt ich, wie mein Freund, von vieler Luſt erhitzet
Dem theuren Senckenberg zu ſeinen Füßen ſitzet /
Und ſeine Lehren hört, den Grund zur Weißheit legt /
Zur Weißheit, die nunmehr ſolch weiten Umfang hegt.
Nach dieſem wollt ich Dich auf Coburgs Pindus mahlen /
Und zeigen, wie Dein Geiſt der Weißheit reine Strahlen
Stets mehr und mehr erforſcht / und ſich der Finſterniß
Stets mit geſetzterm Muth und größrer Krafft entriß.
Hierbey beſchrieb ich denn was Gienleins treue Lehre
Verportens, Ehrenberg / und Schwartz, die noch verehre,
Um Dich damahls verdient. Wie eifrig ſpracheſt Du /
(Gantz Coburg rühmt es noch) in ihrem Hörſaal zu?
Hernachmals ſtellt ich vor / wie Du bey Leipzigs Linden
Die Rechtsgelährſamkeit und Künſte zu ergründen
Vier Jahre zugebracht: Wie reitzend / nett und ſchön /
Wollt ich doch Deinen Fleiß und Emſigkeit erhöhn!
Bald weiß ich Dich zu Hauß mit Büchern gantz umhüllet;
Bald wie Dein muntrer Geiſt die Lehrbegierde ſtillet;
Bald wie Du mit Bedacht die größten Männer hörſt /
Und voller Ungeduld auff ihre Spur begehrſt.
Bald zeigt ich, wie Du Dich im Umgang auffgeführet /
Wie Dein beredter Mund ſo manchen Satz berühret
Und ſcharff erwieſen hat / wobey Du uns ergötzt /
Theils in Verwunderung / theils auch in Luſt verſetzt.
Theils unterwieſen haſt. Diß war das edle Weſen
Das jedermann an Dir zum Augenmerk erleſen,
Und was Dir manchen Freund ſo veſt verbunden hat:
Diß machte, daß man gleich um Deine Freundſchaft bat.
Diß Weſen macht' auch Dir manch groſſen Mann gewogen
Du hatteſt Dich niemals in ihre Huld gelogen;
Nein, eigenes Verdienſt, Witz, Wiſſenſchaft und Kunſt
Und Deine Höfflichkeit gewann Dir ihre Gunſt.
Was könt ich zum Beweiß vor theure Lehrer nennen,
Die Dich recht zart geliebt, und die hernach Dein trennen
Empfindlich hat gerührt. Du giengſt nun weiter fort
Und eilteſt Wetzlar zu, was wieß Dir dieſer Ort

Vor neue Spuren auf, dem Ziele nah zu kommen
Das ſich Dein edler Trieb mit Freuden vorgenommen
Und aufgeſtecket hat. Wie eifrig warſt Du nicht
Auff Deine Wiſſenſchaft an jenem Ort erpicht?
Und was vor reichen Schatz von grundgelährtem Wiſſen
Bringſt Du nun mit hinweg? was würd' ich ſagen müſſen,
Wofern ich alles diß in Reime bringen ſolt,
Und Dich nach Deinem Werth vorſtellig machen wolt.
Doch Gieſſen ſpricht vor mich, das Dich mit Recht erhoben,
Und aller Welt gezeigt, daß es auf ächte Proben
Auff reiffe Wiſſenſchaft und wahren Vorzug ſieht,
Und bloß die Würdigſten in Seinen Orden zieht. —

Hiermit ſchließt die Schilderung des Lebenslaufes.

13. und 14. Die Goethe-Textoriſche Vermählung am 20. Auguſt 1748 behandeln drei Gedichte. Eines rührt von Johann David Scheper her, welcher darin die „geiſtvolle Lebensart" der Braut rühmt, ein zweites von einem „dem Hochzuehrenden Braut-Paare gehorſamſt ergebenſten Diener J. F. K." (wohl Klauer?).

15. Ein drittes Gedicht enthält die Glückwünſche eines ungenannten Darmſtädter Anverwandten, welcher jedoch leicht in der Perſon des heſſen-darmſtädtiſchen Generals Friedrich Chriſtian von Hoffmann, eines Oheims der Braut, zu erraten iſt. Aus dieſem Gedicht gebe ich folgende Stelle wieder:

Dein Schatz, der manches Land geſehen
Doch nirgends Deines gleichen fand,
Kommt mit Gelehrſamkeit und Ehren
Die Deines Stammes Glanz vermehren
Zu aller Menſchen Luſt nach Hauß.
Wo ſo ein ſchöner Bund geſchieht
Da muß der Himmel Seegen geben,
Daß man bey frohem langen Leben
Alltäglich ſeine Treue ſieht.
Daß Sproſſen in die Höhe ſteigen
Die früh des Vaters Geiſt anzeigen,
Der Mutter ähnlich ſind und ſehn,
Und zu der theuren Eltern Freude
Des Alters Schutz und Augenweide,
In ſtetem Flor und Wohlſeyn ſtehn.[2])

[2]) Der vollſtändige Text dieſer drei Gedichte iſt von Frau E. Mentzel: Feſtgedichte zu der Goethe-Textor'ſchen Hochzeit am 20. Auguſt 1748 in der

VI.

Melber-Textor.

16. Gedicht einer aufrichtigen Freundin zur „Melbert- und Textoriſchen Verbindung“ den 11. November 1751.

VII.

Stark-Textor.

Von Gedichten, welche die Vermählung des Pfarrers Johann Jakob Stark mit Anna Maria Textor am 2. November 1756 verherrlichen, haben ſich nicht weniger als zehn vorgefunden. Auffällig iſt, daß, während alle nahen Verwandte bis auf die kleinen Neffen und Nichten ihre Verſe liefern, von der Schweſter Goethe und ihren Kindern ſich nichts vorfindet. Die Gedichte ſind meiſtens recht unbedeutend.

Sie ſind gewidmet von:

17. den beiden kleinen Neffen Johann Wolfgang und Georg Chriſtoph Melber, welche in der Form eines Kindergeſprächs ihre Glückwünſche darbringen,
18. der kleinen Nichte Catharina Roſina Stark,
19. Johannes Juſtus und Anna Chriſtina Textor,
20. dem Ehepaar Melber,
21. des Herrn Bräutigams Bruder und Schwägerin,
22. drei ungenannten Freunden,
23. dem wahren Verehrer B.,
24. dem Predigamtskandidat J. C. Raſche,
25. Johann Leonhard Jacobi,
26. einem Freunde des Bräutigams,

welcher gut daran gethan hat, ſeinen Dichternamen der Nachwelt zu verſchweigen.

VIII.

Textor-Moeller.

Zur Hochzeit des Advokaten Dr. Johann Juſtus Textor mit Marie Margarethe Moeller den 17. Februar 1766 liegen drei Gedichte vor.

Zeitung „Die kleine Chronik“ Jahrg. 7 1884, Nr. 8 abgedruckt. — Über den General v. Hoffmann ſiehe Goethejahrbuch Bd. X S. 253—256.

27. Das eine nennt als Verfaſſer die zwei Schweſtern M. (Melber) und S. (Stark).

28. Das zweite iſt von dem Advokaten Dr. H. P. Schloſſer in Latein abgefaßt und beginnt mit den Worten:

Quo me, futuri praescia, quo rapis
Regina fati? quo Lachesis rapis?
Eheu! fugaces sponte currunt,
Praecipitesque feruntur anni.

29. Bei der erſten Lektüre des dritten Gedichtes glaubte ich auf Goethes Autorſchaft ſchließen zu können. In der Wahl und Behandlung des Stoffes und in der Ausdrucksweiſe unterſcheidet es ſich außerordentlich von allen vorerwähnten Gedichten, wozu der Umſtand kommt, daß — gegen alle Gewohnheit — der Verfaſſer auch nicht einmal durch die Anfangsbuchſtaben ſeines Namens angedeutet iſt und daß Goethe ausdrücklich erwähnt, er habe ſein Gedicht anonym verwenden laſſen.

Gegen dieſe erſte Annahme ſprechen aber mehrere Bedenken. Namentlich ſtimmen die Angaben Goethes über das Gedicht, welches er von Leipzig aus zur Hochzeit ſeines Oheims verfaßt hat, nicht mit dem Inhalt des vorliegenden überein. Die große Ähnlichkeit in Inhalt, Form und Ausdrucksweiſe mit einem Gedicht, welches Johann Georg Schloſſer im Jahr 1770 zur Stark-Schloſſeriſchen Hochzeit verfaßt hat, laſſen vielmehr vermuten, daß Schloſſer und nicht Goethe der Verfaſſer geweſen iſt.

Das Titelblatt lautet:

Der Hochzeit-Dichter.
Eine Erzählung bey Gelegenheit des Textor- und Möllerischen Vermählungs-Feſts.

Talia dicentem, iam dudum aversa tuetur
Huc illuc volvens oculos

Virg. Aen. l. 4.

Frankfurt am Mayn, gedruckt mit Scheperſchen Schriften, im Monat Februar 1766.

Das Gedicht lautet:

Gewohnheit, Freundſchaft, Pflicht,
Und EUER Glück und meine Freude,
Beglücktes Paar! verlangen heute
Von mir zwar freylich ein Gedicht.

Der Bräutgam iſt mein Freund, der Muſen beſte Lieder
Verdienet die geliebte Braut;
Man weiß, daß ich mit furchſamem Gefieder,
Bisweilen mich zum Helicon getraut;
Man weis, daß ich offt ſchlecht, offt mittelmäßig ſang,
Offt keine fand, offt ſie zum Verſe zwang,
Und, wenn ich gleich nicht ſehr die Dichtkunſt treibe,
Doch noch ſo gut als Schäl ein Hochzeit-Carmen ſchreibe.
Mit allem dem, ſolt ich EUCH auch beleidgen,
Geliebtes Paar! ſing ich doch nicht!
Ihr zürnt? . . ich muß mich erſt vertheidgen,
Eh EUER Zorn mein Urtheil ſpricht:
Ich bin nicht Schuld, IHR werdet mirs verzeihen,
Weil mirs Cythere ſelbſt verbott;
Und durch den Gott der Tändeleyen,
Wenn ich EUCH ſänge, mich mit ihrem Zorn bedroht.

So ſagte mir der Gott der Tändeleyen. Es war ſonſt in Arcadien gewöhnlich, daß die jungen Schäfer und Nymphen ihr Hochzeit-Feſt beſangen.

An ſeiner frohen Nymphe Buſen
Sang jeder wie es ihm gefiel;
Statt des Apolls und ſtatt der Muſen
War einem jeden ſein Gefühl.
Man ſang, von Bergen an den Flüßen,
Antwortete der Wiederhall,
Man ſang, und unterbrach mit Küßen
Der ungeſchmückten Lieder Schall.
Und Küß und Lieder waren nur,
Die holden Kinder der Natur!

Ich weiß nicht wie es kam, fuhr der ſorgloſe Gott der Tändeleyen fort, daß man anfing, die Lieder, die die Natur den Jünglingen eingab, zu verachten, und eine Menge Reglen und Zierate erdachte die man zu den Liedern erforderte.

Unſere Jünglinge ſchämten ſich ihrer reizenden Einfalt; dennoch wollten ſie ihre Hochzeit beſungen haben.

Da riefen ſie zu unſern Haynen
Den beſten Dichter ſich in Sold,
Der konte lachen, klagen, weinen,
So offt man ihn bezahlen wollt.
Bey einer jeden Hochzeit-Feyer,
Floß ein Gedicht von ſeiner Leyer,
Da lohnte ihn der Bräutigam,
Mit einem Widder, einem Lamm,

Und wie man ihn belohnt, ſo ſang
Der Dichter, ſchön, ſchlecht, kurz und lang.

Einſt hatte Alceſt, ein munterer Jüngling, ſich mit der jungen Chloris verbunden.

Der Liebe Feuer brant aus ſeinen Blicken,
Und die Begierde nach der Luſt,
Belebt von künftigen Entzücken,
Schlug in des muntern Jünglings Bruſt.
Er zählt begierig alle Stunden,
Biß zu der Stund die ihn verbunden,
Und jede ſchiene ihm ein Jahr.
Die Stund der Liebe kam. Der Weg zu dem Altar
Die Zubereitung zu dem Feſte,
Der lange Zug der Hochzeit-Gäſte,
Der Tanz, das Opfer, der Geſang
Schien immer ihm zu groß, zu lang.

Da alles vorbey war und er ſeine Geliebte zu umarmen hoffte,

Da ſie mit ſchamhaft rothen Wangen
Schon in dem Arm des Jünglings lag,
Da ſchon ihr Aug die Wolluſt ſprach
Die ihre glühnde Bruſt durchdrange;
Da ſchon den Freuden, die ſich nahn,
Unnachahmbare Zären fließen,
Und ſchon verſtummt in weichen Küßen
Des Jünglings Mund nicht reden kan;

Denke, da komt der unberufene Dichter, der nun keine Hochzeit mehr vorbey laßen wollte, ohne ſie zu beſingen, und ſeinen Lohn, als den Zoll einer jeden Verbindung anſahe.

Er eilte zu dem frohen Paar
Mit einem fürchterlichen Grimm,
Die Augen glühn, es ſtarrt das Haar,
Und Hand und Füße zittern ihm
Er trug ein lang Papier in ſeiner Hand
Worauf das Hochzeit Carmen ſtand.
Da war die Braut, der Bräutigam erhoben,
Denn ſeine Stärke war das Loben.
Die Stirn der Braut war wie der Horizont,
Ihr Aug nichts wenger als die Sonne,
Im alabaſtnen Buſen wohnt,
Des Reimes wegen, Luſt und Wonne.

Der Bräutgam war ein junger Held,
Der wie ein Herkules, die Welt,
Ich weiß nicht mehr, von was für Tyranneyen,
Befreyet hat, und künftig wird befreyen,
Und kurz es war ein Hochzeit Carmen.
Das frohe Paar lag mit geſchloßnen Armen
Und ſahe nicht den Dichter ſtehn,
Den Jüngling wollt die Nymph, er wollte ſie nur ſehn.
Je weniger ſie ihn ſahen, deſto mehr ergrimmte er.
Er räuſpert ſich und tritt mit zorngen Schritten her,
Und ſagt: „Noch war kein Tag ſo ſchön von allen Tagen;
Als der, den itzt auf ſeinem goldenen Wagen — —"
Das Paar ſpringt auf, ſtarrt und erſchrickt
Da es das lange Lied erblickt,
Und ruft: O Dichter! ſchweige nun
Wir haben itzt weit mehr zu thun!

Mit dieſen Worten führte der Jüngling ſeine Nymphe in eine Höle, wo ſie der Dichter der ihnen nachlaufen wolte, nicht erreichen konte. Cythere und das Chor der Liebesgötter folgte ihnen lachend nach. Der Dichter wolte für Zorn zerſpringen, und Venus rief ihm im Weggehen zu: O Dichter! eure Lieder ſollen nur Empfindungen leihen, wo keine ſind; wer ſelbſt fühlt, kan beßer ſingen als eure Muſen. = =

Nimm dich in acht ſagte der Gott der Tändeleyen, da er ſich zu mir wande. Alles was dir deine Freude und Freundſchaft eingäbe, würde nicht ſo ſtark ſeyn, als was das liebenswürdige Paar empfindet, das du beſingen wollteſt. Hüte dich vor dem Zorn der Cythere, deren Heiligthümer man nicht entdecken darf, als biß man ſie ſelbſt empfindet.

O wie viel hat ich nicht zu ſagen,
Eh mir die Göttin ſelbſt das Schweigen auferlegt!
Ich wollt die Luſt zu mahlen wagen,
Die itzt in EUREM Buſen ſchlägt.

Ein Lied wolt ich der Tugend bringen
Die EUER Herzen itzt für Ewigkeiten bind;
Ich wollt die Luſt der Freundſchaft ſingen
Die meine reine Seel empfind.

Ich wollt die beſte Braut belehren
Wie treu IHR Bräutgam iſt, wie tugendhaft, wie rein,
Ich wollte zärtlich SIE beſchwören
Durch Tugend ſtäts SEIN Glück zu ſeyn.

*

Den Freund den meine Seel gewählet
DEN ſie geliebt als Kind, als Mann, als Jüngling liebt,
Dem hätt ich all das Glück erzählet
Das ihm die Hand des Hymens giebt.

Ich hätt IHM einen Wunſch geweihet
Und mit Gewißheit IHM ſchon aus der Zukunft Nacht,
Die Seegen alle prophezeyet,
Die IHM die Tugend zugedacht.

Dann hätt ich auch noch mit Entzücken . . .
Doch ſtill! ich ſeh' in EUREN Blicken,
Ein: Lieber Dichter ſchweige nun,
Wir haben itzo mehr zu thun.

IX.

von Hoffmann-Textor.

30. Ein an den heſſen-darmſtädtiſchen Generalmajor der Kavallerie und Obriſten bei der Dragoner-Garde Friedrich Chriſtian von Hoffmann gerichtetes Trauergedicht der Geſchwiſter von Preuſchen „bei dem Hintritt der weiland Hochwohlgebohrnen Frauen, Frauen Annen Marien von Hoffmann gebohrner Textorin, welcher am 14ten September des Jahres 1766 Morgens zwiſchen 9. und 10. Uhr, nach ausgeſtandener 8. tägiger Bruſt-Krankheit, in Darmſtatt erbaulichſt erfolgte".

Die Verſtorbene iſt eine Schweſter des Stadtſchultheißen Textor geweſen (ſiehe Goethejahrbuch Bd. 7 S. 47 u. 153).

X.

Schloſſer-Goethe.

Von Gedichten auf die Hochzeit der Cornelia Goethe mit Schloſſer am 1. November 1773 habe ich vier aufgefunden.

31. Das eine, von des Bräutigams Schweſter und Schwager, iſt betitelt „Von dem Urſprung und Gebrauch der Hochzeitgedichten" und beginnt mit den Worten:

Ein Hochzeittag und kein Gedicht!
Das wär fürwahr ein feines Leben!
Nein, warlich, nein, das thu ich nicht,
Und ſolte alles widerſtreben;

32. Weiterhin findet ſich vor ein in guter Proſa abgefaßtes „Glückwunſchſchreiben bey dem Schloſſer- und Goetheiſchen Hochzeitfeſte, welches zu Frankfurt am Mayn den 1. November 1773 glücklich vollzogen wurde. an das vortrefliche Braut-Paar abgelaſſen von Margaretha Catharina Roſina, Johann Wolfgang, Georg Adolph, und Gottfried Wilhelm Starck".

33. Zu derſelben Gelegenheit hat der Doktor der Rechte Hieronymus Peter Schloſſer eine wiſſenſchaftliche Abhandlung von 35 Folioſeiten über „Liebesſchwärmereien und Liebesthorheiten der Alten" verfaßt und hierin zum Nachweiſe für ſeine Angaben in 101 hochgelehrten Anmerkungen zahlreiche Stellen, namentlich aus der Bibel und den griechiſchen und römiſchen Schriftſtellern citiert. Die Abhandlung macht einen etwas trivialen und trotz aller Weisheit hochkomiſchen Eindruck.

Ich greife aus ihr folgende Stellen heraus:

„Ich muß in der jüdiſchen Geſchichte einen Sprung von mehr als zweitauſend Jaren thun, um das Alter der verliebten Onmachten aus ihr zu erweiſen. Daß es ſchon vor den Zeiten Iſaaks Mode geweſen, die Bräute zu beſchenken, daran zweifele ich gar nicht; aber ich rechne die Spangen, Armbänder und dergleichen, nicht unter die Tändeleien, wenn mich auch gleich der lateiniſche, wenigſtens der juriſtiſche Sprachgebrauch rechtfertigte."

Hier ſchließt ſich eine Anmerkung mit Citaten an.

„Nur die Ohnmacht, die Rebekken auf einmal überfiele, da ſie ihren Jakob ſahe, die ſie von dem Kameel ſtürzte, das ſie geritten hatte, rechne ich hierher. . ."

„Dieſe Schöne iſt indeſſen die erſte, von welcher wir aufgezeichnet finden, daß ſie bei dem Anblick ihres Geliebten in Onmacht gefallen wäre.

Nach ihr wurden die verliebten Onmachten gemeiner. Wir finden in der Geſchichte vielleicht tauſend Beiſpiele."

An einer anderen Stelle heißt es:

„Wenn die Hoffnung auf Erhörung wegfiel, kam es bisweilen auch zum Handgemenge und blauen Malen, die eben freilich nicht die allerzärtlichſten Liebeserklärungen zu ſein pflegen."

Hierzu wird folgende Anmerkung hinzugefügt:

Ich habe ſchon bei einer ähnlichen Gelegenheit von dem verliebten Krazzen gehandelt, und die Abhandlung vom Gebrauch der Alten, ihre Geliebten zu ſchlagen, zum nachleſen empfohlen.

**

34. Zum Schluß sei folgendes Gedicht des Oheims Textor wiedergegeben. Der Titel lautet:

An
das Schlosser und Goetheische Brautpaar
von Ihrem treusten Freund und Onkle Textor
1773.

Wie manche süsse Zeiten
Genoß ich, Freund, mit Dir,
Die unschuldsvollen Freuden
Der Jugend theilten wir.
Da gab es manch Geschichtgen,
Manch froh verbrachten Tag,
Das ich heut meinem Nichtgen
Nicht just erzählen mag.

Und uns, o Braut, verbindet
Verwandschaft nicht allein,
Seit dem Dein Herz empfindet
War stets ein Eckgen mein.
Im stillen Kinderhäubgen,
O schöne süsse Zeit!
Nannt ich Dich oft mein Weibgen,
Aus Scherz und Zärtlichkeit.

Da fühltest Du im Scherzen,
Daß auf der ganzen Welt,
Dem jugendlichen Herzen
Kein Titel mehr gefällt.
Kind, Engel, liebstes Glücke,
Herz, Göttin, bester Schatz,
Macht all' im Augenblicke
Dem Titel: Weibgen Platz.

So geb Euch alle Freude
Des Lebens beste Lust,
Geliebtes Paar, wie heute,
Stets voll in Eurer Brust
Das Schicksal, das Euch machte
Von so viel Gaben reich,
Und Euch zusammen brachte
An allen Gaben gleich.

Zwar ist an diesem Tage
Nicht ganz die Freude rein,
Von ferne tönt die Klage:
Es muß geschieden seyn.
Ihr folget dem Geschicke,
Der Abschied thut uns leid.
Doch freut uns Euer Glücke,
Wo Ihr auch glücklich seyd.

Wir gleichen einem Geitz'gen
Der schön gespartes Gold
Mit Lämmern, Adlern, Kreutzgen
Gar gern verleihen wollt;
Er sieht des Nutzens Freuden,
Wenn er nur wenig denkt,
Und sieht's doch traurig scheiden
Als hätt er's weggeschenkt.

So sehen wir mit Thränen
Auch Eurem Wagen nach,
Und um uns zu gewöhnen
Verlangt es manchen Tag.
Das all's sey Euch vergessen,
Bringt Ihr uns nur einmal,
Lebendige Interessen
Von unserm Kapital.

3.

Zur Bibliographie des Spiesschen Faustbuches.

Von Dr. O. Heuer.

I.

Bei Gelegenheit der Vorbereitung der Faustausstellung hatte eine Anzahl von Bibliotheksverwaltungen die Güte, außer den Werken und Ausgaben, die ich namhaft zu machen in der Lage war, noch weitere Faustschriften aus ihrem Besitze einzusenden. Diesem Entgegenkommen verdanken wir unter anderem zwei neue Beiträge zu der von Zarncke mustergiltig aufgestellten Bibliographie des

Spiesschen Faustbuches,[1]) von denen der eine hier kurz erläutert werden soll, während die Berichterstattung über den zweiten, da die Forschung noch nicht abgeschlossen ist, im nächsten Berichtshefte folgen wird.

Das Exemplar der Breslauer Universitätsbibliothek.

Den sechzehn Bibliotheken, die, soviel man wußte, Exemplare des Spiesschen Faustbuches besitzen, reiht sich jetzt die Universitätsbibliothek zu Breslau als siebzehnte an. Aber nicht um ein Exemplar einer bereits vorhandenen Ausgabe bereichert sie unsere Kenntnis, sondern es handelt sich hier um einen neuen bisher nicht bekannten Druck.[2]) Der Titel lautet:

HISTORIA / Von D. Jo- / hann Fausten, dem weitbe- / schrienen Zauberer vnd Schwartz- / Künstler, Wie er sich gegen dem Teuffel / auff eine benandte Zeit verschrieben, was er hier- / zwischen für seltzame Ebenthewer gesehen, selbst / angerichtet vnd getrieben, biß er endlich / seinen verdienten Lohn empfangen. / Mehrertheils aus seinen ei- / genen hinderlassenen Schrifften, / Allen hochtrabenden, fürwitzigen vnd Gott- / losen Menschen zum schrecklichen Beyspiel, ab- / schewlichem Exempel vnd trewhertziger / Warnung zusammen gezogen, vnd / in den Druck verfer / tiget. / [Zierleiste.] Jacob. 4. / Seyd Gott vnterthänig, widerstehet / dem Teuffel, so fleuhet er von euch. / [3])

Das Format ist Oktav. Ort- und Jahresangabe fehlen. Die Rückseite des Titelblattes ist leer. Das Dedikationsschreiben ist fortgelassen. Die „Vorrede an den Christlichen Leser", mit der Seitenüberschrift „Vorrede" umfaßt sieben unbezifferte Blätter, deren

---

[1]) Zarncke, Einleitung zum Braunescheu Neudruck des Faustbuches von 1878, und: Zarncke, Zur Bibliographie des Faustbuches in den Berichten der Kgl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig. Philol.-Histor. Klasse 1888 I./II. S. 181—200.

[2]) Katalog der Faustausstellung im Goethehause zu Frankfurt a. M. 1893 Nr. 67.

[3]) Die rot gedruckten Zeilen 2, 3, 11, 12 des Titels sind durch gesperrte Schrift wiedergegeben.

letztes fehlt. Dann folgt die „Historia“ auf 251 bezifferten Seiten, mit der Seitenüberschrift „Historia von Fausten“, an die sich das „Register der Historien“ mit vier unbezifferten Seiten schließt. Am Schlusse des Registers: „1 Petri. 5. Seyd nüchter und wachet — dem widerstrebet im Glauben. Ende.“ Die Bogenzählung ist von A—R durchlaufend. Das Register enthält 74 mit Zahlen bezeichnete Kapitel, doch sind diese Zahlen vielfach durch Druckfehler entstellt.

Die Anzahl der Kapitel, gegenüber den 68 der ersten Ausgabe, zeigt schon, daß hier eine mit den sogenannten sechs Erfurter Geschichten vermehrte Redaktion vorliegt.

Die Gruppe dieser Ausgaben zerfällt in zwei Unterabteilungen. Die erste (Zarncke 3) charakterisiert sich als eine Überarbeitung des Textes der editio princeps mit Einfügung der sechs Kapitel, während die andere (Zarncke 4) sich eng an den Originaldruck von 1587 anschließt, von dem sie sich im wesentlichen nur durch die Einschiebung der Erfurter Geschichten unterscheidet.

Nach Zarnckes Vorgang können wir diese Redaktion daher als aus der editio princeps von 1587 und der Überarbeitung, die zuerst in dem Druck von 1589 o. O. erscheint, kombiniert betrachten.

Da nun unser Breslauer Exemplar, wie eine Vergleichung mit den Stellen, die Zarncke aus dem Drucke von 1589 anführt, ergiebt, alle die kleinen Veränderungen und Zusätze der Überarbeitung nicht enthält, so müssen wir es der Ausgabenreihe des kombinierten Textes zuweisen.

Von dieser waren bisher zwei Drucke bekannt: der Berliner von 1590 in der Zerbster Gymnasialbibliothek (Zarncke D) und der Frankfurter von 1592 im Hirzelischen Besitz (Zarncke d).

Um das Verhältnis des Breslauer Exemplars zu diesen beiden Ausgaben festzustellen, ist das Zerbster eingehend verglichen worden, während über das Hirzelische die Angaben Zarnckes und Engels, die es mit dem Zerbster in allen wesentlichen Punkten übereinstimmend erscheinen lassen, benutzt sind.

Unsere Ausgabe weicht von beiden mehr ab, als diese unter sich. Bereits im Titel zeigt sie die Verschiedenheit „hochtrabenden“

ſtatt „hochtragenden“. Sodann fehlt auf der Rückſeite des Titels das den beiden andern Drucken gemeinſame Epigramm Dixeris infausto . . .

Die meiſten der übrigen zahlreichen Abweichungen betreffen nur Kleinigkeiten. Bald iſt ein Druckfehler vermieden, bald finden ſich Verſehen, wo jene den beſſeren Text haben.

Hervorgehoben zu werden verdient, daß in der Überſchrift von Kapitel 14 der grobe Fehler: „die verſtorbenen Engel“ in „die verſtoßenen Engel“ wie in der Überarbeitung von 1589 verbeſſert iſt.

Dieſe Verbeſſerung, die ſich leicht dem Texte des Kapitels entnehmen ließ, berechtigt aber nicht ein näheres Verhältnis zu dem Druck von 1589 anzunehmen, wie auch alle die kleinen Abweichungen von der Berliner Ausgabe von 1590 nicht den Schluß auf eine Priorität unſeres Druckes vor jener zulaſſen.

Allem Anſcheine nach liegt ein Abdruck der Ausgabe von 1590 vor, der nur unter den Händen des Druckers eine Anzahl beabſichtigter und unbeabſichtigter Veränderungen erlitt. Da eine Jahreszahl ſich nicht feſtſtellen läßt, dürfte er in die Zarnckiſche Gruppierung als d^2 einzureihen ſein.

Außer dem Fauſtbuch enthält der ſchwarze Lederband der Breslauer Univerſitätsbibliothek noch eine Ausgabe des Wagnerbuches ohne Ort und Jahr, 16 Bogen ohne Seitenziffern.

4.

Wie bereits in den Vorjahren, haben auch in dieſem Jahre einige Lehrgänge Veranlaſſung zu Druckſchriften gegeben. So iſt von Profeſſor Ziegler erſchienen: „Religion und Religionen“ und ſoeben von Profeſſor Valentin: „Goethes Fauſtdichtung in ihrer künſtleriſchen Einheit dargeſtellt“.

Berichtigung.

Zur Kritik, welche Herr Dr. Sulzbach im vorletzten „Berichte“ brachte, betreffend mein Buch — „Goethe als Kabbalist in der Faust-Tragödie“, bringe ich nachstehende Berichtigungen.

1. Herr Dr. Sulzbach schreibt S. 81—82: Weil Dr. Hamburger im Jahre 1866 sich des Wortes „Norm“ bedient, und nicht „Regel“, deshalb soll (nach Louvier) Goethe 1810 oder 1812 oder früher (!) auch „Norm“ geschrieben haben!!

Dagegen bemerke ich (Louvier): Ich sage wörtlich Kabbalist S. 95: „Das angeführte Register der Normen in Dr. Hamburger: „Encyclopädie“ konnte Goethe nicht kennen!“ — Also hat Louvier den Fehler nicht gemacht.

2. Dr. Sulzbach S. 84: „Ein Wörterbuch von Adelung und Campe“.

Louvier S. 25: Adelungs Wörterbuch erschien 1774, Campes dagegen 1807. — Folglich hatte Louvier den gerügten Fehler nicht begangen.

3. Dr. Sulzbach S. 84: Louvier schiebt Goethen das Wort NUN unter, um daran seine Entdeckung zu hängen. Goethe bringt das Wort nicht.

Louvier: Nicht Louvier, sondern gerade Goethe brachte das Wort NUN (s. Faust II V. 6021). Louvier schob nichts unter.

4. Dr. Sulzbach S. 89: Bei Louvier steckt in diesem „Wust von Raserei“ — der berühmte Exeget Raschi!!

Louvier S. 77: „In diesem „Wust von Raserei“ steckt der Herausgeber der Kabbala, „Morus“, nicht Raschi. Folglich sind alle Angriffe nichtig, die sich auf Raschi richten, denn Herr Dr. Sulzbach verwechselt beide.

5. Dr. Sulzbach S. 89: „Raschi war kein Kabbalist, sondern Exeget!“

Louvier S. 77: „Raschi hat zu dreißig Traktaten des Talmud seine Kommentare geschrieben und beinahe zu allen Büchern

der Bibel die Exegeſe (!) geliefert.“ Ich hatte alſo ganz recht geſprochen. Der Angriff war Irrtum.

6. Dr. Sulzbach S. 89: „Burnouf hat nichts mit den Keilſchriften zu thun.“

Louvier: E. Burnouf gab heraus ſein „Mémoire sur deux inscriptions cunéiformes“ (Keilinſchriften). Das Buch erſchien 1836.

7. Dr. Sulzbach S. 90: „Die alt-perſiſche Sphinx, Keilſchrift!! Giebt es keine, ſo macht man eine.“

Louvier: Siehe Laßen: „Altperſiſche Keilinſchriften in Perſepolis.“ Bonn 1836; ferner Groteſend: Erläuterungen der perſiſchen Keilſchrift. Hannover 1837, u. a. m. Es giebt doch eine ſolche.

8. Dr. Sulzbach S. 91: Es giebt Dinge, die man nicht durch Beweiſe widerlegen kann [ſo die Louvieriſche Fauſterklärung]; jeder Beweis [von Louviers Unrichtigkeit] würde ſcheitern (!), weil Louvier eine ganz andere Sprache redet: „Tiſch“ iſt nicht „Tiſch“, ſondern „Waſchbecken“, wir verſtehen uns alſo nicht.

Louvier: Da ich deutlich ſage: „Tiſch“ = „Waſchbecken“ — ſo irrt Dr. Sulzbach, wenn er mich trotzdem nicht verſtehen kann. Übrigens hat er das „Waſchbecken“ doch ſicherlich verſtanden, wenn auch nicht den „Tiſch“.

9. Dr. Sulzbach S. 91: „Louviers andächtige und gläubige Gemeinde kann ſich vergrößern und eine Gefahr für unſere Litteratur werden“; dieſe Gemeinde iſt eine „pathologiſche Erſcheinung“.

Louvier: Ich kenne die „Gemeinde“ beſſer als Dr. Sulzbach. Er würde erſchrecken, wenn ich ihm mitteilte, wen er in Deutſchland mit dieſer „pathologiſchen Erſcheinung“ behaftet hat. — Es befinden ſich in dieſer Gemeinde viele wiſſenſchaftliche und höchſt verſtändige Männer, die im Beſitz ihres vollen Verſtandes ſind.

10. Dr. Sulzbach S. 85: Louvier erklärt: Goethe konnte im Fauſt doch nicht „plattdeutſch“ reden. Welch geringes Sprachverſtändnis!! „Es war Frankfurter Mundart!!“ (Nu!)

Louvier: Platt iſt Platt. Dr. Fauſt ſprach keinerlei „Platt“.

11. Dr. Sulzbach S. 88: Louvier kennt nicht den jüdiſchen Kabbalismus.

Louvier S. 74: „Ich nenne nur dasjenige kabbaliſtiſch, was Goethe mit kabbaliſtiſchen Mitteln eben für die Auflöſung ſeines „Fauſt“ im Fauſt hinterlaſſen hat“; und der hebräiſche Kabbalismus geht mich nicht an, ſondern nur der Goethiſche, der jenem nachgebildet iſt. Letzteren kenne ich beſſer als ihn mein Herr Gegner kennt. — Über Weiteres kann ich mich im Rahmen einer „Berichtigung“ leider nicht auslaſſen.

Hamburg. F. A. Louvier,
Verfaſſer von „Goethe als Kabbaliſt“
und von „Sphinx locuta est“.

Erwiderung auf die „Berichtigung“ des Herrn Louvier.

Ich geſtehe, daß ich mich in Punkt Nr. 3 geirrt habe; ferner auch in Nr. 4 und 6, aber in dieſen iſt der Irrtum derartig, daß er an der Sache nichts ändert und die Richtigkeit meiner Kritik auch dieſer Punkte nicht abſchwächt.

Nr. 4. Allerdings ſteckt nach Louvier der berühmte Exeget Raſchi nicht „in dieſem Wuſt von Raſerei“, ſondern, was für unſern Fall ganz dasſelbe iſt, er ſteckt in dem „raſchen Fleiß“, dem „raſchen Wirken“ (S. 78), behauptet doch Louvier, daß der „raſche Fleiß“ der kabbaliſtiſche Fleiß des Fauſtlehrers, ähnlich dem eines Raſchi, und das „raſche Wirken“ das einem Raſchi ähnliche Wirken bedeute.

Nr. 6 weiſt ebenfalls einen Irrtum meinerſeits auf, der gleichfalls an der Sache nichts ändert. An Burnoufs Schrift über die Keilinſchriften dachte ich nicht, inſofern hatte ich Unrecht zu ſagen, daß dieſer mit Keilſchriften nichts zu thun habe; allein Goethe kann ihn nicht im Auge gehabt haben, da Burnouf ſeine Schrift erſt 1836 erſcheinen ließ. Folglich ändert mein Irrtum nichts an der fälſchlichen Auslegung Louviers.

Ich gehe jetzt die anderen Punkte, sofern sie einer Widerlegung bedürfen, der Reihe nach durch.

1. Gewiß sagt Herr Louvier S. 95, daß Goethe das Register der Normen in Dr. Hamburgers „Encyklopädie" nicht gekannt haben konnte. Aber Herr Louvier sagt auch S. 6 in der Anmerkung: „Weil der Ausdruck „Norm" für diese (in Hamburgers „Encyklopädie" aufgezählten) kabbalistischen Regeln sich findet, erklärt sich II, V. 3712: „Du regest dich nach ewigen Normen." Louvier erklärt also das goethische Wort Normen durch das Wort „Norm", das Hamburger 50 Jahre später für diese Regeln verwendet. Das habe ich in meiner Kritik gesagt, und das hat Herr Louvier nicht widerlegt.

2. Daß ich Herrn Louvier habe aufmutzen wollen, er hätte an die Gemeinschaft von Adelung und Campe bei Abfassung eines Wörterbuchs geglaubt und daß ich dies durch die Worte „Wörterbuch von Adelung und Campe" hätte rügen wollen, ist in der That sehr naiv. Erstens habe ich das Wort „und" nicht durch den Druck hervorgehoben, und dann hätte schon die Anklage des Plagiats, die Herr Louvier gegen Campe erhebt, von der obenerwähnten Rüge zurückhalten müssen. Herr Louvier hätte selbst erkennen müssen, daß es sich in meiner Schrift um einen lapsus calami: Wörterbücher, statt Wörterbuch, handelt.

5. Herr Louvier schreibt S. 77: „Goethe benutzte auch diesen Namen (Raschi) wiederholt wie „Morus", um zur kabbalistischen Untersuchung seines „Fausts" aufzufordern", und da will Herr Louvier glauben machen, er hätte Raschi nicht für einen Kabbalisten gehalten!

7. Man vergleiche meine Worte mit der Wiedergabe des Herrn Louvier. Ich schreibe: „Ödipus ist Burnouf (?), der die Keilschrift enträtselte, „„diese alt-persische Sphinx"" (giebt es keine, so macht man eine)"; es ist ersichtlich, daß ich hier nicht die altpersische Keilschrift, sondern die „alt-persische Sphinx" in Abrede gestellt habe. Die Sphinx ist ägyptisch, also kann Goethe mit dieser nicht die alt-persische Keilschrift gemeint haben.

8. Der Worte Sinn ist dunkel, und ich bin kein Kabbalist.

9. Iſt die Gemeinde des Herrn Louvier wirklich ſo bedeutend, dann iſt es umſomehr Pflicht, dem Unfug, der mit Goethe getrieben wird, entgegenzutreten.

10. Mundart anzuwenden iſt noch lange nicht platt reden, und zu leugnen, daß Goethe Frankfurter Mundart bisweilen anwendet, iſt ein Eingeſtändnis, daß man ſeine Schriften nicht gehörig geleſen hat. Im übrigen gebrauchen dieſes Wort, abgeſehen von vielen andern, auch Leſſing und Schiller: jener: „Nu! hört er nicht?“ (Juden, 8. Auftritt), dieſer: „Nu, nu, verlangt Ihr ſonſt nichts mehr?“ (Wallenſteins Lager, 6. Auftritt).

11. Herr Louvier kennt den jüdiſchen Kabbalismus nicht; er kennt nur den goethiſchen, der jenem nachgebildet iſt. Um dieſes zu begreifen, dazu muß man ſelbſt Kabbaliſt ſein.

Wieviel nun und wie glücklich Herr Louvier meine Kritik berichtigt, das zu entſcheiden überlaſſe ich dem Leſer.

Sulzbach.

IV. Bericht des Akademiſchen Geſamt-Ausſchuſſes über ſeine Thätigkeit 1892/93.

Die Fachabteilungen haben auch im verfloſſenen Jahre rege Thätigkeit entfaltet: die Mitteilungen hierüber liegen in den „Berichten des Freien Deutſchen Hochſtiftes“ vor. Was die ſonſtige Thätigkeit der Akademiſchen Abteilung des Hochſtiftes betrifft, wie ſie durch Satz 4 der Satzungen vorgeſchrieben wird, ſo iſt im einzelnen folgendes zu bemerken:

A. Der auf Grund des von der Hauptverſammlung genehmigten allgemeinen Lehrplanes (vgl. Jahrgang I, S. 69 ff.) ausgearbeitete beſondere Lehrplan für den Winter 1892/93 umfaßte folgende Lehrgegenſtände und Lehrkräfte:

1. Herr Dr. O. Heuer aus Frankfurt a. M.: Deutſches Städteweſen im Mittelalter.
2. Herr Profeſſor Dr. Gothein aus Bonn: Kulturgeſchichte Spaniens.
3. Herr Dr. W. Wetz aus Straßburg: Über Shakeſpeare.
4. Herr Profeſſor Dr. Jellinek aus Heidelberg: Völkerrecht und Kulturentwickelung.
5. Herr Profeſſor Dr. von Duhn aus Heidelberg: Poeſie und Kunſt des Grabes im klaſſiſchen Altertum.
6. Herr Dr. H. Weizſäcker aus Frankfurt a. M.: Rembrandt und ſeine Zeit.
7. Herr Profeſſor Dr. V. Valentin aus Frankfurt a. M.: Goethes Fauſtdichtuug als dramatiſches Kunſtwerk.
8. Herr Profeſſor Dr. Th. Ziegler aus Straßburg: Religion und Religionen.

Auch in dieſem Winter waren die Vorträge von der regſten Teilnahme des Publikums getragen und haben ihre Aufgabe, das Intereſſe für wiſſenſchaftliche Behandlung wichtiger Fragen in weitere Kreiſe zu tragen und ſo ein weſentliches Element ihrer Weiterbildung zu werden, in beſter Weiſe erfüllt. In erſter Linie haben wir dies der freundlichen Bereitwilligkeit zu danken, mit der die Herren Dozenten dem an ſie ergangenen Rufe gefolgt ſind. Es iſt erfreulich zu ſehen, wie die Lehrgänge des Hochſtiftes für viele der an den benachbarten Univerſitäten wirkenden Profeſſoren eine willkommene Erweiterung ihrer Lehrthätigkeit und ihrer Lehrwirkung geworden ſind und ſich dort für das Schaffen ebenſo einbürgern, wie ſie es hier für die dankbare Aufnahme des in vortrefflicher Weiſe Gebotenen längſt gethan haben. Wir ſprechen daher den Herren, die uns im letzten Winter ihre Kräfte geliehen haben, auch hier unſeren wärmſten Dank aus.

B. Die Unterſtützung und Förderung wiſſenſchaftlicher, litterariſcher und künſtleriſcher Beſtrebungen haben innerhalb des Hochſtiftes ſelbſt es ermöglicht die Thätigkeit einiger Sektionen nach ganz beſtimmten Richtungen hin zu unterſtützen. So hat es die juriſtiſche Sektion unternommen die verſchiedenen Gebiete des Frankfurter Rechtes ſo durchzuarbeiten, daß je einzelne Mitglieder der Sektion je ein einzelnes Rechtsgebiet behandelten: das Ergebnis dieſer Thätigkeit ſoll veröffentlicht werden und ſoll eine Feſtſtellung und Bearbeitung des Frankfurter Rechtes ergeben, wofür es eine der neueren Geſetzgebung Rechnung tragende Darſtellung noch nicht giebt. Auch im kommenden Winter wird dieſe Arbeit in der Thätigkeit der juriſtiſchen Sektion eine hervorragende Stelle einnehmen. Die volkswirtſchaftliche Sektion hat den Wunſch ausgeſprochen von Zeit zu Zeit eine größere Beſprechung wirtſchaftlich wichtiger Fragen zu veranſtalten; hierzu iſt es notwendig die jedesmal gerade geeigneten Kräfte berufen zu können. Zur Deckung der Koſten eines ſolchen volkswirtſchaftlichen Kongreſſes hat der Akademiſche Geſamt-Ausſchuß Mittel bewilligt. Die Berufung des für das Berichtsjahr in Ausſicht genommenen Tages mußte jedoch aus äußeren Gründen verſchoben werden, die aus-

führliche Berichterstattung über den inzwischen stattgehabten Kongreß erfolgt unten unter VI. Außerhalb des Hochstiftes hat dieses auch im verflossenen Jahre den in erster Linie durch Mitglieder des Hochstiftes ins Leben gerufenen „Volksvorlesungen" seine Teilnahme bewiesen. Der vom Hochstift geleistete Beitrag bildet jetzt einen ständigen Posten im Haushaltsplan. Der Verlauf der Volksvorlesungen war auch im letzten Winter ein sehr erfreulicher. In erster Linie wurden die dem Zweck am meisten entsprechenden Lehrgänge von je drei Vorträgen gefördert: gelegentlich trat, wo Raum dafür blieb, auch ein Einzelvortrag ergänzend ein. Die Vorträge behandelten:

1. Herr Rektor Chun: James Watt und Georg Stephenson.
2. Herr Dr. Hübner: Das Klima und sein Einfluß auf Volk und Land.
3. Herr Dr. L. Laquer: Gewerbe- und Fabrik-Krankheiten.
4. Herr Prof. Dr. V. Valentin: Meisterwerke der griechischen Bildhauerkunst.
5. Herr Dr. O. Ankel: Die wichtigsten Lehren der Astronomie.
6. Herr Dr. Benkard: Die Verwaltung des preußischen Staates.
7. Herr Dr. V. Gerlach: Die Bakterien und ihre Beziehungen zum Menschen.

Von hervorragender Wichtigkeit war sodann die vom Hochstift veranstaltete Faustausstellung, die durch einen eingehenden Katalog Erläuterung gefunden hat. Da ihre Dauer von Goethes bis zu Schillers Geburtstag geht, so fällt die ausführliche Berichterstattung über den Gesamtverlauf in das nächste Berichtsjahr. Einstweilen sei nur die außergewöhnliche Teilnahme hervorgehoben, die die Ausstellung hier und auswärts gefunden hat; nicht minderen Beifalles hat sich der Katalog, der zugleich nach der typographischen Seite hin eine Meisterleistung ist, zu erfreuen gehabt. Schon heute darf aber allen denen, die die Ausstellung, besonders durch Herleihung ihres Besitzes, gefördert haben, wie sie in dem Vorworte des Kataloges namentlich mitgeteilt sind, der Dank des Hochstiftes und aller der Vielen ausgesprochen werden, die aus der Ausstellung Belehrung und Freude gewonnen haben.

Der 8. Oktober 1892 gab dem Freien Deutſchen Hochſtifte den gerne begrüßten Anlaß ſich an der Huldigung zu beteiligen, die dem Großherzoglich Sachſenweimariſchen Fürſtenpaare bei ſeiner goldenen Hochzeit von allen denen dargebracht wurde, die das hochſinnige Wirken des Großherzogs und der Frau Großherzogin gerade auf dem Gebiete der Förderung des geiſtigen Lebens des deutſchen Volkes zu würdigen wiſſen. Mit beſonderem Danke hat es das Hochſtift begrüßt, daß ihm zum Andenken an das ſchöne Feſt ein Exemplar der Feſtſchrift „Zum 8. Oktober“ (vgl. Bd. 9, S. 75) von dem Jubelpaare überreicht wurde.

C. Erwerbung wiſſenſchaftlicher Werke, Kunſterzeugniſſe und Belehrungsgegenſtände. Die Vermehrung der Goethebibliothek betrug im abgelaufenen Geſchäftsjahre ungefähr 1000 Bände, ſodaß ſich die Geſamtzahl der Bände jetzt auf ungefähr 7300 ſtellt.

In erſter Linie wurde nach wie vor die eigentliche Goethelitteratur nebſt der der ganzen klaſſiſchen Litteraturperiode berückſichtigt. Der vorhandene Grundſtock zu einer Sammlung von Schillerſchriften wurde nach Kräften vergrößert. Den litterariſchen und dramatiſchen Zeitſchriften und Almanachen, ſowie den Quellenwerken zur Geſchichte des Bühnenweſens wurde dauernde Beachtung geſchenkt, daneben wurden auch die bibliographiſchen Hilfsmittel nach Möglichkeit vervollſtändigt. Anläßlich der Fauſtausſtellung erfuhr die Sammlung von Fauſtſchriften reichen Zuwachs, zum Teil unter Hinweis auf den Ausſtellungszweck unter ſehr günſtigen Bedingungen. Durch Anknüpfung zahlreicher Verbindungen gelingt es jetzt von den meiſten in den Bereich der Bibliothek gehörenden neuerſcheinenden kleineren Schriften, beſonders Diſſertationen und Programmen, Gratisexemplare zu erhalten.

Ausgeliehen wurden 220 Werke mit 280 Bänden.

In der Bibliothek ſelbſt wurden ungefähr 800 Bände benutzt.

Mit größter Mühe iſt es in dieſem Jahre noch gelungen den Zuwachs ordnungsmäßig, wenn auch an ungeeigneten und höchſt unbequemen Standorten, unterzubringen. Eine Aufſtellung weiterer Bände iſt in den zur Verfügung ſtehenden beiden kleinen

*

und dunkeln Zimmern unmöglich, abgesehen davon, daß der Raum zur Bearbeitung neuen Materiales überhaupt fehlt. Um nicht die seit Jahren in jedem Bericht des Bibliothekars und der Revisoren erhobenen Klagen zu wiederholen, müssen wir uns begnügen die Thatsache festzustellen, daß nur die Beschaffung besonderer Bibliotheksräume Abhilfe bringen kann. Anderenfalls müßte diese, trotz ihres kurzen Bestandes bereits sehr reichhaltige und wertvolle Spezialbibliothek, die doch gerade zum Goethehause in den engsten Beziehungen steht, auf jede weitere Vervollständigung verzichten, und alle ihr gebrachten Opfer an Geld und Mühe wären umsonst.

Die im Laufe des Jahres für die Goethebibliothek eingegangenen Geschenke sind unter den „Einsendungen" verzeichnet. Über die Vermehrung der zur stilgemäßen Ausstattung des Hauses bestimmten Kunstgegenstände findet sich Näheres im Bericht der Goethehauskommission.

D. Die Anschaffung und Auflegung von Zeitschriften erfolgte, wie bisher, gemäß dem Abkommen mit der Stadtbibliothek. Im Lesezimmer liegen jetzt 95 wissenschaftliche Zeitschriften auf, und zwar aus dem Gebiete der Bibliographie 7, der Geschichte und ihrer Hilfswissenschaften 18, der Philosophie und Pädagogik 6, der deutschen Litteraturgeschichte 7, der Kunstwissenschaft und Archäologie 12, der Sprachwissenschaft und Philologie 12, der Mathematik und Naturwissenschaft 12, der Geographie 4, der Heilkunde 5, der Jurisprudenz 8, der Volkswirtschaft 13, der Technik 4; dazu kommen noch 10 Rundschauen, eine Anzahl Unterhaltungs- und Theaterschriften, hiesige und auswärtige Wochen- und Tagesblätter. Im ganzen stehen 131 Zeitschriften und Blätter den Mitgliedern zur Verfügung. Die Gesamtzahl ist gegen das Vorjahr um 13 gewachsen. Eine größere Anzahl gerade der wertvollen wissenschaftlichen Zeitschriften gelingt es bereits jetzt im Austausche gegen die Hochstiftsberichte von Verlegern und Redaktionen zu beschaffen. Mit der wachsenden Bedeutung unserer Berichte wird dies hoffentlich in steigendem Maße der Fall sein. Außerdem sind nach wie vor die wichtigsten Neuanschaffungen der Stadtbibliothek zur Kenntnisnahme aufgelegt.

E. Von Gesamtsitzungen mit Vorträgen fanden mit Rücksicht auf die durch die Lehrgänge gebotenen zahlreichen sonstigen Vorträge nur die zwei von den Satzungen vorgeschriebenen Feiern von Goethes und Schillers Geburtstagen statt. Am Schillertage sprach Herr Dr. Eugen Wolff aus Kiel über „Schillers und Goethes Verhältnis zu Litteratur und Leben unserer Zeit“ (vgl. Berichte 1893, Heft 2, S. 27*—51*), am Goethetage Herr Dr. Rudolf Steiner aus Weimar über „Goethes Naturanschauung gemäß den neuesten Veröffentlichungen des Goethe-Archives“ (vgl. Berichte 1894, Heft 1, S. 1*—18*). An dem Goethetage verschönerte auch dieses Mal wieder der Sängerchor des Lehrervereins in gewohnter trefflicher Weise die Feier mit einem sie ein- und ausleitenden Gesange.

F. Die „Berichte“ haben die ihnen gestellte Aufgabe, „über die geistige Wirksamkeit der Anstalt und die Thätigkeit der Mitglieder, sowie über Anschaffungen, Geschenke und Ähnliches“ die Mitglieder in Kenntnis zu setzen, in gewohnter Weise erfüllt, wie der fertig vorliegende Band 1893 nachweist. Das die Benutzung des Bandes wesentlich erleichternde ausführliche Register wird Herrn Dr. Heuer verdankt. Auch für diesen Band wie für alle früheren ist eine Einbanddecke hergestellt worden, die durch die Kanzlei für jeden Jahrgang zu Mk. 0,50 bezogen werden kann.

G. Die Pflege wechselseitiger Beziehungen zu anderen verwandte Zwecke anstrebenden Vereinen und Gesellschaften erleidet keinerlei Unterbrechung. Einen besonderen Beweis freundlicher Gesinnung hat der Vorstand der Goethe-Gesellschaft in Weimar gegeben, indem er gestattete, daß von den bisher dem Hochstifte zu zeitweiliger Ausstellung überlassenen, von Goethe herrührenden Silhouetten aus seiner Leipziger Zeit die für Frankfurt besonders interessanten Stücke zum Zwecke der dauernden Verwendung im Goethehause nachgebildet werden dürften. Es ist hierdurch die Möglichkeit geboten, die Erinnerungszeichen, die Goethe seinen Aufenthalt in Leipzig ständig wieder zurückriefen, an Ort und Stelle wiederanzubringen, sobald es erst gelungen sein wird, die Räume des Goethehauses von ihrer jetzt noch notwendigen ge-

ſchäftlichen Verwendung von ſeiten des Hochſtiftes gänzlich zu befreien, was jetzt nicht mehr außerhalb des Bereiches der Möglichkeit ſteht, ſobald die zu dieſem Zwecke von den ſtädtiſchen Behörden zu erbittende Unterſtützung, wie wir im Intereſſe des Goethehauſes hoffen, wirklich erfolgt ſein wird. Für einen Teil der aus dem Goethehauſe wegzulegenden Verwaltungsräumlichkeiten, bei denen die Akademiſche Abteilung beſonders durch die für die Sitzungen der Fachabteilungen notwendigen Räume beteiligt iſt, iſt durch eine vorläufige Bewilligung Fürſorge getroffen, wofür der unterzeichnete Ausſchuß der ſtädtiſchen Behörde ſeinen wärmſten Dank ausſpricht. Bei weiterſchreitender Befreiung des Goethehauſes werden die von Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ erwähnten Silhouetten von Hermann, Erneſti, Krebel, ſowie die der beiden Schönkopfs und des Malers Oeſer an den von Goethe ſelbſt benutzten Stellen zu bleibender Verwendung gelangen, und weſentlich zur Wiederherſtellung des alten Charakters beitragen.

Der bisherige gute Fortgang der Thätigkeit der Akademiſchen Abteilung läßt uns beim Beginne des neuen Arbeitsjahres dieſes mit der Hoffnung betreten, daß das Hochſtift auch fernerhin im ſtande ſein werde, die ihm vorgeſchriebenen Ziele immer mehr zu erreichen.

Der Akademiſche Geſamt-Ausſchuß.

V. Bericht der Goethehaus-Kommission an die Hauptversammlung über ihre Thätigkeit während des Verwaltungsjahres 1892/93.

Die Thätigkeit der Kommission konnte sich, da die Ausstattung der zur Verfügung stehenden Räume nahezu vollendet ist, das bereits seit Jahren erhoffte Freiwerden der übrigen Zimmer aber auch in diesem Jahre noch nicht erfolgte, naturgemäß nur in engen Grenzen bewegen.

Sie mußte hauptsächlich eine vorbereitende sein, die das Ziel verfolgte, für den Zeitpunkt, in dem das Freie Deutsche Hochstift in der Lage sein wird auf die Benutzung der Staats- ꝛc. Zimmer zu Geschäfts- und Bibliothekszwecken zu verzichten, gerüstet zu sein, um die Wiederherstellung im Stile des vorigen Jahrhunderts und möglichst getreu dem Zustande zu Goethes Jugendzeit entsprechend, rasch fördern zu können.

Diese Vorbereitung erstreckte sich besonders auf Tapeten und Mobiliar der Thoranczimmer, wie auf die Ausstattung der Schlafzimmer.

Die Neuerwerbungen beschränkten sich, in Vorsorge für die später bevorstehenden großen Ausgaben, auf günstige Gelegenheitskäufe für Ausstattung der Küche und der Nebenräume.

Durch die Güte der Goethegesellschaft wurde es möglich, dem Arbeitszimmer des jungen Goethe einen eigentümlichen Schmuck wiederzugeben in den Silhouetten seiner Leipziger Freunde, vor allem Kätchen Schönkopfs und ihres Vaters, sowie des Malers Oeser. Sie werden in getreuer Nachbildung und in der Größe der Originale die Wände zieren.

Unter den Zuwendungen für unsere Sammlungen ist besonders ein Glasbecher mit gelber geringelter Schlange aus Goethes

Beſitz zu erwähnen, der ihm bei ſeinen Studien zur Farbenlehre diente. Die jetzigen Beſitzer, die Herren Wilhelm und Jean Sulzer, in deren Familie der Becher als Geſchenk von Goethes Enkeln gelangt iſt, haben ihn als Depoſitum dem Goethehauſe anvertraut.

Durch Schenkungen des Herrn Dr. Hecht wurde die Bibliothek des Herrn Rat um wertvolle Stücke vermehrt.

Die Pläne für den zur Entlaſtung des Goethehauſes nötigen Neubau ſind um Projekt 6 vermehrt worden, das ſich im Zuſammenhange mit der Mietung einiger Räume in den neuerrichteten Baulichkeiten auf dem Hofe des Cronſtettiſchen Stiftes, auf die Schaffung einer Unterkunft für die zum Goethehauſe gehörige Goethebibliothek und eine ebenfalls für dieſes nötige Hausmeiſterwohnung beſchränkt.

So freudig die Goethehaus-Kommiſſion die Mietung von Sitzungs- und Geſchäftsräumen auf dem Cronſtettiſchen Grundſtücke begrüßt, und ſo dankbar ſie den ſtädtiſchen Behörden für die zu dieſem Zwecke gewährten Mittel iſt, ſo kann ſie doch ihre Aufgabe der Entlaſtung des Dichterhauſes nicht eher als erfüllt anſehen, als bis auch die Bibliothek hinausverlegt iſt und jegliche Bewohnung der Manſarden, die Benutzung der Küche und die damit verbundene Feuersgefahr aufhört.

Sie hält es daher für ihre Pflicht, die Erreichung dieſes Zieles dem Verwaltungs-Ausſchuſſe und der Hauptverſammlung ganz beſonders ans Herz zu legen.

VI.

Bericht über den Volkswirtschaftlichen Kongreß

am 8. und 9. Oktober 1893.

I. Die Vorgeschichte des Kongresses vom 8. und 9. Oktober.

Auf Anregung der Herren Dr. Schnapper-Arndt, Dr. Quarck und Stadtrat Dr. Flesch brachte die Sektion für Volkswirtschaft Anfang Dezember 1892 bei dem Akademischen Gesamt-Ausschuß den folgenden Antrag auf Schaffung „erweiterter Sektions-Sitzungen" ein, den sie, auf Wunsch des Akademischen Gesamt-Ausschusses, demnächst durch einen weiteren Antrag vom 22. Januar 1893 erläuterte.

Frankfurt a. M., den 4. Dezember 1892.

Antrag

der Sektion für Volkswirtschaft betr. Bewilligung von Mk. 300.— zur Abhaltung erweiterter Sektionssitzungen.

Die Sektion hat neben dem Zweck, ihren Mitgliedern Gelegenheit zur Weiterbildung in den Sozial-Wissenschaften zu geben, stets auch das fernere Ziel im Auge gehabt, selbst an der Förderung der Sozial-Wissenschaften teilzunehmen. Dies geschah bisher hauptsächlich durch Veranstaltung von Referaten mit nachfolgender Diskussion im engeren Mitgliederkreise. Aus diesen Diskussionen, an denen sich, der Zusammensetzung der Sektion gemäß, Männer der verschiedensten wissenschaftlichen und politischen Richtungen beteiligten, haben die Referenten häufig Anlaß genommen, ihr Thema zu erweitern und wissenschaftlich zu vertiefen. Wir können darauf hinweisen, daß eine ganze Reihe der auf diese Art entstandenen Arbeiten über den Kreis des Hochstiftes hinaus Beachtung gefunden

hat und selbst Gegenstand weiterer Forschungen geworden ist. Wir nennen in dieser Beziehung die Arbeit des Herrn A. Baumann über den vierten Armendistrikt, die Untersuchung des Herrn Dr. Schnapper-Arndt über Methodologie sozialer Enqueten, die von der Sektion veröffentlichten Arbeiter-Budgets, die Aufsätze von Dr. Quarck (Geschichte der Fabrik-Inspektion), von Stadtrat Dr. Flesch über den Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuches. Hierzu kommt die demnächst der Veröffentlichung entgegengehende, nach einem neuen Verfahren veranstaltete Enquete über die Lage der Arbeiter im Frankfurter Schuhmachergewerbe und a. m.

Dieses Streben, zur Förderung der Wissenschaft selbstthätig beizutragen, möchten wir nunmehr in einer bisher von uns noch nicht versuchten Weise zur Geltung bringen, die uns durch die in unserer Wissenschaft gegenwärtig obwaltenden Verhältnisse, sowie durch die Lage unserer Stadt besonders nahe gelegt wird und besonders aussichtsvoll erscheint.

Wir möchten ein- bis zweimal im Jahr *erweiterte Sektionssitzungen* veranstalten, d. h. solche Sitzungen, an denen teilzunehmen namhafte auswärtige Sachverständige und Fachgelehrte veranlaßt werden, die sich durch die *selbständige Auffassung oder Behandlung* einschlägiger Fragen Verdienste erworben haben. Ihre Beteiligung würde weniger darin bestehen, Lehrvorträge zu halten, als darin, daß sie solche Fragen, welche die Sektion als besonders bedeutungsvoll erkannt hat, auf Einladung derselben und mit dieser gemeinsam erörtern.

Gerade bei der Sozialwissenschaft, die mit dem praktischen Leben in so engen Beziehungen steht, hat sich der Gedankenaustausch innerhalb weiterer Kreise, so wenig Gelegenheit dazu leider bis jetzt vorhanden war, doch als besonders notwendig und förderlich erwiesen. Jene Gelegenheit fehlte deshalb, weil das Arrangement solcher Zusammenkünfte von Fachgenossen überall dort gewisse organisatorische Schwierigkeiten bietet, wo nicht, wie in der Sektion eines Institutes wie das Freie Deutsche Hochstift, ein Mittelpunkt für die Zusammenkunft gegeben ist. Von den wenigen vorhandenen Vereinigungen aber haben außerdem bestimmte Richtungen sozusagen Besitz ergriffen, und, ohne es zu wollen, der Pflege neuer, neben

ihnen auftretender Beſtrebungen keinen genügenden Spielraum gelaſſen. Das Beſondere der von uns angeſtrebten erweiterten Sektionsſitzungen ſoll nun in der Schaffung eines weiteren Mittelpunktes und darin beſtehen, daß ſie ſich von einſeitigen Strömungen möglichſt fern zu halten ſuchen. Gerade unſere Stadt erſcheint ſowohl wegen ihrer geographiſchen Lage, als wegen ihres regen geiſtigen Lebens für den von uns zu machenden Verſuch beſonders geeignet. Dazu kommt noch das weſentliche Moment, daß der bedeutendſte Verein für Sozialwiſſenſchaft, der bisher regelmäßig in unſerer Stadt getagt hat, ſeinen Sitz von hier weg und nach Berlin zu verlegen beſchloſſen hat.

Als Gegenſtand der Erörterungen bezeichnen wir z. B. die Zuſtände der ländlichen Arbeiter, die in unſerer Sektion ohne Zuziehung von Männern, die mit den ländlichen Verhältniſſen vertraut ſind, überhaupt nicht erörtert werden können. Ferner die kulturelle und rechtliche Lage der Kolonialbevölkerung, die ſozialpolitiſche Bedeutung der verſchiedenen Wehrſyſteme, der Beſitzformen an Grund und Boden, die Ausgeſtaltung des Arbeiterſchutzes, das ſoziale Enqueteweſen, die gewerbliche Bildung, die Deckung der außerordentlichen Ausgaben der Privatwirtſchaft unter dem Lohnſyſtem, die Arbeitsloſigkeit, die Eiſenbahntariffyſteme, Fragen der ſtädtiſchen Sozialpolitik u. ſ. w.

Zur Erfüllung unſerer Abſicht bedürfen wir freilich gewiſſer Mittel. Wir müſſen den Herren, die unſerer Einladung folgen, wenn auch wohl kein Honorar, ſo doch mindeſtens die Reiſekoſten zur Verfügung ſtellen und würden unter Umſtänden für ſtenographiſche Aufnahmen, für Druckſachen u. ſ. w. gewiſſe Mittel aufwenden müſſen, für deren Beſchaffung wir, wenigſtens der Hauptſache nach, auf die Hilfe des Hochſtiftes rechnen würden. Dem Hochſtift würde dafür außer dem ideellen Vorteil der Erweiterung des Anſehens der Stiftung, auch ein weſentlich materieller Nutzen für ſeine Berichte erwachſen, denen ein reichhaltiges Material zuflöſſe.

Sonach geſtattet ſich die unterzeichnete Sektion hiermit an den Akademiſchen Geſamtausſchuß des Freien Deutſchen Hochſtiftes die ergebene Bitte zu richten:

der Volkswirtschaftlichen Sektion als Beihilfe zu den Unkosten erweiterter Sektionssitzungen einen Betrag von 300 Mark aus den Mitteln des Freien Deutschen Hochstiftes bewilligen zu wollen.

Die Volkswirtschaftliche Sektion des Freien Deutschen Hochstiftes.

Frankfurt a. M., den 21. Januar 1893.

Zur Erläuterung des von uns gestellten Antrages beehren wir uns Folgendes ergänzend vorzutragen.

Die Wissenschaft der Nationalökonomie beruht in allen ihren Teilen darauf, daß sie aus Erfahrungen des wirtschaftlichen Lebens, wie sie unter ungleichartigen Verhältnissen, an verschiedenen Orten (in Großstädten, Kleinstädten, auf dem flachen Lande) oder von den verschiedenen Berufsständen aus gemacht werden können, Gesetze abzuleiten sucht.

Es entspricht nur dieser Thatsache, wenn auch wir bestrebt sind, dem hiesigen volkswirtschaftlichen Studium von außen Anregungen zuzuführen, wie sie die anderen Wissenschaften in diesem Maße vielleicht nicht bedürfen. Nach dieser Rücksicht sind auch die von uns vorgeschlagenen Themata gewählt, wie sich aus folgender Skizzierung einiger von ihnen ergeben dürfte:

1. Die Arbeitslosigkeit in den Großstädten. Die Frage ist aktuell wie keine andere, sie ist in fast allen Städten der Nachbarschaft in der einen oder anderen Art in Angriff genommen worden, sei es durch den Fabrikinspektor, sei es durch die Fachvereine, sei es durch Kommunalbeamte, sei es durch Privatgelehrte.

Es wäre von höchstem Interesse, sowohl für die Wissenschaft im allgemeinen, als auch für unsere Stadt, wenn eine Anzahl der Herren aus der nahen, oder weiteren Umgebung (aus Mainz, Mannheim, Nürnberg, Köln u. s. w.), welche mit der Frage als Statistiker, Verwaltungsbeamte, Großarbeitgeber, Fachvereinsvorstände u. s. w. zu thun hatten, zu einem Austausch ihrer Erfahrungen veranlaßt werden könnten, da sie wieder in anderer Weise als die Mitglieder unserer Sektion durch ihre Studien wie durch ihre Thätigkeit in der Lage sind, bezügliche Erfahrungen zu machen.

2. Die Frage der Eisenbahntarife. Auch sie vereinigt wissenschaftliches und praktisches Interesse mit der Eigenschaft, für die großen Handels- und Reisestädte besonders wichtig zu sein. Sie ist in mehreren Nachbarstädten z. B. in Mainz und Pforzheim ausführlich erörtert, hier aber kaum anders als in politischen Vereinen gestreift worden, und es bedarf zu ihrer Erörterung vor allem auch der Kenntnis der Bedürfnisse des flachen Landes und der kleinen Städte.

3. Die ländliche Arbeiterfrage. Einige unserer Mitglieder sind mit ihr durch frühere Studien vertraut, die Verhandlungen des Vereins für Sozialpolitik, die in Posen stattfinden, aber den meisten derjenigen unzugänglich, die Interesse an der Frage nehmen. Daß eine ausgiebige Erörterung dieser Frage ohne Zuziehung von Leuten, die speziell auch der süddeutschen Verhältnisse kundig sind, nicht angängig ist, bedarf keines Beweises. Gelänge es uns aus dem benachbarten Nassau, Hessen, Baden, sachkundige Leute (Amtsrichter, Gutsbesitzer, Vertreter der Arbeitervereine, Vorstände von Verpflegungsstationen, Arbeitsnachweisvereinen u. s. w.) mit den hier und in den nahen Städten lebenden Vertretern der Wissenschaft zusammenzubringen, so würde das Resultat zweifellos von höchster Bedeutung sein.

4. Die Fortbildung des Arbeitsvertrages und des Lohnsystems. Insbesondere die Deckung der außerordentlichen Ausgaben unter dem Lohnsystem ist eine mehr theoretische Frage, zu deren Erörterung die Beiziehung auswärtiger Vertreter der Wissenschaft besonders wünschenswert wäre. Es kommt dabei die Frage in betracht, ob es nicht richtiger wäre, anstatt die Unmöglichkeit der von sozialistischer Seite geforderten Wirtschaftssysteme a priori zu erweisen, die Keime zu beachten und zu pflegen, die bereits jetzt auf eine Fortentwickelung unseres Wirtschaftssystems über seine gegenwärtigen Grundlagen hinaus vorbereiten.

Eine Diskussion dieser Art wird, wenn sie in Vereinen bestimmter einseitiger Tendenz (Verein der Bodenreformer, Evangelischer Arbeiterverein u. s. w.) geführt wird, nie zu einer wirklichen Klärung führen, während sie auf dem wissenschaftlichen Boden, den unsere Sektion darbietet, und unter Teilnahme insbesondere

auswärtiger Vertreter der Wiſſenſchaft höchſt fruchtbar und anregend wirken könnte.

Die etwaige finanzielle Unterſtützung des Hochſtiftes würde demnach verwendet werden zum Teil zu den Vorbereitungen ſolcher Beſprechungen (Einladungen, Zirkulare u. ſ. w.), zum Teil für etwaige Koſten für Lokal, ſtenographiſche Berichte, zum Teil vielleicht auch als Zuſchuß zu den Druckkoſten, falls das Hochſtift ſie in die Berichte nicht aufnehmen will.

Die Volkswirtſchaftliche Sektion des Freien Deutſchen Hochſtiftes

Der Akademiſche Geſamt-Ausſchuß erkannte in dem von der Volkswirtſchaftlichen Sektion beabſichtigten Verſuche eine wiſſenſchaftliche Beſtrebung im Sinne von Satz 4 B der Satzungen des Hochſtiftes, zu deſſen Förderung der Akademiſche Geſamt-Ausſchuß wohl beitragen könne. Nachdem er demzufolge der Sektion zur Anſtellung des Verſuches eine Beihilfe von Mk. 300 bewilligt hatte, ſetzte ſich die Sektion zunächſt mit den hieſigen Gewerkſchaften und Fachmännern in Verbindung, da ihr eine Beſprechung des in erſter Linie in Ausſicht genommenen Gegenſtandes — der Arbeitsloſigkeit in Induſtrie- und Handelsſtädten — ohne die Teilnahme der Arbeiter als Unding erſchien. Die hieſigen Gewerkſchaften nahmen die Einladung zur Mitwirkung an und entſandten Herrn W. Trompeter als Vertrauensmann in den Organiſations-Ausſchuß; nunmehr wurden die Einladungen zu der erſten vom Hochſtift zu veranſtaltenden Beſprechung volkswirtſchaftlicher und ſozialer Zeitfragen erlaſſen. Als Tag war zunächſt der 18. Juni beſtimmt; dieſer Termin konnte indes wegen der Reichtagswahlen, die das Intereſſe an derartigen Erörterungen allzuſehr zurückgedrängt hatten, nicht eingehalten werden, und ſo ward die „Beſprechung" auf den 8. Oktober verlegt. Über Zweck, Gegenſtand und Form der Veranſtaltung ſpricht ſich die folgende Einladung deutlich und ausführlich aus:

Frankfurt a. M., September 1893.

Das Freie Deutſche Hochſtift beabſichtigt, durch ſeine Volkswirtſchaftliche Sektion in der Folge von Zeit zu Zeit Beſprechungen

volkswirtschaftlicher und sozialer Zeitfragen für einen größeren Kreis zu veranstalten und die erste dieser Besprechungen nunmehr am 8. Oktober d. Js. abzuhalten.

Es geht dabei von dem Gedanken aus, daß es in Deutschland sehr wenige Veranstaltungen giebt, bei denen Fachmänner aus Praxis und Theorie, sowie sonstige Interessenten ihre Ansichten gerade über wirtschaftliche und soziale Zeitfragen offen und frei aussprechen können. Eine solche Gelegenheit will das Freie Deutsche Hochstift schaffen. Es sollen Besprechungen im Sinne fortschreitender Entwickelung des staatlichen und sozialen Lebens ermöglicht werden, die völlig unabhängig von bestehenden wissenschaftlichen Richtungen, sowie wirtschaftlichen oder politischen Parteien sind, welche Gegenstände betreffen, für die sich sonst schwer eine Gelegenheit zu allseitigen vorurteilslosen Erörterungen findet, und bei denen jeder Sachverständige, auch derjenige aus der Praxis, gleichberechtigt zum Worte kommt. Immer sollen die Besprechungen in enger Fühlung mit der wirtschaftlichen und sozialen Praxis bleiben, die Verhandlungsgegenstände dementsprechend gewählt werden und bei allen die Arbeiter betreffenden Fragen diese als gleichberechtigte Teilnehmer an den Vorbereitungen und Verhandlungen mitwirken.

Wegen seiner geographischen und Verkehrslage und als Sitz des Hochstiftes erschien Frankfurt am Main als besonders geeigneter Ort für die geplanten Besprechungen.

Als Verhandlungsgegenstand für die erste diesjährige Besprechung wurde mehrfachen Anregungen zufolge die aktuelle Frage der Arbeitslosigkeit und Arbeitsvermittelung in Industrie- und Handelsstädten ausersehen. Ob und aus welchen Ursachen namentlich im Winter regelmäßig in den Städten Arbeitsmangel eintrete, welchen Umfang diese Erscheinung erreiche und wie er zu bemessen sei (Arbeitslosenstatistik), endlich, ob und durch welche Maßregeln der Arbeitslosigkeit begegnet werden könne (Notstandsarbeiten, Organisation des Arbeitsnachweises, Arbeitsbörsen, Regulierung des Arbeitsvertrages) — diese Fragen sind in den letzten Jahren immer drängender geworden, ohne daß sie doch bis jetzt zum Gegenstand zusammenhängender Erörterungen gemacht

worden wären. Mit der Wahl dieſes Themas glaubte ſomit die Volkswirtſchaftliche Sektion zahlreichen Intereſſenten, ſowohl Privaten, wie Behörden und Korporationen entgegenzukommen, welche mit praktiſchen Löſungsverſuchen oder theoretiſchen Unterſuchungen auf dem bezeichneten Gebiete beſchäftigt ſind.

Die ergebenſt Unterzeichneten geſtatten ſich deshalb, Sie hiermit zur diesjähren erſten Beſprechung und Verhandlung auf Sonntag, den 8. Oktober d. Js., 9 Uhr vormittags in den Saal des hieſigen Kaufmänniſchen Vereins, Langeſtraße 26 I. St., einzuladen.

Verhandlungsprogramm:

1. Begrüßung und Einleitung durch die Vorſitzenden des Akademiſchen Geſamt-Ausſchuſſes und der Volkswirtſchaftlichen Sektion des Hochſtiftes;
2. Profeſſor Dr. Tönnies (Kiel): Der moderne Arbeitsvertrag und die Arbeitsloſigkeit;
3. Arbeitsloſigkeit im allgemeinen und Notſtandsarbeiten: Referent Herr Karl Kloß, Bürgerausſchußmitglied und Vorſitzender des Deutſchen Tiſchlerverbandes in Stuttgart;
4. Erhebungen über Arbeitsloſigkeit: Referent Herr Dr. E. Hirſchberg, Beamter des Städtiſchen Statiſtiſchen Bureaus in Berlin;
5. Diskuſſion, deren Einleitung einige mit der Arbeitsvermittelung praktiſch vertraute Herren zugeſagt haben.

Jeder Teilnehmer hat zu den Koſten der Veranſtaltung einen Beitrag von 2 Mark zu leiſten, wofür ihm der in Buchform erſcheinende Verſammlungsbericht unentgeltlich zugeſandt wird. Anmeldungen, denen der Beitrag beizufügen iſt, können ſchriftlich an das Bureau des Freien Deutſchen Hochſtiftes, hier, großer Hirſchgraben 23 (Goethehaus), gerichtet werden.

Gratiskarten für Zuhörer ſind gegen Einzeichnung in eine Hörerliſte im Goethehauſe und, ſoweit der Platz reicht, am Verhandlungstage im Verſammlungslokale zu haben.

Auch Frauen haben Zutritt zu den Verhandlungen.

Am Vorabend der Verhandlung treffen ſich die Teilnehmer zu einer zwangloſen Begrüßung im Palaisreſtaurant, Zeil 46,

nach den Verhandlungen zu einem gemeinschaftlichen einfachen Abendessen.

Die Mitteilung weiterer Adressen solcher Herren, die sich für die Verhandlungen interessieren, ist dem Organisationsausschuß erwünscht.

In der Hoffnung, Sie als Teilnehmer an den Verhandlungen begrüßen zu können,

Der Akademische Gesamt-Ausschuß des Freien Deutschen Hochstiftes:
Professor Dr. Valentin. Dr. Heuer.

Der Vorstand der Volkswirtschaftlichen Sektion
des Freien Deutschen Hochstiftes:
Dr. K. Flesch. S. Spier.

Der Organisationsausschuß:
Dr. R. Brückner. L. Opificius. Dr. Max Quarck.
Dr. Schnapper-Arndt-Heidelberg.
W. Trompeter, Vertrauensmann des Gewerkschaftskartells Frankfurt a. M.

Der Erfolg der Einladung entsprach nicht nur der Ansicht der Volkswirtschaftlichen Sektion, welche in der Abhaltung derartiger Besprechungen „im Sinne fortschreitender Entwickelung des staatlichen und sozialen Lebens“ ein Bedürfnis erblickt hatte, sondern er übertraf alle Erwartungen. Mehr als 200 Männer aus allen Teilen Deutschlands, darunter hohe Beamte, Vertreter von Städten, Korporationen und Gemeinnützigen Vereinen, Gelehrte, Vorstände von Gewerkschaften, Fachvereinen und Verbänden von solchen, Anhänger der verschiedensten wirtschaftlichen und politischen Richtungen waren zu der Eröffnung der Besprechung am Sonntag, den 8. Oktober erschienen.

Sämtliche Teilnehmer, ebenso wie die Zuhörer, deren etwa 3—400 anwesend waren, folgten den Verhandlungen, die von dem Vorsitzenden des Akademischen Gesamt-Ausschußes und dem Sektionsvorsitzenden mit Ansprachen eröffnet wurden, mit regster Aufmerksamkeit, und so groß war das Interesse der Teilnehmer, daß die Diskussion über die Referate, nicht wie beabsichtigt gewesen war, am Sonntag Abend abgeschlossen, sondern den ganzen Montag hindurch fortgesetzt wurde.

Über den Verlauf der Verhandlungen ſelbſt wird auf das unten folgende Referat des Sektionsvorſitzenden, dem auch die Leitung des Kongreſſes zugefallen war, hingewieſen; zu einer kritiſchen Würdigung iſt hier nicht der Ort. Wenn jedenfalls nicht vergeſſen werden darf, daß die „Beſprechung" dadurch beſonders begünſtigt war, daß manche der ſonſt im Herbſt ſtattfindenden wiſſenſchaftlichen Kongreſſe diesmal im Frühjahr abgehalten worden waren, und wenn auch ſicher iſt, daß ein weniger aktuelles Thema keine ſo zahlreiche Teilnahme veranlaßt hätte, ein zweiter Kongreß alſo möglicherweiſe weniger ſtark beſucht werden wird, ſo bleibt es doch für das Hochſtift eine berechtigte Genugthuung, daß eine von ihm, bezw. von ſeiner Volkswirtſchaftlichen Sektion ausgegangene, ohne alles äußere Gepränge ins Werk geſetzte Veranſtaltung ſo allgemeines Intereſſe und Beachtung gefunden hat.

II. Bericht über die Verhandlungen des Kongreſſes.

In der Sitzung der Volkswirtſchaftlichen Sektion vom 16. Oktober 1893 erſtattete Stadtrat Dr. Fleſch der Sektion den nachfolgenden Bericht über den Verlauf des Kongreſſes.

Die vom Hochſtift veranſtaltete Beſprechung der Frage der Arbeitsloſigkeit und der Notſtandsarbeiten in Induſtrie- und Handelsſtädten bot des Intereſſanten ſoviel, daß es wohl verlohnt in der Sektion ſelbſt nochmals darauf zurückzukommen.

Schon die Zuſammenſetzung der Verſammlung war eine außergewöhnliche: unter den mehr als 200 Teilnehmern befanden ſich zahlreiche Vertreter von Kommunal- und Staatsbehörden, Vorſitzende von Gewerbegerichten und gemeinnützigen Geſellſchaften neben denen der großen Arbeiter-Korporationen, den Delegierten der Gewerkſchaften, der Fachvereine u. ſ. w. Auffallend gering waren lediglich die akademiſchen Kreiſe vertreten, faſt als ob ſie anderen als den offiziellen Vertretern der Wiſſenſchaft und den Staatsbehörden das Recht zur Veranlaſſung derartiger Vereinigungen beſtritten. Gerade die allſeitige Beteiligung, welche die von einer rein privaten Körperſchaft veranſtaltete Zuſammenkunft fand, ſcheint aber darauf hinzudeuten, daß ein derartiges Privileg jenen Kreiſen von der

öffentlichen Meinung nicht mehr im selben Maße wie früher zuerkannt wird.

Von den Referaten war sachlich und inhaltlich wohl das des Herrn Dr. Hirschberg (Berlin), der ein reichhaltiges, bisher noch nicht gesammeltes und verarbeitetes statistisches Material benutzen konnte, das dem Zwecke der Referate: der allgemeinen Einführung in die Debatte, am meisten angemessene. Die Ausführungen des Herrn Professor Tönnies (Kiel), soviel Richtiges und Neues über die Natur des Arbeitsvertrages sie auch enthielten, gehören wegen ihrer etwas abstrakten Natur zu denjenigen, die für den Druck sich weit besser eignen, als für den mündlichen Vortrag. Jedenfalls würden diese beiden Vorträge für sich allein genügen, um dem ausführlichen Berichte über die Verhandlungen dauernden Wert zu verleihen. Das dritte Referat des Herrn Kloß (Stuttgart) war oratorisch weitaus das Wirksamste und enthielt eine fesselnde höchst interessante Darstellung der Auffassung der Sozialdemokratie über die derzeitigen Zustände im Staat und in der Gesellschaft. Mit dem eigentlichen Thema, dessen Behandlung Herr Kloß übernommen hatte, — Arbeitslosigkeit und Notstandsarbeit stand es aber vielfach in einem so lockereren Zusammenhange, daß die Mahnung des Vorsitzenden, sich enger an den eigentlichen Gegenstand zu halten, wohl nicht unberechtigt war. Daß ein derartiges Abschweifen vom Thema auch vom Standpunkte der sozialdemokratischen Partei aus in keiner Weise notwendig gewesen wäre, bewies Herr Kloß selbst in dem von ihm am zweiten Tage gesprochenen Schlußwort, das in äußerst wirkungsvoller, knapper Weise den augenblicklichen Stand der behandelten Frage und die nächsten Forderungen wie die prinzipiellen Endziele der Sozialdemokratie zusammenfaßte, insoweit diese mit dem Thema sich berühren.

Noch besser vielleicht hatte freilich Herr Legien (Hamburg), der Generalsekretär der deutschen Gewerkschaften, die gleiche schwierige Aufgabe am ersten Tage gelöst. Seine Ausführungen stellten gerade wegen ihrer maßvollen und doch zugleich prinzipiell entschiedenen Form nicht nur oratorisch, sondern auch sachlich vielleicht den Höhepunkt desjenigen dar, was auf dem Kongreß zu Tage gefördert ward.

*

Herr Legien erklärte, daß die Arbeiter unter völliger Wahrung ihres augenblicklichen politiſchen Standpunktes und ihrer künftigen Ziele doch die Errichtung von Arbeitsämtern, wie ſie in Stuttgart und anderen Städten geplant werden, mit Dankbarkeit als einen Schritt vorwärts begrüßen könnten, und daß man ſich um deswillen ſogar einzelne nach Anſicht der Arbeiter durchaus falſche Beſtimmungen, z. B. die Ernennung des Vorſitzenden durch die Behörden, anſtatt deſſen Wahl, einſtweilen, bis die Gewerkſchaften ſoweit erſtarkt ſeien, um den Arbeitsnachweis für ſich ſelbſt fordern zu können, gefallen laſſen könne. Da auch die anderen Redner der Arbeiter, insbeſondere der frühere Reichstagsabgeordnete Schwarz (Lübeck), der Vertreter der Hamburger Schiffbauer Will, denſelben Standpunkt vertraten, iſt hier umſomehr ein beſtimmtes Feld für die ſozialpolitiſche Thätigkeit der Gemeinden bezeichnet, als auch von der entgegengeſetzten Seite, namentlich ſeitens des bekannten nationalliberalen Abgeordneten Amtsrichters Kulemann, des Herrn Handelskammer-Sekretärs Ragoczi (Bonn) und des Herrn Fabrikanten Dr. Möller (Brackwede) ganz verwandte Dinge als notwendig und erreichbar bezeichnet wurden. Die vom Stuttgarter Gewerbegericht unter Vorſitz des Herrn Lautenſchlager gegebene Anregung (Vereinigung der Verwaltung des Arbeitsnachweiſes mit den Gewerbegerichten, Ausbau des Arbeitsnachweiſes zu Arbeitsämtern), die von Herrn Lautenſchlager ſelbſt den Anweſenden ausführlich erläutert worden, iſt ſonach als eine ſolche anerkannt, deren Verwirklichung und deren Erweiterung (dauernde Verbindung der einzelnen Arbeitsämter, ſelbſtverſtändlich unter Ausſchluß jeder politiſchen Aktion der Verwaltungen, Zentraliſation der Arbeitsämter durch ein in höchſter Inſtanz beſtehendes Arbeitsamt) als eine von allen Seiten erwünſchte und mögliche anerkannt iſt. Daß hierbei die Arbeiter direkt erklären, die ſo geſchaffenen Arbeitsämter ſeien für ſie nur ein Zwiſchenzuſtand bis ſie den Arbeitsnachweis ſelbſt in ihren Fachvereinen zu übernehmen vermöchten, während die Arbeitgeber in Übereinſtimmung mit Herrn Ragoczy darin gewiſſermaßen einen Endpunkt ihres Entgegenkommens auf dieſem Gebiete finden möchten, iſt, wie der Referent als Vorſitzender der Verſammlung in ſeinem

Schlußwort hervorhob, fürs erste wohl gleichgiltig. Es genügt, daß im Arbeitsnachweis, den Arbeitsämtern u. ſ. w. ein Gebiet praktiſcher Sozialreform aufgedeckt iſt, deſſen Pflege weit wichtiger iſt, als z. B. die zuſammenhangsloſen und wirtſchaftlich wenig wertvollen Zählungen der Arbeitsloſen, wie ſie von den Arbeitern vielfach ausgeführt und vorbereitet ſind, und auch als die ſo oft berufenen Notſtandsarbeiten. Die rechtzeitige Vorbereitung von ſolchen iſt zwar eine gebieteriſche Pflicht der Gemeinde, aber ſämtliche Beteiligte, die Vertreter der Arbeiter nicht am letzten, waren durchaus einig darüber, daß es ganz unmöglich ſei, durch Schaffung von Notſtandsarbeiten der Not der Arbeiter im Winter in irgend erheblichem Maße abzuhelfen. Denn die tieferen Gründe der Arbeitsloſigkeit — der unregelmäßige Gang der Produktion, die allgemeinen politiſchen Verhältniſſe — und die wirkſamere Hilfe gegen ſie (Verkürzung der Arbeitszeit, Normalarbeitstag, Erhöhung der Konſumtionskraft der unteren Klaſſen durch Lohnerhöhung), haben weder mit den Notſtandsarbeiten noch mit den Arbeitsloſenzählungen viel Zuſammenhang und werden ſelbſt von der Arbeitsvermittelung nur wenig berührt. Die Hauptbedeutung der letzteren liegt vielmehr darin, daß ſie das beſte Material zur lokalen Arbeitsloſenſtatiſtik und bei einer Verbindung der einzelnen Arbeitsämter zur Kenntnis der allgemeinen Arbeitsverhältniſſe giebt. Jene allgemeinen tiefen Urſachen der Not der arbeitenden Klaſſen wurden von Herrn Kloß vielleicht zu ausſchließlich, und ſpäter nochmals von Herrn Legien ſcharf und epigrammatiſch gekennzeichnet. Andererſeits wäre es vielleicht beſſer geweſen, wenn eine Reihe der Gewerkſchafts-Vertreter, die am zweiten Tage das Wort verlangten, ſich nicht lediglich gedrungen gefühlt hätten in weniger ausführlicher und weniger vollendeter Weiſe das zu wiederholen, was ſeitens der genannten Vertreter der Arbeiter in ſo vollendeter Weiſe geſagt war.

Indes iſt dies eine Kinderkrankheit ſolcher Kongreſſe, die, je mehr ſolche von Arbeitern und Nicht-Arbeitern gemeinſchaftlich zuſammen berufene und unparteiiſch geleitete Verſammlungen ſtattfinden, verſchwinden wird. Jedenfalls ward für die Wiſſenſchaft durch die ſtatiſtiſche Arbeit des Herrn Dr. Hirſchberg, die theoretiſchen

Ausführungen des Herrn Professor Tönnies und die hoch interessante Darstellung der thatsächlichen Verhältnisse betreffs der Arbeitsvermittelung im Seewesen, die Herr Will (Hamburg) gab, reiches Material gefördert, und noch größer ist der Gewinn für die Sozialpolitik, der sich daraus ergab, daß nicht nur für die praktische Behandlung der wichtigen Frage des Arbeitsnachweises und der Arbeitsämter neue Gesichtspunkte gewonnen wurden, sondern daß vor allem auch erwiesen ist, daß solche Verhandlungen, in denen die Vertreter der Arbeiter mit den Vertretern der anderen wirtschaftlichen Parteien unmittelbar zusammengeführt werden, möglich und für alle Teile nutzbringender sind, als die Versammlungen, in denen nur die offizielle Wissenschaft oder nur die Unternehmer der einen oder der anderen politischen Richtung, oder nur die Arbeiter selbst die Ansichten und Meinungen, die sich in dem betreffenden Kreise gebildet haben, sich gewissermaßen gegenseitig zu Gehör bringen. Die Volkswirtschaftliche Sektion des Hochstiftes hat durch die Vorbereitung und die ganze Inszenierung der Besprechung bewiesen, daß es ihr Ernst mit dem Wunsche war, für solche Verhandlungen einen neutralen Boden zu gewinnen: sie hat dieses Ziel bis zu einem gewissen Grad erreicht. Sie kann deshalb des Dankes aller derer gewiß sein, welche die augenblicklich noch herrschende scharfe Trennung der Arbeiter von allen übrigen Staatsbürgern, den Unternehmern aller politischen Richtungen, wie den Männern der Wissenschaft und den Angehörigen anderer Parteien nicht für eine unabänderliche Thatsache, sondern für ein Unglück halten, das überwunden werden kann, aber auch überwunden werden muß. Die Bedeutung des Kongresses für die Sozialpolitik und die praktische Verwaltung spricht sich aber vielleicht am besten in einer Resolution aus, die zwei Tage nach dem Kongreß am 9. Oktober in einer zu Mainz abgehaltenen Versammlung, auf Antrag des Referenten auf dem Kongreß, Herrn Kloß-Stuttgart, gefaßt ward. Diese Resolution lautet:

„In Erwägung, daß in Arbeiterkreisen längst das Bedürfnis nach einem alle Zweige der Erwerbsthätigkeit umfassenden unentgeltlichen Arbeitsnachweis- und Auskunftsbureau besteht, beschließt die heutige Versammlung bei der Stadtverordneten-

Verſammlung der Stadt Mainz zwecks Errichtung eines derartigen Bureaus vorſtellig zu werden. Dieſes Büreau ſoll auf Koſten der Stadt Mainz errichtet, durch einen befähigten, mit den Verhältniſſen vertrauten Arbeiter geleitet und unter Aufſicht einer von den Beiſitzern des Gewerbegerichts zu wählenden und je zur Hälfte aus Arbeitgebern und Arbeitnehmern beſtehenden Kommiſſion geſtellt und mit dem Vorſitz dieſer Kommiſſion der Vorſitzende des Gewerbegerichts betraut werden. In fernerer Erwägung, daß es in hohem Grade wünſchenswert und geboten erſcheint über die Verhältniſſe der Arbeiter im allgemeinen, ſowie über Löhne, Arbeitsloſigkeit, Krankheit und Wohnungsverhältniſſe im ſpeziellen zuverläſſig unterrichtet zu ſein, ſpricht die Verſammlung die Erwartung aus, daß durch den bereits im Dienſte der Stadt ſtehenden ſtatiſtiſchen Hilfsarbeiter oder durch das genannte Büreau ſtatiſtiſche Erhebungen ſtattfinden."

Hier finden ſich klare, durchaus durchführbare und doch prinzipiell tiefgreifende Forderungen aufgeſtellt, welche für die gemeinſchaftliche Thätigkeit der Arbeiter und der Gemeindebehörden ein weites und fruchtbares Arbeitsfeld eröffnen.

Über das, was zu geſchehen haben wird, wenn jene Forderungen erſt erfüllt ſind, braucht aber heute noch nicht geſprochen und geſtritten zu werden. Die neuen Aufgaben, die bis dahin herangetreten ſein werden, können jedenfalls, wenn erſt einmal die Gewohnheit gemeinſamen Arbeitens entſtanden ſein wird, leichter gelöſt werden, als diejenigen, die uns heute obliegen.

* * *

In der Sitzung der Sektion vom 13. November ward berichtet, daß der ſtenographiſche Bericht über den ſozialen Kongreß bei der Verlagsbuchhandlung von Otto Liebmann (Berlin) erſcheinen werde.

In Anſchluß hieran kamen noch die Angriffe zur Beſprechung, die auf dem ſozialdemokratiſchen Parteitag zu Köln am 26. Oktober ſeitens des Reichstagsabgeordneten Bebel gegen die Teilnahme der gewerkſchaftlich organiſierten Arbeiter an dem ſozialen Kongreſſe erhoben worden waren.

Die überwiegende Anſicht der anweſenden Mitglieder ging dahin, daß dieſe Äußerungen nur auf mangelhafter Information über die Vorgeſchichte und den Verlauf des Kongreſſes beruhen könnten. Das Hochſtift habe bereits in der Einladung zum Kongreß betont, daß es die wiſſenſchaftliche Verhandlung volkswirtſchaftlicher Fragen im Sinne „fortſchreitender Entwickelung unſeres ſtaatlichen und ſozialen Lebens“ herbeiführen wollte, an denen ſich nicht nur Theoretiker ſondern auch Praktiker aus allen ſozialen Schichten und ohne Unterſchied ihrer Stellung im Produktionsprozeß beteiligen könnten, weil die Sicherheit geboten iſt, daß bei der Leitung der Verhandlungen kein Vorurteil zu Gunſten oder zu Ungunſten irgend einer wirtſchaftlichen Anſchauung beſtehe.

Gerade deshalb hätten ſich die Gewerkſchaften ſowie andere Vertrauensmänner der ſozialdemokratiſchen Partei ſchon bei den Vorbereitungen und ſpäter an der Leitung und den Verhandlungen des Kongreſſes beteiligen können: eine ſolche Beteiligung habe mit der politiſchen Parteizugehörigkeit ſelbſtverſtändlich nichts zu thun. Es ſei deshalb zu erwarten, daß jenes Urteil nach dem Erſcheinen des ſtenographiſchen Berichtes über den Kongreß gerne werde berichtigt werden, und daß die Arbeiter in dem Beſtreben ſich in derartigen Verhandlungen über den Gang der ſozialen Wiſſenſchaften zu orientieren und ſelbſtthätig an deren Förderung mitzuarbeiten, auch fernerhin nicht ablaſſen würden, auch wenn die Vorbereitung und Leitung der Verhandlungen nicht ausſchließlich von ihren politiſchen Parteigenoſſen ausgingen.

VII. Einsendungen.

Vom 1. April bis zum 30. September 1893 wurden nachstehende Schriften unserer Bibliothek eingesendet. Allen Herren Einsendern sei an dieser Stelle der beste Dank ausgesprochen.

Die mit † bezeichneten Schriften werden im Austausche gegen die Hochstiftsberichte geliefert, die mit * bezeichneten sind Geschenke; ist der Geber nicht besonders angeführt, so ist es der Verfasser, beziehungsweise Verein, Universität u. s. w.

Geschichte.

*Wehrmann, C. Lübeck als Haupt der Hansa um die Mitte des 15. Jahrhunderts. Hansische Geschichtsblätter 20.

†Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst. 3. Folge. Bd. 4. Frankfurt a. M. 1893.

†Mittheilungen des Nordböhmischen Excursionsklubs. 1893.

†Mitteilungen des Geschichts- und Alterthums-Vereins zu Leisnig. Heft 9. Leisnig 1893.

†Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen. XXXI. Jahrg. Prag 1893.

*Boehmer, G. H. Prehistoric naval architecture of the north of Europe. Washington 1893.

*Zwanzigster Bericht des Museums für Völkerkunde in Leipzig. 1892.

Philosophie.

*Giordano Bruno's Dialoge vom Unendlichen, dem All und den Welten, übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Dr. L. Kuhlenbeck. Berlin 1893.

Volkswirtschaft.

*Reitzenstein, Frhr. F. von. Zur internationalen Behandlung der Armenfragen. Freiburg i. B. 1893.

*May, M. Der vierte Stand. Ein Wegweiser zum sozialen Frieden. Bilder aus dem Arbeiterleben der Gegenwart. Frankfurt a. M. 1893.

*Rothschild, E. Denkschrift über ein System einer Ökonomie des Wassers oder rationellen Wasserwirtschaft für das deutsche Reich.

*Hecht, C. 66 Thesen zur Währungsfrage. Frankfurt a. M. 1893.

†Mittheilungen des statistischen Amtes der Stadt Dresden. 1893.

Naturwissenschaften.

*Herder, F. v Die in St. Petersburg befindlichen Herbarien und botanischen Museen. S.-A. aus dem Botan. Centralbl. 1893.

*Aus dem Archiv der Deutschen Seewarte. 15. Jahrgang. 1892. Hamburg 1893.

†Jahresbericht des Frankfurter Vereins für Geographie und Statistik. 1893.

†Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft zu Bern aus dem Jahre 1892. Bern 1893.

†Bericht über die Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft zu Frankfurt a. M. 1893. Mit 5 Tafeln, 1 Karte und 1 Porträt.

†Bulletin de la Société Impériale des Naturalistes de Moscou. 1893.

Sprachwissenschaft.

*May, M. Beiträge zur Stammkunde der deutschen Sprache nebst einer Einleitung über die Keltgermanischen Sprachen und ihr Verhältniß zu allen anderen Sprachen. Erklärung der perusinischen Inschriften und Erläuterung der eugubinischen Tafeln. Leipzig 1893.

*Harvard Studies in classical philology. Vol. III. Boston 1892.

*Hense, O. Seneca und Athenodorus. Programm zur Geburtstagsfeier des Großherzogs Friedrich auf der Albert-Ludwigs-Universität. Freiburg i. B. 1893.

Litteratur.

*Imelmann, J. Herder und Schillers Wallenstein. Jahresbericht des Joachimsthalschen Gymnasiums zu Berlin. 1893.

*Engel, C. Deutsche Puppenkomödien XI. und XII. Oldenburg 1893.

*Mentzel, E. Festgedichte zu der Goethe-Textorischen Hochzeit. Kleine Chronik 1884, August 24.

*Valentin, V. Zur Aufführung von Goethes Natürlicher Tochter in Weimar. Deutsches Wochenblatt 1893, Juli 6.

*Goeze. Streitschriften gegen Lessing. Deutsche Litter.-Denkm. 43/45. 1893.

*Collin, J. Unterſuchungen über Goethes Fauſt in ſeiner älteſten Geſtalt I. Gießener Diſſertation. 1892.

* — Ebenſo II. Gießener Habilitationsſchrift. 1893.

*Weber. Prolog und Epilog zu Goethes 81. Geburtstagsfeier auf dem Theater zu Frankfurt a. M., 27. Auguſt 1829. Geſchenk des Herrn Direktor Dr. Pallmann, hier.

*Starck, A. Goethes Leipziger Liederbuch I. Gießener Habilitationsſchrift. 1893.

*Witkowski, G. Goethe und Falconet. Aus „Studien zur Litteraturgeſchichte". Michael Bernays gewidmet. Hamburg und Leipzig 1893.

*Engel, C. E. Kraus, Das böhmiſche Puppenſpiel von Dr. Fauſt. S.-A. aus d. Ztſchr. f. vergl. Littgeſch. 1891.

* — S. Szamatolski, Das Fauſtbuch des Chriſtlich Meynenden. S.-A. aus d. Ztſchr. f vergl. Littgeſch. 1893.

*Körners Werke. Herausgegeben von H. Zimmer. Kritiſch durchgeſehene und erläuterte Ausgabe. 2 Bde.

*Weppen, J. A. Gedichte. Carlsruhe 1783. Geſchenk des Herrn J. Craz, hier.

*Schlegel, J. A. Vermiſchte Gedichte. Karlsruhe 1790. Ebenſo.

*Brun, Fr. Gedichte. Herausgegeben von Matthiſſon. 1795. Geſchenk des Herrn Dr. med. L. Jung, hier.

*Cramer, J. A. Gedichte. 1783. Ebenſo.

*Klopſtock. Oden. 1771. Ebenſo.

*Raabe, B. Alexander und Roxane. Hiſtoriſches Schauſpiel in 5 Akten. Dresden 1894.

*Reder, H. von. Lyriſches Skizzenbuch. München.

*Stümcke, H. Präludien, Gedichte.

*Moor, Anna von. Was ein Sonnenſtrahl erzählt. Alpenmärchen. München. 1893.

*Schaumberg, Gg. Dies irae und andere Gedichte. Mit dem Portrait des Dichters. München.

*Mittheilungen des Goethevereins zu Zwickau. No. 3.

Programme etc. von Hochſchulen, Inſtituten, Vereinen.

*Perſonalbeſtand der Univerſität Gießen. W.-S. 1892/93 und S.-S. 1893.

*Verzeichnis der Vorleſungen der Univerſität Gießen. S.-S. 1893 und W.-S. 1893/94.

*Ankündigung der Vorleſungen der Univerſität Freiburg i. B. W.-S 1893/94.

†Anzeige der Vorleſungen der Univerſität Heidelberg. W.-S. 1893/94.

*Verzeichnis der Vorleſungen der Univerſität Leipzig. W.-S. 1893/94.

†Verzeichnis der Vorleſungen an der Univerſität Tübingen. W.-S. 1893/94.

†Verzeichnis der Doktoren der philoſophiſchen Fakultät der Univerſität Tübingen 1892/93. Beigefügt: B. Kugler: Eine neue Handſchrift der Chronik Alberts von Aachen. Tübingen 1893.

*Index scholarum in Academia Georgia Augusta p. Sem. Hib. 1893/94 habendarum. Praemissa est Ud. de Wilamowicz-Moellendorff: De tribus carminibus latinis commentatio. Gottingae.

†Vorleſungen an der Univerſität Jena. W.-S. 1893/94.

†Index scholarum hibernarum in Universitate Litterarum Jenensi habendarum. 1893/94.

*Akademiſche Behörden, Perſonalſtand und Vorleſe-Ordnung der k. k. Leopold-Franzens-Univerſität zu Innsbruck. W.-S. 1893/94.

*Ordnung der Vorleſungen an der k. k. Deutſchen Karl-Ferdinands-Univerſität zu Prag. W.-S. 1893/94.

*Überſicht der Akademiſchen Behörden ꝛc. der Univerſität Czernowitz. 1893/94.

*Vorleſungsverzeichnis der Univerſität Czernowitz. W.-S. 1893/94

*Programm der Großh. Heſſiſchen Techniſchen Hochſchule zu Darmſtadt für 1893/94.

*Programm der kgl. Techniſchen Hochſchule zu Hannover 1893/94.

*Programm der Herzogl. Techniſchen Hochſchule Carola-Wilhelmina zu Braunſchweig. 1893/94.

*Zwölfter Bericht des Städelſchen Kunſtinſtitutes. Frankfurt a. M. 1893.

*Bericht über die Verwaltung der Stadtbibliothek zu Frankfurt a. M. erſtattet von Dr. Ebrard, Stadtbibliothekar. 3. Jg. 1893.

*Zoller, E. Die Königliche Handbibliothek in Stuttgart. Stuttgart 1886.

*Jahresbericht des Mitteldeutſchen Kunſtgewerbevereins für 1893.

*Fünfzehnter Jahresbericht des Dr. Hochſchen Konſervatoriums in Frankfurt a. M. 1892/93.

*Feſtplan des Allgemeinen Deutſchen Journaliſten- und Schriftſtellertages zu München. 1893.

*Jahresbericht des Sängerchores des Lehrervereins zu Frankfurt a. M. für 1892/93.

VIII. Veränderungen im Mitgliederbestande

in der Zeit vom 1. April bis 30. September 1893.

A. Neu eingetreten:

(Beitrag, wenn nicht besonders bemerkt, Mk. 8.—, bei Auswärtigen Mk. 6.—, Mehrbeträge werden dankend besonders verzeichnet.)

1. Heinr. Back, Direktor der gewerblichen Fortbildungsschule, hier.
2. A. Bielschowsky, Dr. phil., Oberlehrer, Berlin.
3. Heinr. Emden, Kaufmann, hier.
4. C. F. Koerbs, Dr. phil., hier.
5. Paul Wald, Dr. med., Oberstabsarzt, hier.

B. Gestorben:

1. Wilhelm von Lübke, Dr. phil., Professor, Karlsruhe.

2 Mitglieder haben ihren Austritt erklärt.

II. Berichte aus den Akademischen Fachabteilungen.

1.

Abteilung für Bildkunst und Kunstwissenschaft (K).

Die im Oktober vorgenommene Neuwahl des Vorstandes ergab als ersten Vorsitzenden Herrn Professor Dr. Valentin, als zweiten Vorsitzenden Herrn O. Donner-von Richter und als Schriftführer Herrn Direktor Dr. Pallmann.

In dieser Abteilung sprach am
24. November Herr M. Sondheim über
„Die Technik des deutschen Holzschnittes".

* * *

Der eingesandte Bericht lautet:

Über den deutschen Holzschnitt von Herrn Moriz Sondheim.

„. . manicher . . . [verstieht] mit seim eysellein etwas in ein klein hölzlein . . . dz würt künstlicher vnd besser dann eins andern grosses werck, daran der selb ein gantz jar mit höchstem fleiß macht"

Albrecht Dürer.

Die Technik der Holzschneidekunst im eigentlichen Sinne beruht auf folgendem Verfahren. Auf der geglätteten Fläche einer Holztafel wird eine Federzeichnung entworfen. Hierauf schneidet man mit scharfem Messer alle von der Feder unberührten, weiß gebliebenen Stellen aus, sodaß nur die von den Federstrichen bedeckten Teile der Fläche übrig bleiben, und die Zeichnung erhaben hervortritt. Wenn man nun dies Relief mit Druckerschwärze ein-

reibt und ein Blatt Papier dagegenpreßt, ſo erhält man auf dieſem ein Spiegelbild der urſprünglichen Zeichnung, welches dem Original um ſo ähnlicher wird, je gewandter und ſorgfältiger das Meſſer geführt worden iſt. Einen ſolchen Abdruck auf Papier nennen wir einen Holzſchnitt.

Die Definition der Holzſchneidekunſt im eigentlichen Sinne hätte alſo etwa zu lauten: Hochſchnitt einer Strichzeichnung auf einer Holztafel zum Zwecke der Vervielfältigung durch Abdruck auf Papier. Hierbei iſt der Zuſatz „zum Zwecke der Vervielfältigung u. ſ. w." zu betonen, weil ähnliche Holzformen angefertigt und zu anderen Zwecken verwandt wurden, bevor man auf den Gedanken kam ſie auf Papier abzudrucken, ja lange bevor man Papier kannte.

Die Anfänge der Holzſchneidekunſt ſind unbekannt. Wir wiſſen, weder wann noch wo und von wem ſie zuerſt ausgeübt wurde, ein Umſtand, der, ſo ſeltſam er beim erſten Blick erſcheint, uns natürlich vorkommt, wenn wir die Verhältniſſe näher betrachten, unter welchen dieſe Kunſt im Abendlande aufkam.

Mit dem Chriſtentume war von Irland aus und über die Alpen nach dem mittleren Europa die Malerei gebracht worden. In den erſten Zeiten wurde beſonders die Wand- und Buchmalerei gepflegt; im Laufe der Jahrhunderte wuchs mit der Kultur das Bedürfnis nach bildlichen Darſtellungen, urſprünglich mehr zu Andachtszwecken und zur Belehrung als aus reiner Kunſtfreude, und es entſtanden Tafelmalereien und Bilderhandſchriften für die Reichen, und daneben für das Volk billige Bilder, die an Wallfahrtsorten, an Kirchen und auf Märkten feilgeboten wurden. Dieſe bemalten Blätter, die meiſtens von religiöſem Charakter und mit einem frommen Spruch oder Gebet verſehen waren, nannte man Briefe, vom lateiniſchen breve [scriptum], ein Ausdruck, welcher für jedes gemalte und geſchriebene Blatt galt, im Gegenſatz zum Buche.[1]) Solche Briefe wurden an die Wand geheftet[2]) und waren Heiligtum und Schmuck ärmlicher Behauſungen. Künſt-

[1]) Wattenbach, Schriftweſen im Mittelalter, S. 477.

[2]) „Da kniet ſie nider fur ein brief, da was ein crucifix an gemalet" („Scherz und Ernſt" bei Grimm II, 379).

leriſchen Wert hatten ſie nicht; die Briefmaler arbeiteten durchaus handwerksmäßig, immer wieder dieſelben Figuren zeichnend und bunt bemalend, und möglichſt mechaniſch zu Werke gehend, um viel und raſch produzieren zu können.

Dieſe fabrikmäßige Herſtellung legte es nahe, mechaniſche Hilfsmittel zu ſuchen, und bei dem wachſenden Abſatze der Briefe zog man ein Verfahren heran, das zur Bemalung von Stoffen diente; und, wie die Zeugdrucker mit Holzmodeln die Stoffe bemalten, ſo begann man auf das Papier die Umriſſe der Bilde zu drucken.

Die Technik der Zeugdrucker beſchreibt Cennini in ſeinem Trattato della pittura, den er im Anfange des 15. Jahrhunderts verfaßte, im 173. Kapitel „Il modo di lavorare colla forma dipinti in panno“. Man ſpannte den Stoff auf einen Rahmen, preßte die Holzform von oben darauf und rieb von unten mit einem Holzſchilde dagegen, bis die Farbe genügend angenommen war. Dieſe Kunſt ſtammt aus dem Orient und wurde im Abendlande zuerſt in Italien gepflegt. Für das älteſte europäiſche Spezimen eines Zeugdruckes, das erhalten geblieben, gilt die berühmte und viel zitierte Tapete von Sitten, eine italieniſche Arbeit aus dem 14. Jahrhundert.[3]) In derſelben Weiſe bedruckte Stoff- und Pergamentfragmente gleichen und etwas ſpäteren Datums beſitzen wir in mehrfacher Anzahl.[4]) Vordrucke für Stickereien auf gewebtem Zeuge hat Eſſenwein bei Nadelarbeiten aus dem 14. Jahrhundert entdeckt, und endlich beſitzen wir Abdrücke auf Papier von Holzformen, deren Charakter darauf hinweiſt, daß ſie urſprünglich für Zeugdrucke oder als Vorzeichnungen für Stickereien dienen ſollten.[5])

Solche Abdrücke auf Papier von Holzformen, die für Stoffe beſtimmt waren, können wir als die älteſten Holzſchnitte betrachten,

---

[3]) Beſchrieben durch F. Keller in den „Mittheil. der Antiquar. Geſellſchaft“ in Zürich, IX, 6.

[4]) S. Fr. Bock, Zeugdrucke, bei Weigel und Zeſtermann, Anfänge der Druckkunſt I.

[5]) Eſſenwein im „Anzeiger für Kunde der D. Vorzeit“ 1872, S. 241 ff. — S. hierüber F. Lippmann, Die Anfänge der Formſchneidekunſt, im Repertorium für Kunſtwiſſenſchaft I, 215.

ebenſo wie die Niellenabdrücke der Goldſchmiede die erſten Kupferſtiche ſind. Aber wie wir erſt dann von der Kupferſtechkunſt reden können, als Kupferplatten nur für die Vervielfältigung geſtochen wurden, ebenſo können wir als wirkliche Holzſchnitte nur die Abdrücke von Holzformen anerkennen, die eigens für den Bilddruck hergeſtellt waren. Wann dies in Europa zuerſt geſchehen, können wir nicht beſtimmen.[6]) Schwerlich dürften ſich Holzſchnitte nachweiſen laſſen, die man aus überzeugenden Gründen weiter zurück als um den Anfang des 15. Jahrhunderts verſetzen könnte. Die beleglose Angabe C. Jägers, daß 1398 ein „Formſchneider" Ulrich in Ulm gelebt habe,[7]) müßte belegt werden, bevor wir ſie gelten laſſen. Jan de printere, der 1417 in Antwerpen erwähnt wird, war wohl nur ein Zeug- und Pergamentdrucker.[8]) Eine verbürgte urkundliche Nachricht von einem Formſchneider haben wir erſt aus dem Jahre 1428, wo in Nürnberg H. Pömer vorkommt.[9]) Der älteſte datierte Holzſchnitt, deſſen Jahreszahl authentiſch ſcheint, iſt der bekannte heilige Chriſtoph von 1423 in der Spenceriſchen Sammlung in Mancheſter.[10])

Den Zeugdruckern entnahmen die Briefmaler nur die Holzform; ihr Druckverfahren auf einem Rahmen konnten ſie beim Papier nicht anwenden. Wahrſcheinlich wurde urſprünglich das Papier auf den Tiſch gelegt und die Form mit der Hand darauf gepreßt, wenigſtens zeigen die frühen Holzſchnitte Unreinheiten und Unregelmäßigkeiten im Drucke, welche darauf ſchließen laſſen, daß die Formen nicht genügend ſicher und feſt aufgedruckt wurden.[11])

---

[6]) Arabiſche Holzſchnitte reichen ins 9. Jahrhundert zurück. — In China ſoll nach den Berichten einheimiſcher Schriftſteller der Holzſchnitt ſchon im 6. Jahrhundert n. Chr. bekannt geweſen ſein. S. S. Julien, Industries de l'empire chinois. Paris 1869, S. 153.

[7]) C. Jäger, Über die Steinmetzen und Maler Ulms, im Kunſt-Blatt 1833, S. 420.

[8]) Lippmann a. a. O. 233.

[9]) Baader, Beiträge zur Kunſtgeſchichte Nürnbergs I, 5.

[10]) Auch die Datierung dieſes Blattes iſt nicht über alle Zweifel erhaben. Die Gründe, welche dafür ſprechen, daß es wirklich ein Holzſchnitt von 1423 iſt, hat Lippmann a. a. O. S. 238 zuſammengefaßt.

[11]) Lippmann a. a. O. S. 218.

Dieſe erſten Holzſchnitte ſollten nur die Konturen liefern, die der Briefmaler mit Farben ausfüllte. Roh geſchnitten, mit öliger Schwärze unrein gedruckt, bedeuten ſie in ihren Anfängen, vom künſtleriſchen Standpunkt aus, eher einen Rückſchritt als eine Vervollkommnung der populären Bildmalerei. Dagegen waren ſie als Bildungsmittel — und in dieſer Hinſicht ſind ſie vor allem zu würdigen — von höchſter Bedeutung. Man ſchnitt unter die Bilder kurze Sprüche, Gebete, Abläſſe, Legenden, (ſchon der heilige Chriſtoph von 1423 trägt eine Inſchrift von zwei Zeilen), und ſchließlich verband man mehrere Blätter zu einem Ganzen und machte aus vereinzelten Briefen ein Buch. Solche „Blockbücher“ ſind uns mehrfach erhalten. Bild und Schrift ſind auf einer Tafel geſchnitten, wobei das Bild meiſt die Hauptrolle ſpielt und der Text nur erklärt. Der Inhalt iſt faſt immer populär-religiös und ſchließt ſich zum Teil direkt an den der mittelalterlichen Bilderhandſchriften für Laien[12]) an, welche bisher nur den Reichen und Vornehmen zugänglich geweſen waren.

In techniſcher Beziehung zeigen manche der Blockbücher einen großen Fortſchritt; bei denjenigen, die aus den Niederlanden ſtammen, ſteht die Zeichnung unter dem Einfluſſe der Eyckſchen Schule und iſt oft künſtleriſch entworfen; der Schnitt iſt feiner, die Tinte dünner, meiſt bräunlich, der Druck ſorgfältig und ſauber. Hierbei wurde nicht mehr die Form auf das Papier gepreßt, ſondern das Papier auf die Form gelegt und mit einem Lederballen gerieben, ſo daß der Druck gleichmäßig wurde und die feinſten Striche zur Geltung kamen. Dieſes Verfahren erkennen wir bei den „Reiberdrucken“ an der geglätteten Rückſeite des Papiers, in welches der eingepreßte Holzſtock Erhöhungen gebildet hat.

Als in der Mitte des 15. Jahrhunderts die Typographie und mit ihr die Buchdruckerpreſſe aufkam, wurde ein weiterer Schritt zurückgelegt. In der Preſſe konnten beſſer und ſchneller

[12]) S. über dieſe und ihre fabrikmäßige Herſtellung L. Delisle, Livres d'images destinés à l'instruction religieuse des laïques (Hist. littér. de la France XXXI, 213), und K. Lamprecht, Bildercyclen und Illuſtrationstechnik im ſpäteren Mittelalter (Repertor. VII, 405).

als bisher Abdrücke hergestellt werden, zugleich wurde dem Holzschnitte das unermeßliche Feld der Buchillustration erschlossen. Aber auch hier sollte er noch nicht selbständig wirken, sondern immer noch blos die zu übermalende Umrißzeichnung sein; denn wie die ersten Typendrucke in Material, Format, Letternform und Anordnung die Handschriften nachahmten, so sollten die Holzschnitte im gedruckten Buche die Miniaturen ersetzen, und man schnitt sie zuerst nur in nackten Konturstrichen, die Ausführung ganz dem Illuministen überlassend. Die frühesten Versuche sind äußerst roh und stehen weit hinter den Bildern der niederländischen Blockbücher zurück, aber schon in den zwei letzten Dezennien des 15. Jahrhunderts lenkt die siegreich sich ausbreitende Typographie den Holzschnitt in unbetretene Gebiete und führt ihn zu ungeahnter Blüte. Denn noch ist die Kraft des Holzschnittes als Bildungsmittel ungebrochen, noch kann das Buch das Bild nicht entbehren, alles was erzählt wird, muß bildlich dargestellt werden, und die ganze Natur wird in Holz geschnitten. Überall erzeugen große Verlagsunternehmungen rastlos arbeitende Holzschneiderwerkstätten. Der Formschneider ist nicht mehr ein armseliger Handwerker, der mühsame, selbstverfertigte Zeichnungen ausschneidet: die notwendige Arbeitsteilung ist eingetreten, geübte Künstler sorgen für die Entwürfe, und der Formschneider verwendet seine ganze Kraft darauf, sie getreu zu reproduzieren. Noch ist seine Wiedergabe handwerksmäßig, aber seine Technik wird immer freier, immer kühner, die Aufgabe, die ihm gestellt wird, immer höher, und mit dem Ende des Jahrhunderts befreit sich der Holzschnitt von der Knechtschaft der Übermalung. Zu einer selbständigen, vollendeten Kunst gereift, vermag er mit seinen schwarzen Linien malerisch zu wirken, und unter dem Einflusse Dürers erlangt er jene Kraft und Tiefe, die ihm einen ebenbürtigen Platz neben dem Kupferstiche verleihen.

Am Holzschnittwerke Dürers läßt sich verfolgen, wie er handwerksmäßige Xylographen nach und nach, durch manche Mißerfolge unterbrochen, auf eine Höhe brachte, auf der sie fähig waren auf seine Intentionen einzugehen. Neben ihm war es vor allen Holbein, der dem deutschen Holzschnitte den Stempel des Genies aufdrückte. Sein Todtentanz, den Hans Lützelburger in Holz geschnitten, bleibt

die Perle dieſer Kunſt in jener an Meiſterwerken ſo reichen Periode: hier iſt ein volkstümlicher Stoff, von hoher Weltanſchauung durchweht, mit den einfachſten Mitteln vollendet dargeſtellt, hier haben ſich Gedankentiefe, geniale Kompoſition und nie übertroffene Technik vereint, um ein Werk zu ſchaffen, das, von Zeit- und Geſchmacksrichtung unberührt, immer und überall voll wirken wird.

Das goldene Zeitalter des deutſchen Holzſchnittes verſinkt mit dem Tode dieſer Heroen. Die Technik, die ſich an ihren Entwürfen emporgearbeitet hat, bleibt, aber ſie wird nicht mehr von ihrem Geiſte durchweht. Gearbeitet wird raſtlos, die Produktion dehnt ſich ins Unendliche, Künſtler wie Joſt Amman und Virgil Solis häufen Zeichnungen für den Formſchnitt, daß ſie nicht auf „Heuwagen hätten fortgeführt werden können", aber die überladene Ornamentik ihrer Kompoſitionen verdeckt die Gedankenarmut nicht, ſie macht ſie nur fühlbarer. Die glatte, ſaubere Technik erhöht den Eindruck des Gleichförmigen, Fabrikmäßigen, und die Holzſchneidekunſt ſinkt langſam mit dem zur Neige gehenden Jahrhundert.

Dieſer Verfall war durch den Entwickelungsgang der Künſte bedingt. Das zeichneriſche Element, das in der Blütezeit des Holzſchnittes die Kunſt beherrſcht hatte, war nach und nach zurückgedrängt worden, der Sinn fürs Maleriſche, der in tiefem Schlafe gelegen, war erwacht. Die Malerei, neben welcher bisher Kupferſtich und Holzſchnitt ebenbürtig einhergeſchritten, hatte ihre Kräfte entfaltet und zwang die beiden in ihre Dienſte. Man begann auf Kupfer und Holz Gemälde zu reproduzieren, man wollte nicht mehr Gedanken, ſondern maleriſche Effekte, und hierbei mußte die Technik des Holzſchnittes hinter der des Kupferſtichs zurückbleiben und ſchließlich den Kampf aufgeben. In der Buchilluſtration wurde der Holzſchnitt vom Kupferſtiche vollſtändig verdrängt; die Künſtler wandten ſich von ihm ab, und der Formſchneider mußte wieder, um ſein Leben zu friſten, wie in den Anfängen der Kunſt, mit ungeſchulter Hand ſeine Vorlagen ſelbſt verfertigen. Autrefois, klagte Papillon, leurs figures étant tracées par quelque habile Maître, ils n'avoient qu'à exactement suivre ce qui étoit marqué; ils parvenoient ainsi de façon ou d'autre à graver

de beaux morceaux. Maintenant que les excellens Ouvrages que l'on fait sur le cuivre, ont fait négliger la gravure en bois: la plûpart de ceux qui y travaillent n'ayant ni dessein ni goût, et ne suivant que leurs idées particulières, il n'est pas étonnant qu'il ne sort de leurs mains que des pièces fort médiocres, pour ne rien dire de plus aggravant.[13]) Als Kunſt geht hierbei der Holzſchnitt unter und ſchleppt ſich faſt zwei Jahrhunderte hindurch als mühſeliges, ſeinen Mann ſchlecht ernährendes Handwerk fort. „Es finden ſich wenig," heißt es im Jahre 1698 in Weigels Hauptſtänden, „die eine ſo müheſame Profession zu treiben verlangen, ja auch eben ſo wenige, welche, ob ſie ſich ſchon dazu bekennen, ſolche recht begriffen, oder etwas curioſes zu verfertigen, die Mühe nehmen."[14]) Der Holzſchnitt, den einſt Kaiſer Maximilian auserkoren hatte, um der Nachwelt ſeine Thaten und ſeine Größe zu verkünden, verfertigt nur noch Kopf- und Schlußleiſten für die Buchdrucker, unbedeutende Zierſtücke, welche das Auge des Leſers beim Umblättern achtlos überſieht; er macht Vignetten für Plakate, Etiketten für Tabakdüten, und wo er mehr als ornamental wirken will, gelangt er wieder dahin zurück, von wo er ausgegangen: er illuſtriert Jahrmarktsdrucke, „geziert mit feynen Holzſchnitten, gedruckt in dieſem Jahr". Daß es eine Zeit gegeben, wo dieſes Handwerk eine Kunſt war, iſt vergeſſen, und „Holzſchnitt und Holzſchnittmanier müſſen zur Gleichnißrede dienen, um eine rohe, ungeglättete Arbeit anzudeuten".[15])

Es fehlte natürlich auch in dieſer Epoche nicht an einzelnen begabteren Formſchneidern, welche künſtleriſches Streben erfüllte. Die Holzſchnitte, welche in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die beiden Unger in Berlin nach Zeichnungen von Meil verfertigten, übertrafen in jeder Hinſicht die Arbeiten aller ihrer Zeitgenoſſen, und wir können in gewiſſem Sinne das prophetiſche Wort Wippels gelten laſſen, daß mit Unger dem Älteren „die Periode der Wieder-

---

[13]) J. M. Papillon, Traité de la gravure en bois. Paris 1766. I, XIV.

[14]) Chr. Weigel, Abbildung der Gemein-Nützlichen Haupt-Stände. 1698. S. 212.

[15]) Goethe (Hempel) XXVIII, 538.

herſtellung des Formſchneidens anfange".[16]) Aber dieſe Arbeiten waren vereinzelte Verſuche, welche nur in einem kleinen Kreiſe Beachtung fanden, und ſelbſt wenn die Verhältniſſe günſtiger geweſen wären, hätte der Holzſchnitt nichts wirklich Bedeutendes leiſten können, da ſein Weſen nicht mehr verſtanden wurde. Was man erſtrebte, war mit Holz und Meſſer dieſelben Effekte hervorzubringen wie mit dem Stichel auf dem Kupfer; das Höchſte ſchien erreicht, wenn die Kritik von einem Holzſchnitte ſagte, er ſei „einem Kupferſtiche ſehr ähnlich".[17]) Man vergeudete unendliche Zeit und Mühe, um ſchließlich Werke fertig zu bringen, die wegen des widerſtrebenden Materials weit hinter dem Kupferſtiche zurückbleiben mußten, ſo daß uns heute die Frage nahe liegt, warum man nicht lieber einfach nach Kupferplatte und Stichel griff, ſtatt ſich auf dem Holze mit dem Meſſer abzumühen. Daher ſah auch der gute Papillon einen der Hauptvorzüge des Holzſchnittes darin, daß er ſchwerer und zeitraubender ſei als alle andern Arten des Stiches; er führte dieſen Gedanken in einem beſonderen Kapitel ſeines Buches aus, und, um die Richtigkeit zu beweiſen, rechnete er ernſthaft aus, daß eine geometriſche Figur, für welche der Stichel 92 mal ausholt, auf Holz mit dem Meſſer 5492 Schnitte erfordert![18])

Aber gerade dieſe Verirrung, gerade dieſes Streben den Kupferſtich nachzuahmen war es, welches zum Heile des Holzſchnittes eine vollſtändige Umwälzung ſeiner Technik herbeiführte und eine ganz neue Kunſt aus ihm machte.

Bisher hatte man ſtets mit Meſſern[19]) auf Langholz gearbeitet, d. h. auf Holztafeln, deren Faſern parallel zur Fläche liegen. Jetzt, da man in Kupferſtichmanier arbeitete, lag es nahe zu verſuchen, ob man nicht beſſer und raſcher zum Ziele gelangen

---

[16]) [F. J. Wippel] Sechs Figuren für die Liebhaber der ſchönen Künſte in Holz geſchnitten von J. F. G. Unger, mit einer Abhandlung, worinn etwas von märkiſchen Formſchneidern. Breslau 1779. S. 24.

[17]) S. die Anzeige der Holzſchnitte Ungers in Meuſels Miscellaneen artiſtiſchen Inhalts, Bd. I S. 51 ff.

[18]) Papillon I S. 438.

[19]) Siehe S. R. Koehler, Über die Technik des alten Holzſchnittes, in der „Chronik für vervielfältigende Kunſt" 1890. Nr. 11.

könne, wenn man ſtatt mit dem Meſſer mit dem Stichel arbeite, nicht mehr ſchneide, ſondern ſteche. Auf Langholz ging dies nicht wegen des Widerſtandes der Faſern, man mußte daher das Holz anders wenden, und man nahm Hirnholz, d. h. Holzklötze, in welchen die Faſern ſenkrecht zur Fläche ſtehen. Auf dieſe Weiſe ließ ſich das Holz mit dem Stichel bearbeiten, aber es war dabei zu berückſichtigen, daß das Ergebnis beim Abdrucke dem des Kupferſtichs diametral entgegengeſetzt wurde. Bei der Kupferplatte nämlich haftet die Schwärze in den eingegrabenen Linien, und dieſe drucken ſich auf dem Papiere ſchwarz ab, während die unberührten Teile der Fläche die lichten Partien abgeben; beim Holzſchnitte dagegen haftet die Schwärze an der Fläche, und dieſe ſchwärzt beim Abdrucke das Papier, während die eingegrabenen Linien weiß erſcheinen. Der Stichel des Kupferſtechers zeichnet alſo ſchwarz auf weißem Grunde, er trägt mit jedem Striche Schatten auf, er arbeitet mit ſchwarzen Linien; der Stichel des Holzſchneiders dagegen zeichnet weiß auf ſchwarzem Grunde, gräbt Lichter ein und arbeitet mit weißen Linien.

Es iſt klar, welch große Vorteile dieſes neue Verfahren mit ſich brachte. Der Holzſtich — denn von Holzſchnitt kann man hier füglich nicht mehr ſprechen — faksimiliert Strichzeichnungen ebenſo wie der alte Holzſchnitt, nur noch beſſer und raſcher. Zugleich aber iſt ihm ein Gebiet erſchloſſen, welches der Holzſchnitt niemals hätte erreichen können: denn der alte Holzſchnitt iſt von der ſchwarzen Linie abhängig, die er umſchneidet, ſeine maleriſchſten Werke bleiben immer Strichzeichnungen; der neue Holzſtich dagegen befreit ſich von der ſchwarzen Linie, er kann jetzt rein maleriſch wirken und aus dem Dunkel der Tafel in Tönen und Lichtern eine Bild ohne Linien herausarbeiten.

Wie jede Neuerung, mißfiel dieſe Erfindung den alten Herren der Zunft. Il y a quelques années, höhnt Papillon, qu'un Etranger parut à Paris qui gravoit avec le burin [Stichel] sur le bois de bout [Hirnholz], il prétendoit avancer beaucoup par cet artifice; mais cet homme raisonnoit sans principe et sans art. Papillon kann nicht genug mißbilligende Worte finden, um dieſe Ketzerei zu brandmarken, und mit Mühe beruhigt er ſich

über dieſe Leute, „die ſich unterfangen in Holz zu ſchneiden ohne eine Ahnung davon zu haben“.[20]) Die erſten Verſuche, welche ihm vorlagen, mögen ja nicht beſonders gut ausgefallen ſein, aber das Verfahren war lebensfähig, und es brauchte nur der Mann zu kommen, der den richtigen Vorteil daraus zu ziehen verſtand, um ihm den Sieg zu verſchaffen. Dieſer Mann war der Engländer Thomas Bewick.

Bewick iſt der Vater des modernen Holzſtiches. Zwar hat er nicht, wie es bis auf den heutigen Tag in jeder „Geſchichte des Holzſchnittes“ zu leſen ſteht, „den Holzſtich erfunden und zuerſt auf Hirnholz mit dem Meſſer gearbeitet“ — wir wiſſen durch Papillon, daß dies ſchon zu einer Zeit geſchehen war, wo Bewick noch ein Kind war, — aber trotzdem bleibt ihm der Ruhm, der Begründer der erneuten Kunſt zu ſein. Denn er war der erſte wirkliche Künſtler, der ſich dem neuen Verfahren zuwandte und mit ſeiner Hilfe dem Holze Leben, Stimmung und Gefühl einhauchte.

Sein Meiſterwerk, die history of British birds, erſchien 1797. Damals war Goethe mit den Vorbereitungen der Propyläen beſchäftigt. Bewickiſche Blätter kamen nach Weimar, und Goethe, der dem Holzſchnitte nicht fremd gegenüberſtand — er ſelbſt hatte in ſeiner Leipziger Zeit „manchmal, damit ja alles verſucht wurde, in Holz geſchnitten“[21]), — ſtudierte ſie mit lebhaftem Intereſſe. Seine Aufmerkſamkeit mag noch dadurch geſteigert worden ſein, daß er ſich gerade in jener Zeit mehrfach mit Verſuchen in Metallhochſchnitt beſchäftigt hatte, und die Frucht dieſes Studiums war ein Aufſatz über den engliſchen Holzſchnitt, der in den Propyläen erſchien.[22])

---

[20]) Papillon II S. 124—126.

[21]) Aus meinem Leben, achtes Buch.

[22]) „Über den Hochſchnitt“, Propyläen I, 2 S. 164. — Dieſe Arbeit wurde in Goethes Werke erſt von Strehlke aufgenommen, Hempeliſche Ausgabe Bd. 28 S. 533 ff., wo auch darauf bezügliche Stellen aus Briefen an F. H. Meyer und A. W. Schlegel abgedruckt ſind. — Nebenbei ſei hier bemerkt, daß die „Anzeige der neuen Anaglyphik“ in dem Briefe an Schiller vom 28. Juli 1798, welche Strehlke ebenfalls heranzieht, ſich nicht auf dieſen Aufſatz, ſondern auf die Metallſchnitte des F. W. Facius bezieht, die Goethe in früheren Briefen mehrfach erwähnt hatte. Erſt am 20. November 1798 forderte er

Der Anſtoß war gegeben. Unger verhielt ſich gegen die neue Technik ablehnend, — ein „Stumpfſinn“, den Goethe unbegreiflich fand, — aber das Intereſſe, welches in Deutſchland die Ungeriſchen Holzſchnitte nur in einem kleinen Kreiſe erweckt hatten, fand neue Anregung, und mit dem Anbruche des neuen Jahrhunderts wurde der Holzſchnitt in Preußen als Kunſt offiziell wieder anerkannt: im Jahre 1800 wurde an der Akademie der Künſte in Berlin ein Lehrſtuhl der Holzſchneidekunſt errichtet.

Die deutſchen Holzſchneider ließen ſich von der engliſchen Manier beeinfluſſen, ſie behielten aber die alte Meſſertechnik bei. Der Holzſtich wurde bei uns erſt eingeführt, als ſich auf Veranlaſſung von Leipziger Verlegern engliſche Xylographen in Deutſchland anſiedelten. Nach franzöſiſchem und engliſchem Muſter wurden illuſtrierte Zeitſchriften und Volkskalender gegründet, und zum zweitenmale brach eine Epoche an, wo der Holzſchnitt belehrend und bildend auf das Volk wirken ſollte. Seine Fortſchritte waren freilich langſam, und die erſten Arbeiten waren noch linkiſch und hart; aber auch der Geſchmack des Publikums war noch ungeſchult, und wie in der Zeit vor Dürer ſuchte man im allgemeinen den Wert des Holzſchnittes weniger in der künſtleriſchen Ausführung als in dem, was dargeſtellt wurde. Und ebenſo wie in der Düreriſchen Zeit, wurde erſt dann wieder Bedeutendes geleiſtet, als große Künſtler wie Ludwig Richter und Menzel ſich des Holzſchnittes annahmen.

Ludwig Richter wandte ſich ihm im Jahre 1838 zu; ein Jahr ſpäter begann Menzel die Illuſtrationen für die Geſchichte Friedrichs des Großen von Kugler. Beide Künſtler benutzten alle Vorteile der neuen Sticheltechnik, aber ſie hielten an dem Prinzip des Fakſimileſchnittes feſt und verlangten vom Holzſchneider „Gehorſam gegen den Strich der Zeichnung“. Die Leiden, welche anfangs dem armen Ludwig Richter die Interpretation der Engländer in Leipzig verurſachten, hat er ſelbſt ergötzlich erzählt: die Engländer ſetzten „ihren Stolz in höchſte Eleganz der Strichlagen und Tonwirkungen“,

---

Meyer auf, einen Aufſatz über die engliſchen Holzſchnitte für die Propyläen vorzubereiten. Siehe Goethes Briefe [Werke, Weimarer Ausgabe] Bd. 13, beſonders S. 233, 314, 338.

während er vor allem charakteriſtiſchen Ausdruck ſuchte. „Ich ging überhaupt nicht auf maleriſche Toneffecte aus“, ſagt er, „ſondern auf Reichthum der Motive, klare Anordnung und Schönheit der Linienführung.“ [23]) — Mag auch die moderne Schule über dieſe „altmodiſche Kunſtanſchauung“ ſpotten, wir verdanken ihr eine Renaiſſance des Fakſimile-Holzſchnittes, wie ſie keine andere Nation erlebt hat, und die Werke, welche ſie geſchaffen, gehören zu den koſtbarſten Schätzen unſeres Volkes.

Und wiederum iſt jetzt, in unſeren Tagen, der maleriſche Sinn erwacht. Sehnſucht nach Licht und Farbe hat wieder einmal die Malerei mächtig ergriffen, und mit Naturgewalt reißt dieſe die graphiſchen Künſte mit ſich fort. Aber diesmal geht der Holzſchnitt in der gewaltigen Strömung nicht unter, die Technik des Stichels hält ihn empor und verleiht ihm Kräfte zum Kampfe. Er iſt den neuen, ſich aufdrängenden Aufgaben gewachſen, er kann jetzt Ton und Farbe wiedergeben und mit dem Stichel *malen*.

Es fehlt freilich nicht an warnenden Stimmen, welche den Holzſtich für eine Verirrung halten und die Rückkehr zu den einfachen Sitten der Väter predigen, und man muß zugeben, daß die neue Richtung der geſchmackloſen Spielerei und den überflüſſigen Kunſtſtückchen der Technik eine breite Bahn öffnet; aber „der reproduzierende Künſtler kann ſich der gerade herrſchenden Kunſtrichtung nicht entziehen. Steigert ſich in den ſchöpferiſchen Künſten das Streben nach rein maleriſchen Wirkungen, ſo muß der nachbildende Künſtler demſelben ſich anſchließen, will er nicht den inneren Zuſammenhang mit dem großen Kunſtleben verlieren, zumal, wenn er vor die Aufgabe geſtellt wird, ſolche rein maleriſch gefaßte Werke zu reproduzieren. Er würde gegen die Wahrheit ſündigen, die Treue vermiſſen laſſen, begnügte er ſich mit den Mitteln, welche der zeichnende Stil darbietet. Er muß verſuchen, auf den Holzblock mit dem Stichel zu malen, den Schein der Farbe

---

[23]) Ludwig Richter, Lebenserinnerungen. 6. Aufl., S. 341. — Die ergiebigſte Quelle für die Geſchichte des Richteriſchen Holzſchnittes iſt das ikonographiſche Werk J. F. Hoffs, „Adr. Ludwig Richter“, Dresden 1877; Hoff hatte eigenhändige Aufzeichnungen aller Xylographen, welche nach Richteriſchen Zeichnungen gearbeitet, geſammelt und veröffentlichte ſie in ſeinem Buche.

und des Tones wiederzugeben.“ [24]) Ihm dies verbieten, heißt seine Aufgabe verkennen; ihm den Vorwurf zu machen, er ahme den Stahlstich und den Kupferstich nach, zeigt nur Unkenntnis seines eigentlichen Charakters, und in die Grenzen des alten Holzschnittes ihn zurückzudrängen können nur diejenigen wünschen, welche nicht wissen, daß er eine ganz neue Kunst ist, die mit der alten nichts gemein hat als das Holz, auf welchem sie beide arbeiten.

Mit der Erweiterung der Wirkungssphäre sind auch die Ansprüche an die Kunst des Holzstechers gestiegen. Zur Zeit Dürers hatte der Formschneider nur das weiße Holz auszuschneiden, er brauchte künstlerischen Verstand, um den Linien der Zeichnung richtig zu folgen, aber seine Arbeit war schließlich rein negativ. An die Künstler, welche Menzel interpretierten, wurden bedeutend höhere Anforderungen gestellt, sie hatten die schwierigsten Aufgaben zu lösen, welche dem Faksimile-Schnitt gestellt werden können, aber sie hatten dabei immer die Linien der Zeichnung als Führer, und ihr höchster Stolz war der Gehorsam gegen diese Linien. Aber der heutige Holzstecher hat zu seiner Leitung auf dem Holze, welches er bearbeiten will, meist nur eine Photographie nach einer Tuschzeichnung oder einem Gemälde; ganz selbständig muß er mit dem Stichel die Mittel finden, um Licht und Schatten, Ton und Farbe wiederzugeben. Er muß ein wirklicher Künstler sein, „er muß vielseitiger, ein tieferer Denker, eine feinfühligere Natur, ein schärferer Analytiker werden“,[25]) soll sein Werk nicht den Eindruck des Schablonenhaften machen. Die Höhe dieser Aufgabe wird immer den Künstler reizen, und gerade ihre Schwierigkeit bürgt für bedeutende Leistungen. Auch der Krieg, welchen die mechanische Reproduktion gegen den Holzstich führt, wird diesem zum Heile gereichen; er wird immer mehr aus den Gebieten verdrängt werden, wo er blos belehrend wirken oder nur gedankenlose Schaulust befriedigen soll, und wird sich immer mehr rein künstlerischen Aufgaben hingeben.

---

[24]) Anton Springer, Die Aufgaben der graphischen Künste (Festschrift der Kunstakademie in Leipzig 1890), S. 8.

[25]) S. R. Köhler in seiner vortrefflichen Arbeit „F. Jüngling und der moderne Holzstich“, „Zeitschr. für bild. Kunst“ 1891, S. 90.

An dieſer Vervollkommnung des Holzſtiches beteiligen ſich alle Kulturnationen: an der Spitze von allen ſtehen unſtreitig die Vereinigten Staaten. Die amerikaniſchen Künſtler wurden eben durch die alten Traditionen, welche wir ſo lange liebevoll gepflegt, in ihrem raſchen Fluge nicht gehemmt, und auch auf ſie paßt:

Amerika, du haſt es beſſer
Als unſer Continent, das alte,
Dich ſtört nicht im Innern,
Zu lebendiger Zeit,
Unnützes Erinnern
Und vergeblicher Streit.

„Die Holzſtecher der Vereinigten Staaten haben ſeit geraumer Zeit angefangen ſelbſtändige Blätter zu ſtechen, welche nur in feinſten Probedrucken veröffentlicht werden.“[26]) In Deutſchland hat es der Holzſtich noch nicht zu einer ſolchen künſtleriſchen Stellung gebracht, obgleich er vieles ſchon geleiſtet, das volle Bewunderung erzwingt. Wenn es auch bei uns nicht mehr ſo ſchlimm iſt wie vor hundert Jahren, wo man „eine Arbeit gar nicht anſah, wenn geſagt wurde, ſie ſei in Holz geſchnitten“, ſo ſind wir doch noch weit davon entfernt dem Holzſtiche die künſtleriſche Würdigung zu zollen, welche er verdient, und nur von wenigen wird die Wahrheit des Düreriſchen Wortes anerkannt, mit welchem dieſer Bericht überſchrieben iſt: „Mancher ſticht mit ſeim Eiſelein etwas in ein klein Hölzlein, das wird kunſtvoller und beſſer denn eins andern großes Werk, daran derſelb ein ganz Jahr mit höchſtem Fleiß macht.“ [27])

---

[26]) Köhler a. a. O. S. 118.

[27]) Dürer, Vier Bücher von menſchlicher Proportion. Nürnberg 1528. T. ij.

2.

Abteilung für Sprachwiſſenſchaft (SpW).

a) Sektion für Alte Sprachen (AS).

Die im Oktober vorgenommene Neuwahl des Vorſtandes ergab als erſten Vorſitzenden Herrn Profeſſor Dr. Rieſe, als zweiten Vorſitzenden Herrn Direktor Dr. K. Reinhardt, als Schriftführer Herrn Dr. Ziehen.

Dieſer Sektion wurde in dem Zeitraume vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1893 auf ſeinen Antrag als Mitglied zugewieſen mit Wahlrecht:

Herr O. Raſch, Lehrer, hier.

Es ſprachen in dieſer Sektion am

18. Oktober Herr Direktor Dr. K. Reinhardt über „Der neuentdeckte Phaedonpapyrus“;

6. Dezember Herr Profeſſor Dr. Baier über „Einige Stellen aus Sophokles' Antigone“.

* * *

Der eingeſandte Bericht lautet:

Der neuentdeckte Phaedonpapyrus von Herrn Gymnaſialdirektor Dr. K. Reinhardt.

Im Jahre 1891, das ſo reich an Entdeckungen auf dem Gebiete der klaſſiſchen Philologie war, hat ein Engländer, Herr Flinders-Petrie, aus dem Karton einer in Gurol im Fayum gefundenen Mumie durch mühevolle Arbeit einige Papyrusblätter gelöſt, die einſt einer Handſchrift des platoniſchen Phädon angehörten. Zwar ſind es nur wenige Kolumnen: pag. St. 67e; 68a—69a; 80d—80e; 81a—81d; 82a—84a. Auch dies wenige iſt äußerſt lückenhaft; die Ergänzungen können zum Teil durch Vergleichung mit unſerem Platontexte feſtgeſtellt werden, zum Teil aber bleiben ſie zweifelhaft. Trotzdem haben dieſe geringen Überreſte großes Aufſehen erregt und Anlaß gegeben zu

einem Meinungsſtreite zwiſchen hervorragenden philologiſchen Autoritäten über die Zuverläſſigkeit unſerer Texte der großen griechiſchen Proſaſchriftſteller.

Denn dieſe Papyrusreſte ſind von einem Alter, wie keine anderen handſchriftlichen Zeugen der Vergangenheit, die wir kennen. Sie gehören nach einer durchaus ſicheren Datierung der erſten Hälfte des 3. Jahrhunderts v. Chr. an; ſie reichen alſo bis auf zwei oder drei Menſchenalter an die Zeit heran, in der Platon ſelbſt gelebt hat, und ſind etwa 1150 Jahre älter als unſere älteſte mittelalterliche Handſchrift Platons, der ehrwürdige Bodleianus. Und dieſe neuentdeckten Zeugen der Vergangenheit belehren uns, daß die Platontexte, die damals in den Händen des leſenden Publikums waren, ganz erheblich von dem Texte abwichen, der uns überliefert iſt, den wir auch bis ins einzelne, bis auf Ausdruck und Wortſtellung für echt und platoniſch glaubten halten zu dürfen.

Zwar, um dies gleich im Voraus zu bemerken, die Abweichungen berühren nirgends weſentlich den Sinn und den Zuſammenhang der Gedanken. In dieſer Hinſicht kann überall kein Zweifel ſein, und ſo ſind jene Papyrusreſte eine erfreuliche Beſtätigung deſſen, woran ja allerdings kein Verſtändiger gezweifelt hat, daß der Text Platons alle die Jahrhunderte hindurch von größeren Interpolationen und Fälſchungen frei geblieben iſt.

Jene Abweichungen gehen ſämtlich auf die Nachläſſigkeit der Abſchreiber oder derer, die den Schreibern diktierten, und auf Liebhabereien von aufmerkſamen und unaufmerkſamen Leſern zurück. Giebt es doch auch heutzutage Leute genug, die ſtets mit dem Stift in der Hand leſen und in harmloſer Weiſe ihr Selbſtbewußtſein mit der Vorſtellung auffriſchen, daß ſie dem Schriftſteller oder dem Herausgeber eins aufmutzen und ihn verbeſſern. Im Altertum aber, bei der unſicheren Überlieferung durch Schreibwerk, war der Leſer überall auf Selbſthilfe angewieſen. Er konnte bei allem, was ihm auffiel und unrichtig oder unpaſſend zu ſein ſchien, wähnen, er verbeſſere den Abſchreiber und ſtelle das Urſprüngliche wieder her.

Von einem oberflächlichen Standpunkte nun könnte man dieſe Abweichungen, die den Sinn nicht tiefer berühren, als unweſentlich und äußerlich betrachten. Aber in der Herſtellung der alten Texte

giebt es keine Kleinigkeiten. Jeder Zug, auch der unbedeutendſte, dient dem ganzen Bilde. Kein Titelchen darf vernachläſſigt oder für gering geachtet werden, wenn es möglich iſt, das Bild ſo wieder herzuſtellen, wie Platon es einſt gezeichnet hat. Er, der größte Stiliſt aller Zeiten, hat ſicherlich gewußt, warum er dieſen Ausdruck wählte und keinen anderen, warum er die Worte ſo und nicht anders ſtellte. Auch für die genaue Auslegung eines Schriftſtellers iſt es notwendig zu wiſſen, daß man auf einem ſicheren Texte fußt.

Bisher nun glaubte man, bei aller Verſchiedenheit der Meinungen über einzelne Stellen, doch grundſätzlich an die Möglichkeit, mit Hilfe der beſten Handſchriften die Texte der großen griechiſchen Proſaiker annähernd ſo herzuſtellen, wie ſie aus ihren Händen hervorgegangen ſind. Dieſer Glaube ſcheint jetzt erſchüttert, da ſich zeigt, daß die im Altertume geleſenen Texte ſich ſo weit von der mittelalterlichen Überlieferung entfernen. Die Erſcheinung, daß hervorragende Autoritäten in Sachen der Kritik und des Geſchmackes, Uſener[1]) und Gomperz[2]), über den Wert oder Unwert der Lesarten des alten Papyrus zu entgegengeſetzten Schlußfolgerungen gekommen ſind, trägt noch weiter dazu bei, die entſtandene Ratloſigkeit zu vermehren.

Indeſſen wollen wir hier nicht Stellung für oder wider nehmen in dieſem Meinungskampf, vielmehr zunächſt uns ein Urteil über den Thatbeſtand zu verſchaffen ſuchen, und zwar ohne vorgeſetzte Meinung, keinem zu Lieb und keinem zu Leid.

(Aus der Erörterung und Vergleichung der einzelnen abweichenden Lesarten, in die die verſammelten Fachgenoſſen nunmehr eintraten, können hier nur die Hauptpunkte kurz hervorgehoben werden.)

In einer Anzahl von Stellen giebt der Papyrus unbeſtritten die allein richtige Leſung; er ſcheidet Gloſſeme aus, die teils ſchon

---

[1]) „Unſer Platontext“ von H. Uſener, Göttinger Nachrichten 1892 Nr. 2 und Nr. 6. S. 25 ff. u. S. 181 ff.

[2]) „Die jüngſt entdeckten Überreſte einer den Platoniſchen Phädon enthaltenden Papyrusrolle“ von Th. Gomperz, Sitzungsberichte der Kaiſ. Akad. der Wiſſenſchaften, Wien 1892.

erkannt waren, teils jetzt festgestellt werden können (Usener a. A. S. 40). Hier sei beispielsweise das sinnentstellende φασίν p. 83e erwähnt, das sich auch in unsere beste Handschrift eingeschlichen hat und als ein willkürlicher Zusatz eines gedankenlosen Lesers bereits von Hirschig in Klammern gesetzt worden ist.

In der Rechtschreibung giebt der Papyrus einige wichtige Aufschlüsse oder willkommene Bestätigungen, so vor allem die Lesung ἀιδής statt ἀειδής p. 80d u. a. (Usener S. 46). Auch auf das ν ἐφελκυστικόν vor Konsonanten S. 81c: ἐνεποίησεν σύμφυτον und 83c: ἔσχατόν ἐστιν τοῦτο, wie in Übereinstimmung mit unserer besten Handschrift 68d ὀλιγωροῦσίν τε darf hier hingewiesen werden.[3])

In einer ganzen Reihe von Fällen aber zeigt unbestreitbar der alte Papyrus Fehler, die unsere mittelalterliche Überlieferung nicht hat, und die durch Nachlässigkeit des Schreibers, zum Teil auch durch willkürliche Zusätze oder Auslassungen entstanden sind. So ist beispielsweise in der Stelle 80d ἡ δὲ ψυχὴ ἄρα, τὸ ἀιδές, τὸ εἰς τοιοῦτον τόπον ἕτερον (A:[4]) ἕτερον τόπον) οἰχόμενον τὸγ (sic) γενναῖον καὶ καθαρὸν καὶ ἀιδῆ der Artikel vor γενναῖον offenbar von einem Leser eingefügt, der die spätere Schilderung der Örtlichkeit (p. 108d ff.) im Auge hatte.

In einer weiteren Reihe von Fällen aber ist die Entscheidung nicht so leicht. Nehmen wir einige wichtigere heraus.

Im Kapitel 13 (p. 68 f.) entwickelt Platon den Gedanken, daß der Philosoph allein, der die Dinge durchschaut und die Sehnsucht nach dem Jenseits im Herzen trägt, auch jene gewöhnlichen Tugenden, Tapferkeit und Mäßigung, besitze. Denn die Tapferkeit und Mäßigung der anderen Leute ist ein sonderliches Ding. Aus Furcht vor größerem Übel sind sie tapfer und aus Furcht, anderer und größerer Genüsse beraubt zu werden, sind sie mäßig. So geht denn die Mäßigung jener braven Leute thatsächlich aus einem Mangel an Enthaltsamkeit und Selbstbeherrschung hervor, und der

[3]) Vgl. Schanz, Platon-Ausgabe V, 2 S. XI und die Bemerkung des Vortragenden in der Rauchensteinischen Isokrates-Ausgabe, Weidmann 1882, S. 168.

[4]) Papyrus von Arsinoe, nach Useners Vorgang mit A bezeichnet.

innere Vorgang hierbei unterſcheidet ſich im Grunde nicht von der Zügelloſigkeit.

Beidemale iſt der Geiſt nicht frei, ſondern gebunden und unterjocht unter die Vorſtellung der Begierden und Lüſte. Die wahre Tugend aber kann nicht auf ſolcher Berechnung und ſolchem Abwägen, wo das Mehr oder Weniger von Luſt und Schmerz einzuhandeln ſei, beruhen. Solche Tugend iſt nur ein Schattenbild und in Wahrheit knechtiſch, heuchleriſch und faul.

So iſt der Gedankengang nach unſerer bisherigen Leſung. Zunächſt wird jene auf kurzſichtiger Klugheit beruhende Mäßigung der gewöhnlichen Leute εὐήθης genannt: gutartig, einfältig, albern. Am Schluß, nachdem der Nachweis von dem wahren Weſen jener ſogenannten Tugend erbracht iſt, wird das ſchwere Geſchütz aufgefahren: ſie iſt τῷ ὄντι ἀνδραποδώδης καὶ οὐδὲν ὑγιὲς οὐδ' ἀληθὲς ἔχει S. 69 b.

Der Papyrus aber giebt ſchon von vornherein, p. 68 e, der σωφροσύνη das Epitheton ἀνδραποδώδης, das nun alſo zweimal vorkommt. Gomperz hält dies für eine glänzende Beſſerung unſeres Textes (a. a. O. S. 11). Aber wir glauben nachweiſen zu können, daß das Wort εὐήθης eine ganz beſtimmte Beziehung hat. Immiſch[5]) hat bereits auf die Stelle p. 82 b hingewieſen, wo die Leute, die der gewöhnlichen, ſogenannten Tugend (τὴν δημοτικὴν καὶ πολιτικὴν ἀρετήν) im Leben nachgegangen ſind, „mit einer gewiſſen gutmütigen Ironie behandelt werden". Es ſind ordentliche Leute, μέτριοι ἄνδρες, und ſie kommen auch zum Lohne dafür nach ihrem Tode in die Leiber von Bienen, Weſpen und Ameiſen, vielleicht auch wieder in die von braven Menſchen; denn ſie haben bei Lebzeiten auch ſo wacker wie jene Tierchen gearbeitet und zuſammengeſcharrt und ſich viel Sorge und Mühe gemacht, aus guter Gewohnheit, ἐξ ἔθους τε καὶ μελέτης. Aber die tiefere Erkenntnis fehlt ihnen (ἄνευ φιλοσοφίας τε καὶ νοῦ), und das Eine, das not thut, haben ſie nicht erkannt, darum können ſie nicht in das Himmelreich eingehen: εἰς δέ γε θεῶν γένος μὴ φιλοσοφήσαντι καὶ παντελῶς καθαρῷ ἀπιόντι οὐ θέμις ἀφικνεῖσθαι ἀλλ' ἢ τῷ φιλομαθεῖ.

---

[5]) Berliner philologiſche Wochenſchrift 1892, Nr. 49, S. 1539.

Der Vortragende hat seiner Zeit in der Dissertation de Isocratis aemulis S. 32 ff. nachgewiesen, daß Platon bei dieser Schilderung eine ganz bestimmte Persönlichkeit, Isokrates, im Auge hatte. Die Beweisstellen sind dort beigebracht, und es darf wohl auf jene Schilderung der litterarischen Fehde zwischen Platon und Isokrates hier kurz hingewiesen werden (S. 30 ff.). Isokrates bekennt sich öffentlich als Wortführer der gewöhnlichen und bürgerlichen Tugend, der δημοτικὴ καὶ πολιτικὴ ἀρετή. De permut. § 84: οἱ μὲν γὰρ (Platon und Genossen) παρακαλοῦσιν ἐπὶ τὴν ἀρετὴν καὶ τὴν φρόνησιν τὴν ὑπὸ τῶν ἄλλων μὲν ἀγνοουμένην, ὑπ' αὐτῶν δὲ τούτων ἀντιλεγομένην, ἐγὼ δὲ ἐπὶ τὴν ὑπὸ πάντων ὁμολογουμένην. Er war der Mann der emsigen, sammelnden Arbeit; nur durch Übung und Gewöhnung kann nach ihm die Tugend wie die Beredsamkeit erworben werden. Das Wissen, die theoretische Erkenntnis schätzt er gering. Der einzige Trieb, der zur Tugend leitet, ist ihm die Rücksicht auf Genuß, Vorteil und Ehre: de permut. § 217: ἐγὼ μὲν οὖν ἡδονῆς ἢ κέρδους ἢ τιμῆς ἕνεκα φημὶ πάντας πάντα πράττειν. ἔξω γὰρ τούτων οὐδεμίαν ἐπιθυμίαν ὁρῶ τοῖς ἀνθρώποις ἐγγιγνομένην.

Platon behandelt in dem ganzen Streite seinen Gegner Isokrates mit überlegener Ruhe und vornehmer Ironie. Er läßt dem Manne die Gerechtigkeit widerfahren, die ihm gebührt. Es thut ihm leid, an dem früheren Mitschüler und Freunde, auf den er einst höhere Hoffnungen gesetzt hatte, eine so dürftige und beschränkte Gesinnung rügen zu müssen.

Dem entspricht nun die vorliegende Stelle S. 68 e f., wenn wir mit unseren Handschriften εὐήθη lesen: die Mäßigung der gewöhnlichen Leute wird zunächst als gutartig und einfältig bezeichnet. Wenn man ihr aber Herz und Nieren prüft, so erweist sie sich als die Gesinnung eines Unfreien, eines Knechtes. Nur zögernd spricht Platon das harte Wort: ἀνδραποδώδης.

Diese langsame Vorbereitung des Ausdrucks wird durch die Lesart des Papyrus verwischt. Es erscheint undenkbar, daß ein späterer Leser das nicht sofort verständliche Wort εὐήθης, das erst bei genauerem Einblick Bedeutung gewinnt, für das kräftigere, bezeichnendere ἀνδραποδώδης eingesetzt hätte. Wohl aber ist es sehr erklärlich, daß

ein Leſer dem ſcheinbar ſchwächlicheren Ausdruck den draſtiſcheren vorzog und ihn aus der folgenden Stelle heraufnahm. Wir müſſen alſo hier die Leſung der Handſchrift für die urſprüngliche halten.

An derſelben Stelle findet ſich eine zweite Abweichung; S. 69a giebt der Papyrus συμβαίνει δ'οὖν αὐτοῖς anſtatt des handſchriftlichen ἀλλ'ὅμως συμβαίνει αὐτοῖς. Die letzteren Worte kommen faſt genau ſo einige Zeilen früher vor: 68e: ἀλλ'ὅμως αὐτοῖς συμβαίνει. Platon läßt der Beweisführung die zu beweiſende Behauptung vorangehen: „Jene Leute ſind aus einer Art von Zügelloſigkeit mäßig. Das iſt ja, ſagen wir, unmöglich; aber gleichwohl (ἀλλ'ὅμως) ergiebt ſich, daß die Sinnesverfaſſung bei dieſer gewöhnlichen Mäßigung jenem Zuſtande entſpricht.“ Dies Paradoxon wird nunmehr bewieſen: „Aus Furcht, andere Genüſſe zu verlieren, und aus Gier darnach enthalten ſie ſich eines Teiles der Lüſte, weil ſie von anderen beherrſcht werden. Nun nennt man ja Zügelloſigkeit, ſich von Lüſten beherrſchen zu laſſen (καίτοι . .). Alſo ergiebt ſich (συμβαίνει δ'οὖν), daß ſie Lüſte beherrſchen, weil ſie von Lüſten beherrſcht werden, das heißt (τοῦτο δὲ ὅμοιόν ἐστιν), daß ſie aus einer Art von Zügelloſigkeit zu einer vernünftigen Lebensführung gelangt ſind, wie oben behauptet wurde.“ Mit καίτοι wird der Unterſatz, mit οὖν die Schlußfolgerung eingeleitet. Die Pointe kommt allerdings, wie Uſener S. 44 richtig bemerkt, erſt durch den Satz τοῦτο δὲ ὅμοιον heraus. Aber die Schlußfolgerung liegt nicht in dieſem Satze allein, vielmehr in der Gleichſtellung: κρατεῖσθαι ὑφ'ἡδονῶν-ἀκολασία, κρατεῖν ἡδονῶν-σωφροσύνη, alſo in den beiden letzten Sätzen zuſammen. Darum iſt auch die ſtarke Interpunktion nach ἡδονῶν unangebracht. Ein Gegenſatz aber, wie vorher bei der Aufſtellung des Paradoxon (φαμὲν ἀδύνατον εἶναι, ἀλλ'ὅμως) iſt hier, nach καίτοι καλοῦσί γε ἀκολασίαν τὸ ὑπὸ τῶν ἡδονῶν ἄρχεσθαι, nicht am Platze, es muß vielmehr die Schlußfolgerung gezogen werden.

Demnach hat hier der Papyrus das Richtige. Es iſt auch leicht erklärlich, daß bei dem doppelten Vorkommen von συμβαίνει αὐτοῖς in der Behauptung und in der Schlußfolgerung das Auge des Schreibers oder Diktierers abirren und die vorher gebrauchte Konjunktion am unrechten Orte wiederholen konnte.

So führen zwei Abweichungen, die faſt an derſelben Stelle vorkommen, zu entgegengeſetztem Ergebnis. Das eine Mal mußten wir der handſchriftlichen Überlieferung gegen den Papyrus den Vorzug geben, das zweite Mal umgekehrt.

Eine ähnliche Erſcheinung zeigt ſich S. 83 b: ἡ τοῦ ὡς ἀληθῶς φιλοσόφου ψυχὴ οὕτως ἀπέχεται τῶν ἡδονῶν τε καὶ ἐπιθυμιῶν καὶ λυπῶν καὶ φόβων (φ. fehlt in A), καθ' ὅσον δύναται, λογιζομένη ὅτι, ἐπειδάν τις σφόδρα ἡσθῇ ἢ φοβηθῇ ἢ λυπηθῇ ἢ (λ. ἢ fehlen in unſerer Handſchrift, Jamblichus hat es) φοβηθῇ κτλ. Der vollere Ausdruck iſt jedesmal der richtige wegen der notwendigen Ergänzung: ἐπιθυμιῶν: φόβων, ἡσθῇ: λυπηθῇ. In beiden Überlieferungen iſt die Nachläſſigkeit eines Schreibers oder Diktierers der Grund der Auslaſſung; keine hat vor der anderen etwas voraus.

Wichtiger iſt die gleich darauf folgende Abweichung p. 83 c. Hier wird folgender Gedanke ausgeführt. Die Seele des Philoſophen enthält ſich der leiblichen Lüſte und Begierden nicht deshalb, weil der übermäßige Genuß Krankheiten erzeugt und mit ſolchem Leben das Vermögen vergeudet wird, ſondern: ὅτι ψυχὴ παντὸς ἀνθρώπου ἀναγκάζεται ἅμα τε ἡσθῆναι σφόδρα (A σφ. ἡ.) ἐπί τῳ καὶ ἡγεῖσθαι περὶ ὃ ἂν μάλιστα τοῦτο πάσχῃ, τοῦτο ἐναργέστατόν τε εἶναι καὶ ἀληθέστατον, οὐχ οὕτως ἔχον. ταῦτα δὲ μάλιστα ὁρατά. So unſere Handſchriften. Der Papyrus giebt ſtatt deſſen: πρὸς (ſo hat Gomperz richtig ergänzt) οὗ ἅμ μάλιστα τοῦτο πάσχει (= πάσχῃ), μάλιστα δὲ (= δὴ Gomperz) εἶναι τοῦτο u. ſ. w.

Es kann wohl kaum ein Zweifel ſein, daß der alte Papyrus hier den platoniſchen Gedanken wiedergiebt: der Philoſoph vermeidet deshalb die Aufregungen von Freude und Schmerz, weil ſeine Seele durch ſolche Vorgänge zu dem Glauben verführt wird, das, wodurch ſie in ſolche Zuſtände verſetzt wird, alſo die ſichtbare Welt, ſei das wahrhaft Seiende, obwohl es ſich doch nicht ſo verhält: denn nicht das Sichtbare, ſondern das Unſichtbare (τὰ ἀιδῆ) bildet das wahre Weſen der Dinge. μάλιστα hat eine beſtimmte Beziehung. Es giebt wohl auch einige geiſtige Freuden, vergl. Philebus; aber am meiſten bewegt ſich doch Freude und Schmerz auf dem Gebiete des Leiblichen, des Sichtbaren, und ſo wird die

Seele deſſen, der ſich dieſen Affekten hingiebt, verleitet, am meiſten das Sichtbare als das Seiende zu empfinden.

Auch hier iſt deutlich erkennbar, wie das ſtörende ἐναργέστατόν τε καὶ ἀληθέστατον in unſeren Text gekommen iſt. Das doppelte μάλιστα ſchien unpaſſend, und ſo wurde das erſte durch die beiden Superlative erſetzt.

Nicht recht erſichtlich iſt, weshalb Immiſch (a. a. O. S. 1539) behauptet, bei der Lesart des Papyrus müßte der Gegenſatz ſtatt οὐχ οὕτως ἔχον lauten: οὐκ ὄν. Die oben gegebene Erläuterung wird wohl zur Genüge aufgedeckt haben, daß nichts mehr am Gedankengang auszuſetzen iſt.

Auch p. 68a bietet der Papyrus die beſſere Leſung: ἢ ἀνθρωπίνων μὲν παιδικῶν ἢ (ms. καὶ) γυναικῶν ἢ (ms. καὶ) παίδων ſtatt υἱέων der Handſchriften. Mit Recht bemerkt Gomperz, daß παίδων, weil es die Töchter mit einſchließt, den Vorzug verdient. Das Wort ſcheint in unſeren Handſchriften verdrängt, um den Gleichklang mit παιδικῶν zu vermeiden. Umgekehrt lag kein Grund vor, υἱέων durch ein anderes Wort zu erſetzen. Ebenſo iſt in den Handſchriften an die Stelle der entſchieden zutreffenderen Verbindung der Subſtantive durch ἤ die Konjunktion καί getreten, um etwaigen Mißverſtändniſſen des den Satz beginnenden argumentierenden ἤ vorzubeugen.

Wir haben alſo bei einer Anzahl von Abweichungen uns zu einer beſtimmten Anſicht, teils für, teils wider den Papyrus entſchließen können. Aber bei vielen anderen iſt es ſchwer, ja vielleicht unmöglich zu einem abſchließenden Urteil zu kommen. Das ſubjektive Empfinden wird hier bei dem einen ſo, bei dem andern ſo, ja auch bei derſelben Perſon bald ſo, bald anders entſcheiden.

Ein Beiſpiel dafür p. 68b: οὐκοῦν ἱκανόν σοι τεκμήριον, ἔφη, (A: ἔφη, τεκμήριον) τοῦτο ἀνδρὸς (eins der beiden Worte muß in A gefehlt haben), ὃν ἂν ἴδῃς ἀγανακτοῦντα μέλλοντα ἀποθανεῖσθαι (A: τούτῳ), ὅτι οὐκ ἄρ' ἦν φιλόσοφος, ἀλλά τις φιλοσώματος. Wir gehen nur auf die letzte Abweichung ein, τούτῳ ſtatt μέλλοντα ἀποθανεῖσθαι. Schon p. 64a findet ſich die letztere Wendung, die unſere Handſchriften geben: ὡς μοι φαίνεται εἰκότως

ἀνὴρ τῷ ὄντι ἐν φιλοσοφίᾳ διατρίψας τὸν βίον θαρρεῖν μέλλων ἀποθανεῖσθαι. Ebenſo wieder p. 886: τὸν μέλλοντα ἀποθανεῖσθαι und 95c: μέλλων ἀποθανεῖσθαι. Ähnlich S. 61e: μέλλοντα ἐκεῖσε ἀποδημεῖν. Man könnte nun an unſerer Stelle 68b ſo argumentieren: ein Leſer hat den Ausdruck τούτῳ, der wegen der entfernteren Beziehung ihm nicht ſofort klar war, durch Einſetzung einer aus dem Dialog ihm geläufigen Wendung deutlicher machen wollen. Man kann aber auch umgekehrt argumentieren: weil der Ausdruck ſchon kurz vorher zweimal vorgekommen iſt, ſo hat ein Leſer geglaubt, Platon verbeſſern zu müſſen und bei der dritten Wiederkehr dieſe Wendung durch eine einfachere erſetzt.

Ähnlich ſteht man vielen Fällen gegenüber; faſt alle Abweichungen in der Wortſtellung gehören dahin. Überall nun, wo ſich ſo das εἰκός mit einigem Grund nach beiden Seiten wenden läßt, fehlt der Boden für eine Verſtändigung der ſich entgegenſtehenden Meinungen.

Es ſeien nur noch zwei Stellen erwähnt, die in unſerer handſchriftlichen Überlieferung den Kritikern als verderbt erſchienen ſind, und die in dem alten Papyrus dieſelbe Leſung zeigen, wo uns alſo dieſer uralte Zeuge keine Hilfe gebracht hat. Die eine iſt 81a: τῷ ὄντι τεθνάναι μελετῶσα ῥᾳδίως. Das letzte Wort iſt von Hirſchig verworfen worden, weil es ſich nicht mit τεθνάναι verträgt, und es wird ſeitdem für korrupt gehalten. Uſener vermutet ἀῤῥάτως. Aber die Beweisführung ſcheint nicht ganz einwandfrei. Wenn ῥᾳδίως nicht zu τεθνάναι paßt, dann paßt μελετῶσα auch nicht dazu. Denn üben kann man ſich nur in Dingen, die ein Werden, eine Änderung zulaſſen. Wenn das Perfektum wirklich nur das Abgeſchloſſene, das unabänderlich Vollendete ausdrückt, ſo iſt der ganze Gedanke ſchief oder der Fehler ſteckt in τεθνάναι. Aber ob wir uns nicht durch abſtrakte grammatiſche Begriffe zu ſehr beeinfluſſen laſſen und hier in unrichtiger Weiſe die lebendige Sprache bevormunden wollen? Jedenfalls iſt durch den Papyrus bewieſen, daß die Alten wirklich ſo geleſen und keinen Anſtoß daran genommen haben: ſonſt wäre doch in einer der beiden Überlieferungen eine Ausgleichung verſucht worden. Demgegenüber iſt es gewagt zu ändern. Iſt aber hier wirklich

ein Fehler vorhanden, ſo hat wieder keine der beiden Überlieferungen vor der anderen etwas voraus.

Das Gleiche ſcheint an der zweiten derartigen Stelle der Fall zu ſein 82e: (ἡ φιλοσοφία) τοῦ εἱργμοῦ τὴν δεινότητα (καθορᾷ), ὅτι δι' ἐπιθυμίας ἐστίν, ὡς ἂν μάλιστα αὐτὸς ὁ δεδεμένος συλλήπτωρ εἴη τῷ δεδέσθαι κτλ. Das letzte Wort iſt im Papyrus ausgefallen, wird aber wohl in ihm wie in den Handſchriften geſtanden haben. Heindorf hat τοῦ ſtatt τῷ vermutet, der Papyrus aber beſtätigt die Lesart, die ſämtliche Handſchriften und auch Jamblichus bieten: τῷ. Dabei werden wir uns wohl beruhigen müſſen. συλλήπτωρ wird gewöhnlich mit dem Dativ der Perſon, der geholfen wird, und dem (attributiven) Genetiv der zu erwirkenden Sache verbunden, wie z. B. Xenophon Mem. II, 2, 12: ἵνα (ὁ γείτων) ἀγαθοῦ σοι γίγνηται συλλήπτωρ, und ſonſt öfter. Aber auch der einfache Dativ eines paſſiven Infinitivs ſcheint durchaus nicht ungriechiſch und ſehr wohl erklärbar. Das Subſtantivum συλλήπτωρ bewahrt die verbale Kraft des συλλαμβάνειν. Hier wörtlich: „Die Philoſophie erkennt das Gefährliche der Feſſelung (der Seele durch den Leib), daß ſie nämlich durch die Begierde vollzogen wird, auf welche Art der Gefeſſelte ſelbſt am meiſten Mithelfer iſt für das gebunden ſein", am meiſten dazu mithilft, dazu beiträgt, daß er gefeſſelt worden iſt.

Auch hier beweiſt das Zuſammenſtimmen zweier ſo grundverſchiedener Überlieferungen, wie unſere Handſchriften und der Papyrus, die wohl ſchon zu Platons Lebzeiten auseinandergegangen ſind, daß die Alten an dieſer Wortverbindung keinen Anſtoß genommen haben: alſo haben auch wir wohl kein Recht, Anſtoß daran zu nehmen.

Das Ergebnis der bisher angeſtellten Erwägungen iſt alſo: der alte Papyrus war nicht frei von ſchweren Schäden. In manchen Fällen iſt die mittelalterliche Überlieferung ihm entſchieden überlegen. In anderen verdanken wir ihm willkommene Bereicherung und Belehrung. Zu einem ähnlichen Ergebnis iſt man ſeiner Zeit durch Vergleichung der Proben aus Iſokrates' Reden, die ſich bei Dionys von Halikarnaß finden, mit dem Urbinas gekommen. (S. Fuhr, Rhein. Muſ. B. 33. Iſokrates und Dionys von Halikarnaß).

Welche Schlußfolgerungen ſich aus dieſem Thatbeſtande weiter noch entwickeln laſſen, wird hoffentlich in einer der ſpäteren Sitzungen erörtert werden können. Nur ſoviel zeigt ſich jetzt ſchon, daß die Alternative, entweder Papyrus oder Bodleianus, nicht zutreffend iſt.

---

b) Sektion für Neuere Sprachen (NS).

Die im Oktober vorgenommene Neuwahl des Vorſtandes ergab als erſten Vorſitzenden Herrn Profeſſor A. Caumont, als zweiten Vorſitzenden Herrn Oberlehrer Dr. Banner und als Schriftführer Herrn Oberlehrer Zander.

Am 29. November ſprach Herr Oberlehrer Dr. Junker über „Die realiſtiſche Dichtung des franzöſiſchen Mittelalters".

* * *

Der eingeſandte Bericht lautet:

Die realiſtiſche Dichtung Frankreichs im 13. Jahrhundert von Herrn Dr. Junker.

Romantizismus und Realismus ſind nicht bloß Strömungen in der franzöſiſchen Litteratur unſeres Jahrhunderts: ſie haben ſchon einmal im Mittelalter, im 13. Jahrhundert, neben- und nacheinander geherrſcht.

Die älteſten franzöſiſchen Epen, die volkstümlichen Chansons de geste, ſind in kriegeriſcher Zeit aus dem Kriegerſtande und für ihn entſtanden. Sie ſind der dichteriſche Widerhall der Gefühle und Geſinnungen, der Triumphe und Niederlagen ihrer Dichter und Zuhörer. Als aber gegen Mitte des 12. Jahrhunderts für Frankreich eine Periode politiſcher Ruhe eintrat, die bis etwa 1300 dauerte und über das ganze Land Wohlſtand und Gedeihen verbreitete, erhielt das Leben und damit auch die Dichtung eine andere Geſtalt. Der Adel entfaltete größere Pracht und führte auf ſeinen Schlöſſern ein behagliches, elegantes Leben — die Bürger wurden ſich ihrer Kraft und ihres Wertes zum erſten Male bewußt.

Die Dichtung paßte ſich dieſen Verhältniſſen an. Es handelte ſich in der Epik nicht mehr darum, das Erlebte dichteriſch verklärt noch einmal zu ſchauen, ſondern die Zuhörer zu unterhalten und zu ergetzen. Anders geſchah das für den Adel, anders für die Bürgerlichen.

Der Adel ſah ſein Ideal nicht mehr in dem gemeinſamen Kampfe gegen die Stammesfeinde oder die Heiden, ſondern in der vollkommenen Durchbildung des Ritters zu höfiſchen Sitten und Anſchauungen. Der Ritter mußte nunmehr um ſüßer Minne Lohn allein auf Abenteuer ausziehen; er mußte gegen Rieſen und Ungeheuer kämpfen, in verzauberte Gärten und Burgen eindringen, um die Gebote ſeiner Herrin auszuführen, und er mußte ſchließlich in galanter Liebesſprache wohlbewandert ſein. Das iſt der Inhalt der höfiſchen Epik dieſer Zeit, der Artus- und Graldichtungen, der Romane über antike und byzantiniſche Stoffe. Rittertum, Minne und Abenteuer ſind die Dreiheit, welche dem höfiſchen Kunſtepos das romantiſche Gepräge verleihen.

Im ſcharfen Gegenſatze dazu ſteht die realiſtiſche Fabliaudichtung [1]) des Bürgerſtandes. Wenn der Kaufmann mit gefüllter Börſe auf ſicherer Straße von den großen Meſſen in der Champagne oder in Flandern in ſeine wohlbefeſtigte Stadt zurückkehrte und in behaglichem Hauſe der Ruhe pflegte, oder wenn die Zimmer-, Bäcker-, Weber- ꝛc. Meiſter zu zünftigen Feſtlichkeiten zuſammenkamen, dann bedurften ſie zu ihrer Erheiterung einer Dichtung, die ſich in ihrem Gedankenkreiſe bewegte. So iſt im Gegenſatz zu der Litteratur der Schlöſſer die bürgerliche Dichtung entſtanden. Nicht als ob dieſe nicht auch gelegentlich auf den Burgen des Adels erklungen wäre, als ob ſie nicht gelegentlich auch von dem höfiſchen Geiſte in ſich aufgenommen und umgekehrt dieſen beeinflußt hätte, aber ſie iſt im weſentlichen aus dem dritten Stande und für ihn geſchaffen worden.

Die Zeit liegt noch nicht weit hinter uns, wo man nach dem Vorgange Benfeys dieſe volkstümliche Dichtung nicht für eine Schöpfung des Mittelalters hielt, ſondern in Indien ihr Vorbild

---

[1]) J. Bédier: Les Fabliaux. Paris 1893.

und ihre ursprüngliche Form suchte, die auf ihrer Wanderung von Volk zu Volk sich allmählich zu mittelalterlicher Dichtung umgebildet hätte[2]). Zwar läßt sich nicht leugnen, daß manche volkstümliche Dichtung in ihrem Grundgedanken mit einer indischen Erzählung übereinstimmt; aber nichts liegt näher als der Gedanke, daß ähnliche Verhältnisse ähnliche Dichtungen erzeugt haben. Wer möchte in unserer Zeit daran denken, daß Zola, wenn er Nana auf dem Comte de Muffat durch das Zimmer reiten läßt, nur eine mittelalterliche (Le Lai d'Aristote) oder gar eine indische Erzählung (Târa) verarbeitet hätte! Nein, die Fabliaudichtung ist ein ureigenes Gewächs französischen Geistes, ob sie nun spezifisch französische Stoffe behandelt, deren dichterische Gestaltung nur in Frankreich möglich war, oder allgemein menschliche, die überall dichterisch verwertet werden konnten. Nicht Übersetzer oder Bearbeiter uralter Erzählungen sind die Verfasser der Fabliaux gewesen, sondern sie haben die Stoffe aus dem sie umgebenden Leben, aus ihrer Welt herausgegriffen und je nach ihrer Art poetisch gestaltet.

Erhalten sind uns von den zahlreichen Fabliaux, an denen sich das mittelalterliche Frankreich ergetzte, nur 147. Sie waren ja auch nur für das bürgerliche Publikum bestimmt; wer mochte das Pergament und die Schreibgebühr für derartig bescheidene Dichtungen aufwenden! Henri d'Andeli, einer der wenigen Fabliaudichter, deren Namen uns erhalten sind, sagt ausdrücklich, daß die Fabliaux auf Wachstäfelchen geschrieben werden sollten, da Pergament dafür zu kostbar wäre. In der That, die Fabliaux können nicht und haben auch niemals Anspruch auf unsterblichen Ruhm

---

[2]) Bezüglich der drei Theorien über die Entstehung dieser volkstümlichen Dichtungen vergleiche: Mythologische Theorie: W. Mannhardt: Wald- und Feldkulte. Berlin, 2 Bde., 1877. — Grimm: Kinder- und Hausmärchen. 3 Bde., 1856. — M. Müller: Essays on comparative mythology. London 1873. — Anthropomorphe Theorie: A. Lang: Myth, Custom and Religion. London 1885. — E. Tylor: Researches into the early history of mankind. London 1865. — Derselbe: Primitive Culture. London 1871. — Indische Theorie: Loiseleur-Deschamps: Essai sur les fables indiennes et sur leur introduction en Europe. Paris 1848. — Th. Benfey: Pantchatantra. Fünf Bücher indischer Fabeln, Märchen und Erzählungen. Leipzig, 2 Bde., 1859.

erhoben. Sie wollen nicht Kunſtwerke ſein, ſondern ergetzen: haben ſie das erreicht, ſo haben ſie ſich ſelbſt genug gethan. Aus dieſem Grundzuge der Fabliaudichtungen ergiebt ſich zugleich ihre Schwäche und ihre Stärke. Sie legen keinerlei Gewicht auf vollendete Verſe und Sprache; oft begnügen ſie ſich mit Aſſonanzen, wenn ſich gerade kein Reim darbietet, oder ſie fügen dem Reime zuliebe Flickwörter ein oder geſtehen das Unvermögen, einen paſſenden Reim zu finden, einfach ein:

Li prestres dist isnelepas
Primes en halt et puis en bas:
„Dixit Dominus Domino meo“
Mais ge ne vos puis pas en o
Trover ici consonancie ....[3])

Der Nachläſſigkeit in der Handhabung des Verſes entſpricht die Kunſtloſigkeit des Ausdrucks: keinerlei Schönheit der Form, oft gerade das Gegenteil, triviale Plattheit. Aber die Fabliaux ſind kurz — ſie zählen gewöhnlich nur einige hundert paarweiſe gereimte Achtſilber —, einfach und natürlich. Es muß für Zuhörer, die dem höfiſchen Dichter durch die zahlloſen Säle eines verzauberten Schloſſes gefolgt waren, oder ſich mit Hüon de Bordeaux in unabſehbarem Walde verirrt hatten, ein wahrer Genuß geweſen ſein, in kurzen Zügen einen Schwank aus dem Leben ſich entrollen zu ſehen. Und neben der Kürze die lebendige Wahrheit des Stoffes! Es handelt ſich nicht um großartige Abenteuer, um Feen und Zauberſchlöſſer, ſondern um kleine Ereigniſſe aus dem alltäglichen Leben, ob der Dichter uns nun auf die große Meſſe nach Troyes führt, wo Gold- und Silberhumpen, Scharlach- und Seidenſtoffe, Leinenzeuge aus Brügge und Saint-Omer und andere Schätze zum Verkauf ausgeſtellt ſind, und wohin wohlhabende Kaufleute, mit Schild und Lanze ihre Waren ſchützend, ſich begeben;[4]) oder ob er uns die kleine hochgelegene Feſte ſchildert, zu welcher ein Ritter langſam hinaufreitet;[5]) oder den Bauern, der vom Viehmarkte heim-

[3]) Montaiglon et Raynaud: Recueil général et complet des fabliaux. Paris, 6 Bde., 1873—88. Du Prêtre qui dit la passion. V, No. 118.

[4]) La Bourse pleine de sens. MR. III, No. 67.

[5]) Le Prêtre et le Chevalier. MR. II, No. 34.

kehrend mit langem Ochſenſtachel daherſchreitet und unterwegs ſein Geld zählt;[6]) oder das Feſt des adeligen Herrn, bei welchem die Meneſtrels ihre Scherze machen, den Betrunkenen oder Narren ſpielen, ſingen oder Kunſtſtücke zeigen;[7]) oder die drei Pariſer Frauen, welche angeblich eine fromme Wallfahrt unternehmen, aber ſtatt deſſen in einem Gaſthauſe ſchmauſen und zechen[8]) ꝛc. So überliefern uns die Fabliaux tauſend kleine Züge und Bildchen aus dem Alltagsleben, die im großen und ganzen der Wahrheit ſicherlich entſprechen. Doch müſſen wir hier eine Einſchränkung machen: die Frauen waren ganz gewiß nicht ſo entartet, ſo laſterhaft und buhleriſch, wie die Fabliaux ſie uns darſtellen; wir würden in gleicher Weiſe ein falſches Bild der Frauenwelt erhalten, wollten wir die Romanheldinnen realiſtiſcher und naturaliſtiſcher Schule unſerer Zeit als allgemein giltige Typen hinſtellen. Die brutale Mißachtung der Frau lag zum großen Teile im Geiſte der Zeit, war eine Art Glaubensartikel — eine große Anzahl anderer Dichtungen, Dits, Caſtoiements, Satiren, Romane u. ſ. w. zeigen dieſelbe Auffaſſung — und überdies ließ die Darſtellung zweideutiger Verhältniſſe ſich ſo viel intereſſanter geſtalten und bot ſo manche Gelegenheit zum Scherz. Und das Lachen war der oberſte Zweck der Fabliaux: eine moraliſche Tendenz, die beſſern will und darum die Gebrechen und Schwächen der Zeit mit ſtärkeren Farben aufträgt, lag ihnen völlig fern.

Die Fabliaux ſtellen eben nur die eine Seite des mittelalterlichen Geiſtes dar — die andere findet ſich in der höfiſchen Epik: hier das höchſte ritterliche Ideal — dort die gemeine Lebensauffaſſung; hier die Frauen in den Himmel gehoben — dort verſpottet und verachtet; hier glühender Glaubenseifer — dort Gott und die Kirche ganz familiär behandelt; hier höfiſches Betragen und elegante Sprache — dort das Leben der Bauern und Bürger in alltäglicher Sprache; hier verzauberte Burgen und Gärten — dort die wohlbekannten Häuſer und Orte; hier Romantizismus — dort Realismus. Die Wahrheit aber liegt in der Mitte.

[6]) Boivin de Provins. MR. V, No. 116.
[7]) Le Vilain au buffet. MR. III, No. 80.
[8]) Les Trois dames de Paris. MR. III, No. 73.

Das Publikum, für welches die Fabliaux bestimmt waren, ist im wesentlichen die bürgerliche Gesellschaft damaliger Zeit, die kleinen Leute des dritten Standes, die auf der Gasse oder im Wirtshaus oder auf dem Jahrmarkt dem fahrenden Sänger zuhörten. Nur wenige Fabliaux sind ihrer ganzen Haltung und ihrem Tone nach für die höfischen Kreise berechnet gewesen, so Le Lai d'Aristote, le Vair Palefroi u. a. Doch hat es unter dem Adel auch weniger zart besaitete Geister gegeben, die bei Festgelagen gröbere Kost nicht verschmähten, so grobe, daß einmal eine anwesende Dame in Ohnmacht fiel. Denn auch Frauen haben ihnen zugehört, wenngleich im allgemeinen die Fabliaux erst vorgetragen wurden, wenn sie sich zurückgezogen hatten.

Die Verfasser der Fabliaux haben uns nur in wenigen Fällen (etwa 20) ihre Namen hinterlassen. Aber wenn wir auch diese und ihre besonderen Lebensschicksale nicht kennen, so wissen wir doch, unter welcher Klasse von Leuten wir sie zu suchen haben, und wie im großen und ganzen ihr Leben sich gestaltete. Die Fabliaux sind in den Kreisen der fahrenden Leute, der Jongleure und Goliarden entstanden, die nicht immer auf adelige Zuhörer, sondern vielfach auf kleine Leute rechnen mußten. Da war das Fabliau am Platze. Sie selber haben uns gelegentlich mitgeteilt, was sie alles konnten und thaten, um ihr Leben zu fristen: von Guillaume d'Orange, Vivien, Gui de Bourgogne, den Lothringern ꝛc. singen, von Perceval und den Rittern der Tafelrunde erzählen, Fabliaux vortragen, die Harfe und Fiedel spielen, Katzen zur Ader lassen, Ochsen schröpfen, Wappen malen, Rat in Liebessachen erteilen, Zaubersprüche hersagen, in Sporenstiefeln tanzen, durch Reifen springen u. s. w. Hunger und Durst, Kälte und Not ist ihr Los gewesen. Hundertfach klagen sie, wie sie vor Kälte zittern, vor Hunger vergehen, wie dürftig ihre Kleidung, wie ärmlich ihr Lager ist — aber wenn ihre Ernte reich gewesen ist, dann nichts von Vorsorge für schlechte Zeiten, dann geht es ins Wirtshaus, dann werden die Würfel herbeigeholt, und es wird gespielt bis alles verspielt ist, Geld und Gewinn, Fiedel und Kleidung bis auf die Strümpfe und Schuhe. Drei Leidenschaften verzehren die fahrenden Leute: Wirtshaus, Würfel und Weiber; darum hat der

ſeßhafte Bürger auch kein Mitleid mit ihnen, ſie verdienen ihr ſchlechtes Los.

In ſolchen Kreiſen iſt das Fabliau entſtanden und gepflegt worden: was Wunder, daß es ſo viele niedrige und gemeine Züge aufweiſt; was Wunder auch, daß es verſtummt, als die Zeit der fahrenden Sänger vorüber war. Zu Anfang des 14. Jahrhunderts beginnen die großen Herren Dichter in ihren Schutz und Dienſt zu nehmen und gewähren fahrenden Leuten nur ſelten noch Aufnahme. An die Stelle der Jongleurs treten ſeßhafte Meneſtrels, die ſich ihrer Würde bewußt ſind und die Fabliaudichtung verſchmähen. Mit der veränderten Zeit wurde auch die Dichtung eine andere.

Das älteſte Fabliau, das uns überliefert iſt, Richeut[9]), ſtammt aus dem Jahre 1159. Es iſt ſeltſam, daß an der Spitze der uns erhaltenen Fabliaudichtung ein Werk ſteht, das in mehrfacher Beziehung an die naturaliſtiſche Schule unſerer Zeit erinnert: hier wie dort die Kurtiſane, hier wie dort die genaue Schilderung der Sitten. Richeut, die Herrin, und Herſelot, ihre Dienerin, beſprechen halb gläubig, halb zweifelnd die Zauberkünſte, durch welche ſie ihren Herrenbeſuch am beſten feſſeln können. Am ſicherſten iſt jedenfalls die Schminke, und ſo ſtehen ſie vor dem Spiegel und ſchminken ſich weiß und rot, por ce que du naturel sanc poi i avoit. Als Richeut Mutter wird, weiß ſie nicht, wem ſie die Vaterſchaft des Kindes zuſchreiben ſoll, ob dem Ritter, dem Geiſtlichen, dem Bürger oder einem anderen, doch ſie alle werden gebrandſchatzt. Aber in den Augen der Welt will Richeut als eine ehrbare Frau erſcheinen. Ihr erſter Gang nach der Geburt des Kindes geht daher zur Kirche. In großer Toilette, geſchminkt und friſiert, mit Tunika und weißgrauem Mantel angethan, ſtolziert ſie unter den Augen der Bürger durch die Straßen und zieht ihre Schleppe durch den Staub. Die Erziehung ihres Sohnes Sanſonnet nimmt ſie ſelbſt in die Hand. Er nimmt zu an Alter und Kenntnis des Böſen und wird ein würdiger Sohn ſeiner angeblichen Väter. Wie ein Kleriker verſteht er ſeine Grammatik, ſeinen Pſalter

---

[9]) Méon: Nouv. Recueil I, S. 37—79.

*

und die Kunſt der Rhetorik; wie ein Ritter weiß er zu Pferde zu ſitzen, die Harfe zu ſpielen und Lieder zu ſingen; wie ein Bürger weiß er zu rechnen und zu handeln und wie die fahrenden Leute ſchließlich zu zechen und zu würfeln. Die Kunſt der Liebe hat er aus Ovid und von ſeiner Mutter gelernt. Als er in die Welt hinausziehen will, entläßt ſie ihn mit guten Ratſchlägen, wie er höflich ſprechen, aber in wilder Kraft handeln, wie er den Frauen Verſprechungen machen, aber nie halten ſoll. So zieht er denn hinaus, verdreht den Frauen die Köpfe und lebt auf ihre Koſten, iſt ein Höfling an den Höfen des Adels, ein wüſter Spieler und Trunkenbold in den Wirtshäuſern, Mönch in Clairvaux, wo er goldene Kreuze und Kelche ſtiehlt, Prieſter in Winceſter, wo er eine Äbtiſſin entführt und ſchließlich bei Jongleurs zurückläßt u. ſ. w.

Iſt Richeut ein in ſeiner Art vollendetes Sittengemälde und darum nicht wertlos, ſo giebt es daneben doch manche Fabliaux, die überaus einfach, ja zuweilen kaum mehr als Kalauer ſind. Ein Bauer hat einen Hund, namens Eſtula[10]). Als eines Nachts Diebe bei ihm einbrechen, um Kohl und Hämmel zu ſtehlen, ruft er ſeinen Hund Eſtula, und einer der Diebe antwortet: „Oui, je suis là!“ Der Bauer gerät in fürchterlichen Schrecken, daß ſein Hund ſprechen kann, und läuft zu einem Prieſter, um das Tier wieder entzaubern zu laſſen. Ein anderes Beiſpiel: Ein Engländer,[11]) der krank geworden iſt, glaubt zu geneſen, wenn er Lammfleiſch ißt. Er bittet ſeinen Kameraden, ihm ſolches zu verſchaffen. Aber da er agnel ſchlecht ausſpricht, kauft der andere einen anel, einen jungen Eſel, und giebt dem Kranken davon zu eſſen. Als dieſer ſeinen Irrtum merkt, lacht er ſo ſtark, daß er wieder geſund wird. Oder: Ein armer Student[12]) aus der Normandie begiebt ſich in ein Wirtshaus, um Wein zu trinken. Der Wirt aber verſchüttet dem Gaſt den halben Wein und ſagt zu ſeiner Entſchuldigung: Verſchütteter Wein bringt Glück. Um ſich zu rächen, öffnet der Student dem Wirte die Weinfäſſer, daß der Keller ſchwimmt und ſagt zum Troſte: Verſchütteter Wein bringt Glück.

[10]) Estula. MR. IV, No. 96.

[11]) Les deux Anglais et l'anel. MR. II, No. 46.

[12]) La Planté. MR. III, No. 75.

Neben dieſen anekdotenhaften Fabliaux ſtehen andere, die größere Erfindungsgabe verraten. Ein fahrender Landhändler,[13]) der in ſeiner Armut für ſein Pferd kein Futter beſchaffen kann, bringt es auf eine wohlumzäunte Wieſe, die einem großen Herrn gehört. Er hat ſich ſagen laſſen, daß ſein Tier dort vor Dieben ganz ſicher ſei, da der Eigentümer ihn gegebenenfalls entſchädigen würde. Doch vertraut er nicht auf den Adeligen allein, er ſendet auch heiße Gebete zum Himmel empor, ſein Pferd zu ſchützen. Am andern Morgen aber findet der Händler nur noch deſſen Gerippe vor: ein Wolf hatte es in der Nacht aufgefreſſen. Er begiebt ſich mit Kummer und doch auch wieder Hoffnung im Herzen zu dem Adeligen und klagt ihm den Verluſt des Pferdes, das er unter ſeine und Gottes Obhut geſtellt hätte. Der Adelige fragt nach dem Werte des Tieres und zahlt dem Händler mit 30 Sous die Hälfte ſeines Verluſtes, wegen der anderen Hälfte müſſe er ſich an den lieben Gott halten. Der Händler begiebt ſich, nicht recht zufrieden mit dem harten, aber gerechten Spruche, fort und trifft bald einen Mönch, dem er die Frage vorlegt: „Wer iſt dein Herr?“ Und als er die Antwort erhält, daß er ein Diener Gottes ſei, bringt er den Mönch vor den Adeligen, der zugleich Richter der Gegend iſt. Der Mönch muß die zweite Hälfte des Verluſtes zahlen, wenn anders er nicht ſeinen Herrn verleugnen will.

Ein kleines Meiſterwerk in ſeiner Art iſt das Fabliau: Les Trois aveugles de Compiègne.[14]) Es begaben ſich einſt drei Blinde von Compiègne aus ohne Führer auf den Weg nach Senlis. Ein Kleriker, der ihnen unterwegs begegnete, ſprach zu ihnen: „Hier habt Ihr ein Geldſtück,“ ohne es ihnen jedoch einzuhändigen. Da jeder von ihnen glaubte, einer der anderen habe es empfangen, kehrten ſie ſofort zur Stadt zurück und ließen ſich in einem Wirtshauſe wie Herren bedienen. Als aber der Augenblick des Zahlens kam, bemerkten ſie zu ihrem Schrecken, daß ſie kein Geld beſaßen. Der Kleriker indeſſen, der auch daſelbſt eingekehrt war, nahm ihre Schuld auf ſich und ſagte dem Wirte, daß der

---

[13]) Le pauvrre Mercier. MR, II, No. 36.

[14]) MR. I, No. 4.

Pfarrer des Ortes ihn bezahlen würde. Zu dem Pfarrer aber ſagte er, der Wirt ſei verrückt geworden. Als dieſer nun ſein Geld haben wollte, wurde er als Wahnſinniger behandelt und mußte ohne Zahlung abziehen.

In all dieſen Fabliaux ſpringen zwei Züge vor allem in die Augen: zunächſt die Geringfügigkeit des Scherzes, um den es ſich handelt, dann der gute Humor, mit dem alle Verhältniſſe behandelt werden. Man lacht über wenig und doch aus vollem Halſe. Aber die Charakteriſtik der Fabliaux wäre nicht vollſtändig, wollten wir hier nicht einige ſkizzieren, die von den Frauen und ihren Liſten handeln. Die Männer dieſer Zeit haben ſich darin gefallen, ſich in tauſend Wendungen als arme, betrogene Ehemänner hinzuſtellen. Wollten wir danach die damalige Frauenwelt beurteilen, ſo würde ſich ein ganz falſches Bild ergeben.

Le chevalier à la robe vermeille.[15]) Ein Ritter kommt von einer Gerichtsſitzung in Senlis unvermutet nach Hauſe. Beim Eintritt in den Hof ſeines Schloſſes findet er ein geſchirrtes Roß, einen Sperber und zwei kleine Jagdhunde, die nicht ihm gehören — in dem Zimmer ſeiner Frau aber einen Scharlachrock, mit Hermelin beſetzt, und friſch vergoldete Sporen. „Bei Gott! Wem gehören denn das Pferd, der Sperber, die Hunde, dieſes Kleid und dieſe Sporen?“ Die Frau iſt um eine Antwort nicht verlegen; ſie ſagt ihm, daß ihr Bruder angekommen ſei und dieſe Geſchenke mitgebracht habe. Der Ritter iſt damit zufriedengeſtellt und begiebt ſich zu Bette. Aber kaum ſchläft er, da entfernt ſich leiſe der Liebhaber, der ſich bis dahin verborgen hielt, und nimmt Pferd und Hund, und Kleid und Sporen mit ſich. Am andern Morgen verlangt der Herr des Hauſes den neuen Scharlachrock, erhält aber ſtatt deſſen das Alltagskleid. Da wird er ungeduldig und verlangt das neue Kleid nochmals. Die Frau, welche die zornige Stimme ihres Mannes hört, legt ſich ins Mittel und frägt, ob er ſich denn einen Rock gekauft oder geliehen habe. „Aber ich habe doch geſtern einen zum Geſchenk erhalten?“ „Biſt Du denn ein Meneſtrel, dem man ſolche Geſchenke macht?“ „Aber ich habe

---

[15]) M R. III, No. 57.

doch gestern hier die Geschenke gefunden, die Dein Bruder gebracht hat." „Mein Bruder ist seit mehr als zwei Monaten nicht bei uns gewesen, wie Dir doch bekannt ist." Und die Frau weiß ihn zu bereden, daß er nur einen bösen Traum gehabt habe und zur Vermeidung künftiger Trugbilder eine Wallfahrt unternehmen müsse.

Einen ähnlichen Stoff behandelt das Fabliau: Les Tresses.[16]) Ein Ritter läßt seine Frau oft allein zu Hause, um die Turniere zu besuchen, die seine Leidenschaft sind. Die Frau benutzt die Abwesenheit des Mannes, um mit ihrem Geliebten in dem Hause seiner Schwester zusammenzukommen. Als nun eines Tages die Rückkehr des Ritters erwartet wird, verlangt die Frau als Zeichen der Ergebenheit von ihrem Liebhaber, daß er während der Nacht in das Schlafzimmer der Ehegatten komme und sie besuche. Und in der That dringt der Galan in das Zimmer ein und fühlt tastend seinen Weg zu dem Bette — des Ritters. Der springt auf und ergreift den vermeintlichen Dieb und zerrt ihn in einen Nebensaal, wo er sein Lieblingspferd und sein Maultier unterzubringen pflegte. Hier wirft er den Fremden in einen Zuber und ruft seiner Frau zu, Licht zu machen. Die aber hütet sich wohl das zu thun; sie könne in der Dunkelheit niemals die Küche finden und wollte daher lieber den Dieb bewachen, bis er selbst Licht geholt habe. Der Ritter ist es zufrieden und geht fort. Als er aber zurückkommt mit Licht und Schwert, da hält seine Frau mit ernstester Miene den Kopf des Maultiers in den Zuber. Doch das ist dem Ritter zu stark: er jagt seine Frau aus dem Hause und begiebt sich wieder zu Bett. Die Frau, welche bei ihrem Liebhaber Zuflucht findet, schickt eine gefällige Bürgersfrau in das Haus ihres Gatten mit dem Auftrage, dort zu weinen, aber nicht zu sprechen. Als der Ritter das Klagen hört, wird er zornig, schnallt sich Sporen an die nackten Füße, stößt den Körper seiner vermeintlichen Frau blutig und schneidet ihr schließlich noch zum Hohne die Flechten ab. Die Arme entfernt sich und klagt der Dame ihr Leid. Diese aber tröstet sie und begiebt sich selbst zu ihrem Mann zurück. An Stelle der Flechten, die neben ihrem Kopfkissen liegen, schiebt sie einen

[16]) M R. IV, No. 94.

abgeſchnittenen Pferdeſchwanz unter dasſelbe und ſchläft ruhig ein. Am andern Morgen erwacht der Ritter, ſieht ſeine Frau geſund und heil, mit vollem Haupthaar, und kann ſich, was er erlebt hat, nur durch einen böſen Traum erklären. Damit er in Zukunft vor derartigen Truggebilden beſchützt bleibe, ſchlägt ihm ſeine Frau eine Wallfahrt vor, welchen Plan er freudig aufnimmt.

In die bürgerlichen Kreiſe führt uns das Fabliau: Aubérée.[17]) Der Sohn eines reichen Bürgers zu Compiègne liebt die Tochter eines Nachbarn, der weniger mit Glücksgütern geſegnet iſt. „Sie iſt zu arm für Dich," ſagt der Vater, „und ich müßte Dich totſchlagen, wenn Du mir jemals wieder mit ſolcher Thorheit kämeſt." Aber der Jüngling kann dennoch den Gedanken an das Mädchen nicht loswerden. Inzwiſchen heiratet ein reicher Witwer das Mädchen, was den Jüngling zur Verzweiflung treibt. Kann ſie nun nicht ſein Weib ſein, ſo muß er ſie wenigſtens ſehen, zu ihr ſprechen. Eine alte Schneiderin Aubérée, die in Liebesſachen oft die Vermittlerin ſpielt, hat Mitleid mit dem jungen Manne und verſpricht ihm in ihrer Herzensgüte (die 50 Franken, welche ſie dabei verdient, rechnet ſie nicht), eine Zuſammenkunft mit der Geliebten zu veranſtalten; doch habe ſie dazu ſeinen ſchönen, pelzbeſetzten Überrock nötig. Mit dieſem begiebt ſich die Alte eines Tages, als der Mann eben ausgegangen iſt, in das Haus der jungen Frau, mit der ſie lang und breit plaudert. Sie weiß ſie zu bereden, ihr das Ehebett zu zeigen, in welches ſie unbemerkt den Rock mit Nadel und Faden hineinſteckt. Am Abend kehrt der Mann müde heim und will ſich gleich zur Ruhe begeben. Da bemerkt er die Erhöhung in ſeinem Bett und zieht zu ſeinem großen Erſtaunen den Rock mit Nadel und Faden hervor. „Wem gehört er, wie kommt er in das Bett?" Dafür giebt es nur eine Erklärung; er ſtürzt voller Wut auf ſeine Frau zu, faßt ſie beim Arm und wirft ſie zum Hauſe hinaus. Plötzlich ertönt in der Dunkelheit neben der Armen eine Stimme. „Gott behüte Dich, was machſt Du hier?" Und ſie erzählt Aubérée, was ſich zugetragen hat, und daß ſie zu ihrem Vater zurückkehren wolle. Aubérée rät

[17]) M.R. V, No. 110.

davon ab und bietet ihr eigenes Haus als Zufluchtsort an. Die junge Frau geht darauf ein und findet bei Aubérée ein gutes Abendeſſen und Bett — und den wartenden Liebhaber.

In der Frühe des folgenden Morgens begleitet Aubérée die junge Frau zu der Abtei de Saint-Corneille, wo ſie ſich vor einem Madonnenbilde auf den Boden legen muß. Rings um ſie ſtellt die Alte acht große Kerzen, welche die Geſtalt der Büßerin ſpärlich beleuchten. Dann eilt ſie zu dem Hauſe des Gatten, klopft ihn aus dem Bette und erzählt ihm, wie ſie, durch einen böſen Traum geängſtigt, ſich in die Kloſterkirche begeben und dort ſeine junge Frau betend gefunden habe. Der Mann begiebt ſich zu der Kirche und führt ſein Weib wieder heim, gegen das er nun keinen Verdacht mehr hegt. Aber woher kam der Rock mit Nadel und Faden? Da hört er Aubérée klagen, daß ſie einen Rock verloren habe, der ihr zur Ausbeſſerung übergeben war — und nun ſchwindet ſein letzter Zweifel, da ſich herausſtellt, daß Aubérée bei einem Beſuche in ſeinem Hauſe in ihrer Vergeßlichkeit den Rock dort hatte liegen laſſen.

Ein vornehmes Fabliau iſt Le Lai d'Aristote [18]) von Henri d'Andeli, wie ſchon der Name Lai andeutet. Alexander der Große hat Indien erobert und ſchmachtet nun in den Feſſeln eines ſchönen Hindumädchens. Sein Lehrer Ariſtoteles tadelt die thörichte Liebe, welche den König ſeine Barone und Ritter und Feſtlichkeiten vergeſſen läßt. Alexander verſpricht ſich zu beſſern; aber das Mädchen bemerkt ſeine Niedergeſchlagenheit und entlockt ihm das Geheimnis der Unterredung. Da beſchließt ſie, ſich an dem Philoſophen zu rächen. Sie ſchreitet früh morgens mit bloßen Füßen und offener Bruſt ſingend über die Blumen des Gartens dahin. Als Ariſtoteles den Geſang hört und die Schönheit des Mädchens ſieht, entbrennt die Liebe in ſeinem Herzen, daß er ihr verſpricht, ihr gehorſamer Ritter zu ſein. Sie verlangt von ihm bloß, daß er ſich von ihr ſatteln und zäumen laſſe wie ein Pferd und ſie ſo durch den Garten trage. Er willigt ein, und eben hat das Spiel begonnen, da erſcheint Alexander am Fenſter. Mitten in der Thorheit findet der

[18]) MR. V, No. 137.

Philoſoph die kühle Beſonnenheit wieder und ruft ſeinem Herrn zu: „Hatte ich nicht recht, für Dich, der Du in Jugendkraft prangeſt, zu fürchten, da ſelbſt ich in meinem Alter mich habe bethören laſſen? So füge ich das Beiſpiel zur Lehre; lerne daraus!“

Um das Bild der Fabliaux, die von den Frauen handeln, zu vervollſtändigen, müſſen wir hier wenigſtens erwähnen, daß das Mittelalter ſich auch an einer Anzahl unflätig roher Erzählungen ergetzt hat, deren Hauptreiz der Schmutz war.

Eine große Anzahl Fabliaux befaſſen ſich auch mit den Prieſtern, aber hier vielfach nicht mit dem gutmütigen Humor, der das Lachen bezweckt, ſondern mit heftiger Satire. Sie werden als geizige, habgierige, hochmütige, oft auch als laſterhafte Menſchen geſchildert. Es mochte freilich für die Dichter eine beſondere Lockung ſein, Männer, denen der Beruf Keuſchheit vorſchrieb, in galante Abenteuer zu verwickeln und ſo der Erzählung ein um ſo geneigteres Ohr zu ſichern. Man darf darum den Mitteilungen der Fabliaux über dieſen Punkt auch keinen allzu hohen Wert beimeſſen. Die fahrenden Leute ſind geradezu unerſchöpflich, den Prieſtern etwas anzuhängen. Der eine wird nächtlicherweiſe von Ochſenhirten verfolgt und verteidigt ſich hinter einer Getreideſchwinge wie hinter einem Schilde zuerſt mit einer Keule, ſchließlich mit den Zähnen; ein anderer flieht vor den Dorfhunden, die man auf ihn gehetzt hat; ein dritter hat ſich in einen Speckſchrank flüchten müſſen und wird von dem erzürnten Bauern auf den Markt zum Verkauf gefahren; ein vierter fällt auf der Flucht in eine Wolfsgrube; ein fünfter in einen mit Farbe gefüllten Zuber ꝛc.

So ziehen alle Stände und Geſchlechter in den Fabliaux an uns vorüber, das ganze bunte Mittelalter thut ſich vor uns auf, halb ironiſch, halb lächelnd geſchildert. Nicht Zorn, nicht Entrüſtung treibt den Dichter, uns derartige Einblicke in das Leben der Zeit zu gewähren: es kommt ihm gar nicht zum Bewußtſein, daß einmal eine Änderung in der Welt eintreten könnte. Er bezweckt nichts als das gutmütige Lachen, er will unterhalten und amüſieren. Er ſchildert die Welt, wie er ſie anſieht, aber ſein Realismus iſt ohne Bitterkeit.

3.

Abteilung für Soziale Wiſſenſchaften (SzW).

a) Sektion für Jurisprudenz (J).

Dieſer Sektion wurden in dem Zeitraume vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1893 folgende Herren auf ihren Antrag als Mitglieder zugewieſen

mit Wahlrecht:

Herr Dr. jur. L. Wertheimer, Referendar, hier;
„ Dr. jur. E. Levi, Gerichtsaſſeſſor, hier;
„ Dr. jur. J. Landsberg, Gerichtsaſſeſſor, hier.

Die im Oktober vorgenommene Neuwahl des Vorſtandes ergab als erſten Vorſitzenden Herrn Rechtsanwalt Dr. P. Neumann, als zweiten Vorſitzenden Herrn Landrichter H. Dove und als Schriftführer Herrn Rechtsanwalt Dr. Wurzmann.

Es ſprachen in dieſer Sektion am

13. November Herr Dr. P. Neumann über
„Frankfurter Rechtsquellen in heutiger Anwendung“;

27. November Herr Dr. Ganz über
„Frankfurter Erbrecht“ 1. Teil;

Herr Dr. Levi über
„Frankfurter Vermächtnisrecht“ 1. Teil;

11. Dezember Herr Dr. Ganz über
„Frankfurter Erbrecht“ 2. Teil;

Herr Dr. Levi über
„Frankfurter Vermächtnisrecht“ 2. Teil.

b) Sektion für Volkswirtschaft (V).

Dieser Sektion wurden in dem Zeitraume vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1893 folgende Herren auf ihren Antrag als Mitglieder zugewiesen

mit Wahlrecht:

Herr L. Sonnemann, Zeitungsverleger, hier;

ohne Wahlrecht:

Herr Dr. jur. L. Wertheimer, Referendar, hier;
„ Dr. phil. H. Dobriner, Oberlehrer, hier;
„ Dr. jur. J. Landsberg, Gerichtsassessor, hier.

Die im Oktober vorgenommene Neuwahl des Vorstandes ergab als ersten Vorsitzenden Herrn Kgl. Eisenbahndirektor de Terra, als zweiten Vorsitzenden und Schriftführer Herrn Dr. jur. M. Quarck.

In dieser Sektion sprachen am

6. November Herr Carl Hecht über
„Die Möglichkeit der Fixierung einer Wertrelation zwischen Gold und Silber";

1. Dezember Herr Heinr. Hohenemser und Herr Dr. O. Arendt aus Berlin über
„Die Währungsfrage".

* * *

Die eingesandten Berichte lauten:

1. Über die Möglichkeit der Fixierung einer Wertrelation zwischen Gold und Silber von Herrn Carl Hecht.[1])

Die Frage, ob es möglich ist, eine Wertrelation zwischen Gold und Silber dauernd festzuhalten, ist entscheidend für den ganzen Bimetallismus; er fällt, wenn sie verneint werden muß. Ich habe deshalb vorgeschlagen, und Sie waren damit einverstanden, die-

[1]) Der vollständige Vortrag wird als Anhang abgedruckt werden in: Anti-Bamberger, Kritik der „Stichworte der Silberleute" von Carl Hecht. Berlin 1894. Puttkammer & Mühlbrecht. [Inzwischen erschienen.]

jenigen meiner „66 Theſen zur Währungsfrage", welche dieſe Vorfrage betreffen, herauszugreifen und einer Erörterung zu Grunde zu legen.

Die Meinung, daß der Marktwert von Gold und Silber ſich, wie der aller anderen Waren, unabhängig von legislativen Beſtimmungen bilde, hat ſeit 1871 Zeit gehabt, zu einem Dogma zu erſtarren, das im deutſchen Kaufmannsſtande nahezu allgemein verbreitet iſt. (Es folgt im Vortrage eine Erörterung, warum hier eine kaufmänniſche Erfahrung, die als maßgebend betrachtet werden könnte, nicht exiſtiere.) Verſagt ſo die Empirie, ſo muß die Löſung unſerer Frage zunächſt in nationalökonomiſch-wiſſenſchaftlicher Unterſuchung gefunden werden. Dieſe Unterſuchung muß uns auch Aufſchlüſſe gewähren, die vereinzelte praktiſche Wahrnehmungen erſt ins rechte Licht ſetzen. Sie wird uns zeigen, daß der aus der Geſchichte der Preiskartelle gezogene Erfahrungsſatz, auf den ſich die kaufmänniſche Oppoſition gegen internationale Doppelwährung beruft, auf dieſe nicht anwendbar iſt. Bei den Hauſſe-Syndikaten und Preis- oder Produktionskartellen ſind es immer Spekulanten oder die Produzenten ſelbſt, die Waren teils aufkaufen, teils zurückbehalten, mit der Abſicht jedoch, ſie ſpäter zu einem zwiſchen ihnen feſtgeſetzten Preiſe an die Konſumenten zu verkaufen. Das ganze im Beſitze eines ſolchen Syndikats befindliche Material *wartet auf die Käufer*. In einem ganz beſonderen Ausnahmefall, bei zufällig eintretender Bedarfskonjunktur, kann es ſich einmal ereignen, daß die Käufer auch wirklich kommen. Dann erfolgt aber die gewünſchte Preiserhöhung trotz des Syndikats, nicht ſeinetwegen. Denn als Regel kann man annehmen, daß ein ſolches Kartell eine der beabſichtigten gerade entgegengeſetzte Wirkung ausübt, indem es die Produktion ſtimuliert und die Konſumenten verſcheucht. So ſammelt ſich immer mehr Ware in den Händen der Verſchworenen an, und das Ende vom Liede iſt, daß faſt jedes derartige Konſortium früher oder ſpäter jämmerlich zuſammenbricht. Und das iſt gut ſo. Vereinigen ſich aber die Großſtaaten zu einer Währungskonvention, ſo werden die Metalle, aus welchen ſie ihre legal tender-Münzen zu prägen beſchließen, eben *nicht* von Spekulanten auf-

genommen, die erſt wieder nach Käufern Ausſchau halten müſſen, ſondern ſie werden von den Konſumenten ſelbſt, von jenen großen wirtſchaftlichen Organismen, erworben, die ſie nach Umwandlung in Münzen ihrer Zirkulation zuführen, um ſie darin zu erhalten. Der Ankauf beſtimmter Summen von Silber, wie er in der Bland-Bill und der Sherman-Bill für Amerika vorgeſchrieben war, und wie er wieder auf der Brüſſeler Münzkonferenz von Rothſchild den europäiſchen Staaten vorgeſchlagen wurde, der hat allerdings mit den Operationen von Hauſſe-Syndikaten eine verzweifelte Ähnlichkeit. Man weiß dabei, daß es ſich nicht um endgiltige Einverleibung des gekauften Silbers in die Zirkulation handeln kann, daß, wenn der gewünſchte Effekt ausbleibt, der Tag kommen muß, wo die ſo aufgehäuften, mit der eigentlichen Landeswährung außer Wertbeziehung ſtehenden Silbermaſſen doch wieder den Käufer ſuchen werden. Ich habe es nie begriffen, wie man in ſolchen Maßnahmen ein Entgegenkommen gegenüber der Forderung auf freie Prägung von Silber hat erblicken, wie man in Amerika die Einigung auf eine ſolche als ein Kompromiß hat behandeln können. Was in Amerika geſchah und was in Brüſſel empfohlen worden iſt, führt von der Richtung, in der die freie Prägung von Silber und Gold liegt, geradezu ab. Ich kann ſagen, daß zur Zeit, als wegen der Sherman-Bill großer Jubel im Lager der Silberfreunde herrſchte, ich keinen Augenblick im Zweifel geweſen bin über das unausbleibliche Fiasko einer Aktion, die ich nur als einen harten Schlag für die Doppelwährungsbeſtrebungen anſehen konnte. Das Gepräge des Proviſoriſchen haftet jeder größeren Verwendung von Silber zu Münzzwecken, wobei Gold allein das frei zu prägende Metall bleibt, ſchon darum an, weil dann der Wert des Goldes fortfährt die Landeswährung zu beſtimmen. Je größer die zirkulierende Summe Geldes, deren innerer Wert mit dieſer Landeswährung nicht übereinſtimmt, deſto gefahrdrohender, deſto unhaltbarer wird der Zuſtand. Und hier kommen wir auf ein anderes und zwar das noch wichtigere Unterſcheidungsmerkmal. Den mehrfach geſchilderten Maßregeln liegt eine Abſicht auf Erhöhung des Marktwertes von Silber zu Grunde; an eine gleichzeitige Einwirkung auf den Marktwert von Gold wird dabei nicht gedacht.

Wenn aber die Großstaaten freie Prägung von Silber und Gold beschließen, so sagen sie damit nicht nur; wir nehmen an unseren Münzstätten Silber in unlimitierten Beträgen zu $^1/_n$ des Preises von Gold an, sondern es liegt darin zugleich ausgedrückt: wir nehmen Gold niemals teurer als zum n fachen Preise des Silbers.

Wir haben erst ein Vorurteil aus dem Wege geräumt und können nun zu unserer Untersuchung schreiten.

Kann überhaupt gesetzliche Bestimmung auf die Größe des Marktwertes irgend einer Ware einwirken? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir wissen, wie sich der Marktwert zusammensetzt: wir müssen ihn analysieren. Aber wir wollen, um nicht von unserem Gegenstande abseits liegende Streitfragen aufzuwerfen, die Analyse nicht weiter führen als unser Zweck erfordert. Worum dreht sich die Kontroverse in der Währungsfrage, die uns veranlaßt, auf eine solche Analyse zurückzugreifen?

Adam Smith, der Arbeit das Maß der Werte nennt, fühlend, daß die Veränderung der Arbeitsquanten die Veränderung im Marktwerte der Edelmetalle doch nicht erklären könne, hat das Quantitätsverhältnis zur Bestimmung des Geldwertes herangezogen. Er selbst stellt die Quantitätstheorie nicht so auf wie seine Nachfolger, die Ricardo und Mill, sie verstanden haben. „So far therefore, as the increase of the quantity of the precious metals arises from the increased abundance of the mines, it is necessarily connected with some diminution of their value.“ Die Nachfolger haben dies einschränkende some nicht beachtet. Sie haben nur die nackte Quantitätstheorie übernommen und führen damit heute noch die große Mehrzahl meiner bimetallistischen Gesinnungsgenossen irre, die auf so ungünstigem Standfelde auch gegen den seichtesten Gegner im Nachteile sind. Smith hätte nur nötig gehabt, die Wertanalyse zu Hilfe zu nehmen, die er selbst im 6. Kapitel seines ersten Buches giebt. So sehr anfechtbar diese Analyse auch ist, die den Preis in drei Bestandteile (component parts) zerlegt: Arbeitslohn, Profit und Bodenrente, so weist sie doch richtig jenes Element, die Bodenrente, nach, worauf es für unseren Fall ankam. Betrachtete er die Bodenrente im Zusammenhange mit der Preisbildung der Edelmetalle, so mußte

ſich ihm das Rätſel der Bildung ihres Marktwertes löſen, welche ſich dem Einfluſſe veränderter Produktivität der Arbeit weder entzieht noch ausſchließlich von ihm abhängt. Die Bodenrente, die Einkommen iſt, kann allerdings nicht Quelle von Wert ſein, wie Karl Marx mit Recht erinnert; aber nichtsdeſtoweniger muß ſie im Marktwerte oder, wie wir freilich beſſer ſagen würden, im Marktkoſtenpreiſe der Waren bezahlt werden, der eben doch in der Bodenrente ein Element enthält, das nicht Wert iſt, das nicht der Arbeit entſtammt, ſondern Produkt iſt von geologiſchen, klimatiſchen und geſellſchaftlichen Verhältniſſen. Die Karl Marxiſche Formel für den Werth: c + v + m (konſtantes Kapital, variables Kapital und Mehrwert) giebt uns über die Wertbildung der einzelnen Warenkategorien jedenfalls keinen Aufſchluß. Es iſt klar, daß die Arbeiter, die an der Erzeugung der feinſten Edelweine beteiligt ſind, nicht den Mehrwert ſchaffen, der im Produkte bezahlt werden muß, und daß andererſeits im Preiſe der Stiefel nicht der ganze Mehrwert (Leiſtung über das Äquivalent des Arbeitslohnes) enthalten iſt, den die Arbeit der Schuhmacher liefert. Die geſamten Renten ruhen als Laſt auf dem geſamten Arbeitsertrage. Wollen wir den Wert der einzelnen Ware unterſuchen, ſo müſſen wir auf die alte Smithiſche Analyſe zurückgreifen, und ohne ſie uns voll anzueignen, die Bodenrente herausgreifen, von der wir wiſſen, daß ſie im Marktpreiſe der einzelnen Waren zunächſt vom Konſumenten bezahlt werden muß.

Das Weſen der Bodenrente machen wir uns am beſten klar an der Hand des Ricardoiſchen Geſetzes. Nach Ricardo beruht die Bodenrente darauf, daß die Arbeit, welche für Anbau auf dem ſchlechteſten Boden erforderlich iſt, der zur Befriedigung des Bedarfs in Angriff genommen werden muß, den Preis für alles Getreide beſtimmt. So entfällt auf beſſeres Land, aus welchem billiger produziert werden kann, das Minus an Arbeitsaufwand als Bodenrente. Ricardo ſpricht nur von Getreideboden. Aber was er ſagt, findet genau ſo auch auf die Bergwerke und findet, mutatis mutandis, auch auf den ſtädtiſchen Grundbeſitz Anwendung. Der Einwand Thünens, die Nähe des Abſatzgebietes habe größeren Einfluß auf den Ertrag eines Grundſtückes als deſſen Fruchtbar-

keit, erſchüttert die Ricardoiſche Lehre für denjenigen nicht, der den Zweck der Ware, konſumiert zu werden, im Auge behaltend, ihrem Werte auch die Arbeit hinzurechnet, wodurch ſie zu Markte gebracht wird. Je näher der Markt, deſto weniger Arbeit und deſto mehr kann auch auf die Bodenrente entfallen. Bei Ricardo iſt zwar die Grundrente kein Teil des Preiſes, aber nur weil er zwiſchen Preis und Arbeitswert nicht unterſcheidet. Er ſieht nur, daß der Preis des Produktes aus der wenigſt begünſtigten Parzelle dem Preiſe für das Geſamtprodukt gleich iſt. Was gegen dieſen Preis an Arbeitskoſten erſpart wird, rechnet er jeder einzelnen Parzelle als Bodenrente zu. Da wir aber den Arbeitswert einer beſtimmten Ware im Durchſchnitt nehmen, ſo bleibt uns, um den Marktwert zu ergänzen, auch ein Durchſchnitt von Bodenrente. In der Sache kommt beides auf dasſelbe heraus, wie ich an einem Beiſpiele zeigen will. Nehmen wir ſechs Goldminen, A, B, C, D, E. F. Mine A produziere ein beſtimmtes Quantum Gold mit 100 Einheiten Arbeitskoſten, B mit 80, C mit 70, D mit 50, E mit 40, F mit 20 Einheiten.

I. Nach Ricardo würde ſich die Sache folgendermaßen darſtellen:

	Mine A	Mine B	Mine C	Mine D	Mine E	Mine F
Preis	100	100	100	100	100	100
— Arbeitskoſten	100	80	70	50	40	20
Die Beſitzer erhalten Bodenrente	0	20	30	50	60	80

II. Nach unſerer Auffaſſung:

	Mine A	Mine B	Mine C	Mine D	Mine E	Mine F	Durchſchnitt
Arbeitswert . . .	100	80	70	50	40	20	$\frac{360}{6} = 60$
+ Bodenrente . .	0	20	30	50	60	80	$\frac{240}{6} = 40$
Marktwert . . .	100	100	100	100	100	100	100

Die eine wie die andere Tabelle zeigt uns den Preis beziehungsweiſe Marktwert mit 100. Nach Tabelle I nicht weniger als nach Tabelle II wird aus dieſem Marktwerte eine Bodenrente von durchſchnittlich 40 bezahlt, muß alſo darin enthalten ſein.

(Die nun folgenden praktiſchen Beiſpiele, wie geſetzliche Maßnahmen auf die Höhe der Bodenrente einwirken können und thatſächlich eingewirkt haben, müſſen hier Raummangels halber in Wegfall kommen.)

Wenn vermehrter oder verminderter Konſum das teurer produzierende Feld — zum Anbau oder Abbau — in Angriff zu nehmen oder aufzugeben veranlaßt, wenn mit dem ſo veränderten Maximum der Bodenrente auch deren Durchſchnitt ſich verändert und damit wieder der Marktwert, ſo muß geſetzliche Einwirkung auf den Marktwert ſtatthaben in allen Fällen, wo — bei begrenzter Produktionsmöglichkeit — das Geſetz den Konſum beeinflußt oder gar ihn im weſentlichen beſtimmt.

An dieſer Stelle mag zur Verleſung der Theſen übergegangen werden, deren Inhalt in den ſeitherigen Ausführungen berührt wurde. (Die weitere Erläuterung muß aus ſchon angegebenem Grunde hier großenteils entfallen.)

Theſe 1.

Die Funktion der allgemeinen Äquivalentware können das Gold und das Silber nur kraft ihrer Eigenſchaft als Ware erfüllen, weil ſie nur durch die in ihnen verkörperte menſchliche Arbeit den anderen Waren kommenſurabel ſind.

Theſe 2.

Der abſolute (von der Geſellſchaftsform unabhängige) Wert einer Ware beſtimmt ſich nach dem zur Zeit für ihre Herſtellung und ihre Beförderung an den Ort der Wertgebung durchſchnittlich notwendigen Quantum von Arbeit jeder Art. Steigt dieſes Quantum (verringerte Produktivität der Arbeit), ſo ſteigt der abſolute Wert der Ware; ſinkt dieſes Quantum (erhöhte Produktivität der Arbeit), ſo ſinkt der abſolute Wert der Ware.

Theſe 3.

Der Marktwert einer Ware iſt der Wert, womit ſie auf dem Markte erſcheint. In einer Geſellſchaft, die wie die unſrige

durchaus auf der Institution des Privateigentums beruht, kann der Marktwert der Waren nur ausnahmsweise mit dem absoluten Werte zusammenfallen. (Der Unterschied zwischen Marktwert und Marktpreis kann als für die Währungsfrage ohne Bedeutung hier außer Betracht gelassen werden.)

These 4.

Die Besitzer der Zugänge zu den Darbietungen der Natur (Kulturland, Rohstoffe), welche unentbehrliche Objekte der produktiven Arbeit sind, verlangen auf Grund dessen einen Anteil am Produkte (Bodenrente), der im Marktwerte als ein Aufschlag zum absoluten Werte zur Erscheinung kommt, gleich als ob diese Besitzer so viele Arbeitsquanta mitgeliefert hätten.

Hier scheint ein Widerspruch zu bestehen mit These 1; denn dort sage ich, daß Waren durch die in ihnen verkörperte menschliche Arbeit kommensurabel sind, und hier lasse ich in dem Marktwerte der Waren etwas enthalten sein, das nicht Arbeit ist. Aber es scheint eben nur. Geschähe das Messen der Waren nach Arbeitsquanten bewußt durch die Käufer und Verkäufer, so müßte ich die beiden Thesen selbst als unvereinbar ansehen. Menschliche Schätzung würde nicht ohne weiteres den Anteil der Bodenrente auf Arbeitsquanta zurückführen können. Alle Waren enthalten Arbeitswert, und dieser Arbeitswert bildet die Grundlage für ihre Vergleichung. Wenn Karl Marx sagt (Kap. 1 S. 19) „Trotz seiner zugeknöpften Erscheinung hat die Leinwand in ihm (dem Rocke) die stammverwandte schöne Wertseele erkannt", so habe ich zu der Leinwand das Vertrauen, daß sie die schöne Wertseele nicht darum verkennen wird, weil sie den Rock nicht ganz erfüllt. Und ferner sagt Karl Marx ebenda S. 11: „Die verschiedenen Proportionen, worin verschiedene Arbeitsarten auf einfache Arbeit als ihre Maßeinheit reduziert sind, werden durch einen gesellschaftlichen Prozeß hinter dem Rücken der Produzenten festgesetzt." Das scheint mir zweifellos, aber so, denke ich, wird sich auch die Proportion der Teile Bodenrente zu den Arbeitsquanta durch einen gesellschaftlichen Prozeß herausbilden.

*

Theſe 5.

Bei Waren, deren Rohſtoff an wenigen Fundorten vorkommt, kann dieſer Aufſchlag, der Anteil der Bodenrente am Marktwerte, ſehr bedeutend ſein. Er ſteigt, wenn der Bedarf nach der Ware im Verhältniſſe zur Erreichbarkeit des Rohſtoffes ſich erhöht; er ſinkt, wenn der Bedarf nach der Ware im Verhältniſſe zur Erreichbarkeit des Rohſtoffes ſich vermindert. Solche Waren ſind auch Gold und Silber.

Theſe 6.

Der abſolute Wert des Goldes iſt gleichwie der des Silbers gefallen, denn Technik und Betriebsmittel der Goldproduktion ſind vervollkommnet worden, wie die der Silberproduktion.

Theſe 7.

Dagegen iſt der Anteil der Bodenrente am Marktwerte beim Golde geſtiegen und beim Silber geſunken, weil das Silber nach und nach von allen Münzſtätten der wichtigſten Kulturländer verdrängt und damit das Monopol des Goldes für Münzzwecke erweitert wurde.

Theſe 8.

Beim Marktwerte des Goldes iſt das Sinken des abſoluten Wertes kompenſiert durch die Erhöhung der Bodenrente; beim Marktwerte des Silbers iſt der Rückgang des abſoluten Wertes verſtärkt durch das Sinken der Bodenrente. So iſt die Proportion des Marktwertes von Gold zu dem von Silber von $15^1/_2 : 1$ auf beiläufig $27 : 1$ geſtiegen.

Theſe 9.

Wäre ſtatt des Silbers das Gold von den Münzſtätten vertrieben worden, ſo würde die Proportion der beiden Marktwerte geſunken ſein und zwar wohl auf etwa $10 : 1$.

Die in dieser These 9 gegebene Voraussetzung wird heute als etwas schier Undenkbares angesehen. Wie könnte man Gold von den Münzstätten verbannen wollen? Und verfielen selbst einzelne Staaten auf solchen Gedanken, würden nicht andere das von jenen vertriebene Gold um so bereitwilliger aufnehmen? Mir scheint, man verkennt da vollständig den Charakter des Epidemischen, der solchen Bewegungen innewohnt. Die Meinung, daß man die Prägung des Goldes einstellen oder gar nicht erst damit beginnen solle, hat von Mitte der fünfziger bis Anfangs der sechziger Jahre zahlreiche Vertreter gefunden. Es gab damals Leute, welche die Goldflut in Schrecken setzte, gerade so wie jetzt die Silberflut gefürchtet wird. Nur brach die Epidemie nicht aus, weil der Erste fehlte, der gesprungen wäre. Es kommt da immer darauf an, ob irgendwo der Bazillus günstige Entwickelungsbedingungen vorfindet. Uns waren 1871 die Milliarden in den Kopf gestiegen, und so waren wir empfänglich für die Silberscheu; Frankreich mußte folgen. In gesundem Zustande, bei normalen wirtschaftlichen Verhältnissen wäre es vielleicht zurückgeblieben. Aber Frankreich war mit Zahlung der Milliarden beschäftigt; seine Agrikultur und Industrie litten noch schwer unter den Folgen von Invasion und Bürgerkrieg. Frankreich entbehrte zur Zeit der Kraft, der Strömung Widerstand zu leisten — es lief einfach mit.

Wir hatten gefunden, daß gesetzliche Einwirkung auf den Marktwert statthaben muß in allen Fällen, wo — bei begrenzter Produktionsmöglichkeit — das Gesetz den Konsum beeinflußt oder gar ihn im wesentlichen bestimmt. Es bleibt uns zu untersuchen, ob die Kraft dieser Einwirkung unter gegebener Voraussetzung dem beabsichtigten Effekte entspricht.

Die These 66 sagt:

Sobald die Vereinigten Staaten und Indien, Deutschland und Frankreich erklären, die Relation soll 1 : 15½ sein, so wird sie 1 : 15½ sein und bleiben. Der Mechanismus, der den Marktwert beider Metalle durch sieben Jahrzehnte reguliert hatte, wird unmittelbar wieder funktionieren, als wäre er niemals gestört worden.

**

Ein Übereinkommen zwiſchen den Vereinigten Staaten, Indien, Deutſchland und Frankreich iſt die Vorausſetzung. Wird der Effekt wirklich der hier behauptete ſein? Das beſondere Verhältnis 1 : 15½ hat mit der Frage, wie ſie heute allgemein geſtellt iſt, nichts zu thun. Die Frage bezieht ſich auf 1 : n, und dieſes n könnte ebenſowohl 18,17 oder auch 15 ſein. Der Grund, warum es in der Broſchüre 1 : 15½ heißt, iſt in Theſe 65 gegeben, mit der wir uns heute nicht befaſſen. Gewiß hat die Wirkung des legislativen Einfluſſes auf den Marktwert der Edelmetalle ihre Grenze; das n kann nicht willkürlich genommen werden. Aber wie beſtimmen wir dieſe Grenze? Wir wiſſen, daß es der Beſtandteil Bodenrente iſt, welcher jener Beeinfluſſung unterliegt. Der Marktwert der Edelmetalle kann alſo nach unten höchſtens bis zur Herabdrückung der Bodenrente auf Null beeinflußt werden; nach oben hört die Möglichkeit der Beeinfluſſung auf, wenn die Erhöhung der Bodenrente eine ſolche Zunahme der Produktion veranlaßt, daß das Marktgebiet die Ware nicht mehr aufnehmen kann. In unſerem Falle handelt es ſich um eine Annäherung der Marktwerte von Gold und Silber, wobei alſo der Marktwert von Gold zu ermäßigen und derjenige von Silber zu erhöhen wäre. Gehen wir jetzt, nachdem wir geſehen haben, wie ſie gelöſt werden muß, zu der konkreten Frage über, ob ein Übereinkommen zwiſchen Deutſchland, Frankreich, Indien und den Vereinigten Staaten ſtark genug iſt

1. die Wertrelation zwiſchen Gold und Silber wieder auf 1 : 15½ zu bringen,
2. dieſe Wertrelation dauernd zu erhalten.

Zur Zeit, als ich meine Broſchüre ſchrieb, war das Verhältnis 1 : 27,2. Alſo eine ſo große Veränderung von 1 : 27,2 auf 1 : 15,5 ſollte einfach durch den Willen jener Staaten herbeigeführt werden? In allen Tonarten hat man der Verwunderung über die Kühnheit eines ſolchen Gedankens Ausdruck gegeben. Ich kann gar nicht ſagen, wie mir ſelbſt, mag ich die Sache vom theoretiſchen oder vom praktiſchen Standpunkte aus betrachten, gerade dieſe Verwunderung ſo überaus — wunderlich vorkommt. Daß beſtehende Preisverhältniſſe und Preistendenzen ſehr leicht ſo an-

geſehen werden, als könnten ſie niemals wieder eine Veränderung erfahren, iſt mir keine neue Wahrnehmung. Mag es ſich um Waren, mag es ſich um Börſenpapiere handeln, wenn eine Preisbewegung längere Zeit gewährt hat, ſo gelten zuletzt deren Reſultate als in der Hauptſache definitiv erlangt. Daß andere Verhältniſſe eine veränderte Richtung der Bewegung bewirken könnten, glaubt man kaum, und wenn man daran denkt, wie enge hält man den Blick nach jener Richtung begrenzt! Daß die Bewegung in ihrem Rücklaufe wieder dahin führen könnte, wovon ſie ausging, ſo etwas wird in den meiſten Fällen für platterdings unmöglich gehalten. Das Verwunderliche war mir nur gerade, daß dieſe pſychologiſche Erſcheinung, die dem Beharrungsvermögen in der Phyſik entſpricht, auch in dieſem Falle zu Tage treten ſollte, wo es ſich doch um eventuelle ſtaatliche Dekrete von zunächſt jedenfalls ganz zweifelloſer Wirkſamkeit handelt. Jawohl, zunächſt ganz zweifelloſer Wirkſamkeit. Denn ſehen wir einmal zu, wie ſich die Sache bei einer ſolchen internationalen Währungskonvention in der Praxis geſtalten würde. Nehmen wir an, im März 1894 kommen diplomatiſche Vertreter der mehrgenannten vier Staaten zuſammen — was jedenfalls dem fruchtloſen Redeturniere einer internationalen Konferenz vorzuziehen wäre — und dieſe Vertreter einigen ſich auf eine Konvention, wonach ihre Staaten Silber in unlimitierten Beträgen und Gold in unlimitierten Beträgen, letzteres zum $15^1/_2$ fachen Werte des erſteren, zur Prägung übernehmen, beziehungsweiſe zulaſſen. Zirkulation der Münzen des einen Staates im anderen iſt nicht etwa zu begünſtigen, ſondern vielmehr nach Thunlichkeit auszuſchließen, alſo beileibe keine Münzkonvention, ſondern nur eine Währungskonvention. Bis Ende September 1894 iſt die Genehmigung dieſes Übereinkommens durch alle geſetzgebenden Körperſchaften erfolgt, ebenſo wie die Ratifikation durch alle Regierungen. Mit dem 1. Januar 1895 ſoll die freie Prägung beider Metalle beginnen. Sobald die Gewißheit der diplomatiſchen Einigung erlangt iſt, wird ſchon die Wertannäherung beider Metalle ihren Anfang nehmen. Da Gold noch das alleinige Währungsmetall iſt, offenbart ſich die Wertverminderung des Goldes und Werterhöhung des Silbers nur in einer Preisſteigerung des Silbers. Iſt der

Vertrag allſeitig ratifiziert, dann wird vielleicht das Silber noch etwas unter pari abgegeben werden. Es giebt immer Leute, die glauben, daß bis zum entſcheidenden Termine Gott weiß was Störendes ſich ereignen möchte. Aber ſpäteſtens vierzehn Tage vor dem 1. Januar 1895 würde man ſich deſſen voll bewußt werden, daß nun ſämtliche Münzen der vier Staaten das Kilo Feinſilber zu mindeſtens 218.89 Franken oder den entſprechenden Preiſen in Rupien, Dollars oder Mark annehmen werden. Ich frage, wo wäre dann noch der Erznarr zu finden, der ein Kilo Silber unter 218.89 Franken verkaufen würde. Alſo ſpäteſtens Mitte Dezember 1894 ſtände Silber in Paris mindeſtens 218.89 Franken das Kilo (222.22 Franken wäre das Pari), und wenn es dort ſo bewertet iſt, dann kann die Unze Silber in London unmöglich unter 59½ Pence notieren, weil es ſo, ſelbſt bei einer Pariſer Notierung von 25.37 für Vista-London, nach Paris rentieren würde. Ich warte ab, ob jemand den Ausſpruch riskieren wird, daß dann — in kurzer Friſt, denn darum handelt es ſich hier zunächſt noch — Vista-London über 25.37 gehen, mit anderen Worten, daß Paris und mit ihm Berlin und Newyork in London mit Perte notieren würden. Bis es jemandem beliebt, ſeine Auffaſſung über Weſen und Werden der Wechſelkurſe in dieſer Weiſe bloszuſtellen, nehme ich an, daß die erſte Frage überhaupt keine Frage iſt, und daß an der Herſtellung der Relation kein Menſch zweifeln kann, der ſich nur einen Augenblick die nächſte merkantile Entwickelung der Angelegenheit vorſtellen will. Wirklich in Frage kommt nur die Nummer 2, ob die Relation von 1 : 15½ ſich auch behaupten läßt, und dieſe Frage reduziert ſich darauf, ob jener Marktpreis von Silber in Gold am 1. Januar 1895 dann auch den Marktwerten beider Metalle entſprechen wird, denn ſonſt hätte er eben auf die Dauer keinen Beſtand. Der Weg für die Marktwerte, um von der Relation 1 : 27,2 zu der von 1 : 15,5 zu gelangen, iſt gar nicht ſo gefährlich weit. Man vergeſſe nicht, daß die hohen Reiſenden ſich ungefähr mittewegs zu begegnen haben. Wenn Gold etwa 25 % von ſeinem heutigen Werte verliert, braucht Silber nur etwa 30 % auf ſeinen heutigen Wert zu gewinnen, damit ſie auf der Relation 1 : 15½ zuſammentreffen. Zunächſt fragt es ſich, kann Gold von

ſeinem heutigen Werte 25 % verlieren, wenn ihm das ausſchließliche Monopol für die freie Prägung in Frankreich, Deutſchland, den Vereinigten Staaten genommen, in Indien nicht eingeräumt wird? Da England kein ſtarker Konkurrent beim Goldkaufe iſt — der engliſche Bedarf für Bargeld iſt unglaublich geringfügig —, da die anderen Staaten gar nicht die wirtſchaftliche Kraft haben, mit jenen genannten in Konkurrenz zu treten, und zudem mit Sicherheit anzunehmen iſt, daß ſie der Konvention nachträglich beizutreten recht erfreut ſein werden, ſo hängt die Beantwortung nur davon ab, ob der Beſtandteil Bodenrente im Goldwerte heute groß genug iſt, daß er um 25 % dieſes Wertes reduziert werden könnte, ohne auf Null zu ſinken. Ich habe in meiner Theſe 30 den Verſuch gemacht, die Beſtandteile Arbeitswert und Bodenrente der Marktwerte von Gold und Silber nach ihrem Verhältniſſe und nach den Veränderungen, die ſie erfahren haben mögen, abzuſchätzen. Dieſe Schätzung hat gar keinen anderen Anſpruch erhoben, als ein Muſter zu geben, das der Vorſtellung der verſchiedenartigen Beeinfluſſung der Elemente der Marktwerte zu Hilfe kommen ſollte. Daß ich trotzdem vorſichtig dabei zu Werke gegangen bin, beweiſt mir gerade das Reſultat einer Bodenrente von 40 % des Marktwertes von Gold, zu dem ich dabei gelangt bin. Von dieſer Schätzung kann ich mit ziemlicher Beſtimmtheit ſagen, daß ſie nicht über die Wirklichkeit hinausgeht. Von 1 210 865 Unzen Gold, welche 1892 im Transvaal produziert wurden, entfielen 543 740, alſo nicht viel weniger als die Hälfte, auf nachbenannte ſieben Geſellſchaften: Robinſon, Langlaagte, Crown Reef, New-Primroſe, Nigel, Ferreira und Geldenhuis. Dieſe ſieben Geſellſchaften verzeichnen nach koloſſalen Abſchreibungen und Beſtreitung neuer Einrichtungen noch durchſchnittlich 44½ % ihrer Golderzeugung als Nutzen. Von dieſem Nutzen iſt nur ein ſehr unweſentlicher Teil als Kapitalrente zu betrachten, da das wirklich inveſtierte Kapital ein ſehr geringes iſt. Bei Robinſon beträgt es kaum mehr als den fünfzigſten Teil des Aktienkapitals, deſſen heutiger Betrag zum weſentlichen der einfachen Verwandlung von 1 Pfund Sterling-Aktien in ſolche von 50 Pfund Sterling entſtammt. Bei anderen, wie bei Langlaagte, iſt der geringe Prozentſatz wirklich inveſtierten Kapitals erkennbar aus dem hohen

Betrage, womit der Grubenwert, also die kapitalisierte Bodenrente, zu Buche steht. Was die Kapitalrente von jenen 44½ % wegnehmen möchte, wird aufgewogen durch den Umstand, daß die Republik Transvaal für Lizenzen ein Betrag erhebt, der beiläufig 5 % der Produktion ausmacht und als ein Anteil des Staates an der Bodenrente zu betrachten ist. Neben jenen sieben größten Produzenten sind noch andere Minen mittleren Ertrages, wie Durban & Roodeport, Wollhuter, Meyer & Charlton und New-Rietfontein, die bezüglich der Gewinnquote nicht hinter jenen zurückstehen. Die kleinsten Gewinnquoten weisen auch nur diejenigen auf, die kleine Quanten fördern, also für das Durchschnittsverhältnis wenig inbetracht kommen. Von den nordamerikanischen Minen kennen wir so ausführliche Daten nicht. Wir dürfen annehmen, daß ihr Nutzen größer ist, weil ihre Spesen, namentlich wegen der reichlich zu Gebote stehenden Wasserkraft, außerordentlich geringere sind. Wir kennen Details nur von einer Mine, die sehr wenig ergiebiges Erz bearbeitet und dennoch eine Gewinnquote von 50 % zeigt. Es ist die Alaska Treadwell, die nur 5 Dwts Gold per Tonne Erz erzielt, aber auch nur 1⅓ Dwts Spesen hat. Die entsprechenden Zahlen bei Robinson sind rund 20 und 10 Dwts. Wenn uns die Zahlen der anderen amerikanischen Goldminen zugänglich wären, die reicheres Erz haben, aber ihre Gewinne leider als Geheimnis behandeln, so würden wir sehen, daß durch ihren Hinzutritt der Durchschnitt der Bodenrente aller Goldminen nur über 40 % hinaus gebessert werden kann. Die Bodenrente braucht aber nicht einmal um 25 % des Goldwertes zurückzugehen, um einen Rückgang des Marktwertes von Gold um 25 % zu bewirken, denn durch Wegfall der teurer produzierenden Minen wird ja einigermaßen auch der durchschnittliche Arbeitswert ermäßigt. Es kann demnach als zweifellos betrachtet werden, daß der Marktwert des Goldes leicht um 25 % und selbst um 30 % reduziert werden könnte.

These 30.

Wollen wir uns jetzt ein Bild davon machen, wie die verschiedenartige Beeinflussung der Elemente der Marktwerte beider Metalle die Entwickelung dieser Marktwerte bestimmt haben mag,

ſo ſind wir gezwungen, zu Suppoſitionen unſere Zuflucht zu nehmen.

Anmerkung: In 1871 war, den Marktwert des Silbers als Einheit angenommen, der Marktwert des Goldes = 15,5. Davon ſeien entfallen auf den abſoluten Wert des Silbers 70 %, alſo 0,70, auf die Bodenrente 30 %, alſo 0,30, auf den abſoluten Wert des Goldes 80 %, alſo 12,40, auf die Bodenrente 20 %, alſo 3,10. Inzwiſchen ſei der abſolute Wert gefallen, beim Silber um 40 % auf 0,42, beim Golde um 25 % auf 9,30. Die Bodenrente ſei beim Silber auf die Hälfte gefallen bis 0,15, und ſomit der Marktwert des Silbers auf 0,42 + 0,15 = 0,57. Die Bodenrente ſei beim Golde auf das Doppelte, alſo auf 6,20 geſtiegen und dadurch der Marktwert des Goldes 9,30 + 6,20 = 15,50 unverändert geblieben. Die Proportion des Marktwertes von Silber zu dem von Gold 0,57 : 15,5 = 1 : 27,2.

Theſe 31.

Auch auf die Höhe der abſoluten Werte hat die Demonetiſierung des Silbers und ſtärkere Verwendung des Goldes eingewirkt. Gold wird noch gefördert da, wo es nach dem alten Stande der Münzpolitik die Speſen nicht mehr zahlen würde; Silber wird ſchon nicht mehr gefördert an einzelnen Stellen, wo nach dem alten Stande der Münzpolitik ſeine Produktion noch rentieren würde. Der Zutritt und beziehungsweiſe der Wegfall der am teuerſten produzierenden Minen iſt natürlich von einigem Einfluſſe auf den Durchſchnitt der für das erzeugte Quantum erforderten Arbeitszeit. Doch ſei auf die Geltendmachung dieſes Momentes im folgenden verzichtet.

Theſe 32.

Das Sinken der abſoluten Werte um 40 % und beziehungsweiſe 25 % bedeutet für die Marktwerte Rückgänge von 28 % und beziehungsweiſe 20 %. Dieſe Differenz zwiſchen beiden Wertverluſten würde kompenſiert worden ſein durch eine mäßige Erhöhung der Bodenrente der Silberminen und eine ſchwache Ermäßigung der Bodenrente der Goldminen, wenn Deutſchland beim Silber geblieben oder zur Doppelwährung übergegangen wäre und die lateiniſche Union die freie Prägung aufrecht erhalten hätte. Die Proportion von 1 : 15½ würde ſich mit Leichtigkeit behauptet haben.

Des weiteren fragt es ſich nun, ob nicht eine Erhöhung des Silberwertes um 30% oder 25% die Produktion des weißen Metalls derart vermehren würde, daß jene Staaten nicht mehr in der Lage ſein würden, das angebotene Quantum aufzunehmen. Wir dürfen, wenn wir dieſe Frage erwägen, nicht außer Augen laſſen, daß die Silberproduktion gerade in den letzten Jahren unter ganz exzeptionellen Bedingungen geſtanden hat. Es iſt ein Irrtum, anzunehmen, ſie habe mit niedrigen Preiſen zu rechnen gehabt. Im Gegenteil, Silber iſt in dieſem Jahrhundert niemals ſo hoch bezahlt worden und würde auch bei Einführung der Doppelwährung nicht wieder ſo hoch bezahlt werden, als es durch die Regierung in Waſhington und durch die internationale Spekulation aus Anlaß der Sherman-Bill bezahlt worden iſt. Man hatte es bis 54 Pence (Mitte Auguſt 1890) hinaufgetrieben, und vergeſſen Sie nicht, das waren 54 Pence einer reinen Goldwährung, entſprechend auch nach damaligen Verhältniſſen mindeſtens 66 Pence einer Doppelwährung. Behauptete ſich dieſer extreme Preis auch nicht, ſo ging doch auch im Reſte des Jahres 1890 Silber nur wenig unter die Parität von 60 Pence einer Doppelwährung, die wir für damals mit etwa 48 Pence der Goldwährung annehmen dürfen. Solche Stimulierung der Produktion hat natürlich noch lange nachgewirkt, da Einrichtungen, die unter ihrem Einfluſſe getroffen wurden, doch nicht ſofort beim Fallen des Silberpreiſes außer Gebrauch geſetzt werden konnten. Auch iſt erſt Ende März 1892 auf die Ablehnung von free coinage im Senate zu Waſhington ein ſolcher ſtärkerer Fall des Silbers auf 39 Pence erfolgt, der zu einer Wiedereinſchränkung der Produktion hätte veranlaſſen können. In der Produktionsziffer von 1892 konnte das jedenfalls noch nicht zum Ausdruck kommen, ebenſowenig wie die Produktionsziffern von 1893 eine Reaktion auf die neueſten Maßregeln von Indien und Amerika werden erkennen laſſen. Es wird nach allem ſchon viel ſein, wenn durch eine Erhöhung des Silbermarktwertes um 25—30% gegen den heutigen, auch nur die, uns zuletzt bekannte Produktionsziffer des Jahres 1892 in Zukunft erhalten bleiben wird. Dieſes ganze, 1892 produzierte Quantum von 4 700 000 Kilo iſt doch trotz allem und allem abſorbiert worden. Allerdings haben die Ver-

einigten Staaten ein Drittel der Produktion der letzten Jahre aufgenommen, und so hoch würde sich ihre Verwendung von Silber bei internationaler Doppelwährung zunächst nicht belaufen; aber dafür hat in dieser Zeit kein europäischer Staat Silber zu Münzzwecken angekauft, Rumänien hat sogar seinen Bestand verkauft und aus einer ganzen Reihe von Ländern, die zum Zwangskurse übergingen, hat sich das Silber entfernt, um die Zirkulation der Hartgeldländer zu vermehren. Von Verdauungsstörungen, welche diese unvorhergesehene Speisung mit Silber verursacht hätte, hat man nichts vernommen. Und dann dürfen wir berücksichtigen, daß bei Einführung der Doppelwährung die Erhöhung der Warenpreise und namentlich die nominelle Erhöhung der Löhne einen Mehrbedarf gerade der Silberzirkulation verursachen würde, den man doch allermindestens mit 10% veranschlagen darf. Diese 10% der Zirkulation in den vier Ländern, welche einen Gesamtbestand von rund 10 Milliarden Mark Silber haben, würde, wieder nach bescheidener Schätzung dessen, was man, strenge genommen, als eigentliche Zirkulation bezeichnen darf, der ganzen Jahresproduktion von Silber in 1892 gleichkommen. Ich gebe diese Zahlen gewissermaßen als Konzession einer anderen, ängstlicheren Auffassung gegenüber. Ich selbst sehe die Frage unter einem anderen Gesichtspunkte. Ich fasse das Gebiet der vier Staaten ins Auge, mit ihrer halben Milliarde gewerbfleißiger Menschen, mit einem Außenhandel, der in Ein- und Ausfuhr eine Summe von rund 25 Milliarden Mark bewegt, und da erscheint mir die Grenze der Kaufkraft dieses Gebietes für Silber weit hinausgerückt. Die Handelsbilanz einer solchen Gruppe könnte selbst nicht von einem Mehrimporte einiger Hundert Millionen Mark Silber berührt werden. Mit Leichtigkeit muß sich in einer solchen Zusammenfassung bedeutender Volkswirtschaften der Ausgleich dafür ergeben. Ich bin seither bei der Voraussetzung geblieben, daß nur Indien, Deutschland, Frankreich und die Vereinigten Staaten das Übereinkommen schließen würden. Aber wer glaubt im Ernste, daß Österreich, Italien, Spanien und die kleineren kontinentalen Staaten sich lange von einer solchen Koalition abseits halten würden?

Ich denke, die gestellte Frage beantwortet zu haben.

2. **Zur Währungsfrage** von Herrn H. Hohenemſer.

Sie haben mir die Ehre erwieſen, mich zum Korreferenten für das zur Verhandlung ſtehende Thema „Die Währungsfrage“ zu ernennen, wobei Sie von der Vorausſetzung ausgingen, daß ich ein überzeugter Monometalliſt ſei, was heute, in Europa wenigſtens, beſagen will, ein Anhänger der Goldwährung ſein, da die Anhänger des weißen Metalles ſich noch nicht bis zur Forderung der Einführung der reinen Silberwährung aufgeſchwungen haben. Ich habe dieſe Aufgabe übernommen und werde mich nach beſten Kräften bemühen, die meiner Anſicht nach irrigen Lehren des geehrten Herrn Referenten zu widerlegen, wiewohl ich ſelbſt kein ſo blinder Verehrer der Goldwährung bin, als daß ich die großen Nachteile, welche für die Goldländer aus dem plötzlichen Übergange der Silberländer zur reinen Goldwährung entſtehen könnten, überſähe. Dieſe Seite der Frage, welche der Herr Referent in den Theſen 20, 49, 50 und 51 ſtreift, liefert den Silbermännern den einzigen berechtigten Einwand gegen die Goldwährung; doch iſt ihr ſofort anzuwendendes Heilmittel für den wirtſchaftlichen Organismus weit ſchlimmer, als die Krankheit, deren Ausbruch in einer näheren oder ferneren Zukunft ſie verhindern wollen. Ich werde ſpäter Anlaß haben, auf dieſen Punkt zurückzukommen.

An und für ſich betrachtet, halte ich alle Diskuſſionen über die Einführung der internationalen Doppelwährung für reine Zeitvergeudung. Mit ganz geringen Ausnahmen ſind ſelbſt die enragierteſten Bimetalliſten davon durchdrungen, daß die Einführung der Doppelwährung ohne den Anſchluß Englands unmöglich ſei: alle auf den verſchiedenen Münzkongreſſen vertretenen Regierungen haben der gleichen Anſchauung mehr oder minder offenen Ausdruck gegeben. An ein Herüberziehen Englands zum Bimetallismus iſt heute, nach dem kläglichen Ende des amerikaniſchen Experiments, weniger als je zu denken. Da es aber immer noch Männer giebt, welche auf Grund unrichtiger Theorieen und unter Verkennung der Bedürfniſſe des heutigen wirtſchaftlichen Lebens, das Steckenpferd der Doppelwährung unabläſſig tummeln, die meiſten allerdings nicht von ſo ausſchließlich platoniſchen Motiven geleitet, wie der Verfaſſer der 66 Theſen, und da ſie damit eine fortgeſetzte Beunruhigung in

weiten Volkskreiſen erregen, ſo iſt es doch notwendig deren Irrlehren gelegentlich entgegenzutreten, insbeſondere auch, weil ſehr viele ſonſt ganz intelligente Köpfe, dieſe ganze Währungsfrage für eine Art Myſterium halten, in welches einzudringen nur wenigen wohl vorbereiteten Prieſtern möglich ſei, während ſie ſich ſelbſt, wie alle anderen Profanen, für inkompetent erachten, überhaupt eine Meinung zu haben, geſchweige denn ſelbſtändig zu urteilen. Der Herr Verfaſſer der Theſen und Sie, meine Herren, werden es mir daher nicht verübeln, wenn ich in erſter Reihe verſuche, Ihnen in aller Kürze diejenigen theoretiſchen Ausgangspunkte vorzutragen, auf welchen die Anhänger der Goldwährung fußen, und wenn ich dabei die Theſen ſelbſt nur inſoweit erwähne, als ſie mit dieſem Teil meiner Darlegungen in Verbindung ſtehen. Daß ich Ihnen hier nicht meine eigene Weisheit zum Beſten gebe, bedarf wohl kaum beſonderer Betonung. Ich ſtütze mich im Nachfolgenden weſentlich auf die neueſten Arbeiten der hervorragenden Rufer im Streite wie Ludwig Bamberger, Theodor Hertzka und a. m.; der jeweiligen Anführung des betreffenden Autors werden Sie mich ſicherlich gerne entheben.

Schon vor vielen Jahrtauſenden trat mit zunehmender Produktivität menſchlicher Arbeit das Bedürfnis hervor, den primitiven direkten Austauſch der Produkte durch ein allgemein giltiges Tauſchmittel zu erſetzen, von welchem angenommen werden konnte, daß es den Beſitzer in den Stand ſetzen werde, jeder Zeit jede beliebige andere Ware dafür eintauſchen zu können. Felle, Vieh, Muſcheln und a. m. wurden als „Geld“, das heißt als Tauſchvermittler, verwendet; mit zunehmender Kultur griff man zu Eiſen, Kupfer und Bronze und ſchließlich zu Silber und Gold, weil mit dem wachſenden Umfang des Tauſchverkehrs und dem zunehmenden Reichtum, auch der „Tauſchvermittler“, ſollte er ſeinen Zweck erfüllen, wertvoller werden mußte.

Die Eigenſchaften, welche von dem als „Geld“ dienenden Gut heute verlangt werden müſſen, ſind:

a) thunlichſte Wertkonſtanz,
b) Unzerſtörbarkeit und dadurch wachſende Menge und dauernde Aufbewahrungsmöglichkeit,
c) Leichtigkeit der Handhabung.

Erſt mit der Heranziehung der Edelmetalle entſprach der Geldſtoff allen dieſen Anforderungen, und darum iſt es erklärlich, daß ſie überall da, wo Verkehr und Reichtum einen gewiſſen Umfang erreichen, das alte „Geld“ verdrängen und verdrängt haben. Aber ſchon lange ehe die Edelmetalle als „Geldſtoff“ anerkannt, ſchon lange ehe ſie in der Form von Münzen in den Verkehr gebracht wurden, waren ſie ein allgemein beliebtes Gut und eine gern eingetauſchte Ware, eben wegen ihrer relativen Wertkonſtanz, Dauerhaftigkeit und leichten Handlichkeit.

Daß ſie und das aus ihnen angefertigte „Geld“ auch heute noch nichts anderes ſind als Ware, „Äquivalentware“ wie Marx ſagt, wird von niemandem mehr beſtritten. Silber war während ungezählter Jahrhunderte das einzige und nahezu ausſchließliche „Münzmetall“; man hat wohl ſtets Goldmünzen geprägt, anfangs als Schaumünzen, zu Geſchenken bei beſonderen Anläſſen u. ſ. w., ſpäter in größerem Umfang mit einer von Zeit zu Zeit erfolgenden Feſtſetzung ihres Wertes in Silber, aber als eigentlicher „Tauſchvermittler“ wird Gold erſt ſeit etwa 100 Jahren verwandt, und zwar wurde die ausſchließliche „Goldwährung“ zunächſt in England eingeführt, während in allen anderen Ländern noch viele Jahrzehnte die „Silberwährung“ herrſchte. Gerade weil der „Geldſtoff“ eine Ware wie jede andere, deren Wert den gleichen Geſetzen wie derjenige aller anderen Waren unterworfen iſt, kann keinem Einſichtigen einfallen, das Wertverhältnis zwiſchen zwei verſchiedenen Waren — Silber einerſeits, Gold andererſeits — dauernd feſtlegen zu wollen, oder mit anderen Worten, dekretieren zu wollen, daß beiſpielsweiſe für 15½ Gramm Silber die gleiche Quantität Weizen erhältlich ſein müſſe wie für 1 Gramm Gold. Die Bimetalliſten, welche ſolchen theoretiſch verkehrten, auf die Dauer praktiſch undurchführbaren Plau verfechten, gehen dabei häufig — der Herr Referent thut es nicht — von der irrtümlichen Auffaſſung aus, als ob in den monometalliſtiſchen Ländern, der Aufdruck einer beſtimmten Bezeichnung auf die Münze (Mark, Frank, Pfund Sterling, Rubel, Dollar, Rupie u. ſ. w.) deren Wert beſtimme, und meinen dann, daß, ſo gut man eine ſolche Wertbeſtimmung auf ein Geldſtück von Gold oder von Silber drücken könne,

dies auch für Geldstücke in Gold und Silber in einer festzusetzenden Relation, möglich sei. Nun besagt aber die Gesetzgebung keines Landes, daß für eine bestimmte Menge Goldes oder Silbers eine bestimmte Menge irgendwelcher Ware erhältlich sein müßte; es heißt lediglich: so und so viel Gramm Silber oder so und so viel Gramm Gold bezeichne ich, Staat, mit dem und dem Namen (Pfund Sterling, Frank, Mark, Rubel, Dollar, Rupie u. s. w.), versehe sie mit meinem Stempel, damit jedermann wisse, wie viel Gold oder Silber in der so und so bezeichneten Münze enthalten sei, und jeder, der mir die gleiche Menge Goldes oder Silbers bringt, kann von mir, Staat, gegen eine kleine Vergütung ein solches Geldstück erhalten; so z. B. in Deutschland für je 7,16845 Gramm Feingold ein Geldstück mit der Bezeichnung 20 Mark. Die Gesetzgebung giebt dem geprägten Metall also nur den Namen, ohne dessen Tauschwert irgendwie zu bestimmen. Die Bimetallisten überlassen die Wertbestimmung aller anderen Waren dem freien Markt, nur für das Silber verlangen sie eine Ausnahme: hier soll die Gesetzgebung ein für alle Male festsetzen, $15^1/_2$ Kilogramm fein in Silber soll gleich sein 1 Kilogramm fein in Gold, und in diesem Verhältnisse sollen Münzen mit gleicher Benennung geprägt werden. Auch diese Bestimmung ist in keinem Lande der Welt durch Gesetz eingeführt worden; selbst in Frankreich, in welchem faktisch bis 1874 Bimetallismus herrschte, d. h. freie Prägung für beide Metalle, besagt das Gesetz vom 28. März 1803, mit welchem die Relation von $15^1/_2 : 1$ festgesetzt wird, ausdrücklich: „Falls gebieterische Umstände dazu nötigen sollten, diese Proportion zu verändern, so werden ausschließlich die Goldmünzen umgeprägt bezw. umgeschmolzen.“ [1]) Obwohl Silber damals noch das maßgebende Münzmetall war, verlangte der Verkehr doch schon die Zirkulation von Goldmünzen, und diesem Bedürfnis entsprang das angeführte Gesetz; die zunächst eingeführte Relation entsprach dem damaligen ungefähren Marktwert der beiden Metalle, aber der eben wörtlich

[1]) Die Zukunft des Goldes von Ed. Süß, S. 5 u. 6. Der angeführte Passus steht in Art. 6 des Gesetzes vom 28. März 1803 resp. 7. Germinal XI und lautet: „Si des circonstances impérieuses forcent à changer cette proportion, les pièces de monnaie d'or seulement seront réfondues.“

angeführte Zusatz beweist, daß es den Gesetzgebern entfernt nicht einfiel, diese Relation als eine dauernde, unantastbare anzusehen oder festsetzen zu wollen.

Der Umstand, daß die freie Ausprägung beider Metalle in der einmal angenommenen Relation während etwa sieben Dezennien aufrecht erhalten werden konnte, beweist nur, daß die damaligen Gesetzgeber in der Fixierung der Relation einen glücklichen Griff gethan hatten: wäre im Laufe dieser Zeit Gold teurer geworden, so hätte das Gewicht des 20-Frankenstückes vermindert werden müssen; wäre der Preis des Goldes erheblich gewichen, so hätte das 20-Frankenstück schwerer ausgeprägt werden müssen, aber die Absicht, die Relation von $15^1/_2 : 1$ unter allen Umständen festzuhalten, was nach der damaligen Sachlage dazu hätte führen können, dem Verkehr übertarifierte *Goldmünzen* aufzudrängen, wie die Bimetallisten dies heute mit den Silbermünzen beabsichtigen, lag durchaus nicht vor.

Eine solche Absicht kann überhaupt nur da auftauchen, wo — trotz aller gegenteiligen Worte — der Warencharakter der Edelmetalle verkannt wird, und wo, entgegen allen Gesetzen logischen Denkens, die Meinung die Oberhand gewinnt, *man könne vorhandene oder scheinbare Schäden durch gewaltthätige Eingriffe in wirtschaftliche Gesetze dauernd beseitigen.*

Der Verfasser der 66 Thesen bekennt sich zwar auch zu der Ansicht, daß die Eigenschaft der „Äquivalentware" nur einer einzigen Ware, einem einzigen Edelmetalle logischer Weise zuerkannt werden sollte. Aber — so meint er — da es einerseits unmöglich ist, ohne Heraufbeschwörung ernster Gefahren die strenge Logik zur Durchführung zu bringen, es andererseits in der Praxis dem Gesetzgeber sehr wohl möglich ist, der strengen Logik und den sonst allmächtigen wirtschaftlichen Gesetzen ein Schnippchen zu schlagen, so bringe ich das Opfer des Intellekts und trete für die Doppelwährung ein. Der Verfasser bemüht sich *redlich* uns glauben zu machen, daß — wenn nur die Gesetzgebung wollte — die Proportion von $1 : 15^1/_2$ sich mit Leichtigkeit für immer behaupten lassen würde. Den Beweis dafür bleibt er uns allerdings schuldig

und muß ihn uns ſchuldig bleiben, weil er eben nicht zu erbringen iſt. Er überſieht eben gleich allen ſeinen Kollegen, daß die Geſetzgebung wohl den Wert einer Ware oder den Relationswert zweier Waren beeinfluſſen, ihn aber unmöglich, wie er meint, dauernd beſtimmen kann. An dieſem theoretiſch widerſinnigen Grundgedanken der Bimetalliſten muß die Utopie der Doppelwährung, abgeſehen von allen anderen Gründen praktiſcher Natur, ſtets ſcheitern. Der Klarheit halber betone ich hier nochmals, daß in monometalliſtiſchen Ländern der Wert des geprägten Metalls — ſei es Silber oder Gold — nicht von der Geſetzgebung beſtimmt, ſondern daß die geprägte Münze lediglich benannt wird, während es dem freien Markt überlaſſen bleibt, deren Tauſchwert zu bemeſſen. Ich verweiſe hierüber auf Theſe 11 des Herrn Referenten, in welcher er dies näher ausgeführt hat.

Es iſt nach dem Geſagten einleuchtend, daß die erſte Forderung, welche an gutes Geld zu ſtellen iſt, „thunlichſte Wertkonſtanz", überhaupt nur erfüllbar iſt, wenn ein Geldſtoff als Äquivalentware verwendet wird, ſei dies nun Silber oder Gold. Die Verwendung beider Metalle unter Zugrundelegung eines Wertverhältniſſes ſchafft ein in ſeinem Wert fortgeſetzt ſchwankendes Geld, inſolange es menſchlichem Scharfſinn nicht gelingt, ein dem abſoluten Werte des Goldes und Silbers entſprechendes Wertverhältnis zwiſchen beiden herauszuklügeln und Mittel aufzufinden, welche es ein für alle Male unmöglich machen, daß ſich dieſes heute gefundene Wertverhältnis morgen unter dem Einfluß veränderter Produktionsbedingungen verſchiebe. (Beiläufig bemerkt bediene ich mich hier der Worte „abſoluter Wert" im Sinne des Verfaſſers der Theſen, wiewohl Ricardo, der Erfinder dieſer Theorie, gerade dasſelbe als „relativen Wert" bezeichnet.) Der Herr Referent, der dies ſehr wohl weiß, wie die Anmerkung zu Theſe 29 und namentlich zu Theſe 59 beweiſt, macht ſich aber den Nachweis der Wertkonſtanz des Geldes auch bei Doppelwährung außerordentlich bequem, indem er, von aller theoretiſchen Erkenntnis abſehend, in Theſe 32 und 66 das kühne Axiom aufſtellt: wenn nur die erforderlichen geſetzgeberiſchen Maßnahmen erfolgen, ſo wird das Wertverhältnis zwiſchen beiden

*

Metallen für jetzt und immerdar das gleiche bleiben. Den Nachweis hierfür sucht er, eingestandenermaßen, durch eine Reihe von Suppositionen zu erbringen, auf die ich später zurückkommen werde.

Da aber Suppositionen, noch so kühnlich in die Welt geschleudert, nicht genügen, um logische Schlüsse umzustoßen, so werden Sie mit mir einverstanden sein, wenn ich behaupte, daß „thunlichste Wertkonstanz" des Geldes nur dann möglich ist, wenn als Äquivalentware nur ein Geldstoff verwendet wird.

Die zweite Hauptforderung, welche wir an den Geldstoff zu stellen haben, Unzerstörbarkeit und dadurch wachsende Menge und dauernde Aufbewahrungsmöglichkeit, trifft beim Silber nahezu in gleichem Maße wie beim Gold zu und kann daher hier unerörtert bleiben.

Wie steht es nun aber mit der dritten Forderung: „Leichtigkeit der Handhabung" des Geldes unter der Herrschaft des Bimetallismus?

Der Herr Referent geht über diesen Punkt mit Stillschweigen hinweg; er begnügt sich damit, dem Handel zu erklären, daß seine speziellen Bedürfnisse nicht ausschlaggebend sein können bei einer Sache, die für das Ganze der Gesellschaft eine so tief einschneidende Bedeutung habe, womit er übrigens indirekt zugiebt, daß in der Regel Bimetallismus in Wirklichkeit auf Silberzirkulation hinauslaufen würde. Es ist aber nicht ausschließlich der Handel, welcher der Silberzirkulation widerstrebt, sondern in den zivilisierten Staaten sind es alle Volkskreise. Jeder Versuch größere Mengen Silbers als notwendig, um dem Bedarf des Kleinverkehrs zu genügen, in den Verkehr zu bringen, ist überall gescheitert, wo er unternommen wurde. In Amerika und in Österreich hat sich die Abneigung des Publikums gegen Silber so stark und mächtig erwiesen, daß von ihm, trotz der traurigen Erfahrungen mit Papiergeld, welche die Bevölkerung in den genannten Staaten gemacht hatte, dieses vorgezogen wurde. Die französische Bank bemüht sich seit Jahren vergeblich ihren Silbervorrat (durchschnittlich etwa 1200 Millionen Franken) wenigstens teilweise abzustoßen. Und sehen wir nicht täglich die gleiche Erscheinung bei uns bezüglich der Thaler? Diese allgemeine Antipathie gegen das Silber

iſt keine zufällige und beruht nicht, wie man annehmen könnte, auf einer Kenntnis des theoretiſchen Streites über Gold- und Silberwährung, ſondern einfach darauf, daß alle Bevölkerungsklaſſen in der Silbermünze nicht diejenige Bequemlichkeit und Handlichkeit finden, die ſie vom Gelde verlangen. Es würde über den Rahmen dieſer Arbeit hinausgehen, wollte ich die tieferen Urſachen dieſer Erſcheinung nachweiſen. Thatſächlich aber exiſtiert ſie, und es deckt ſich hier, wie es ſtets ſein ſollte, die Praxis vollſtändig mit der theoretiſchen Erkenntnis.

Ich kann hiermit meine theoretiſche Auseinanderſetzung über die Zuläſſigkeit der Umwandlung von Silber und Gold als „Geldſtoff" ſchließen, indem ich glaube, nachgewieſen zu haben, daß die willkürliche Feſtſetzung des Wertverhältniſſes zweier Waren theoretiſch widerſinnig iſt, und daß die Forderungen, welche wir a priori an gutes Geld ſtellen, in zwei Hauptpunkten unter der Herrſchaft der Doppelwährung nicht erfüllt werden können.

Aber glauben Sie nicht etwa, daß wir Monometalliſten in dieſer Frage die Theoretiker ſind. Wir ſtützen uns wohl auch auf theoretiſche Erkenntnis, haben aber auch die Praxis in der ganzen Welt für uns. Die Bimetalliſten wollen an der Hand ihrer per fas et nefas nach Liebhaberei und Intereſſe künſtlich zurechtgelegten Argumente die Praxis zur Umkehr bewegen. Gerne hätte ich dies an der Hand der Theſen des Näheren dargelegt: leider hat es mir an Zeit gefehlt und ich muß mich daher auf einige kurze weiteren Bemerkungen beſchränken. Wäre ich mit meiner Arbeit zu Ende gekommen, ſo hätte ich verſucht den Nachweis zu erbringen, daß die Behauptungen des Herrn Referenten, die Geſetzgebung allein habe die Veränderung des Wertverhältniſſes von $15^1/_2 : 1$ verſchuldet, eben nur Behauptungen ſind; ich hätte mich bemüht nachzuweiſen, daß durch die geänderten Produktionsverhältniſſe dieſe Relation auch ohne die Demonetiſierung des Silbers in Deutſchland und anderen europäiſchen Ländern zu einer Lüge geworden wäre, und daß die Einführung des Bimetallismus dazu führen würde, die betreffenden Verkehrsgebiete mit einer Unſumme „ſchlechten Geldes" zu überſchwemmen, wie ſolches in früheren Jahrhunderten in gleichem Maße nie dageweſen iſt.

**

Der Herr Verfaſſer ſelbſt giebt zu, daß „ſchlechtes Geld“ gutes aus dem Lande treibt; meine Aufgabe wäre geweſen, die Folgen einer ſolchen Austreibung darzulegen. Weiterhin hätte ich den Nachweis geführt, daß das Preisverhältnis zwiſchen Gold und Silber ſtets geſchwankt hat, aber nicht, wie die Silbermänner uns glauben machen wollen, ſtets um denſelben Fixpunkt. Zur Zeit der Perſerkriege ſchwankte es zwiſchen den Verhältniszahlen 1 : 8 und 1 : 10, ein Jahrtauſend ſpäter zwiſchen 1 : 14 und 1 : 15, heute zwiſchen 1 : 27 und 1 : 32. Nichts deſtoweniger ſoll das Verhältnis von 1 : 15½ auch heute noch maßgebend ſein und feſtgehalten werden. Warum gerade 15½ und nicht 12 oder 19 oder 25 war mir nie recht erfindlich.

Beiläufig hätte ich Ihnen klar zu machen verſucht, daß der Herr Verfaſſer der Theſen eine ganz beſondere Vorliebe für die Silberbarone zu hegen ſcheint, indem er die armen Leute bedauert, daß ſie durch das Sinken des Silberpreiſes nur noch eine ſo geringe Bodenrente aus ihren Bergwerken erzielen, und daß ſeine Vorſchläge allerdings geeignet ſind, dieſe Bodenrente um ein Vielfaches zu ſteigern. Anerkennen muß ich, daß er nicht verſucht hat, den Beweis zu erbringen, daß die Goldbarone eine unerhörte Bodenrente beziehen. Wenn wir von der mitunter leichten Gewinnung des Goldes im Alluvialboden abſehen, die ſtets nur kurze Zeit vorhielt, ſo dürfte die geſamte Bodenrente aus Goldminen weit hinter der aus Silberminen zurückbleiben. Meiner Anſicht nach, ſollten indeſſen derartige Erwägungen keinen Einfluß auf die Entſcheidung der Währungsfrage ausüben, ſondern lediglich die Rückſicht auf die Wohlfahrt der Geſamtheit.

Nicht in den Theſen ſelbſt, ſondern in einem Vortrage über ſie, nimmt der Herr Verfaſſer an, um die Überflutung des bimetalliſtiſchen Bundes mit Silber als nicht wahrſcheinlich hinzuſtellen, daß die Produktion unter dem Einfluß des ſteigenden Preiſes und zunehmenden Konſums eher zurückgehen als wachſen würde. In einem unlängſt im „Deutſchen Wochenblatt“ erſchienenen Artikel des Herrn Profeſſor Dr. Fried. Kleinwächter aus Czernowitz wird demſelben Gedanken in etwas anderer Form Ausdruck gegeben. Während aber der Verfaſſer der Theſen annimmt und zu beweiſen

ſucht, daß nicht die Produktionskoſten des Silbers ſondern lediglich die Bodenrente der Silberminen weſentlich zurückgegangen iſt, ſpricht der Herr Profeſſor ſeine Ueberzeugung dahin aus, daß an der bedeutenden Steigerung der Silberproduktion in letzter Zeit in erſter Reihe die fortſchreitende Entwertung dieſes Metalles die Schuld trägt. Mit Recht meint er, daß die Minenbeſitzer von dem Grundſatze geleitet „die Maſſe muß es bringen“ ihre Produktion möglichſt vermehrten, was aber nur durch vervollkommnete Technik und durch Verbeſſerung des Verfahrens und entſprechende Verminderung der Produktionskoſten möglich war. Eben wegen dieſer Verſchiebung der Produktionskoſten hält Herr Kleinwächter die Rückkehr zum Verhältnis von 1 : 15½ für kaum denkbar.

Und nun in aller Kürze zur Pièce de resistance der Theſen „die Währungsfrage eine ſoziale Sonderfrage erſten Ranges“, erſtens wegen der „Geldrente“, zweitens wegen des Fallens des Marktwertes der Mehrzahl der Waren, während der Marktwert der Goldware nicht gefallen ſei. Die „Geldrente“, welche der Herr Verfaſſer der Bodenrente und der Kapitalrente gegenüberſtellt, hier zu beſprechen, würde zu weit führen; nur darauf möchte ich hinweiſen, daß der Herr Verfaſſer ſich gründlichſt irrt, wenn er annimmt, durch eine Wertverminderung des Geldes dem wirtſchaftlich Schwächeren zu nützen; wenn wir den ſo häufig zitierten überſchuldeten Landwirt außer Betracht laſſen, ſo ſchädigt die Geldverſchlechterung gerade die ärmere Klaſſe, deren Erſparniſſe den Reichen, ſeien es nun Banken, Sparkaſſen und Privat-Firmen oder dem Staat, anvertraut werden, ſo ſchädigt ſie alle diejenigen, welche auf feſte Bezüge, wie Gehalte, Penſionen ꝛc. ꝛc. angewieſen ſind.

Und wie verhält es ſich mit dem Fallen der Waren, veranlaßt durch das nichtentſprechende Fallen der Goldware? Der Herr Verfaſſer der Theſen hebt in der Anmerkung zu Theſe 29 die enormen Schwierigkeiten hervor, welche die Feſtſtellung des abſoluten Wertes zweier Waren — 1 Mark in Gold, 1 Mark in Silber — und die Feſtſtellung der Urſachen der Verſchiebung in deren Wertverhältnis in ſich ſchließt. Daß der Marktwert ſich ſtets in kurzer Friſt nach dem abſoluten Wert richten wird, liegt auf der

Hand. Wie kommt dann der Herr Verfaſſer dazu, kurzweg anzunehmen, daß der Geldwert ſtationär blieb, während die Mehrzahl der Waren ihren Marktpreis ermäßigten? Ich halte die Frage der Wertbildung im allgemeinen für ſo ſchwierig und unſere Behelfe zur Ermittelung der Wahrheit für ſo ungenügend, daß ich mich eines Urteils darüber, was mehr gefallen iſt, Goldware oder andere Ware, enthalte. Aber die Thatſache, daß wir heute mit 3000 Mark z. B., weit weniger gut leben können als vor 20 Jahren mit 1000 Thalern, auch dann, wenn die Wohnungsmiete außer Betracht bleibt, ließe eher den Schluß zu, daß die Goldware an Tauſchkraft gegen andere Waren verloren hat, daß alſo der Geldwert mehr geſunken iſt als der Wert anderer Waren. In Theſe 45 wirft der Herr Verfaſſer zwei wichtige Glieder des ſozialen Körpers — Beamte und Arbeiter — in einen Topf mit der Behauptung, daß für ſie ein hoher Geldwert nur ſcheinbar von Vorteil ſei, während es doch einleuchtend iſt, daß für den Beamten hoher Geldwert unter allen Umſtänden beſſer iſt als niedriger. Für den Arbeiter aber — den Lohnarbeiter — iſt die ganze Währungsfrage, bis jetzt wenigſtens, nahezu ohne Bedeutung; ſein Lohn richtet ſich nach der Höhe ſeines Exiſtenzminimums; wird heute der Geldwert herabgedrückt, ſo daß der notwendige Lebensunterhalt teurer wird, ſo ſteigt der Lohn; ſteigt der Geldwert, ſo fällt der Lohn. Vorübergehend wird hierbei allerdings eine zu Ungunſten des Arbeiters eintretende Verſchiebung Platz greifen, da nicht anzunehmen iſt, daß die Lohnerhöhung ſofort mit dem Sinken des Geldwertes in Kraft tritt. Dies wiſſen unſere oſtelbiſchen Großgrundbeſitzer ſehr wohl, darum ſtehen ſie auch in vorderſter Reihe der Kämpfer für Bimetallismus.

Der Herr Verfaſſer der Theſen beherrſcht das geſamte nationalökonomiſche Gebiet ſo vollſtändig, daß er unmöglich mit den Agrariern annehmen kann: „hätten wir nur Bimetallismus, ſo könnten wir unſere Produkte für den doppelten Preis verkaufen“. Er weiß ſicherlich, daß an den heutigen niedrigen Getreidepreiſen nicht die Goldwährung, ſondern zum weitaus größten Teil die nach und nach neu unter Kultur genommenen unermeßlichen Länderſtrecken namentlich in Amerika und Indien die Schuld tragen. Wo aber bliebe die „ſoziale That“, wenn es wirklich möglich wäre, die notwendigſten

Lebensmittel durch Einführung des Bimetallismus dauernd zu verteuern? Und wo bleibt der Vorteil für die Arbeitgeber, wenn die Löhne ſich verdoppeln und der Tauſchwert des von ihnen eingenommenen Geldes um die Hälfte ſinkt? Es ſcheint mir vielmehr unumſtößlich feſtzuſtehen, daß die Doppelwährung — für den Fall ſie durchführbar wäre — nirgendwo und nimmer von Vorteil für die berechtigten Intereſſen irgend einer Berufs- oder Erwerbsklaſſe ſein kann, während ſie nach gewiſſen Seiten allerdings unberechtigten Gewinn bringen würde. Vermehrte Ausbeutung des Lohnarbeiters durch den Arbeitgeber, Abzahlung beſtehender Schulden in ſchlechtem Gelde anſtatt in dem empfangenen guten Gelde würde vorübergehend möglich ſein; dauernder Nutzen aus der ſchwankenden Währung aber würde lediglich für diejenige Einrichtung unſeres Wirtſchaftslebens erwachſen, die heute zu den beſtgehaßteſten zählt, nämlich die Börſe reſp. die Bankiers und Wechsler.

Ich bedaure, mich über alle dieſe Fragen ſo kurz faſſen zu müſſen, namentlich hätte ich den Popanz „der Geldrente“ gerne etwas näher beleuchtet und nachzuweiſen verſucht, daß keine wirtſchaftliche Einrichtung wohlthätigeren Einfluß auf die Förderung menſchlicher Kultur gehabt hat, als die Umwandlung der Naturalrente in Geldrente.

Zum Schluſſe erlaube ich mir, Sie daran zu erinnern, daß ich im Eingange meines Referats bemerkt habe, daß ich die großen Nachteile, welche für die Goldländer aus dem plötzlichen Übergang der Silberländer zur Goldwährung entſtehen können, nicht überſähe, daß ich aber im Bimetallismus ein weit ſchlimmeres Übel erblickte, als dasjenige, deſſen Hereinbrechen verhindert werden ſoll. Wenn es richtig iſt, daß ein Haupterfordernis guten Geldes die „thunlichſte Wertkonſtanz“ iſt, daß alſo eine Wertſteigerung des Geldes für den wirtſchaftlichen Organismus ebenſo, ja noch nachteiliger, als eine überſtürzte Wertverminderung ſein wird, ſo erſcheint angeſichts der neueſten Vorgänge in Indien, Amerika und Öſterreich die Frage nicht unberechtigt, ob der vorhandene Goldvorrat und die derzeitige Goldproduktion genügend ſei, um den Bedarf an Gold zu befriedigen, oder ob nicht eine vielleicht nur

vorübergehende aber in ihren Wirkungen darum nicht minder gefährliche Appreziation, das ist Wertsteigerung des Goldes, zu befürchten sei?

Diese Frage positiv zu beantworten, dazu reicht kein menschlicher Scharfsinn und kein menschliches Wissen aus. Wenn uns daher ein Weg gezeigt wird, dieser eventuellen Gefahr zu begegnen, ohne zu dem theoretisch widersinnigen, praktisch undurchführbaren Bimetallismus, wie er heute verstanden und gepredigt wird, zu greifen, so meine ich, daß aller Anlaß vorliegt zu untersuchen, ob dieser neue Weg gangbar sei. Und ich glaube, daß er es ist. Der Bimetallismus wird und muß an seiner Methode scheitern, weil er die Edelmetalle dort zu fassen sucht, wo sie gleich allen anderen Gütern der Erde menschlicher Willkür unzugänglich sind, das ist in ihrem Werte. Beschränken wir uns darauf sie an ihrer Materie zu fassen. Es ist unmöglich, die Werte von Gold und Silber in Verbindung zu bringen, aber es ist das einfachste Ding der Welt Gold und Silber selber zu verbinden. In diesem Gedanken liegt meiner Ansicht nach die Lösung aller wirklichen Gefahren, welche die Währungsfrage in sich birgt, ohne daß er wie der Bimetallismus größere und unübersehbare Übel mit sich bringen könnte. Er ist niedergelegt und entwickelt in einer Arbeit Dr. Theodor Hertzkas, welche voriges Jahr bei Duncker & Humblot erschienen und betitelt ist: „Das internationale Währungsproblem und dessen Lösung".

Ich glaube Ihnen allen, insbesondere aber dem Verfasser der Thesen, diese Schrift zu eingehendem Studium empfehlen zu dürfen, überzeugt, daß sie zur Klärung der Ansichten weit mehr beitragen wird, als alle Darlegungen, die ich Ihnen noch unterbreiten könnte.

* * *

3. **Über die Währungsfrage** von Herrn Dr. Arendt (Berlin).

Ich bin dem „Freien Deutschen Hochstifte" dankbar dafür, daß es mir Gelegenheit geboten hat, meinen Standpunkt in der Währungsfrage heute hier darzulegen. Ich glaube, daß die Gegensätze gar nicht so groß sind, wie sie Dank der Verhetzung in der

Preſſe ſcheinen. Es kommt das daher, daß man die Währungsfrage gewaltſam zu einer politiſchen und zu einer Agrar-Frage gemacht hat. Die Währungsfrage hat nichts mit der Politik zu thun. In keinem andern Lande der Welt weiß man etwas davon, daß Bimetallismus reaktionär, Goldwährung liberal ſei. Schon in Öſterreich ſtehen die liberalen Abgeordneten Neuwirth und Süß an der Spitze der Bimetalliſten. Die ganze bimetalliſtiſche Bewegung ging von dem franzöſiſchen Freihändler Wolowski und dem alten Republikaner Henri Cernuſchi aus. Auch mit der Frage Freihandel und Schutzzoll wird die Währungsfrage in ganz falſcher Weiſe in Beziehung gebracht, die Parteien haben hier ihren Standpunkt geradezu verkehrt inne. Die bimetalliſtiſche Anſchauung ging, wie eben geſagt, aus freihändleriſchen Kreiſen hervor, ihr erſter Vertreter in Deutſchland war John Prince Smith, der konſequenteſte Mancheſtermann Deutſchlands. — Diejenigen, welche immer noch den Bimetallismus als einen Eingriff in die „Naturgeſetze“ anſehen und meinen, der Staat könne Werte nicht „willkürlich fixieren“, ſowenig wie zwiſchen Weizen und Roggen oder zwiſchen Holz und Kohlen, ſowenig könne man zwiſchen Gold und Silber ein feſtes Wertverhältnis herſtellen, — diejenigen, die noch immer über dieſe abgeſtandene Weisheit nicht hinauskommen, thäten gut die Schriften von Prince Smith zu leſen, der klar nachweiſt, daß es grade der Wirkung von Angebot und Nachfrage entſpricht, daß das Geſetz, welches eine praktiſch unendliche Nachfrage zu Münzzwecken für die Edelmetalle ſchafft und in den zirkulierenden Münzen ein praktiſch unbeſchränktes Angebot bietet, durch ſeine beſtimmende Einwirkung auf Angebot und Nachfrage zugleich das Wertverhältnis beſtimmt — wie dies ja übrigens die 70jährige Erfahrung mit der franzöſiſchen Doppelwährung bewieſen hat.

Aber nicht nur theoretiſch, auch praktiſch hat ſich die Freihandelspartei auf die falſche Seite geſtellt. Niemand hätte vor einem Vierteljahrhundert, als der Freihandel auf der Höhe ſtand, einen Sieg des Protektionismus für möglich gehalten, wie er ſeitdem eingetreten iſt, und wie er nicht eingetreten wäre ohne die Goldwährung. Die Goldwährung hat zu einer Verſchärfung der

Valuta-Differenzen geführt, wodurch der Export der Goldländer gestört, der Import erleichtert wurde. Die sinkenden Preise infolge der Goldverteuerung machten den Ruf nach Schutzzöllen unwiderstehlich. All das werde ich noch im Einzelnen ausführen.

Wenn die Landwirte sich mit Recht eine Besserung ihrer Lage durch den Bimetallismus versprechen, so beweist das doch nicht, daß hier ein ausschließlich agrarisches und die andern Bevölkerungsklassen schädigendes Interesse vorliegt. Nach meiner Überzeugung ist der Bimetallismus nicht eine einseitig agrarische, sondern eine allgemein soziale Forderung. Freilich Argumente, wie die, daß es sich um eine „Geldverschlechterung" oder darum handle, den Gläubigern mit „entwertetem Silber" die Goldschulden zurückzuzahlen, lasse man aus dem Spiel: das sind tendenziöse Behauptungen ohne jede Begründung. Die Wiederherstellung des Silberwerts ist ja grade das Ziel der Bimetallisten.

Blicken wir auf die historische Entwickelung der Frage. Im Jahre 1803 schuf Frankreich, nicht aus theoretischen Gründen, sondern dem praktischen Gesichtspunkte Rechnung tragend, daß es erwünscht sei, mit allen Ländern, mit denen Handel existiert, in Währungsübereinstimmung zu sein, die Doppelwährung, indem bestimmt wurde, daß für ein Kilogramm Gold 3100 Franken und für ein Kilogramm Silber 200 Franken geprägt werden sollten. 1 Pfund Gold galt somit soviel wie 15½ Pfund Silber, und da die französische Münze beide Edelmetalle unbeschränkt zur Prägung nehmen mußte, so galt in der ganzen Welt das Wertverhältnis des französischen Gesetzes als Wertverhältnis zwischen Silber und Gold. Das war sehr begreiflich, denn jeder, der irgendwo in der Welt Gold oder Silber produzierte, hatte nur nötig sein Produkt nach Frankreich zu versenden, um es im Verhältnis von 1 : 15,5 gegen das andere auszutauschen, und da im Geschäftsleben nicht die Theorie, sondern die Praxis herrscht, so war niemand so thöricht einen andern Preis zu nehmen als den französischen: es konnten Schwankungen nur insoweit eintreten, als die Versendungs- und Münzkosten, Verzugszinsen u. s. w. sich geltend machten. Größere Schwankungen sind niemals eingetreten, und doch ereigneten sich die denkbar größten Umwälzungen im Angebote und in der Nachfrage

der Edelmetalle. Die französische Doppelwährung hat die Feuerprobe bestanden, und man sollte annehmen, was Frankreich allein vermochte, müßte die ganze Kulturwelt, wenn sie sich zu einer gemeinsamen Doppelwährung vereinigt — und das ist die Idee der Bimetallisten — doch auch können.

In der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts betrug die jährliche Geldproduktion durchschnittlich etwa 50 Millionen Mark jährlich: mit der Entdeckung der australisch-kalifornischen Goldfelder vermehrte sie sich plötzlich und unvermittelt um das Fünfzehnfache bis auf 750 Millionen Mark anfangs der fünfziger Jahre, eine Zunahme, die im Verhältnis viel stärker und viel jäher war, als die sich langsam und allmählich entwickelnde Zunahme der Silberproduktion, die sich im Laufe von 40 Jahren verachtfachte.

Während aber durchaus irriger Weise die Zunahme der Silberproduktion als natürliche Ursache der Silberentwertung bezeichnet wird, trat die allerdings erwartete Goldentwertung nicht ein. Es war das die Zeit, wo Chevalier sein Buch: „La baisse probable de l'or" schrieb und Richard Cobden es ins Englische übersetzte, indem er zugleich angesichts der drohenden Goldentwertung die Ersetzung der englischen Goldwährung durch die Silberwährung empfahl. Es war die Zeit, wo vorsichtige Kapitalisten nur Silberpapiere für sicher hielten und die Holländer ihre Goldmünzen demonetisierten. Unfehlbar wäre die Goldentwertung auch eingetreten, wenn man mit dem Golde verfahren wäre, wie später mit dem Silber, wenn nicht die englischen und die französischen Münzstätten alles neuproduzierte Gold aufgenommen und Frankreich soviel Silber wie verlangt wurde gegen Gold im Wertverhältnis von 1 : 15,5 hergegeben hätte.

Und die Silbernachfrage war eine sehr große, eine stärkere als heute die Goldnachfrage. Die indische Hungersnot, der indische Aufstand, der amerikanische Bürgerkrieg, der Europa zwang im Orient Baumwolle zu kaufen, brachten eine derartige Nachfrage nach Silber, daß 1856—65 $1^1/_2$ mal so viel Silber aus Europa nach Ostasien floß als die Welt gleichzeitig produzierte. Der Mangel an Silber wurde sehr störend empfunden, aber dank der französischen Doppelwährung blieb das Wertverhältnis von 1:15,5

intakt. Die Franzoſen planten damals nicht nur Maße und Gewichte, ſondern auch die Münzen einheitlich zu geſtalten und beriefen 1867, nachdem 1865 Frankreich, Italien, Belgien und die Schweiz (ſpäter trat Griechenland hinzu) den lateiniſchen Münzbund auf der Grundlage des Frankenſyſtems und der Doppelwährung geſchloſſen hatten, eine allgemeine Münzkonferenz nach Paris. Hier zeigte ſich indeſſen bald, daß eine Münzeinigung nicht möglich ſei, daß aber das Wichtigere die Währungseinheit ſei, welche den internationalen Handel von den Valutaſchwankungen befreit. Da nun zu viel Gold und zu wenig Silber vorhanden ſchien, ſo hielt man es für richtig, den Münzgebrauch des Goldes auszudehnen und den des Silbers einzuſchränken, und ſo beſchloß man, die Währungseinheit auf der Grundlage der Goldwährung zu empfehlen.

Es iſt gut, an dieſen Urſprung der Goldwährungsidee gerade jetzt zu erinnern, wo die Dinge ſich genau umgekehrt geſtaltet haben.

Unter ſolchen Umſtänden trat Deutſchland nach dem ſiegreichen Kriege an die Neuerung ſeines Münzweſens. Es war nur natürlich, daß dies auf der Grundlage der Goldwährung geſchah. Ich habe die Einführung der Goldwährung bei uns immer als eine hiſtoriſche Notwendigkeit bezeichnet. Es iſt leicht, jetzt nach den gemachten Erfahrungen abzuurteilen: dieſe Erfahrungen mußten eben erſt gemacht werden. Damals ahnten nur ſehr wenige die Tragweite des Schrittes, insbeſondere die Möglichkeit einer Silberentwertung wurde nicht vorausgeſehen. Man hielt das Wertverhältnis von 1 : 15,5 für das „natürliche“ und begriff nicht, daß es lediglich auf der franzöſiſchen Doppelwährung beruhte. Es iſt mir auch ſehr erklärlich, daß die Goldwährung in Deutſchland, namentlich in Handels- und Bankierkreiſen, noch immer populär iſt. Die Münzreform brachte uns die Münzeinheit, das wachſende Anſehen des Reichs, die Ausbreitung unſeres Handels verſchaffte der deutſchen Valuta eine angeſehene Stellung auf dem Weltmarkt, und gefliſſentlich wurde das Verdienſt hieran der Goldwährung zugeſchrieben. Als ob nicht die bimetalliſtiſche Valuta Frankreichs immer eine gleichbedeutende Stellung eingenommen hätte. Die Bedeutung einer Valuta hängt nicht vom Geldſtoff, ſondern vom

Handel und Kapital des Landes ab. Hamburg hatte Silber-, Bremen Goldwährung, aber die Hamburger Valuta spielte eine viel wichtigere Rolle entsprechend der kommerziellen Überlegenheit Hamburgs. Portugal hatte seit lange Goldwährung, ohne daß deshalb die Devise Lissabon Bedeutung im Welthandel gehabt hätte.

Überdies beabsichtigt der Bimetallismus nicht eine einseitige Veränderung der deutschen Valuta, da er nur ein internationales Vorgehen gutheißen würde. Kein vernünftiger Mensch denkt daran, daß Deutschland irgend ein Währungsexperiment isoliert vornehmen soll: das sind lediglich Ausstreuungen der Goldwährungspartei, weil gegen eine internationale Lösung der Silberfrage sich nicht leicht die öffentliche Meinung aufregen läßt, die überwiegend, man mag im einzelnen glauben, es sei möglich oder es sei nicht möglich, jedenfalls einen solchen Ausgang für sehr wünschenswert ansieht.

Bemerkt habe ich schon, daß, als Deutschland 1871 die Goldwährung einführte, von Silberentwertung noch keine Rede war: auch 1872 galt der Silberpreis noch unverändert, erst 1873 trat die Änderung ein, weil in diesem Jahre der Ansturm der Goldwährungsleute die Suspension der unbeschränkten Prägung in dem Lateinischen Münzbunde durchsetzte. Um die deutsche Münzreform zu stören und um eine „Invasion der preußischen Thaler" zu hindern, vermochte man unter Ausnutzung des Chauvinismus Frankreich endlich, seine bewährte Doppelwährung fallen zu lassen — und mit demselben Augenblick hörte selbstverständlich das Wertverhältnis von 1 : 15,5 auf, das Gleichgewicht war zerstört, die Wechselstelle beseitigt, die Silberentwertung begann. Die Silberproduktion, die deutschen Silberverkäufe kamen in zweiter Linie. Ohne die allerdings durch die deutsche Münzreform veranlaßte Suspension der französischen Doppelwährung war, wie sich übrigens auch rein ziffermäßig nachweisen läßt, eine Silberentwertung unmöglich. Es giebt also keine andere Ursache der Silberentwertung als die Änderung der Münzgesetze: das ist übrigens von der großen englischen Währungsenquete von 1888 einstimmig anerkannt und nur die deutsche Goldwährungspartei weigerte sich, diese unumstößliche Thatsache zuzugeben, weil sonst das ganze Gerede hinfällig

wird, daß die Silberentwertung ein „Naturereignis“ sei, und daß die Bimetalliſten eine „künſtliche“ Werterhöhung des Silbers anſtrebten. Es iſt klar, daß mit der Urſache auch die Wirkung verſchwindet, daß mithin, wenn die ſilberfeindlichen Geſetze verſchwinden, auch die Silberentwertung aufhört, und daß es ſich alſo um die Beſeitigung einer künſtlichen Entwertung handelt. Von einer künſtlichen Werterhöhung kann man höchſtens beim Golde ſprechen, das man im Werte erhöhte, indem man es zum alleinigen Währungsmetall machte.

Die Silberentwertung richtete zuerſt die allgemeine Aufmerkſamkeit auf die Währungsfrage. In den Vereinigten Staaten, wo man ſich damals noch unter der Herrſchaft des Zwangskurſes befand, aber die Wiederaufnahme der Barzahlungen anſtrebte, hatte bis 1873 geſetzlich die Doppelwährung beſtanden: in einer nur dort möglichen Weiſe wurde ganz unbemerkt bei einem techniſchen Geſetze über Münzanſtalten die Silberprägung ausgeſchloſſen. Als das bekannt wurde, erhob ſich ein Sturm im Laude, und es wurde die Wiederherſtellung des früheren Standes, d. h. der Doppelwährung, die Wiederausprägung der ſilbernen „Dollars der Väter“ gefordert. Es entſtand eine große volkstümliche Bewegung, die den ſehr richtigen Gedanken hatte, mittels des Silbers aus dem Zwangskurſe herauszukommen, die aber nicht, wie lächerlicher Weiſe bei uns behauptet wird, durch die Beſtechungen der amerikaniſchen Silberproduzenten zuſtande kam. Man bedenke, welche Unſummen dieſe Produzenten hierfür hätten aufwenden müſſen, denn ganz billig würden wohl Senatoren, Kongreßmänner, Preſſe und Parteiführer nicht geweſen ſein. Ein amerikaniſcher Senator wies einmal dieſe Verleumdungen damit zurück, daß er ſagte: „In den Vereinigten Staaten wird für 50 Millionen Dollar jährlich Silber produziert. Die Produktion von Hühnereiern hat auch jährlich 50 Millionen Dollar Wert. Was würde man nun wohl ſagen, wenn jemand behauptete, die Währungspolitik der großen Republik ſei von ihrem Intereſſe für die Hühnereierproduktion abhängig?“

Es kam ſchließlich 1878 ein Kompromiß zu Stande, die Blandbill, wonach monatlich für 2 Millionen Dollar Silber angekauft und zu Währungsdollars ausgeprägt werden ſollten. Gleich-

zeitig luden die Vereinigten Staaten die europäiſchen Mächte zu einer zweiten Münzkonferenz nach Paris (1878) ein. Hier zeigte ſich ſchon eine ganz andere Anſchauungsweiſe wie auf der erſten Konferenz. Man warnte dringend vor jeder weiteren Ausbreitung der Goldwährung; der Vertreter Englands, der bekannte Finanzier Goſchen, erklärte, daß eine weitere Verdrängung des Silbers eine Handelskriſis ohnegleichen zur Folge haben müſſe.

Am 1. Januar 1879 nahmen die Vereinigten Staaten die Barzahlungen auf, und während bis dahin das von ihnen produzierte Gold als Ware nach Europa floß, iſt das jetzt nicht mehr möglich. Es konnte nur noch als Gold abfließen, wenn die Wechſelkurſe für Amerika ungünſtig waren. Dank der langjährigen Unterwertigkeit der amerikaniſchen Valuta hatte aber die amerikaniſche Zufuhr nach Europa derartig zugenommen, daß die Wechſelkurſe für Europa ungünſtig wurden und Gold in großen Beträgen aus Europa abfloß.

Das hatte zur Folge, daß neben der Silberentwertung der Goldmangel in die Erſcheinung trat.

In Deutſchland, das noch 1878 die Pariſer Münzkonferenz nicht beſchickte, wurde man ſtutzig und ſiſtierte im Mai 1879 die weiteren Silberverkäufe, ſodaß etwa 500 Millionen Mark Thaler mit unbeſchränkter Zahlkraft gleich 3 Mark Gold neben faſt ebenſoviel Silberſcheidemünzen im Verkehr blieben. Die Einführung der „Reichsgoldwährung“ unterblieb und wir haben eine „hinkende“ Goldwährung behalten.

Eine dritte Münzkonferenz trat auf Einladung der Vereinigten Staaten und Frankreichs 1881 in Paris zuſammen. Diesmal ſandte auch Deutſchland Delegierte, und es fanden ſich bereits fünf Staaten, Frankreich, Italien, Holland, Spanien und die Vereinigten Staaten, welche den Bimetallismus durchführen wollten, wenn entweder England oder Deutſchland das gleichfalls thäten. England lehnte ab und Deutſchland wollte nur gemeinſam mit England vorgehen — ſo ſcheiterte die Konferenz.

In den Vereinigten Staaten begann nun ein Kampf, der faſt mit dem Siege der Silberpartei zu enden ſchien, ſchließlich aber 1890 zu einem neuen Kompromiß, der Shermanbill, führte, wonach die

Silberverkäufe auf jährlich 54 Mill. Unzen (1,8 Mill. Kilogr.) vermehrt wurden. Es war klar, daß ein ſolches Geſetz nicht von Dauer ſein konnte, entweder die Amerikaner mußten die Goldvaluta oder dieſes Geſetz aufgeben. Alle ſolche halben Maßregeln müſſen überhaupt unwirkſam bleiben: die Schwankungen des Silberwertes können nur dann aufhören, wenn für das Silber wie für das Gold eine unbeſchränkte Nachfrage zu einem feſten Preiſe zurückgewonnen wird. In England hatte inzwiſchen die Bewegung gegen die Goldwährung ganz ungeahnte Ausdehnung gewonnen. Die indiſche Silberwährung ließ England die Silberentwertung ganz beſonders ſchmerzlich empfinden. Die engliſche Induſtrie litt ſchwer unter den Kursſchwankungen der vom Silberwert abhängigen indiſchen Valuta. Die indiſche Regierung aber, welche in wachſendem Maße — jetzt 19 Millionen Pfund Sterling jährlich — Goldverpflichtungen in England zu leiſten hat, mußte immer größere Summen der entwerteten indiſchen Silberrupien hierfür aufwenden. Ein Defizit war die Folge, deſſen Vergrößerung ohne die ernſteſten politiſchen Konſequenzen nicht zu ertragen war. Vor der Ausſchreibung neuer Steuern in Indien ſchreckte man zurück, die Vorſtellungen der indiſchen Regierung zu gunſten des Bimetallismus blieben bei der engliſchen Regierung wirkungslos, und der Verſuch auf einer neuen Münzkonferenz zu Brüſſel 1892 wenigſtens *etwas* für das Silber zu erreichen, blieb, nicht zum wenigſten infolge der gänzlich ablehnenden Haltung Deutſchlands, ohne Erfolg. Da entſchloß ſich Indien im Juni 1893 die indiſchen Münzſtätten dem Silber zu ſchließen: infolgedeſſen war auch das Schickſal der Sherman-Bill beſiegelt.

Eine neue ſcharfe Silberentwertung war die Folge. Silber, das am 19. Juni 1893 $38^3/_4$ Pence für die Unze in London ſtand, fiel bis zum 30. Juni auf $30^1/_2$ Pence. Die Silberentwertung ſtieg alſo von 30% auf 50%. Die Produktionsverhältniſſe hatten doch dieſen Fall nicht herbeigeführt, ohne die Schließung der indiſchen Münzſtätten wäre der Silberpreis unverändert geblieben. Es kann alſo nicht zweifelhaft mehr ſein, daß es die Änderungen der Geſetzgebung waren, welche hier beſtimmend einwirkten, wie früher die Schließung der deutſchen und der franzöſiſchen

Münzstätten, so jetzt die der indischen. Wie kann man da den heutigen Silberpreis als die natürliche Folge der Produktionsvermehrung bezeichnen? Hätte die indische Regierung die Münzstätten weiter dem Silber offen gelassen, so stände der Silberpreis 20% höher, hätte die französische Regierung die Doppelwährung aufrecht erhalten, so gäbe es überhaupt keine Silberentwertung.

Die indische Regierung bezweckte den Schwankungen der indischen Valuta ein Ende zu machen und eine weitere Vergrößerung des Verlustes an ihren Goldzahlungen in England, die in Form von Regierungswechseln auf Indien aufgebracht werden, zu verhindern. Nach beiden Richtungen ist das Experiment mißglückt. Der englische Markt hat sich nicht zwingen lassen, die Regierungswechsel zu dem festgesetzten Preise von 1 Schilling $3^1/_4$ Pence zu kaufen, die Wechselkurse halten sich unterhalb dieses Preises, Silber fließt nach wie vor in großen Massen nach Indien, wo man es in den Bazaren als Barren kauft und wo die einheimischen Fürsten es weiterprägen. Der indische Handel ist schwer geschädigt, indem die Ausfuhr nach den Silberländern, namentlich nach China und Japan stockt, und während sich Silber in den indischen Regierungskassen anhäuft, muß die indische Regierung in London auf Borg leben, da sie ihre Wechsel auf Indien nicht mehr verkaufen kann. Das sind Zustände, die sich nicht aufrecht erhalten lassen, und ich glaube, daß die Voraussage des besten Kenners dieser indischen Verhältnisse, Hermann Schmidts in London, sich bewahrheiten wird, daß die Schließung der indischen Münzstätten dem Silber die englischen Münzstätten öffnen wird. In England ist in der That der Sieg der Bimetallisten sehr nahegerückt. Bei der letzten Unterhausverhandlung im Februar 1893 hatten die Bimetallisten bereits die Mehrheit, da die Irländer schon beschlossen hatten, für den bimetallistischen Antrag zu stimmen. Allein, da dann das Ministerium Gladstone und damit die home rule gefährdet gewesen wäre, widerriefen die Irländer ihren Beschluß und stimmten dagegen. Der zukünftige Premier Englands, der Führer der Tories, Lord Balfour, ist ein ebenso eifriger Bimetallist wie der geistige Führer der Irländer, Erzbischof Welsh von Dublin: zwei Streitschriften dieser beiden hervorragenden Persönlichkeiten gegen die Goldwährung sind

Digitized by Google

ins Deutſche überſetzt und vom Deutſchen Verein für internationale Doppelwährung herausgegeben.

Die Verſchärfung der Silberentwertung und des Goldmangels wurde aber überall ſchwer empfunden. Die Silberentwertung ließ die Gefahr betrügeriſcher Nachprägungen lebhaft hervortreten. Es iſt in der That unmöglich, die Silbermünzen in vielen Milliarden zu einem Werte im Verkehr zu laſſen, der angeblich für immer entſchwunden iſt: wo aber die Völker die Milliarden für die Umprägungen aufbringen, wo ſie das Gold als Erſatz für das Silber hernehmen ſollen, das iſt die ausſchlaggebende Frage.

Man hat ſich zwar bemüht, die Ergebniſſe der Silberproduktion möglichſt zu übertreiben, allein wenn man die Dinge ziffermäßig betrachtet, ſo ſieht man, daß die Silberproduktion nicht ſtärker geſtiegen iſt als die Goldproduktion, daß die Silberproduktion auch nicht ins Unermeßliche ſteigen kann. Silber war ja bis 1873 das allbegehrte Metall, warum ſollte man es damals nicht maſſenhaft produziert haben, wenn das möglich geweſen wäre. In Nevada, wo ſo viel Silber ſein ſollte, daß das Silber auf den Eiſenpreis ſinken ſollte, von wo der erſte Schrecken vor der Silberüberflutung überhaupt ausging, iſt das Silber heute ſchon erſchöpft. Wir haben auf eine dauernde bedeutende Silberproduktion zu rechnen, und das iſt ein Glück gegenüber dem ſtarken Bedarf der Menſchheit. Da iſt zunächſt die außerordentlich umfangreiche Silberverwendung in der Induſtrie, dann der ſtarke Silberabfluß nach Aſien und Afrika. Was übrig bleibt, iſt bei der ſtärkſten denkbaren Produktion zum alten Silberwert höchſtens 3—400 Millionen Mark, eine Summe, welche den Geldbedürfniſſen der Menſchheit gegenüber und angeſichts der vielen Milliarden Papierzettel, die durch Silber erſetzt werden können, doch nichts Erſchreckendes hat und die Allarmrufe vor der Silberüberſchwemmung und der Geldentwertung nicht rechtfertigt.

Die Befürchtungen dagegen vor unzureichender Goldproduktion ſind wiſſenſchaftlich begründet. Es iſt der erſte lebende Geologe der Gegenwart, der Profeſſor der Wiener Univerſität und bekannte liberale Parlamentarier Eduard Süß, der ſie in einer Art bewieſen hat, gegen welche mit Meinungen und Wünſchen nicht

anzukommen ist. Namentlich steht die neuerliche Zunahme der Goldproduktion durch die südafrikanischen Goldfunde in gar keinem Widerspruch zu den Süßischen Behauptungen. Im Gegenteil, je rastloser und energischer die Goldproduktion jetzt betrieben wird, um so schneller gehen wir ihrer Erschöpfung entgegen. Was will es sagen, wenn wirklich noch ein oder zwei Jahrzehnte die jetzige enorm hohe Goldproduktion anhält? Können wir unser Geldsystem auf ein paar Jahrzehnte einrichten? Daß jetzt schon die Goldproduktion nicht ausreicht, ist offenkundig, daß die Abnahme der Produktion wahrscheinlich ist, kann nicht bestritten werden. Wie aber steht es mit der Goldnachfrage?

Wir besitzen gegenwärtig im Geldverkehr der Welt nur soviel Gold, als in den letzten 25 Jahren produziert ist, alles Übrige ist industriell verwendet. Der Goldverbrauch, der sich früher auf die wenigen Reichen beschränkte, hat sich auf die Massen ausgebreitet. Der größte Teil alles produzierten Goldes wird zu Uhren, Ringen, Schmuck aller Art verbraucht, die rasch sich entwickelnden Produktionsländer halten überdies das Gold zurück, und so ist unzweifelhaft, daß Europa ein Golddefizit hat. Die schwachen Staaten können Gold weder an sich ziehen noch behaupten, die italienische und die österreichische Valuta-Reform hat das bewiesen. An Stelle der Währungseinheit, welche man mit der Goldwährung erstrebt, ist eine beispiellose Verwirrung des Welthandels durch Valuta-Differenzen getreten. Wir stehen mitten in der Wirtschaftskrisis, welche vielseitig als Folge der Verallgemeinerung der Goldwährung vorausgesehen worden ist. Das Zeichen der Zeit sind die niedrigen Preise fast aller Welthandelsartikel. Daß diese gerade direkt durch die Störungen des Welthandels infolge der Silberentwertung betroffen sind, stellt heute niemand mehr in Abrede, fraglich ist nur, ob nicht auch indirekt eine Einwirkung stattfand, indem das Gold sich verteuerte. Die Statistiker und die hervorragenden Nationalökonomen sind dieser Meinung, die man deshalb nicht leichthin abweisen kann. Ich verweise auf die „Wissenschaftlichen Gutachten über die Währungsfrage", in denen Männer wie Lexis, Konrad, Scharling, Kleinwächter, Schäffle, diese Frage erörtern. Es ist merkwürdig, daß die öffentliche Meinung immer noch so vielfach

die Bimetalliſten für „beutegierige Agrarier“ hält, während doch die Wiſſenſchaft längſt ganz überwiegend auf bimetalliſtiſcher Seite ſteht.

Die Frage der Goldverteuerung iſt nicht nur wirtſchaftlich, ſondern auch ſozial von der höchſten Bedeutung. Die Änderungen des Geldwerts greifen in alle Schuldverhältniſſe, in alle auf Zeit abgeſchloſſenen Geldverträge ein. Eine Verminderung des Geldwerts begünſtigt den Schuldner, führt zu ſteigenden Preiſen und damit zu einem Aufſchwung der Produktion, der aber nur zu oft zur Überproduktion und zur Kriſis führt. Es giebt Leute, die dieſen Zuſtand für einen erſtrebenswerten halten, und man glaubt häufig, allerdings mit Unrecht, daß die Bimetalliſten zu dieſen Leuten gehören. Ich halte die Stabilität des Geldwerts für das Ziel, die Verbilligung des Geldwerts für das kleinere Übel, für das größte Übel aber den ſteigenden Geldwert, mit dem uns die Goldwährung belaſtet. Dieſer ſchädigt die Schuldner, alſo die produzierenden Klaſſen, ohne daß die Gläubiger, alſo die Kapitaliſten, dauernden Vorteil hätten. Zuerſt verliert der Grundſtückbeſitzer, ſchließlich wird auch der Hypothekenbeſitzer in Mitleidenſchaft gezogen. Das Darniederliegen der Geſchäfte verringert die Nachfrage nach Kapital, infolgedeſſen ſinkt der Zinsfuß. Die arbeitenden Klaſſen müſſen mangels Arbeitsgelegenheit eine Verminderung der Löhne hinnehmen und leiden unter Arbeitsloſigkeit, denn der Produzent, deſſen Rohprodukt während der Fabrikation im Preiſe zurückgeht, muß mit Schaden arbeiten und ſucht deshalb die Produktion und die Produktionskoſten einzuſchränken.

Die Notwendigkeit, daß die allgemeine Durchführung der Goldwährung den Goldwert ſteigern muß, iſt ein ausſchlaggebender Grund gegen die Goldwährung für alle diejenigen, welche die friedliche Löſung der ſozialen Frage anſtreben.

Die Goldwährung aber muß allgemein werden, wenn die Hauptſtaaten der Welt ſie feſthalten. Es hat ſich als ein Irrtum erwieſen, daß in der heutigen Zeit „nur“ England oder „nur“ Deutſchland eine Sonderſtellung behaupten könnten. Solange ſie dies verſuchen, geſchieht nichts für das Silber. Dieſes kann nur durch internationale Verſtändigung wieder in den alten Stand ein-

Digitized by Google

geſetzt werden, und eine ſolche iſt nötig, weil mit der Goldwährung dauernd nicht durchzukommen iſt. Die Befürchtungen, daß ſolche Verträge im Kriegsfalle nicht würden gehalten werden, ſind ganz haltlos, denn dann gerade wird jeder Staat ſich hüten, ſich ſeine Mittel durch Provozierung einer neuen Silberentwertung ſelbſt zu ſtören. Würden wir aber in der Ära der Goldwährung einen Krieg erleben, ſo wäre der allgemeine Zuſammenbruch unvermeidlich, denn in der ganzen Welt iſt jetzt das ſich beſtändig verbreiternde Bank- und Kreditſyſtem ungenügend gedeckt.

Der wahre Fortſchritt beruht auf der internationalen Verſtändigung über eine gemeinſame Währung. Da Gold hierfür nicht ausreicht, muß Silber und Gold verwendet werden. An Deutſchland iſt es, ſich hiergegen nicht länger zu ſperren: eine ſo ablehnende Haltung wie auf der Brüſſeler Konferenz entſpricht unſeren Intereſſen nicht. Die Währungsfrage wird nie aufhören, die Welt zu beunruhigen, bis ſie bimetalliſtiſch gelöſt iſt. Je eher das geſchieht, um ſo beſſer.

4.

Abteilung für Mathematik und Naturwiſſenſchaften (N).

Die im Oktober vorgenommene Neuwahl des Vorſtandes ergab als erſten Vorſitzenden Herrn Oberlehrer Dr. Rauſenberger, als zweiten Vorſitzenden Herrn Oberlehrer Dr. Dobriner und als Schriftführer Herrn Dr. Knieß.

Es ſprachen in dieſer Abteilung am

20. Oktober Herr Dr. Dobriner über
„Die Behandlung der Ähnlichkeitslehre im Elementarunterricht“;

10. November Herr Ingenieur Eugen Hartmann über
„Galvanometer mit beweglicher Spule“;

11. Dezember Herr Dr. Rauſenberger über
„In welchem Umfange muß die Rechnung als notwendiges Element der Geometrie angeſehen werden?“.

5.

Abteilung für Geſchichte (G).

Dieſer Abteilung wurden in dem Zeitraume vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1893 folgende Herren auf ihren Antrag als Mitglieder zugewieſen

ohne Wahlrecht:

Herr O. Raſch, Lehrer, hier,
„ H. Hoffmann, Oberlehrer a. D., hier.

Die im Oktober vorgenommene Neuwahl des Vorſtandes ergab als erſten Vorſitzenden Herrn Oberlehrer Dr. Orth, als zweiten Vorſitzenden Herrn Landgerichtsrat Herold.

Die Thätigkeit der Abteilung war der gemeinſamen Lektüre und Interpretation der Germania des Tacitus gewidmet.

6.

Abteilung für Schöne Wiſſenſchaften (SchW).

Dieſer Abteilung wurden in dem Zeitraume vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1893 folgende Herren auf ihren Antrag als Mitglieder zugewieſen

mit Wahlrecht:

Herr H. Hoffmann, Oberlehrer a. D., hier;

ohne Wahlrecht:

Herr Dr. jur. L. Wertheimer, Referendar, hier,
„ Dr. jur. J. Landsberg, Gerichtsaſſeſſor, hier.

Die im Oktober vorgenommene Neuwahl des Vorſtandes ergab als erſten Vorſitzenden Herrn Direktor Dr. K. Rehorn, als zweiten Vorſitzenden Herrn Dr. E. Böcker und als Schriftführer Herrn Dr. Fr. Rehorn.

Sitzungen der Abteilungen fanden am 15. November und am 13. Dezember ſtatt.

III. Litterarische Mitteilungen.

1.

Neuere Goethe- und Schillerlitteratur VIII.

Von Professor Dr. Max Koch zu Breslau.

Der Wunsch, die bei den Weimarer Jahresversammlungen gehaltenen Festvorträge für die große Mehrzahl der vom persönlichen Anhören ausgeschlossenen Mitglieder im Jahrbuche gedruckt zu erhalten, ein von der Shakespearegesellschaft seit dem dritten Bande ihres Jahrbuches geübter Brauch, wird kaum als unberechtigt erscheinen. Der Verzicht auf seine Erfüllung läßt sich jedoch unschwer leisten, wenn diese Vorträge zu selbständigen Büchern ausreifen wie der 1893 von Ottokar Lorenz gehaltene über „Goethes politische Lehrjahre“ [1]) und jener Veit Valentins von 1891 über „Die klassische Walpurgisnacht“. Häßliche Erinnerungen tauchen auf, wenn man von Goethes politischen Gesinnungen spricht: Heine bedauerte die deutsche Nation, deren größter Mann ein aristokratischer Minister gewesen. Goethe sei der gereimte wie Hegel der ungereimte Knecht: so und noch schlimmer lautete in Börnes Pariser Briefen und vielen anderen Schriften, seit der Unterdrückung von Okens „Isis“ unter dem Einflusse mißvergnügter Jenenser Professoren im ganzen liberalen Lager, das Urteil über den Fürsten-

[1]) Ein in der VIII. Generalversammlung der Goethegesellschaft gehaltener und erweiterter Vortrag mit Anmerkungen, Zusätzen und einem Anhang: Goethe als Historiker, Berlin 1893 (Verlag von W. Hertz). — Der Vortrag in ursprünglicher Form ward von einem Hörer in Nr. 156 u. 157 (Beil. Nr. 129/30) der „Münchner allgemeinen Zeitung“ veröffentlicht. Vgl. auch „Deutsches Wochenblatt“ 1893 Nr. 48.

knecht in Weimar. Und so lange man einzelne Verse und Äußerungen Goethes tendenziös herausriß, ohne Rücksicht auf die ganze Lebensanschauung und die individuelle Entwickelung, aus der sie hervorgegangen, in der sie wurzeln, im zufälligen Urteile augenblicklichen Unmutes den letzten Schluß von Goethes ganzer politischer Weisheit zu finden glaubte: so lange war eine richtige Würdigung nicht möglich. Eine Zusammenstellung, etwa wie sie Otto Harnack im fünften Abschnitte seines „Goethe in der Epoche seiner Vollendung“ (vgl. Berichte V, 235) von Goethes Gedanken und Wünschen über und für die politisch-sozialen Verhältnisse gegeben hat, führt freilich zu ganz anderen Ergebnissen. Wie fest aber gerade auf diesem Gebiete die Vorurteile haften, mußte ich in diesen Berichten schon wiederholt in Zurückweisung der geradezu ungeheuerlichen Behauptung, Goethe habe der historische Sinn gemangelt, bedauern. Um so erfreulicher ist es, daß nun einmal ein zünftiger Historiker den Versuch gemacht hat, „dem Dichter in wissenschaftlich sichergestellter Weise seinen ganz bestimmten Ehrenplatz in der politischen Geschichte anzuweisen“. Lorenz geht davon aus, uns Nachlebenden fühlbar zu machen, welch unermeßlichen Bruch die französische Revolution in den gewohnten Lebensanschauungen Goethes und seiner Zeitgenossen herbeiführte. Der Sohn der Freien Reichs- und Krönungsstadt lebte im Glauben an die Dauer, ja verhältnismäßige Güte der ihm vertrauten Zustände des alten Reiches, der alten Gesellschaftsformen, in denen der Dichter des „Wilhelm Meister“ Raum für freie menschliche Ausbildung fand. Und die Anschauungen auch des alten Goethe wurzelten in dieser vorrevolutionären Zeit. Er war, wie Lorenz in glücklicher Verwertung eines zuerst von Erdmannsdörffer beachteten Schriftstückes darlegt, wesentlich an einem Versuche zur Konsolidierung der alten Zustände beteiligt. Als das kleine Weimar Ende 1778 wieder mit Rekrutierungen von Preußen bedrängt wurde, riet Goethe zu einem engeren Bunde der kleinen Fürsten zum Schutze ihrer Unabhängigkeit gegenüber Preußen und Österreich. Es war eine der ersten Anregungen zum deutschen Fürstenbunde, dessen spätere Ausgestaltung unter preußischer Führung Goethes Absichten freilich so zuwider lief, daß Lorenz vermutet, diese Entwickelung habe zu Goethes

Ausscheiden aus der leitenden Ministerstelle mitgewirkt. Die fritzische Gesinnung des Knaben hatte, wie Lorenz nachweist, keineswegs eine Vorliebe für Preußen in Goethes späteren Jahren zur Folge. Von Angesicht zu Angesicht hat Goethe übrigens den königlichen Kritiker seines Götz nie gesehen: als Goethe mit dem Herzog nach Potsdam kam, war der alte Fritz in Schlesien; die irreführenden Briefzitate in der Darstellung von Goedekes Grundriß IV², 481 sind S. 766 in den Nachträgen richtig gestellt. Auf Goethes amtliche Thätigkeit, von der uns Schöll für das erste weimarische Jahrzehnt ein so lehrreich anschauliches Bild entworfen hat, ist Lorenz in fester Begrenzung auf sein eigentliches Thema nicht eingegangen. Aus den Akten des geheimen Konseils hat dagegen Suphan im Schlußhefte von Seufferts „Vierteljahrschrift" Goethes Votum „Über die abzuschaffende Kirchenbuße" mitgeteilt. Wie der Dichter von Gretchens Kerkerszene schon in seinen Straßburger Thesen die Bestrafung der Kindesmörderinnen als Jurist erörtert hatte, so legte in diesem Votum der Beamte seine Meinung über das Verfahren gegen Gefallene nieder. Zu dem die Verantwortung eines angeschuldigten Mädchens wiedergebenden Gedichte „Vor Gericht" teilt Suphan „ein merkwürdiges Seitenstück" aus einem Herderischen Votum von 1780 mit. Wenn Suphan mit dieser interessanten Mitteilung Schölls älteren Aufsatz ergänzt, so weicht er in Beurteilung von Goethes Verhältnis zu Karl August von Lorenz ab. Aus der Festschrift zur Jubelfeier des großherzoglichen Paares [2]) hat Suphan seinen Beitrag nun durch Abdruck in der „Deutschen Rundschau" allgemein zugänglich gemacht und damit auch der öffentlichen Besprechung unterstellt. Als „das getreue Bild einer durch Ort, Zeit und Erlebnis bedingten Seelenlage und Stimmung" erläutert er das Gelegenheitsgedicht „Ilmenau", dessen Originalfassung das Jahrbuch VII, 268 mitgeteilt hat, in einem nach Inhalt und Form mustergiltigen Kommentare. Mit Zuhilfenahme verschiedener Quellen legt Suphan die Bedingungen dar, „aus denen heraus das Gedicht sich zu seiner individuellen Gestalt gebildet hat", um dann seinen

[2]) Sonderabdruck aus der Festschrift zum 8. Oktober 1892. Herausgegeben von den Redaktoren und dem Verleger der Weimarer Goetheausgabe. Weimar 1892. „Deutsche Rundschau" 1893. Bd. 20, S. 272—287.

geſchichtlichen Inhalt, Goethes planmäßig erziehende Einwirkung auf den jungen Herzog in den erſten acht Weimariſchen Jahren als Mittelpunkt des Ganzen klar zu ſtellen. In dem ekſtatiſch faulen Schwärmer (V. 72) ſieht Suphan mit den früheren Erklärern Seckendorf, während W. Fielitz in ſeinem Programm[3]) wie ſchon 1890 L. Blume in der „Chronik des Wiener Goethevereins“ (Nr. 5) in dieſer Schilderung Knebel erkennen will und die ſonſt auf Knebel bezogenen Verſe, „die markige Geſtalt aus altem Heldenſtamme“ (V. 62), auf den Oberforſtmeiſter v. Wedel deutet. Lorenz tritt der ganzen bisherigen Auffaſſung von Goethes erziehender Einwirkung auf den Herzog entgegen: er ſucht umgekehrt nachzuweiſen, daß Goethe als Staatsmann beim Herzog in die Schule gegangen ſei. Daß Goethe in ſpäteren Jahren unbedingtes Vertrauen zu der urdämoniſchen Natur Karl Auguſts hegte, iſt gewiß: ob er jedoch ſo völlig von der Richtigkeit ſeiner politiſchen Maßregeln überzeugt war, will mir ſelbſt für die ſpätere Zeit fraglich erſcheinen. Ich glaube z. B. nicht, daß Goethe die weimariſche Verfaſſung gebilligt habe. Er blieb ſtets auf dem Standpunkte ſtehen, daß die Regierungskunſt ein Beruf ſei, der gelernt werden müſſe, daß darüber nur mitreden dürfe, wer durch Erfahrung die Adminiſtration kennen gelernt habe. Für die Zeit vor der italieniſchen Reiſe vollends erſcheint mir die von Suphan vertretene Auffaſſung die zutreffendere zu ſein. Lorenz' entgegengeſetzte Auffaſſung wird aber nicht nur zu einer förderlichen Neuprüfung des ganzen Verhältniſſes anregen: ſeine von den Vorurteilen der zünftigen Goetheforſcher unberührte Unterſuchung muß in jeder Hinſicht, auch in den Fällen, in denen ſie Widerſpruch hervorruft, befreiend und läuternd einwirken. Lorenz hat nur allzuſehr Recht, wenn er zwiſchen der „ungemeinen Natürlichkeit und Freiheit, mit welcher Goethe“ über ſeine Angelegenheiten „dachte und ſprach, und dem erzwungenen Pathos, mit welchem nachher dieſe Dinge beurteilt wurden“ einen unerfreulichen Gegenſatz findet. Goethes ironiſche Bemerkungen über Geſchichte in der Unterredung mit Luden hat freilich Lorenz ſelbſt allzu pathetiſch als Goethes Urteile

[3]) Eine Unterſuchung zu Goethes Gedicht Ilmenau. Pleß 1893 (Programm der evangeliſchen Fürſtenſchule).

über Geſchichtswiſſenſchaft paragraphiert, aber wie trifft er Goethes eigenſtes Weſen mit den Worten: „Beobachtung der Thatſachen und treue Hingebung an dieſelben, woraus die Achtung des Gewordenen entſpringt, waren die einfachen Triebfedern aller ſeiner politiſchen Überzeugungen und Handlungen.“ Dieſe, mit ſeinen naturwiſſenſchaftlichen Studien zuſammenhängende Eigenart befähigte ihn, „faſt immer das Richtige über den großen Gang der Begebenheiten auszuſprechen“. Nicht die abſchließenden Geſamtergebniſſe, ſondern die im einzelnen anregenden Urteile geben Lorenz' Vortrag Anſpruch auf einen Platz unter den nicht eben zahlreichen Büchern der Goethelitteratur, welche jeder Gebildete aus eigener Leſung kennen lernen ſollte.

Gerne wiederhole ich, auf die Fauſtlitteratur eingeſchränkt, ſolches empfehlendes Urteil auch dem zweiten aus einem weimariſchen Vortrage hervorgegangenen Buche gegenüber. Schon im erſten öffentlichen Drucke hat Veit Valentin ſeinem urſprünglich „Die klaſſiſche Walpurgisnacht“ betitelten Vortrage die den Inhalt richtiger bezeichnende Überſchrift „Die Einheit der Goethiſchen Fauſtdichtung (vgl. VII, 440) gegeben. In den Lehrgängen des Hochſtiftes 1892/93 erweiterte ſich die urſprüngliche Studie zur Betrachtung von „Goethes Fauſtdichtung als dramatiſches Kunſtwerk“, und nunmehr liegt als zweiter Band von Valentins „äſthetiſchen Schriften“ die Darſtellung von „Goethes Fauſtdichtung in ihrer künſtleriſchen Einheit“ vor.[4]) Schon dieſe äußere Entſtehungsgeſchichte zeigt, daß wir im Gegenſatz zu ſo manchen aufſchießenden Fauſthypotheſen ein langſam reifendes Werk ſorgfältigſter, die eignen Forſchungsergebniſſe immer von neuem prüfender Vertiefung in die Dichtung vor uns haben. Wie die unerſchöpfliche Lebensfülle des Fauſt ſich jedem ſelbſtändig herantretenden

[4]) Berlin 1894 (Verlag von Emil Felber). Ich verweiſe zugleich auf die eingehenden Beſprechungen Theobald Zieglers in der Beilage Nr. 13 der „Münchener allgemeinen Zeitung“, Max Schneidewins im „Hannoveriſchen Courier“ (Abendblatt vom 9. März) und Rudolf Steiner in der „Weimariſchen Zeitung“ (Nr. 67). Schröer dagegen verhält ſich im Litt. Centralblatt zur neueren Fauſtlitteratur ſo ſchroff abweiſend, daß er auf Valentins Abſichten überhaupt nicht eingegangen iſt.

Forſcher wieder anders abſpiegelt, zeigt der höchſt lehrreiche Vergleich von Valentins Buch mit dem kurz vorher erſchienenen erſten Bande von Hermann Baumgarts „Goethes Fauſt als einheitliche Dichtung“.[5]) Beide vertreten den philologiſchen Scheidungskünſten gegenüber die Tendenz, die unantaſtbare Einheit des Kunſtwerks ſturmfrei zu legen und treffen dabei wiederholt in der Abwehr früherer Erklärer in Einzelfragen zuſammen, im ganzen aber geſtaltet ſich dabei der Gang ihrer Unterſuchung grundverſchieden. Valentin hält ſich nicht nur ſtreng innerhalb der äſthetiſchen Betrachtungsweiſe, er ſucht durch ſtreng ſyſtematiſchen, ja logiſchen Aufbau den Leſer von der inneren Notwendigkeit ſeiner Auslegung zu durchdringen. Den Inhalt der beiden Teile weiſt er als eine wohlgegliederte Handlung nach, die vorbereitende im Himmel und in Fauſts Studierzimmer bis V. 2072, die Haupthandlung in den zwei Hälften: Mephiſtos wachſender Einfluß, der abnehmende Einfluß des Mephiſto und die wachſende Selbſtändigkeit Fauſts von V. 6188 an. Baumgart hat die einleitende Elfenſzene und den Terzinenmonolog als Abſchluß der Gretchentragödie und von Fauſts Sinken noch zum erſten Teile der Dichtung gezogen, wie er überhaupt gern etwas zu konſtruieren liebt. Valentin ſucht geſchickt und geiſtvoll die einzelnen Epiſoden in ſich wieder als ebenſo kunſt- und planvoll gegliedert nachzuweiſen wie er dies der Geſamtdichtung gegenüber gethan hat. Erſt in den Schlußkapiteln zieht er äußere Beweiſe, wie der Schiller-Goethiſche Briefwechſel ſie bietet, heran; er will die Dichtung nur aus ſich ſelbſt erklären oder vielmehr ohne aufdringliche Erklärung nur durch die Entwickelung ihres Gedankenganges in überzeugender Klarheit unſerm Auge vorführen. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß er trotz dieſes möglichſt ſachlichen Verfahrens nicht in allen Punkten Zuſtimmung erwarten kann: aber auch die Vertreter abweichender Anſichten werden zugeſtehen müſſen, daß eine ſolche ſtrenge Zurückführung von dem ganzen angehäuften Ballaſt philoſophiſchen und litterarhiſtoriſchen Belagerungsmaterials auf das Werk ſelbſt, dieſe Erklärung des Dichters allein durch die Dichtung, befreiend wirkt. Es bereitet einen

[5]) Königsberg i. Pr. (Verlag von Wilhelm Koch); vgl. O. Harnack in den Preußiſchen Jahrbüchern Bd. 75 S. 87.

lehrreichen Genuß, dieſem Führer einmal durch das ganze Werk zu folgen und ſich ſeiner Auffaſſung dabei anzuſchließen, auch wenn man in Einzelheiten ſchließlich die abweichende Meinung noch verteidigen zu können glaubt. In einer ganzen Reihe wichtigſter Fragen hat Valentin, allerdings bereits in ſeinem Weimarer Feſtvortrage, neue und meiner Überzeugung nach durchaus richtige Geſichtspunkte hervorgehoben. So weiſt Valentin z. B. das Verlangen nach größerer Mannigfaltigkeit in Fauſts Erlebniſſen zurück (S. 150): „die einzelnen Ereigniſſe ſollen aus einer Fülle von gleichartigen Möglichkeiten einige Stufen darſtellen, die durch ihre ſymboliſche Kraft, durch ihre charakteriſtiſche Bedeutſamkeit alle anderen mit unter ſich begreifen, ſo daß der Miterleber die Empfindung gewinnt, daß andere Erlebniſſe gleicher Art nichts für Fauſt Neues bringen können". Die Frage, würde Fauſt nicht in einem anderen Zeitalter die Befriedigung finden? — wir denken dabei an des Grafen Schack Fauſtiſche Dichtung „Die Nächte des Orients" —, führt dazu, als Repräſentanten der Vergangenheit das Volk zu wählen, „in dem die Vorſtellung von der Schönheit als eines um ſeiner ſelbſt willen erſtrebenswerten Zieles zuerſt und allein lebendig wurde und darum auch allein eine vollgiltige Verkörperung fand". So muß Fauſt in die klaſſiſche Walpurgisnacht und durch dieſe zur Vereinigung mit Helena gelangen. Die Bedeutung der romantiſchen Walpurgisnacht im Plane des Ganzen und ihren Aufbau im Einzelnen haben Baumgart und Valentin zuerſt erſchöpfend erläutert. und beide thaten auch den erſten Verſuch im Zwiſchenſpiel des Walpurgistraumes eine künſtleriſche Ordnung nachzuweiſen. Daß ein ſolcher Plan in ihr vorhanden ſein müſſe, habe ich ſchon, als Baumgart die „Weisſagungen des Bakis" erläuterte, betont: davon aber, daß Goethe mit der Einreihung des Zwiſchenſpiels in den Fauſt nicht nach Laune, ſondern mit überlegener künſtleriſcher Abſicht gehandelt habe, davon kann auch die Übereinſtimmung von Baumgart, Valentin und Harnack mich nicht überzeugen. Erſterer ſieht im nordiſchen Hexenſabbath die Darſtellung der großen Welt in drei großen Maſſen: in ihrer Allgemeinheit, in Staat und Geſellſchaft, in Wiſſenſchaft, Kunſt und Litteratur. Die letzte Spiegelung erblickten wir eben im Walpurgisnachtstheater. Nach Valentin will Mephiſto

durch dies Theater Fauſt vom Hinſtarren auf das Gretchenidol ablenken; nicht die wirklichen Elfen mit ihrem Königspaar, die als gute Geiſter nicht auf dem Blocksberg zu finden ſeien, ſondern teufliſche Geiſter ſpielten. In der Deutung von Einzelheiten iſt Baumgart nicht nur hier ſondern überall faſt bis zum Kommentar vorgeſchritten. Er giebt einen kurzen Überblick über die ältere Zaubererſage, während Valentin die Vorſtufen mehr philoſophiſch behandelt. Ich würde dabei den mittelalterlichen Erlöſungsgedanken ſchärfer betonen; iſt doch z. B. die Theophiluslegende nicht um des Theophilus willen, ſondern als eines der vielen miracles de nôtre Dame berühmt geweſen. Das Intereſſe für das einzelne menſchliche Individuum weckt erſt die Renaiſſance, das Marienwunder der mittelalterlichen Magierſage iſt jedoch gerade wegen ſeiner, von Valentin ſchön und treffend charakteriſierten Umdichtung durch Goethe auch für ſein Werk beſonders wichtig. Daß Melanchthon ſich Fauſts eine Zeit lang angenommen habe (Baumgart S. 22), ſagt kein einziger Bericht; dieſe laſſen nur Melanchthon über die ſchändliche Beſtie Fauſt und ſeinen Aufenthalt in Wittenberg ſprechen. Während Valentin nur die eine der Leſſingiſchen Fauſtbearbeitungen, welche die Einkleidung von Grillparzers „Der Traum ein Leben“ vorweggenommen hat, kurz erwähnt, folgt Baumgart den verſchiedenen Phaſen der Leſſingiſchen Fauſtdichtung. Wenn er in dem Gegenſatze der himmliſchen Stimme „Ihr ſollt nicht ſiegen“ zur Teufelsberatung des Vorſpiels ſchon das Motiv der göttlichen Wette ſeinem weſentlichen Gehalte nach erblickt, ſo möchte ich doch aufmerkſam machen, daß der übel berüchtigte Joh. Fr. Schink in ſeiner dramatiſchen Fauſtphantaſie, Berlin 1804, alſo vor Bekanntwerden von Goethes erſtem Teile, Fauſt wirklich ein Bündnis auf Bedingungen und Wette mit Mephiſto ſchließen läßt:

Du prahlſt und drohſt; doch ich bin ohne Furcht.
Ich wage mit dir das verwegne Spiel,
Iſt nur kein Blendwerk, was du mir verſprichſt,
Wenn ich dir ſchwöre, biet ich meine Stirn
Dir und der ganzen Rotte deiner Hölle.
Ja, ich will dein ſein, wenn du auf mein Herz
Nur Ein entſchiednes Laſter wälzen kannſt.
Doch halte Wort, wie ich dirs halten werde.

Schinks Fauſt wird dann ſchließlich durch dieſe Bedingung auch gerettet, denn „die Oberherrſchaft des entſchloſſenen Geiſtes und des feſten Willens über Sinnlichkeit, Leidenſchaft und Verführung zu veranſchaulichen, nur das konnte“, wie Schinks „Nachſchrift“ erklärt, ihn zu einer neuen Bearbeitung des ſchon ſo oft benützten Stoffes bewegen. Es wird ſelbſtverſtändlich keinem Menſchen einfallen zu behaupten, Goethe hätte aus Schinks Machwerk eine Anregung geſchöpft: die Thatſache dieſes Teufelsbündniſſes auf Bedingungen — das Proſaiſche des ſchrecklichen Bundes in einem früheren Anlaufe Schinks zu einer Fauſtdichtung verhöhnten die Xenien — verdient aber doch einmal erwähnt zu werden.

Vom Widerſpruche zwiſchen einem älteren und jüngeren Plane, deſſen Spuren ich mit Kuno Fiſcher auch im vollendeten Werke noch deutlich zu erkennen glaube, wollen Baumgart und Valentin nichts wiſſen; nur in der dichteriſchen Behandlungsweiſe, der jugendlich lyriſchen und der ſpäteren epiſchen erkennt Valentin einen Widerſpruch zwiſchen der alten und neuen Dichtung. Valentins ſtiliſtiſche Bemerkungen, S. 276 f., verdienen eingehende Beachtung. Die Art, wie er andere Meinungen zurückweiſt, berührt ſympathiſch gegenüber der weit über das Ziel hinausſchießenden Polemik Baumgarts gegen Kuno Fiſchers von mir jederzeit hochgeſchätztes Fauſtbuch. Baumgart entwirft ein Zerrbild von Fiſchers Anſichten, das in den Sand zu ſtrecken dann freilich leicht iſt. Noch leichter macht er es ſich (S. 126) den in Friedrich Viſchers „Neuen Beiträgen“ begründeten Bedenken gegenüber, wenn er zu V. 318 einfach bemerkt, Mephiſto wolle keine tranſzendenten Tendenzen ſich untergeſchoben wiſſen, ſondern ſei durchaus aufs Irdiſche beſtrebt. Nicht um Fauſts Irdiſches, ſondern um ſeine Seele handelt es ſich in der Wette, um dieſes Unſterbliche kämpft der alte Satansmeiſter mit den Engeln. Nicht minder anfechtbar erſcheint es, wenn Baumgart aus dem Verſe des Eingangsmonologs „Fürchte mich weder vor Hölle und Teufel“ die Folgerung zieht (S. 128), Fauſt glaube weder an Hölle noch Teufel; Baumgart ſelbſt ſetzt S. 158 und 264 ſolchen Glauben bei Fauſt voraus. Der Verſuch, auch den „Doktorſchmaus“, V. 1712, der Beziehung auf die früher geplante große Disputationsſzene zu entkleiden (S. 268), iſt ganz

*

willkürliche Deutelei. Den Anhängern verſchiedener Fauſtpläne dient bekanntlich die Erwähnung des Erdgeiſtes, V. 3217 und Z. 44 der Proſaſzene, zur Hauptſtütze; daß an beiden Stellen der Erdgeiſt gemeint ſei, darin ſtimmen Valentin und Baumgart mit K. Fiſcher, Scherer und wohl den meiſten Fauſterklärern bis auf v. Biedermann, der dies, vgl. VIII, 262, lebhaft beſtreitet, überein. Daß auch mit dem V. 2345 erwähnten „edlen Geiſt“ der Erdgeiſt gemeint ſei, möchte ich dagegen nicht mit Valentin annehmen. Wenn er und Baumgart der bisherigen Kritik den Vorwurf machen, daß ſie bei den Perſonen des Stückes irriger Weiſe die nur dem Zuſchauer (Leſer) eignende umfaſſende Kenntnis vorausſetzen, ſo verſucht Valentin davon ein Beiſpiel zu geben: der Leſer allein wiſſe von der Wette im Himmel, Fauſt dagegen könne wirklich glauben, der Erdgeiſt habe ihm Mephiſto zugeſchickt. Ich denke, dieſer Glaube Fauſts ſtamme aus einer früheren Geſtaltung des Stoffes. Sachlich völlig unvereinbar mit dem Prolog im Himmel ſcheint es mir aber, wenn Baumgart (S. 143) von dem in der Idee einheitlichen, in der Ausführung doppelſeitigen Plane ſpricht, „mit der Intuition des Erdgeiſtes die mythiſche Perſon des Mephiſto ebenſowohl in lebendige innere Verbindung zu ſetzen, wie in Mephiſtos Thun und Wirken das im Grunde unperſönliche Walten des Erdgeiſtes aufzuzeigen“. Baumgart ſieht (S. 402) die Originalität Goethes ausgeprägt „in der Erfindung des neuen Symbols, in der Einführung des Erdgeiſtes in die Dichtung. Fauſts Verhältnis zum Erdgeiſt und ſein daraus entſpringendes Verhältnis zu Mephiſto bildet den Einheitskern ſowohl für die urſprüngliche Konzeption“ — (deren erſte Niederſchrift er in Paralipomenon Nr. 1 (I. Teil) der Weimariſchen Ausgabe gefunden zu haben glaubt und ausdeutet, wogegen Collin gerade dieſes als ſpäteres Schema bezeichnet) — „wie für alle Phaſen der geſamten Arbeit an dem Gedicht, von Goethes Jünglingsjahren bis zum letzten Atemzuge des Greiſes“. Mir ſcheint es, daß dieſe philoſophiſche Konſtruktion eines zwiefachen Weſens in Mephiſto einen bedenklichen Abweg in die Irrungen der Fauſtausdeutung Hegeliſcher Schule wieder eröffnet.

Zu den VIII, 261 erwähnten neueren Erörterungen über den Erdgeiſt hat J. Collin im erſten ſeiner beiden Hefte „Unter-

ſuchungen über Goethes Fauſt in ſeiner älteſten Geſtalt“ [6]) eine weitere beigeſteuert; freilich bleibt er bei der Beſchwörungsſzene des Erdgeiſtes ſtehen, ohne ſich auf ſeine ſpätere, umſtrittene Erwähnung einzulaſſen. Der von Alfred Öhlke „Zur Entſtehungsgeſchichte des Fauſt“ 1892 im Beiblatt des „Hamburgiſchen Korreſpondenten“ erhobene Vorwurf, daß Erich Schmidts „dankenswerte Einleitung bei der Herausgabe“ des Urfauſts die einzige wiſſenſchaftliche Verwertung des glücklichen Fundes geblieben ſei, entſpringt freilich nur ſeiner, im weiteren Verlaufe des Aufſatzes wiederholt bewährten Unkenntnis mit der Fauſtforſchung und ihren Aufgaben. Wie aber unter den vielen eingehenden Beſprechungen der erſten Publikation des Urfauſts [7]) die Weltrichs (vgl. V, 492) alle andern übertrifft, ſo nehmen unter den ſpäteren Studien über den Urfauſt Collins Unterſuchungen die erſte Stelle ein. Den Eingangsmonolog mit der Erſcheinung des Erdgeiſtes und die drei in Univerſitätskreiſen ſich bewegenden ſatiriſchen Szenen, das Geſpräch Fauſts mit Wagner, Mephiſtos mit dem Schüler, Auerbachs Keller, ſucht Collin auf Abfaſſungszeit und ihre „Entſtehungsmotive“ hin zu beſtimmen. In treffender Weiſe wendet er ſich gegen die neubeliebte angeblich wiſſenſchaftliche Methode der Goethephilologie, welche aus einem zuſammengeſchütteten Haufen von Parallelſtellen und rohem Gleichklang der Worte die Gleichzeitigkeit einzelner Szenen beweiſen, aus äußerlich ſtiliſtiſchen und metriſchen Gründen Widerſprüche und aufgegebene Pläne herausklügeln will. Er ſelbſt ſucht dagegen die Beziehungen der ganzen Geiſtesrichtung und Gemütslage des jungen Dichters mit der in den erſten Fauſtſzenen geſchilderten nachzuweiſen. Wenn er Eingangsmonolog und Erdgeiſtſzene zwiſchen dem 13. Auguſt und 15. Oktober 1774, das Geſpräch mit Wagner aber ſchon 1773 gedichtet werden läßt, ſo folge ich ihm freilich nicht mehr mit: ich glaube nicht, daß die Wagnerſzene vor dem Verſchwinden des Erdgeiſtes geſchrieben worden ſein kann. Ich glaube ebenſowenig, daß Fauſts Anziehungskraft auf den Geiſt durch den ſein Weſen verkennenden Ausruf „ge-

[6]) Gießen 1892 und 1893 (Diſſertations- und Habilitationsſchrift).

[7]) Goethes Fauſt in urſprünglicher Geſtalt. Dritter Abdruck mit ſehr erweiterter Einleitung. Weimar 1894 (H. Böhlau).

**

ſchäftiger Geiſt" gebrochen wird, ſo hübſch Collin auch den Gegenſatz von ſpechtiſcher Geſchäftigkeit und zielbewußter Thätigkeit aus Goethiſchen Äußerungen erklärt hat. In der Satire auf akademiſche Wohnungs- und Tiſchverhältniſſe im erſten Teil der urſprünglichen Schülerſzene will Collin ein Seitenſtück zum Prologe zu Bahrdts neuen Offenbarungen ſehen, da Bahrdt als Profeſſor wirklich ſelbſt für den Tiſch ſeiner ſtudentiſchen Koſtgänger ſorgte. Ich glaube dagegen, daß es ſich hier nur um Leipziger Perſönlichkeiten und Verhältniſſe handelt, wenn ich auch mit Collin die Annahme einer Niederſchrift in Leipzig ſelbſt für einen ganz thörichten Einfall halte. Daß Profeſſoren ihren Zuhörern einen Mittagstiſch einrichteten, ſcheint damals verbreitete Sitte geweſen zu ſein; Goethe ſelbſt nahm in Leipzig an einem ſolchen bei dem Medikus und Botaniker Hofrat Ludwig teil. Durchaus zutreffend erſcheinen mir dagegen Collins Beobachtungen über den Zuſammenhang Fauſts und Werthers. Die Verteidigung der Einheit des erſten Fauſtmonologs gegen Scherers Einwürfe bringt in überſichtlicher, dem Verſtändniſſe der Szenen ſelbſt höchſt förderlichen Weiſe uns Goethes Leben und Streben in jenen Jahren vor Augen. Der Erdgeiſt ſoll dem Helden, der gleich Prometheus den unmittelbaren Anſchluß ans Göttliche bereits als ein vergebliches Verlangen erkannt hat, das klare Empfinden geben, daß der Menſch auf das Leben dieſer Erde angewieſen ſei. Wenn Mephiſto dieſen richtigen Trieb dann auch zunächſt irre leite, er führe ſchließlich Fauſt zum Heile, und ſo gewinne die Erdgeiſtſzene grundlegende Bedeutung für die ganze Dichtung.

So ſcharf Collin ſich gegen die Mißbräuche der Entlehnungstheorie ausſpricht, nach der Goethes poetiſche Thätigkeit bald nur mehr eine Verſifizierung von Leſefrüchten werden möchte, ſo geſchickt weiß er wirkliche Vorlagen Goethes nachzuweiſen, ſo z. B. Helmont, in „Dichtung und Wahrheit" erwähnt, für die Schilderung des im Zeichen des Makrokosmus Geſehenen; für die Schülerſzene eine ſpäter von Herder im 49. der theologiſchen Briefe erneute Dichtung Joh. Valentin Andreäs: „Das gute Leben eines rechtſchaffenen Dieners Gottes". Ihr Hans Sachsiſcher Ton mochte ſie dem jungen Goethe empfohlen haben. Auch Herders eigene

Jugendschriften, obwohl schon öfters daraufhin untersucht, boten noch manche überraschende Parallele.

Hatte ich bei Besprechung der Schriften von Valentin, Baumgart und Collin das in der neueren Faustlitteratur seltene Vergnügen für drei tüchtige Arbeiten Anerkennung zu fordern, so hinkt ein häßliches Satyrspiel nach. Man kann der Meinung sein, daß das sinnliche Element, welchem bei Goethe wie bei den meisten großen Künstlern eine entscheidende Bedeutung beikommt, von der mit dem Goethekultus verbundenen Prüderie zu sehr verschleiert werde; wie sich aber jemand dazu hergeben mochte, des † Universitätsprofessor Dr. O. v. Sch.s Schrift „Das Erotische im zweiten Teile des Goetheschen Faust“ [8]) zu veröffentlichen, ist unbegreiflich. „Gewidmet allen Goetheverehrern, die den Dichter etwas weniger als einen Gott verehren und bei einer natürlichen Auslegung seiner unverstandenen Worte nicht sofort von Goethefrevel wettern.“ Von Goethefrevel zu reden wäre hier kaum am Platze, denn was haben die pornographischen Einfälle des Herrn v. Sch. mit Goethe, wenn dessen Name dabei auch eitel mißbraucht wird, zu thun? Wenn Euphorions Tod für jemanden bedeutet „durch die Ergießung des Samens findet die sinnliche Umarmung ihren Abschluß“, nachdem er Dreifuß und Schlüssel zuerst als weibliche und männliche Geschlechtsteile erklärt hat, so kann man dies nur als Verirrungen einer erkrankten Einbildungskraft bezeichnen. Nicht unter den Erklärungsschriften, sondern den Parodien hätte die Faustbibliographie das Machwerk einzureihen. — Für die Faust- wie im vorhergehenden Jahre für die Wertherbibliographie, vgl. IX, 189, hat die Jahresausstellung im Goethehause in dem von Heuer musterhaft hergestellten und diesmal mit sehr interessanten Abbildungen ausgestatteten Kataloge [9]) eine bleibend wertvolle Gabe gezeitigt. Von den 432 der Litteratur (der historische Faust und

[8]) Ein Beitrag zu des Dichters Denkweise, gleichzeitig als Versuch, die ganze Dichtung in verständigen Zusammenhang zu bringen. Hagen i. W. 1893 (Druck u. Verlag von Herm. Risel).

[9]) Ausstellung von Handschriften, Druckwerken, Bildern und Tonwerken zur Faustsage und Faustdichtung veranstaltet vom Freien Deutschen Hochstift. Frankfurt a. M. 1893.

die Fauſtſage bei den Gelehrten; die Volksbücher; Fauſts magiſche Schriften; dramatiſche und erzählende Dichtungen) angehörenden Nummern vertreten 127 die Goethiſche Dichtung, die auch unter den 436 Nummern „Fauſt in der Bild- und Tonkunſt“ die wichtigſte Stelle einnimmt. — Sein ſchon durch frühere Mitteilungen (vgl. VI, 10 und Seufferts „Vierteljahrsſchrift“ II, 532) erworbenes Verdienſt um die Wertherlitteratur hat Eugen Wolff durch einen neuen Beitrag aus Handſchriften „Blätter aus dem Werther-Kreis“ [10]) vervollſtändigt. Die Threnodien auf Goethes Helden bereichert er aus einer Abſchrift A. W. Cramers um ein neues Gedicht „An Werthern“ von Eliſe von N. aus dem April 1777. Eine intereſſantere Nachleſe ergeben Keſtners Papiere, u. a. die Briefe, in denen er bei Lottens Mutter und dieſer ſelbſt um ihre Hand anhielt, einen Brief an Lotte, der ihn doch eiferſüchtiger auf Goethe zeigt als man bisher ihm zutraute, verſchiedene Tagebuchaufzeichnungen. Die von Jeruſalem geliebte Frau Hert bezeichnet er als die ſchönſte und eine der gebildetſten Frauen Wetzlars; in „Hermann und Dorothea“ fühlt er die „hohe Simplizität ganz nach dem Urbilde Homers“, Wilhelm Meiſter gilt ihm bis auf die „abgedroſchene Wendung einer geheimen Verbindung“ als das Ideal eines Romans. Eine lobenswerte Charakteriſtik Werthers im Gegenſatze zu ſeiner ſchwächlichen Nachahmung hat Heinr. Kräger S. 105 in ſeiner Monographie über den Sigwartdichter „Johann Martin Miller“ [11]) gegeben. Die an Millers Dichtung beobachteten Motive: Liebe, Landleben, Mond, Kinder, Freundſchaft, Krankheit, Tod ſpielen ja faſt alle auch in Goethes Jugenddichtung hinein. Das tüchtige Buch iſt ein ſehr nützlicher Beitrag zu einer erſt noch zu ſchreibenden Geſchichte der Sturm- und Drangzeit, während Arthur Wohlthats 27 Paragraphen „Zur Charakteriſtik und Geſchichte der Genieperiode“ [12]) zu den leider nicht ſeltenen Diſſertationen gehören, welche den draſtiſchen Beweis liefern, daß in den Fakultäten kein Vertreter

[10]) Breslau 1894 (Schleſiſche Kunſt- und Verlagsanſtalt von S. Schottländer).

[11]) Ein Beitrag zur Geſchichte der Empfindſamkeit. Bremen 1893 (Druck und Verlag von M. Heinſius Nachfolger).

[12]) Wismar 1893 (Kieler Diſſertation).

der neueren deutſchen Litteraturgeſchichte über die Annahme von Doktorarbeiten aus dem Gebiete ſeines Faches mitzuſtimmen hat. „Das allgemeine Programm der Stürmer und Dränger“ bezeichnet der Verfaſſer einfach als Genie- und Naturkultus: hätte er für den verſchiedenen Gebrauch von Genie wenigſtens auf R. Hildebrands bewundernswerte Beiträge im Grimmiſchen Wörterbuch verwieſen. Die „Dramaturgie und Technik des Sturmes und Dranges“ ſei nichtglückende Nachahmung Shakeſpeares; „Tendenzen und Lieblingsmotive der Genieperiode“ ſind aus Brahms Ritterdrama ausgewählt. Daß man mit einer ſolchen Arbeit an einer deutſchen Univerſität promovieren kann, iſt ein trauriges Zeichen für die Stellung, welche das Studium der deutſchen Litteratur heute noch einnimmt, und für das überbeſcheidene Maß von Kenntniſſen, welches dafür vorausgeſetzt wird.

Da Gerſtenbergs „Ugolino“ nicht nur von Wohlthat, ſondern auch ſonſt öfters als der erſte Verſuch den dramatiſchen Stil Shakeſpeares in die deutſche Bühnentechnik einzuführen genannt wird, möchte ich doch erinnern, daß dies nur teilweiſe richtig iſt. Gerſtenberg hat in der Vorführung des Gräßlichen, der ſtärkſten Gemütserregungen, der Lebhaftigkeit der Vorſtellungen Shakeſpeare nachgeahmt, die drei Einheiten aber ſtreng beibehalten; man könnte in dieſer Hinſicht bei ihm und Leiſewitz von einer Leſſingiſchen Schule ſprechen; freilich wollte Leſſing den das Mitleid zur Laſt machenden Ugolino nicht verantworten. Das erſte völlig ſhakeſpeariſierende deutſche Drama iſt „die älteſte Faſſung von Goethes Götz und die Umarbeitung vom Jahre 1773“, von Carl Heidt neuerdings in einem Programm [13]) behandelt, an dem das Intereſſanteſte bleibt, daß der Verfaſſer Bächtolds Parallelausgabe des Götz (Freiburg 1882) gar nicht kennt. Er hätte ſonſt unmöglich eine ſo ganz unnütze Arbeit wie dieſen Paralleldruck einzelner Szenen mit Zwiſchenbemerkungen veröffentlichen können. Dagegen hat ein in Leipzig promovierender Amerikaner John Scholte Nollen eine ſehr tüchtige und dankenswerte Geſchichte von „Goethes Götz von Berlichingen auf der Bühne“ [14]) geliefert. Die Einleitung ſucht

[13]) Trier 1893 (Programm des kgl. Gymnaſiums).

[14]) Leipzig-Reudnitz 1893 (Diſſertation).

aus einer kritiſchen Zuſammenſtellung der widerſpruchsvollen Nachrichten über das erſte Ergreifen des Stoffes den Nachweis zu liefern, daß Goethe erſt nach der Rückkehr von Straßburg durch einen Verweis in Pütters Handbuch der Teutſchen Reichshiſtorie auf die Lebensbeſchreibung Herrn Götzens[15]) hingelenkt wurde. Der Beſprechung der einzelnen Bühnenbearbeitungen ſchickt Nollen einen Überblick über eine Reihe die Bühnenwidrigkeit des Stückes beklagender Rezenſionen voraus. Der über die romantiſchen Shakeſpeareſchwärmer zürnende Leiter der Weimariſchen Bühne hätte ſelbſt dem Tadel eines dieſer früheſten Kritiker (in Schirachs Magazin) beigeſtimmt: „Möchte doch Goethe unſer Shakeſpeare werden, aber ſo, wie ihn das 18. Jahrhundert erfordert, nicht wie ihn das Zeitalter Jakobs I. verlangte, wenn er ſeinem Parterre gefallen wollte.“ Von der erſten, von Heinrich Gottfried Koch am 14. April 1774 in Berlin veranſtalteten Aufführung ſucht Nollen nach Werners Vorarbeit aus allen vorhandenen Berichten ein möglichſt getreues Bild zu ſchaffen; für die, wohl mit Kenntnis der Kochiſchen Bearbeitung ausgeführte Inſzenierung Schröders liegt das im 2. Bande der „Theatergeſchichtlichen Forſchungen“ (vgl. VIII, 287) veröffentlichte Szenarium Schröders vor. Über Schröders Bemühungen, den Erfolg der Aufführung bei der Kritik und die Teilnahmsloſigkeit des Publikums hat inzwiſchen auch Berthold Litzmann in der Fortſetzung ſeines vortrefflichen Werkes über „Friedrich Ludwig Schröder“[16]) berichtet. Die Beſſerwiſſer hatten es dem „geſchmackloſen Direktor“ verargt, als er am 23. Auguſt 1774 ſtatt des begehrten Götz den Clavigo, „dieſes bei weitem ſchwächſte Stück des Herrn Goethe“ zur Aufführung ausgeſucht: der Bühnenkenner hatte den jungen Dichter eben mit einem wirklichen Bühnenwerke

---

[15]) Neue Beiträge „zur Charakteriſtik des Ritters mit der eiſernen Hand und der öffentlichen Zuſtände Frankens“ hat Joh. Kamann im erſten Hefte der „Quellenſchriften und Abhandlungen zur Staats-, Kultur- und Kunſtgeſchichte der Reichsſtadt Nürnberg“, Nürnberg 1894, veröffentlicht. Es handelt ſich um Götz' Fehde mit Nürnberg und Bamberg in den Jahren 1512/14, welche auch in Goethes Dichtung eine bedeutende Stellung einnimmt.

[16]) Ein Beitrag zur deutſchen Litteratur- und Theatergeſchichte. Hamburg und Leipzig 1894 (Verlag von Leopold Voß).

einführen wollen. Am 8. Februar 1776 ließ er dann als drittes Goethiſches Werk „Stella“ mit Brockmann als Fernando und Dorothea Ackermann in der Titelrolle folgen, allein nach der zweiten Aufführung verbot der Senat aus Sittlichkeitsgründen das vom Publikum ſehr beifällig aufgenommene Liebesdrama. Am 15. Auguſt 1781 zeichnet ſich der Dichter des Götz in das Stammbuch des ihn in Weimar beſuchenden Schauſpieldirektors, „deſſen Leben und Wirken er für ſeinen Serlo ſo manchen charakteriſtiſchen Zug verdankt“.

Auf Berlin und Hamburg folgte, wohl durch ein Gaſtſpiel aus Kochs Truppe veranlaßt, 1775 Breslau nach, vielleicht auch Leipzig; über die erſten Aufführungen in des Dichters Geburtsſtadt hat Frau Mentzel im Frankfurter Archiv ſchon vor längerer Zeit berichtet, die ungenügende Rennſchübiſche Bearbeitung, die von Mannheim auch auf die Frankfurter Bühne überging, hat Kilian veröffentlicht, vgl. V, 510. Zu den von Nollen einander gegenübergeſtellten Wiener Bearbeitungen von Franz Grüner 1809 und Schreyvogel 1830 hat das Jahrbuch XIV, 276 noch eine der Leopoldſtädter Bühne von 1808 geſellt. Grüners Bearbeitung, deren zirkusmäßige Eigenart Nollen höchſt anſchaulich vorführt, muß bereits vor dem 17. März 1810, dem von Kilian in den „Theatergeſchichtlichen Forſchungen“ angegebenen Datum, geſpielt worden ſein, da Grüners Bearbeitung ſchon 1809, die Vorrede iſt vom 17. Jänner unterzeichnet, im Drucke erſchien. Wie von der Bearbeitung Schröders (H) und Kochs (K) hat Nollen im Anhange auch von der Grüners (G) und Schreyvogels (S), endlich auch von Goethes Bearbeitungen vom September (C) und Dezember (D) 1804 vergleichende Szenarien aufgeſtellt. Die beiden anderen Bearbeitungen Goethes, in denen der Götz in zwei Stücke zerlegt wurde, ſind noch nicht gedruckt. Im tadelnden Urteile über dieſe Weimariſchen Verſuche ſtimmt Nollen mit Brahm, Jahrbuch II, 190, überein. Aus der folgenden Zeit giebt Nollen noch Bericht über die Götzaufführungen zu Wien, München, Berlin, Mannheim, Karlsruhe, Hannover, Leipzig, Köln, Kaſſel, Königsberg, Meiningen, Halle. In Wien hat nach Schreyvogels Rücktritt Deinhardſtein Goethes D mit Änderungen ſpielen laſſen; von 1879 an wurde in

Wien und auf andern Bühnen Dingelstedts viel belobte Bearbeitung, deren Szenarium wieder mitgeteilt wird, herrschend. Von Otto Devrients verunglückter Berliner Inszenierung und der v. Perfalls für die Münchener Shakespearebühne ausgeführten ward schon an dieser Stelle, VII, 167, gehandelt. Möchte v. Perfalls und Lautenschlägers Schöpfung nicht dem Neuerungsbedürfnis seines Nachfolgers in der Münchner Bühnenleitung zum Opfer fallen. Auf die ersten Frankfurter Aufführungen des Götz kommt auch Frau Elisabet Mentzel noch einmal zu sprechen in der Fortsetzung ihrer interessanten Mitteilungen (vgl. VII, 419) über „Schillers Jugenddramen“ [17]) in Frankfurt, diesmal über Fiesko, Kabale und Liebe, Don Karlos. Zu gleicher Zeit aber hat sie selbst dichtend Schillers Aufenthalt in Frankfurt, wie er als Dr. Ritter im Storch zu Sachsenhausen die Originale zur Luise Millerin findet und mit Kabale und Liebe seinen ersten großen Erfolg auf der Frankfurter Bühne erringt, in einem den Frankfurter Dialekt humorvoll verwertenden Drama [18]) in höchst gefälliger Weise zu erfolgreicher Darstellung gebracht. Thatsächlich war Schiller bei der ersten Frankfurter Aufführung von „Kabale und Liebe“, 13. April 1784, die gleich der des „Fiesko“, 8. Oktober 1783, der Mannheimer Premiere voranging, freilich nicht anwesend. Dagegen sucht Frau Mentzel wahrscheinlich zu machen, daß er der ersten Fieskoaufführung beiwohnte, um für seine Umarbeitung vom Bühneneindruck zu lernen. Der vom Dichter selbst umgearbeitete Fiesko ward in Frankfurt dann am 26. April 1784 gespielt: später griff man wieder auf die erste Form zurück. Über den von der Frau Rat so sehr begünstigten Großmann, unter dessen Direktion jene Aufführungen stattfanden, wie über Schillers Freundin Sophie Albrecht, die erste Luise, stellt Frau Mentzel die überlieferten Nachrichten zusammen und giebt ihre Bilder aus dem Theaterkalender wieder. Erst unter Kochs (Siegfried Gotthilf Eckharts) Direktion ward am 16. April 1788

[17]) Zum erstenmale auf der Frankfurter Bühne. Nebst Beiträgen zur Frankfurter Theater- und Musikgeschichte von 1784 bis 1788. Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst. 1893.

[18]) Der Räuber. Volksstück in vier Aufzügen. Frankfurt a. M. 1894 (Verlag von Reitz & Köhler).

„Don Karlos“ gespielt, der sofort ein Lieblingsstück der Frankfurter wurde. Aus Aloys Wilhelm Schreibers „Dramaturgischen Blättern“ werden mehrere Kritiken über Frankfurter Don Karlos-Aufführungen abgedruckt. Vom 19. November 1782, der ersten Räuber-Aufführung, bis Ende 1785 waren in Frankfurt 24 Aufführungen von Schillers drei Jugenddramen erfolgt. In Mannheim ist „Kabale und Liebe“ von 1784 bis 1890 zweiundachtzigmal gespielt worden. Die letztere Angabe entnehme ich Ernst Müllers inhaltreicher Studie über „Schillers Kabale und Liebe“.[19]) Von den drei Abschnitten „historische besonders schwäbische Beziehungen“, „litterarische Vorbilder“, „ästhetische Betrachtung“ bringt das erstere am meisten Neues, die hervorragend gute Arbeit stellt gründlich und praktisch die überall zerstreuten Nachweise und Urteile zusammen. Neben Gemmingens Hausvater wird auch Diderots père de famille stärker nach seiner Einwirkung betont. Auf die Diktierszene im Clavigo weist Müller hin, ohne jedoch selbst besonderen Wert auf diese Beziehung zu legen. Über den Clavigo selbst hat Georg Schmidt eine ungemein fleißige Studie veröffentlicht,[20]) die auch selbständiges Urteil zeigt, aber doch wenig befriedigen kann. Der Parallel-druck der aus den Mémoires entnommenen dramatischen Stellen und ihrer Quelle ist ja ganz erwünscht, nur vermißt man die Erwähnung von Anton Bettelheims prächtiger Beaumarchais-biographie, in der sowohl den Memoiren und ihrer thatsächlichen Grundlage wie S. 334 f. Goethes Drama und seinen Beziehungen zur französischen Litteratur eine geistreiche und gründliche Erörterung zu Teil geworden ist. Ob gerade der Clavigo sich zur Grundlage einer größeren sprachlichen Untersuchung eignet, möchte man von vornherein bezweifeln; Schmidt wählte ihn, weil kein anderes Werk des jungen Goethe auf so engem Raum eine reichere Auslese von Gebrechen, Fehlern, anstößigen, unmotivierten Stilbildungen aller Art biete. Die Gallizismen, die Empfindsamkeit und über-

---

[19]) Sonderabdruck aus dem Korrespondenzblatt für die (württembergischen) Gelehrten- und Realschulen. Tübingen 1890 (Verlag von F. Fues).

[20]) Clavigo. Eine Studie zur Sprache des jungen Goethe nebst einigen Beiträgen zur Charakteristik des Haupthelden und der Marie. Gotha 1893 (Fr. Andreas Perthes).

treibende Heftigkeit der Genieperiode wirkten da zusammen. Unter den Überschriften Polysyndeton, Asyndeton, Anaphora, Geminatio gruppiert Schmidt seine sprachlichen Untersuchungen, bei denen er Burdachs Beobachtungen über die Sprache des jungen Goethe nicht erwähnt. Weniger dankenswert erscheint der zweite, ästhetische Teil des Buches. Goethe selbst hat die Wichtigkeit eines Stückes wie Clavigo für die Bühne hervorgehoben. Die große Bedeutung dieses festen Eingreifens der geschlossenen Form im Gegensatz zur willkürlichen Ungebundenheit des Götz für Goethes eigene künstlerische Entwicklung hat Valentin im 21. Kapitel seines Faustbuches gewürdigt.

Als Quelle für die tragische Schlußwendung seines Dramas nannte Goethe selbst ohne nähere Bezeichnung eine englische Ballade, während die Kommentatoren ein deutsches Volkslied seiner eignen, für Herder unternommenen Sammlung als Vorbild bezeichnen. Welche Bedeutung für den jungen Goethe wie für die ganze Sturm- und Drangzeit die englischen Volkslieder hatten, braucht nicht erst im einzelnen nachgewiesen zu werden. Ein leicht zugänglicher, den Text, wie er Bürger, Herder und Goethe vorlag, getreu wiedergebender Abdruck von Percys Reliques of ancient English Poetry [21]) war daher auch für die Goetheforschung wünschenswert, so daß wir Arnold Schröer zum endlichen mühevollen Abschluß seiner vortrefflichen zweibändigen Ausgabe auch an dieser Stelle beglückwünschen dürfen. Die Volkspoesie, wie Herder sie vor allem an den Mustern von Percys Sammlung Goethe in Straßburg erschloß, hat die Umwandlung von Goethes Lyrik bewirkt. Das Leipziger Gedicht „Unbeständigkeit“ und die Straßburger Umdichtung des „Haideröslein“ stellt Siegmar Schultze einander gegenüber, wenn er „die Entwicklung der Götheschen Lyrik“ [22]) klarlegen will. Zunächst freilich handelt er nach einer weitausholenden, frisch geschriebenen Einleitung von der Leipzig-Frankfurter Periode 1765/70. Da er sich dabei nicht wie Adolf Strack auf „Goethes Leipziger

[21]) Nach der ersten Ausgabe von 1765 mit den Varianten der späteren Originalausgaben herausgegeben und mit Einleitung und Register versehen. Berlin 1893 (Verlag von Emil Felber).

[22]) Halle a. S. 1892 (Habilitationsschrift).

Liederbuch“ [23]) beſchränkt hat, hätte er notwendig auch die aus den Leipziger Briefen an Cornelie und Behriſch bekannt gewordenen Gedichte neben den Oden an Behriſch und Zachariä erörtern müſſen. Auf Goethes älteſtes Liederbuch von 1769, deſſen Inhalt in den Werken nicht vollſtändig und ganz zerſtreut (vgl. Goedekes Grundriß IV, 638) aufgenommen ward, hat zuerſt Tieck durch einen Neudruck aufmerkſam gemacht. Seit dem Erſcheinen des „jungen Goethe“ iſt den „neuen Liedern“ wiederholt eindringendes Studium, von Minor und Sauer, von Werner, Kögel, Englert, gewidmet worden. Die gründlichſte Unterſuchung hat Strack ausgeführt; zu bedauern bleibt, daß er damit nicht auch eine kritiſche Textausgabe ſtatt des anhangsweiſe beigegebenen Abdrucks aus dem jungen Goethe verbunden hat. Darüber, daß ein Teil dieſes Leipziger Liederbuches erſt in Frankfurt vollendet wurde, herrſcht Einſtimmigkeit; über die Entſtehungszeit der einzelnen Lieder gehen die Anſichten auseinander: Strack ſelbſt ſpricht von „nur mehr oder minder wahrſcheinlichen Vermutungen“. Schultze, der die drei Gruppen: ſittliche Sinnlichkeit, die Oden, Gedichte an Annette ſondert, verlegt nach Frankfurt das Anfangs- und das Schlußgedicht, ferner: an die Unſchuld, die Reliquie, das Glück der Liebe, an den Mond. Soweit trifft ſein Urteil mit dem Stracks zuſammen. Den „Wunſch eines jungen Mädchens“ läßt Schultze in Frankfurt, Strack in Leipzig entſtehen, während „die Liebe wider Willen“ von Strack nach Frankfurt verlegt wird. Wenn Schultze von einem Trauerſpiel Belſazar in fünffüßigen Jamben ſpricht, ſo kann er natürlich nur den letzten Akt meinen, denn die vorangehenden waren in Alexandrinern. Schultzes Nachweiſe zu den einzelnen Liedern ſind neben der wohlverarbeiteten Fülle von Stracks Material wertlos geworden. Wenn Strack die einzelnen von Goethe gebrauchten Bilder, bezeichnende Ausdrücke und Worte mit Beiſpielen aus der Lyrik des 18. Jahrhunderts, ja teilweiſe der Renaiſſancelyrik belegt, ſo hütet er ſich wohl nach berühmten Muſtern ſolches meiſt unbewußte Zuſammentreffen als Entlehnung anzuſehen. Die Selbſtändigkeit des Dichters verliert nichts dabei, wenn dem Zuſammenhang ſeiner

[23]) Gießen 1893 (J. Rickerſche Buchhandlung).

poetiſchen Technik, denn nur um ihre Ausdrucksmittel handelt es ſich, mit der Überlieferung bis hinein in kleinliche Züge nachgegangen wird. Es muß nur ſolche Unterſuchung mit Verſtändnis für die Selbſtändigkeit der Phantaſie und des dichteriſchen Schaffens geübt werden, denn Phantaſie iſt nun und nimmer gleichwertig mit Gedächtniskraft. Strack betont denn auch, daß „ſelbſt da, wo Goethe völlig der Mode folgte, eigenes Empfinden und inneres Erlebnis künſtleriſch geſtaltet worden iſt“. Die geſchichtliche Bedeutung wie der künſtleriſche und menſchliche Wert des auf Catull zurückweiſenden „Hochzeitliedes“ (Brautnacht) z. B. wird wirklich erſt völlig klar, wenn wir die gerade bei äußeren Ähnlichkeiten ſo grundverſchiedene Behandlung des Themas bei Goethe und ſeinen deutſchen Vorgängern kennen lernen. Die Beiträge zur Geſchichte einzelner Worte wie: empfinden, gaukeln, lächeln, Mädchen, Reiz (für das zurückweichende Reizung), tändeln, Wolluſt, zärtlich, lieferten das Ergebnis, daß dieſe Lieder doch zu einſeitig nach ihrem anakreontiſchen Hauptbeſtandteile einregiſtriert wurden. Der Einfluß Klopſtocks und der Empfindſamkeit hat den Sprachgebrauch ſtärker als man bisher annahm mitbeſtimmt. Mit beſonderer Vorliebe aber geht Strack den leiſen Spuren nach, welche in dieſen Jünglingsliedern ſchon die am Manne und Greiſe ausgeprägten Züge vordeuten. Es iſt vielleicht von ihm etwas zu viel geſagt, das Liebesverhältnis zu Kätchen Schönkopf als typiſch für alle folgenden zu bezeichnen. Wenn dem Leipziger Studenten aber Eiferſucht ein notwendiger Beſtandteil eines Liebesverhältniſſes iſt, „die Treue macht mir Langeweil“, ſo iſt doch daran zu erinnern, daß in einem der reifſten Gedichte Goethes dieſe Anſchauung noch beſtimmend einwirkte. Schiller wußte (18. Juni 1796) bei aller Bewunderung für „Alexis und Dora“ es vor ſeinem Gefühle nicht ganz zu rechtfertigen, daß Goethe die Eiferſucht ſo dicht neben die reine Blume des Dichteriſchen ſtelle und das Glück ſo ſchnell durch die Furcht wieder verſchlingen laſſe. Joſef Kaſſewitz in ſeiner durchaus unſelbſtändigen und trotz einzelner richtiger Bemerkungen wertloſen Studie über „Alexis und Dora“ [24]) erledigt das Eiferſuchtsmotiv als „ein beliebtes und

[24]) Darlegung der dichteriſchen Technik und litterarhiſtoriſchen Stellung von Goethes Elegie „Alexis und Dora“. Leipzig 1893 (Verlag von Guſtav Fock).

daher in mannigfachen Variationen wiederkehrendes Thema der römiſchen Lyriker“ ohne Goethes Begründung (22. Juni an Schiller) heranzuziehen. Der Merkwürdigkeit wegen hebe ich hervor, daß Kaſſewitz auf derſelben Seite, auf der er Leſſings Laokoon nennt, den Grundſatz aufſtellt, die einzelnen techniſchen Mittel, wodurch die Idee der Dichtung plaſtiſch wirkſam werde, der Kunſteffekt einer dichteriſchen Kompoſition erzielt werde, ſeien zu ſuchen und zu würdigen in jenen Momenten, „die der bildende Künſtler zum Gegenſtand ſeiner Darſtellung machen würde, wollte er das poetiſche Gemälde in ein materielles verwandeln“. Goethes Äußerung, er habe alle Vorteile, deren er ſich bei ſeinem Gedicht bediente, von der bildenden Kunſt gelernt, hat ſelbſtverſtändlich einen ganz anderen Sinn als dieſer antileſſingiſche Grundſatz ſeines Interpreten. Den Einfluß der Antike zeigt „Alexis und Dora“, wie ſchon Schlegel und Humboldt gerühmt haben, nicht nur im elegiſchen Versmaß: echt homeriſche Einfachheit iſt hier mit der feineren Empfindung der neueren gepaart.

Konrad Böhm[25]) will die Elegie nach ihrer Empfindungsweiſe der romantiſchen Poeſie zuweiſen, die Behandlung allein gebe ihr einen antiken Charakter. In ähnlicher Weiſe wäre nach ihm Goethes Nauſikaa eher ein weiblicher Werther als eine antike Geſtalt geworden. Eben deshalb habe Goethe als ſeine Kunſtanſchauung vollſtändig geklärt war, dieſen Stoff aufgegeben. Es gab allerdings einen Zeitpunkt, in dem Goethe ſo ſehr nach engem Anſchluß an die Antike ſtrebte, daß ſelbſt ſeine Iphigenie ihm zu modern („verteufelt human“) erſchien. Wie weit er jedoch thatſächlich auch in den am meiſten antikiſierenden Dichtungen davon entfernt war, ſich dem modernen Gefühle zu entfremden, geht auch aus Böhms Nachweiſungen antiker Parallelſtellen wieder hervor. Außer „Alexis und Dora“, hat Böhm noch den neuen Pauſias, Euphroſyne, die Elegie Hermann und Dorothea, die 1. bis 6., 19. und 20. römiſche Elegie daraufhin unterſucht, „welche poetiſche Darſtellungsmittel, Motive und Situationen Goethe von Homer und den römiſchen

[25]) Goethes Verhältnis zur Antike. Beiträge zur Erklärung einiger Elegien Goethes. Wien 1891 und 1892 (Programm des Mariahilfer Communal-Real- und Obergymnaſiums).

Elegikern entlehnt, und welchen Gebrauch er von denſelben gemacht hat". Faſt gleichzeitig mit Böhm hat auch Fr. Bronner die Unterſuchung nach den Quellen von Goethes römiſchen Elegien in den „Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädogogik", in denen ſchon vor drei Jahrzehnten H. J. Heller und Düntzer ſich über dieſe Frage geäußert haben, wieder in Angriff genommen.

In Ergänzung ſeiner früheren Studien über Goethe und Homer hat Hermann Schreyer[26]) nur die Dichtungen Goethes beſprochen, welche ſich ſtofflich unmittelbar mit Homer berühren: Iphigenie auf Tauris und in Delphi, welche letztere allerdings kaum darauf Anſpruch erheben kann, Nauſikaa, Achilleis, Helena. Die jugendliche Beſchäftigung mit Homer, wie ſie auf „Werthers Leiden" eingewirkt hat, und das Verhältnis zu Wolfs Prolegomena iſt in der Einleitung behandelt. Wenn Schreyer auch nur in den Vorbemerkungen zur „Achilleis" auf „Hermann und Dorothea" zu ſprechen kommt, ſo betont er doch, daß hier faſt in höherem Grade als in der ſtofflich verwandten Dichtung homeriſcher Geiſt atme, das bürgerlich deutſche Epos das ſorgfältigſte und fruchtbringendſte Studium Homers bekunde. Auf „die vielfachen Anklänge an die Ausdrucksweiſe der Alten und beſonders Homers, die das Gedicht durchziehen" macht auch Viktor Hehn in dem Buche „Über Goethes Hermann und Dorothea"[27]) mit Nachdruck aufmerkſam. Den ganzen Ton der Schilderung bezeichnet er als homeriſch, wenn Goethe auch die homeriſche Sitte der Wiederholung und Gleichniſſe vermeide, weil er „nicht ſo viel Äußerliches zu ſchildern hatte wie Homer, ſondern mehr Seelenvorgänge; ganz derſelbe Unterſchied wie zwiſchen ſeiner Iphigenie und der griechiſchen". Ich habe in dieſen Heften bereits wiederholt meiner Bewunderung für Hehns Goetheſtudien ſo entſchieden Ausdruck gegeben, daß ich nicht erſt zu erklären brauche, wie hocherfreulich und wertvoll die aus ſeinem Nachlaß uns überraſchend geſchenkte Gabe mir erſcheint. 1851 hat Hehn

[26]) Das Fortleben homeriſcher Geſtalten in Goethes Dichtung. Gütersloh 1893 (Gymnaſialbibliothek 8. Heft, Verlag von C. Bertelsmann).

[27]) Aus deſſen Nachlaß herausgegeben von Albert Leitzmann und Theodor Schiemann. Stuttgart 1893 (Verlag der J. G. Cottaſchen Buchhandlung Nachfolger).

als Dozent in Dorpat — der Schmerz, den völligen Untergang der deutſchen Univerſität ſelbſt bis auf den altberühmten Namen zu erleben, blieb Hehn erſpart — das Buch zum Drucke vorbereitet, als ſeine Verhaftung dieſem und anderen ſchriftſtelleriſchen Plänen ein gewaltſames Ende bereitete. Erſt viele Jahre nach ſeiner Begnadigung erhielt er einen Teil ſeiner Papiere zurück; und da war es ihm dann zu ſchmerzlich dieſe Jugendarbeiten aufs neue vorzunehmen. Auch von Hermann und Dorothea blieben einzelne Blätter im Beſitze der „dritten Abteilung" zu St. Petersburg zurück. Und doch, wie das vor mehr als 40 Jahren liegen gebliebene Manuſkript jetzt endlich an die Öffentlichkeit tritt, bietet es unter den vielen Abhandlungen, die über Goethes Epos vorliegen, noch immer das weitaus Beſte! Nicht eine Zeile iſt durch alle die Forſchungen der neueren und neueſten Goethephilologie veraltet. Es iſt eben hier wie überall in Hehns Schriften die große feſtgeſchloſſene Perſönlichkeit, die den gewaltigen Eindruck hervorbringt. So guten Grund wir haben zu bedenken „was" er bringt, mehr zu bedenken giebt das „wie". Natürlich fehlt es auch hier nicht an Einſeitigkeiten, leicht zu berichtigenden Irrtümern. Wenn Hehn z. B. Gervinus' urſprüngliche Beſchäftigung als Kaufmann für die Mängel ſeines Urteils verantwortlich macht, ſo widerſpricht dies Hehns eigener ſonſtiger Auffaſſung, nach welcher die einſeitige, dem Leben fremde Gelehrſamkeit mit Recht als ein Übel erkannt wird. Gervinus' im höchſten Grade intereſſante und bedeutende Autobiographie[28]) liefert den Beweis, wie wenig Hehns Tadel zutrifft. Die Art wie Gervinus bei ſeiner erſten italieniſchen Reiſe Goethes Reiſebericht rühmt (S. 252), legt Beweis dafür ab, daß der Geſchichtſchreiber der deutſchen Dichtung Goethes Eigenart doch vorurteilsfreier zu würdigen wußte als es an manchen Stellen ſeines trotz aller Bedenken großartigen und bewundernswerten Hauptwerkes den Anſchein hat. Auch für die Beurteilung dieſer dem innern Werte nach noch immer erſten deutſchen Litteraturgeſchichte iſt der Lebensbericht äußerſt wertvoll.

---

[28]) G. G. Gervinus' Leben von ihm ſelbſt. 1860 Leipzig 1893 (Verlag von W. Engelmann).

*

Wer in Hehns „Gedanken über Goethe“ die Abschnitte „Stände“ und „Naturformen des Menschenlebens“ gelesen hat, weiß, daß gerade „Hermann und Dorothea“, die „von der Phantasie wiedergeborne ideale Begebenheit“ (S. 54), für Hehn den Reiz einer für Goethes Vorzüge typischen Dichtung tragen muß. Leitzmann hat in den „Anmerkungen“ auf die Übereinstimmung der älteren Niederschrift mit den „Gedanken“ und mit den Bemerkungen über Diktion und Vers im 6. Bande des Jahrbuchs hingewiesen; er hat aus anderen Blättern des Nachlasses weitere Untersuchungen über Epos und Tragödie mitgeteilt. Denn wie es Hehns Art war, ist er bei Betrachtung der einzelnen Dichtung von den höchsten Gesichtspunkten ausgegangen. Die Vorwürfe gegen Goethes politisches Verhalten geben ihm Anlaß, einen Rückblick auf die Entwickelung der deutschen politischen und Geistes-Geschichte zu werfen, wie er ja auch seine „Gedanken über Goethe“ mit solch geschichtsphilosophischer Betrachtung weitausgreifend einleitet. In Übereinstimmung mit Lorenz' neuester Darlegung betonte auch er, Goethe ruhe „nicht auf der überwundenen politischen Bewegung, nicht auf deren Konsequenzen, sondern auf der Zeit vor der Revolution, wo jene Bewegung noch gar nicht hervorgebrochen war“. Ohne in philosophische Konstruktionen zu geraten, wie sie Wilhelm v. Humboldts „ästhetische Versuche über Hermann und Dorothea“ zu einem Schiller und Goethe selbst wenig erquicklichen Buche machten, geht er auf Entstehung und Wesen des Epos ein. Die dabei gewonnene Erkenntnis bestimmt den begeistertsten und urteilsfähigsten Goetheverehrer zur Verurteilung der neuerdings so bevorzugten „Achilleis“, in der die Scheidung zwischen dem künstlerischen Geist und der geschilderten nationalen Wirklichkeit unangemessen und störend wirke. Auf der einen Seite ständen die Szenen des vergangenen Weltzustandes, auf der anderen Formen und Gesinnungen einer davon verschiedenen Gegenwart. „Dadurch wird der frühere Glaube zu einer kalten Sache, einem Aberglauben, einem leeren Schmuck, einer bloßen sogenannten poetischen Maschinerie, der alle Lebendigkeit, aller Pulsschlag wahren Lebens, alle Seele abgeht.“ Wie Goethe dagegen in seinem bürgerlichen Epos diese von der älteren Theorie geforderte epische Maschinerie

durch das Wunderbare des Zufalls ersetzt habe, führt Hehn (S. 77) im Anschlusse an W. v. Humboldt aus. Im Gegensatze zur Künstelei der „Achilleis" legt der Dichter in einem ruhigen Gemälde dar, „wie in einer unverdorbenen bürgerlichen Welt auf unbefangen menschlichem Wege das Institut der Ehe sich verwirklicht und von Geschlecht zu Geschlecht sich erneut". Die Charaktere selbst erscheinen als „ein Ausdruck der unwandelbaren Naturkräfte". Und wie nach Hehns Darlegung in „Südwest und Nordost" alle Dichtungen Goethes nur später aufschlagende Blüten seines Main- und Rheinlebens sind, so spiele auch „Hermann und Dorothea" nicht nur auf jenem Schauplatz, es sei im wesentlichen von dorther geflossen. Gerade in Goethes Vaterstadt darf diese Anschauung Hehns wohl die freundlichste Zustimmung erwarten. Wie Hehn aber dem Gedichte den weitesten geschichtsphilosophischen Hintergrund eröffnet, so geht er wieder mit philologischer Genauigkeit ins einzelnste ein. Er stellt nicht nur die gewisse epische Breite, behagliche Geschwätzigkeit und anmutige Fülle im allgemeinen fest, sondern giebt auch die sprachlichen Nachweise im einzelnen. Manches von K. Olbrichs Untersuchungen über den Einfluß der Antike auf Goethes poetischen Stil (vgl. VIII, 267) hat Hehn bereits 1851 vorweggenommen. Die äußerste Anspruchslosigkeit in den Beiwörtern (gut, verständig, reinlich, ruhig, herrlich), die Mäßigung in den Ausdrücken für Schmerz und Freude, die milden Farben in den Naturszenen, die ganze Einfachheit und Schlichtheit der Rede, welche mit den geringsten Mitteln die tiefste Wirkung erziele, wie „die Wahrheit, wodurch Goethe wie durch Zauber die Phantasie weckt und das Gemüt rührt", Inneres und Äußeres der Dichtung findet bei Hehn gleich liebevolle und verständnisinnige Erklärung.

Vischer hat 1883 in den „Kleinen Beiträgen zur Charakteristik Goethes" geklagt, daß „Hermann und Dorothea", diese vollendetste größere Komposition Goethes, nie populär werden könne, weil der Hexameter sich bei uns nie so einzubürgern vermöchte, daß seine Form in weiten Kreisen gefühlt und genossen würde. Wahl hat soeben in seinen Bemerkungen über Goethe und Hans Sachs diese Klage wiederholt. Hehn dagegen kommt bei einer Übersicht der gegebenen historischen Versmaße zum Schlusse, daß Goethe den

Hexameter wählen mußte. Er lobt es bei seinem Ausblick auf die Geschichte des deutschen Hexameters, die ihn zur Betrachtung von Klopstocks „Messias" und Voßens „Luise" führt, daß Goethe sich in der Hauptsache des Voßischen Einflusses erwehrt habe. Schiller hatte 1792 im Vorwort zu seiner Virgilübersetzung erklärt, daß der deutsche Hexameter unter Klopstockischen und Voßischen Händen nicht die nötige Biegsamkeit, Harmonie und Mannigfaltigkeit gewonnen habe, obwohl er kurz vorher noch voll Begeisterung für die Voßische Odyssee gewesen war. Die Wahl einer Versart, bei welcher die Vorzüge des Virgilischen Epos nicht zu starke Einbuße erlitten, erklärte er für die hauptsächlichste Schwierigkeit. Aber wie er für seine eignen epischen Pläne die ottave rime als die einzig taugliche ausersehen hatte (10. März 1789 an Körner), so wählte er diese dann auch für die epische Übersetzung. Rudolf Neuhöffer hat in seiner gründlichen Studie „Schiller als Übersetzer Vergils" [29]) recht gut auseinander gesetzt, welche Nachteile es mit sich bringen mußte, den Fluß der epischen Hexameter durch die Pausen und Ruhepunkte der Strophen zu unterbrechen; die Mängel der Übersetzung, deren seine strenge Vergleichung nicht wenige aufweist, führt er zum großen Teil auf das gewählte Versmaß zurück. Die von Schiller mit den ottave rime vorgenommenen Freiheiten hätte Neuhöffer aber nicht wie er thut beanstanden dürfen. Schiller bediente sich der Stanze in der bequemen Form wie Wieland sie zuletzt im „Oberon" ausgebildet hatte. Nur Heinse und Goethe hatten bis dahin die strenge Form des italienischen Vorbildes beibehalten, und selbst Goethe war erst in der Überarbeitung der „Zueignung" dahin gelangt. Schade ist es, daß Neuhöffer Schillers Übersetzung aus dem ersten Buche der Äneide, den „Sturm auf dem Tyrrhener Meer" von seiner Untersuchung ausschloß. Die Übersetzungsmethode in den jugendlichen Hexametern von 1780 mit der 1791 in den Stanzen geübten zu vergleichen, ist interessant genug (vgl. Gustav Hauff, „Schiller und Virgil" in „Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte" N. F. I, 46). Mit nur zu kurz gefaßten Bemerkungen über den Daktylus und Hexameter hat

[29]) Warendorf 1893 (Progr. des kgl. Gymnasiums Laurentianum).

Rudolf Hildebrand den achten Jahrgang der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht“ eröffnet und dabei die Eingangsverse von „Hermann und Dorothea“ besprochen. Ich möchte das metrische Gebiet nicht streifen, ohne J. Minors gelehrtes Werk rühmend hervorzuheben. Goethe und Schiller sind, wie es bei einer „Neuhochdeutschen Metrik“ [30]) freilich nicht anders zu erwarten, bei den Beispielen, und nicht nur bei diesen, stets in erster Linie im Auge behalten; der Abschnitt über den Trimeter z. B. kann geradezu als Beitrag zur Goethe-Schillerlitteratur begrüßt werden. Schade, daß Minors reich beladenes Werk zu seinen vielen Vorzügen nicht auch den leichter Verständlichkeit zählt, da doch ein dem gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft entsprechendes Lehrbuch der neuhochdeutschen Metrik nicht nur in den Kreisen der Litterarhistoriker und Ästhetiker längst vermißt und gefordert wurde. Otto Flohr hat seine „Geschichte des Knittelverses“ (meinen Artikel darüber bei „Ersch & Gruber“ hat er dabei nicht erwähnt) nur von Opitz bis Goethe geführt, eine eigene Arbeit über Goethes Knittelvers in Aussicht stellend. Auf Hehns Lob des „heimisch volksmäßigen, von der Natur der Sprache gegebenen, zum Herzen redenden Maßes“ beruft sich Georg Wahl, wenn er nach Anführung älterer Urteile über den Nürnberger Meister von „Hans Sachs und Goethe“ [31]) handelt. Wahl beschränkt sich auf Besprechung einzelner Dichtungen wie des „Satyros“ und der „poetischen Sendung“, für die er, besonders bei letzterer, die Vorbilder in Hans Sachs' Werken nachweist; eingehender dagegen beschäftigt er sich gerade mit Goethes Knittelversen, für welche er die dramatischen Schwänke wie den Faust heranzieht. Freilich hat Wahl auch dabei einem Nachfolger noch Arbeitsstoff übrig gelassen; seine ganze Arbeit ist wenig befriedigend.

Hans Sachs stand bei Goethes Jugendsatiren Pate, auch wenn sie, wie der Satyros, einzelnes dem Altertum entlehnten; von dem großen satirischen Kampfe, den er vereint mit Schiller führte, meinen seine neuesten Geschichtsschreiber: „Was wären die Xenien

---

[30]) Ein Handbuch. Straßburg 1893 (Verlag von K. J. Trübner).

[31]) Koblenz 1892 und 1893 (Programm des städtischen Realgymnasiums).

ohne Homer?“ 178 Xenien Schillers und Goethes ſind im achten Bande der Schriften der Goethegeſellſchaft[32]) zum erſtenmale veröffentlicht, und nicht gekräuſelte Dichtungsſchnitzel, wirklich wertvolles, ausgezeichnet Schönes iſt unter ihnen keineswegs ſpärlich vertreten. Den Wert des durch eine Entſtehungsgeſchichte der Xenien eingeleiteten, mit Sachkommentar und Lesarten reich belaſteten Bandes darf man aber durchaus nicht auf die Mitteilung dieſer bisher unbekannten Verſe einſchränken. Boas 1851 in den beiden Bänden ſeines „Schiller und Goethe im Xenienkampf“ und K. Hoffmeiſter 1858 im dritten Bande ſeiner „Nachleſe zu Schillers Werken“ haben die Epigramme des Schilleriſchen Muſenalmanachs für 1797 mit Kommentar neu herausgegeben, wie aufs Textkritiſche beſchränkt dies nach ihnen 1871 Goedeke in ſeiner kritiſchen Schillerausgabe und 1893 der fünfte Band der Weimariſchen Goetheausgabe that; Boxberger hat in der Nationallitteratur nur 278 von den 414 polemiſchen Xenien als eigene Xeniengruppe zuſammengeſtellt. Das Manuſkript, welches laut dem Goethe-Schilleriſchen Briefwechſel die Botenfrau zwiſchen Weimar und Jena hin- und hertrug, in das die Freunde das Neuentſtandene eintrugen, iſt 1856 von Boas und v. Maltzahn veröffentlicht worden; 45 nicht im Almanach abgedruckte Xenien wurden hier zuerſt bekannt. Allein dieſes Heft enthielt doch nur einen Teil des Materials, aus dem Schiller im zweiten Abſchnitte der Entſtehungsgeſchichte ein großes Ganzes formen wollte. Im zweiten Abſchnitt! Vier Perioden der Arbeit laſſen ſich aus den Briefwechſeln feſtſtellen.

Als noch während des erſten Jahrgangs der Horen ſich Kriti und Publikum entſchieden gegen die ganze Haltung der Zeitſchrift erklärten, handelte es ſich für Schiller nicht blos um das immerhin ſchmerzliche Mißlingen eines lange gehegten journaliſtiſchen Lieblingsplanes. Nicht nur damals, auch ſpäter hat man das Programm der Horen wegen Zurückweiſens der politiſchen Intereſſen getadelt. Sie waren aber nicht zurückgewieſen, Schiller faßte ſie nur anders auf. Dem Bau des höchſten Kunſtwerkes, wie er es einmal nennt,

[32]) Xenien 1796. Aus den Handſchriften des Goethe- und Schiller-Archivs herausgegeben von E. Schmidt und B. Suphan. Mit einem Facſimile, Weimar 1893 (Verlag der Goethegeſellſchaft; aber auch im Buchhandel erſchienen).

dem einer wahren politiſchen Freiheit ſtrebte, er nicht minder zu als Forſter oder irgend ein anderer durch die franzöſiſche Bewegung Hingeriſſener. Er glaubte nur nicht an den günſtigen Erfolg dieſer Bewegung, die nicht blos Goethe die ruhigere Bildung zu gefährden ſchien, ſondern auch Schiller nur den Ausbruch der Tierheit ſtatt einer befreiten Menſchheit zeigte. Es handelt ſich hier nicht darum, ob Schiller mit dieſen Anſichten Recht hatte, ſondern nur ſeine ganze Auffaſſung klar zu legen. Durch die Vorgänge in Frankreich glaubte er eine wirkliche Verbeſſerung, die Umwandlung des auch ihm verhaßten Notſtaates in den Vernunftſtaat nicht nur nicht erreicht, ſondern für lange Zeit unmöglich gemacht. Nicht Verfaſſungen, ſondern den Charakter der Bürger, die dieſe erſt lebendig machen müßten, gelte es zu bilden. Und den beſtehenden Staat erklärte er für unfähig, ſittlich freie Menſchen für dieſen zukünftigen Vernunftſtaat zu erziehen; dieſe Aufgabe wies er deshalb der Kunſt zu und gab in die Horen, was ihm ſein Beſtes ſchien, die dieſen Plan entwickelnden Briefe über die „äſthetiſche Erziehung“. Kennt man dieſe Grundſätze und Hoffnungen Schillers, ſo fühlt man auch ganz deutlich die politiſche Tendenz, ſie iſt wohl der idealen des Malteſerritters noch ſtark verwandt, aus dem Horenprogramm heraus. Abgewandt vom Tagesſtreit ſollen hier zu dem Ideale veredelter Menſchheit einzelne Züge geſammelt werden, „an dem ſtillen Bau beſſerer Begriffe, reinerer Grundſätze und edlerer Sitten, von dem zuletzt alle wahre Verbeſſerung des geſellſchaftlichen“ — d. h. doch politiſchen — „Zuſtandes abhängt, nach Vermögen geſchäftig ſein“. Die Ablehnung der Horen enthielt das Scheitern von Schillers großem Erziehungsplan, das vorläufige Scheitern ſeiner politiſch-äſthetiſchen Ideen. Den Stimmführern der öffentlichen Meinung und „Mittelmäßigkeit“, die ein Xenion als den einzigen Feind der Weimaraner im litterariſchen Deutſchland bezeichnet, ſeine ſittliche Entrüſtung ins Geſicht zu ſchleudern, fühlte Schillers Kampfnatur Luſt, ja Bedürfnis. In dieſer Stimmung traf ihn am 16. September 1795 die Anfrage Goethes, ob man nicht am Ende des Jahrgangs durch einige Erklärungen Hoffnung und Furcht unter den Rezenſenten verbreiten ſolle. Weitere Angriffe regten am 28. Goethe zum Vorſchlage einer

Sammlung an. „Wenn man dergleichen Dinge in Bündlein bindet, ſo brennen ſie beſſer.“ Schiller war (1. November an Goethe, 2. November an Körner) wenigſtens zur Züchtigung des platteſten Geſellen, Nicolais, entſchloſſen, der denn auch in beiden Faſſungen der Xenien am übelſten weggekommen iſt. Der Plan gewinnt feſte Geſtalt im Briefe Goethes vom 23. Dezember, im nächſten Almanach auf jede Zeitſchrift ein Epigramm zu bringen. Um das Hundert voll zu machen, will Schiller (29. Dezember) auch über einzelne Werke herfallen, was gegenüber der auf die Zeitſchriften beſchränkten Satire ſchon den Übergang zum zweiten Stadium des Planes bezeichnet. Mehr als hundert ſollen auch nach der Mitteilung an Humboldt (4. Januar 1796) nicht gedruckt werden, Humboldt und Körner die Auswahl aus der größeren Maſſe der gedichteten treffen. Nach einem Monat (1. Februar an Humboldt und an Körner) iſt aber der zweite Plan ausgereift. Nicht unter 600, womöglich 1000 Diſticha ſollen nach einem laxen Plane zu einem Ganzen, einer Art Komödie gruppiert werden; wilde gottloſe Satire auf Schriftſteller und Produkte, untermiſcht mit poetiſchen, auch philoſophiſchen Gedankenblitzen. Allein am 18. Juni iſt Schiller, dem die Anordnung des Ganzen zugefallen iſt, damit noch immer nicht im Reinen; es fehlen ihm noch viele zur Verknüpfung der verſchiedenartigen Materien, und ſchon erwägt er, ob die lieblichen und gefälligen Xenien nicht beſſer alle ans Ende zu ſetzen wären. Allein zu dieſer letzten Umſtellung iſt es nicht mehr gekommen. Noch vor Ende Juli, wir treten damit ins dritte Stadium, wird die Ausführung von Schiller für unmöglich erklärt; ein Ganzes nach Schillers ſtrengen Kunſtanforderungen iſt die Arbeit noch nicht geworden, alſo beſſer, man zerſchlägt das Vorhandene. Die von den Xenien Betroffenen haben ſpäter bitter über die Rückſichtsloſigkeit des Angriffs geklagt: am rückſichtsloſeſten iſt Schiller doch jederzeit gegen ſich ſelbſt geweſen. Ohne Zaudern ſtrich er ſeine eigenſten genialſten Dichtungen, wie die Szene der Freier und in der Unterwelt, als ſie während des zweiten Stadiums ſich nicht dem künſtleriſchen Ganzen fügen wollten. Nicht nur an Begabung, wie weit an ſittlicher Entſagungskraft und künſtleriſchem Ernſt ſteht die Eitelkeit unſerer nachlebenden Poeten, die ihre Gedichtſammlungen

mit jeder nur für den Augenblick erträglichen Schnurre belaſten und verunzieren, hinter der ſelbſtloſen Sachlichkeit Leſſings, Schillers, Goethes zurück! Diesmal freilich war Schillers heroiſche Selbſtverleugnung doch ſelbſt dem ſonſt gar nicht druckeifrigen Goethe zu ſtark; er bedauerte das Aufgeben der ſchönen Idee, die Zerſtörung „unſeres ſchönen Karten- und Luftgebäudes“. Allein Schiller blieb unerbittlich; nur unter dem übrigen Inhalt des Almanachs zerſtreut ſollte eine Auswahl aus den Xenien erſcheinen. Da fand ſich noch in letzter Stunde ein anderer Ausweg: wenn die rein poetiſchen und philoſophiſchen, kurz die unſchuldigen Xenien ausgeſchieden wären, ſo glaubte Schiller die übrige Maſſe geſchloſſen bringen zu können, weil an dieſe dann keine Anforderungen an künſtleriſchen Zuſammenhang geſtellt würden. So ſind die Tabulae votivae, Jahreszeiten, die Eisbahn im erſten Teil des Almanachs, die 414 polemiſchen Diſtichen unter eigenem Titel am Schluſſe erſchienen: über 200 aber blieben vom Drucke ausgeſchloſſen. Die Wichtigkeit der neueſten Veröffentlichung liegt nun darin, daß ſie uns die Xenien in jener künſtleriſchen Gruppierung und Vollſtändigkeit vorführt, wie Schillers Redaktion ſie Anfang Juli 1796, vor dem Aufgeben des erweiterten zweiten Planes, geordnet hatte. Zwar nicht aus Schillers eigner Handſchrift, aber aus einer für Goethe genommenen Abſchrift konnten dieſe 759 Xenien mitgeteilt werden, denen aus andern Quellen noch weitere 167 angehängt wurden. Ich glaubte, daß ſelbſt eine oberflächliche Vergleichung den gewaltigen Abſtand der beiden Redaktionen und den künſtleriſchen Reiz des „ſchönen Luſtgebäudes“ erkennen läßt. Für jeden, der ſich ernſter damit beſchäftigt, iſt hier wirklich reichſte Fülle und Belehrung geboten. Beſonders auffallen muß, wie in dieſer Xenienkomödie das politiſche Element viel ſtärker, und beſonders im Anfang gerade vorherrſchend zur Geltung kommt. Der Vergleich der Herausgeber mit den Litteraturbriefen Leſſings iſt in einem der neugedruckten Xenien (Nr. 482) von Schiller-Goethe ſelbſt gemacht. Auf Chorizontenverſuche ſind die Herausgeber diesmal nicht eingegangen. Für die Erklärung war ja in der Zwiſchenzeit ſeit Boas' grundlegender Arbeit manches geſchehen, ſelbſt von den Entgegnungsſchriften kennen wir jetzt einige ihm entgangene:

vgl. Goedekes Grundriß V, 202. Eine neue Gesamterklärung war daher erwünscht, und die Herausgeber haben die Gaben ihres reichen Wissens zwar sehr ungleich über die Xenien verbreitet, aber sie haben uns eine reiche Fülle von Erklärungen geboten: ich verweise nur auf Cramers pasquillartige Goethebiographie S. 118, des Wiener Hoffmann Denunziationen Schillers S. 125. Die inhaltlich so treffliche Einleitung hat im Streben nach Originalität und Anspielungen nach meinem Empfinden die Grenzen einer unnatürlich gesuchten preziösen Schreibart nicht blos gestreift; auch die absichtlich nur den bereits Wissenden fördernde Art der Darstellung und Erklärung ist gerade nicht zu den wissenschaftlichen Vorzügen zu rechnen. Die Freude an diesem neuerstandenen Werke Schillers und Goethes und den aufrichtigen Dank gegen seine verdienten Herausgeber soll aber die Erwähnung dieses, von vielen Lesern empfundenen Übelstandes, in keiner Weise beeinträchtigen.

Der auffallende Wechsel im Urteil über Kosegarten erklärt sich ungezwungener als die Herausgeber (S. 158) meinen. Schiller erkennt im Xenion seine große natürliche Begabung an, verweist ihn aber auf die Notwendigkeit kritischem Rate zu folgen. Es braucht keineswegs gerade Tiecks Tadel gemeint zu sein, denn in dem angeführten Briefe an Goethe vom 17. August 1797 erzählt Schiller, daß er selbst eine solch warnende Kritik an Kosegarten gerichtet habe. Den Brief, in dem Schiller ihm seine Meinung sagte, hat Kosegarten nicht wie andere aufbewahrt, aber aus seiner Antwort ersah der treue Warner, daß ihm nicht zu helfen sei, und gewann so, im Gegensatz zu dem im Xenion geäußerten Vertrauen, die Überzeugung, er werde „was er noch vermißt“ sich eben nicht mehr erwerben. Zu dem Xenion gegen Campes Purismus wäre auf die „Grenzboten“ 1887 II, 447 zu verweisen. Das nach Boas auf Becker oder Bernhardi gemünzte Distichon (Nr. 275) „der Phantast“ sind die neuen Herausgeber geneigt, auf Baggesen zu deuten. Vom Stammbuch des dänisch-deutschen Dichters haben wir eine reizende Nachbildung[33]) erhalten. Schiller hat sich am

[33]) Blätter aus dem Stammbuch Jens Baggesens 1787—1797 herausgegeben von Theodor v. Baggesen und Eduard Gruppe. Marburg i. H. 1893 (Druck und Verlag von O. Ehrhardt).

9. Auguſt 1790 mit den Verſen „In friſchem Duft, in ew'gem Lenze“ (hiſtoriſch-kritiſche Ausgabe VI, 311) eingetragen, die zuerſt 1810 im Heidelberger Taſchenbuch und dann öfters gedruckt, 1885 als unbekannt fürs „Daheim“ neu entdeckt wurden. Auf dem Schillers Eintragung folgenden Blatte ſchrieb ſein thatkräftiger Freund Körner die Mahnung: „Man iſt verzweifelt wenig, wenn man nichts weiter als ein Schwärmer iſt.“ Erſt drei Jahre ſpäter, am 24. Julius 1793 zeichnete ſich Lotte Schiller ein mit dem Spruche: „Die Menſchen ſind nicht nur beiſammen, wenn ſie zuſammen ſind, auch der Entfernte, der Abgeſchiedne lebt uns.“ Einige Urteile Baggeſens über Schillers Perſon haben die Herausgeber beigefügt. Baggeſen war bekanntlich der Vermittler zwiſchen Schiller und ſeinen däniſchen Wohlthätern. Prinz Friedrich Chriſtian v. Auguſtenburg trug ſich mit einem Zitate aus Schillers Don Karlos in das Stammbuch ein am 30. April 1791. Die Briefe an die däniſchen Freunde, und zwar nicht nur die perſönlichen Schreiben, ſondern auch der 1876 von Michelſen veröffentlichte Urtext der ſpäteren Briefe über äſthetiſche Erziehung, ſind im dritten Bande von „Schillers Briefen“ [34]) enthalten. Ihm ſind außer dem W. Schmidtiſchen Schiller- und dem C. Tiſchbeiniſchen Dalbergporträt auch die Bilder des Prinzen und des Grafen Schimmelmann beigegeben. Die großartige Selbſtcharakteriſtik im Briefe an Goethe vom 31. Auguſt 1794, das treueſte und lebensvollſte Bild des raſtlos ſtrebenden Schiller, ſchließt als Nr. 734 den Band. So erſcheint nun der Schiller-Goethiſche Briefwechſel, wenn auch räumlich geſondert, doch zu gleicher Zeit in trefflicher kritiſcher Ausgabe. Suphans bei der Anzeige der beiden erſten Bände, IX, 203, begrüßter Fund von Schillerbriefen iſt dem dritten Bande bereits zu Gute gekommen. 28 Briefe und Billette Schillers an Göſchen hat das Weimariſche Archiv aus Handſchriften beigeſteuert; drei weitere neugedruckte Briefe an Mauke (Nr. 543), Curtius (Nr. 603), Gmelin (Nr. 700) und die Ergänzung von vier bisher nur unvollſtändig bekannten Briefen bringen zum bisherigen Be-

[34]) Herausgegeben und mit Anmerkungen verſehen von Fritz Jonas. Kritiſche Geſamtausgabe. Stuttgart 1893 (Deutſche Verlags-Anſtalt).

ſtande von Schillers Korreſpondenz anſehnlichen Zuwachs. Auch die 1892 in der „Allgemeinen Zeitung“ veröffentlichten fünf Briefe an Huber erſcheinen in dieſem Zuſammenhange neu. Im Gegenſatze zu der von allen anderen Seiten dem trefflichen Herausgeber gewährten Unterſtützung hat die Cottaiſche Buchhandlung eine Benutzung der in ihrem Beſitze befindlichen Originale verweigert (S. 550). Das Verhältnis zu Huber iſt auch nach deſſen Losſagung von Dora Stock freundlicher geblieben als man es nach dem Körneriſchen Briefwechſel annehmen möchte. Jonas macht darauf aufmerkſam, daß bei Schillers erſtem Eintreffen in Leipzig Huber noch gar nicht verlobt war, womit er einen wohl ziemlich allgemeinen Irrtum berichtigt. Aus Meißners Biographie[35]) haben wir jetzt zum erſtenmal erfahren, daß vor Huber ſchon ſich Meißner vergeblich um Doras Hand beworben hat. Von ſeinem eigenen Eheglück ſpricht Schiller im Briefe an Huber vom 23. Auguſt 1790 mit wärmſter Empfindung und Befriedigung; ſieben Tage ſpäter von der in den letzten drei Jahren in ihm vorgegangenen Veränderung. „Für mich war die Notwendigkeit einer beſtimmten Beſchäftigung und einer gewiſſen Vermehrung meiner Lektüre eine gewaltige Revolution,“ es iſt ihm nun ſo wohl „als es ohne eine völlige Freiheit im Gebrauch meiner Kräfte, ohne vollkommene Unabhängigkeit des Geiſtes ſein kann“. Über den Plan einer Überſiedelung nach Mainz, das damals ja noch Sitz einer Univerſität war, geben die Briefe einige Anhaltspunkte, da Huber von den dortigen Verhältniſſen berichten ſollte; auch des abenteuerlichen Vetters und Paten Joh. Fr. Schiller (Minor I, 553) wird dabei gedacht. Die Rückgabe der Briefe Dora Stocks vermittelt Schiller. Zur Erwähnung Beaumont-Fletchers in einem Briefe an zwei Studenten aus Lübeck, die 1792 die Geſchichte des makedoniſchen Demetrius (vgl. Franz Niſſels Trauerſpiel „Perſeus von Macedonien“; Youngs Trauerſpiel „Die ungleichen Brüder“ war ſchon 1758 überſetzt worden) dramatiſiert hatten, bemerke ich, daß Schiller ſeine Kenntniſſe wohl

[35]) Rudolf Fürſt, Auguſt Gottlieb Meißner. Eine Darſtellung ſeines Lebens und ſeiner Schriften mit Quellenunterſuchungen. Stuttgart 1894 (G. J. Göſchenſche Verlagshandlung). Über den Einfluß des Götz auf Meißners „Johann von Schwaben“ (Parricida in Schillers Tell) S. 211.

Huber verdankte, der Beaumont-Fletchers „a king and no king“ und Maſſingers „the bondmann“ überſetzte; vgl. „Vermiſchte Schriften vom Verfaſſer des heimlichen Gerichts“ II, 205 f. Jonas' Nachweis, daß der Maler Reinhart 1791 nicht mit Schiller in Karlsbad, wo er mit Meißner verkehrte (Fürſt a. a. O. S. 70), weilte, fällt für die Frage nach Entſtehung des gemütlichen Bildes von Schillers Eſelsritt ins Gewicht. Unter den neuen Briefen an Göſchen iſt der wichtigſte der vom 26. Juli 1790, in dem Schiller den ganzen Plan ſeiner „Geſchichte des 30jährigen Krieges“ entwickelt. Von Ludwigsburg aus, wo er ſein Erſtaunen über das Wimmeln von Nachdrucken im Reiche ausdrückt, macht er 1793 den Vorſchlag, künftig in der neuen Thalia neue äſthetiſche Werke zu beurteilen „und zwar im Geſchmack der Litteraturbriefe“. Der Vorſatz kam, da die Thalia keinen neuen Jahrgang mehr erlebte, ſo wenig zur Ausführung wie die von Schütz beabſichtigte ciceronianiſche Überſetzung von „Anmut und Würde“ [36]) und die wiederholt (23. Juni und 24. Oktober 1793) erwähnte Buchausgabe der äſthetiſchen Briefe. Im erſteren Schreiben ſind dieſe an Stelle der „Schrift über das Schöne“ getreten, im zweiten ſoll nach Jahresfriſt doch noch ein „Kallias“ folgen, obwohl „die Theorie der Schönheit, die der Inhalt davon ſein ſollte, in einer Reihe von Briefen an den Prinzen v. Auguſtenburg“ entwickelt wurde. Populärer und eleganter, aber in derſelben Manier wie „Anmut und Würde“ geſchrieben, ſollte in der Thalia und ſelbſtändig, auf 12 bis 15 Bogen berechnet, „eine Philoſophie des ſchönen Umgangs, worin die Geſetze des guten Tons aus Prinzipien entwickelt ſind“, erſcheinen. „Über dieſe Materie iſt noch nie philoſophiert worden, und ich verſpreche derſelben ein allgemeines Intereſſe.“ Jonas' Anmerkung verweiſt auf Nr. 386, ich finde aber dort nichts vermerkt. Umſonſt erklärte Göſchen ſeine Bereit-

[36]) Es iſt ein unglücklicher Zufall, daß K. Jülg, als er der Wiener Philologenverſammlung die „Probe einer Überſetzung aus dem klaſſiſchen Deutſchen in das klaſſiſche Griechiſch“ vorlegte (Trient 1893), dazu gerade die Abhandlung über die Geſetzgebung des Lykurg wählte, die zwar in Schillers Werken irrtümlich ſteht, aber von Joh. Jak. Heinr. Naſt verfaßt iſt; vgl. kritiſch-hiſtoriſche Ausgabe 9, IX—XII.

willigkeit zu sofortigem schönen Druck. Die „zerstreuten Bemerkungen über verschiedene ästhetische Gegenstände" im vorletzten Stücke der neuen Thalia gehen dem Briefe voran. Wir haben also Teile der Schrift, mit welcher Schiller noch vor Ende 1793 fertig zu werden dachte, nur in den drei Aufsätzen „über die Gefahr" und „über den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten"; „von den notwendigen Grenzen des Schönen, besonders im Vortrag philosophischer Wahrheiten", von denen der erste und dritte 1802 zusammengezogen wurden unter dem Titel „über die notwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen". Daß „der Aufsatz über ästhetische Sitten ganz vor mehr als zwei Jahren in Schwaben gemacht" ward, erklärte er am 21. Dezember 1795 an Körner, und schon im Februar 1793 hatten ihn die Untersuchungen über „Freiheit in der Erscheinung" auch die „Schönheit des Umgangs" beachten lassen. Die Briefe an Göschen geben jedenfalls eine nicht unwichtige Ergänzung wenigstens zur äußeren Geschichte von Schillers Ästhetik, deren innere Entwickelung Karl Berger[37]) dargestellt hat.

Die Äußerungen an Göschen lassen sich sogar nicht blos für die äußere Geschichte verwerten. Indem Schiller den Kallias neben den seinen Inhalt vorwegnehmenden Briefen erscheinen lassen wollte, mußte er doch eine Weiterführung der Untersuchung, ich denke über das bejahende objektive Merkmal der Freiheit in der Erscheinung (5. Mai 1793 an Körner), planen; die spekulative Schönheitstheorie war also nicht aufgegeben, wie Berger (S. 164) meint. Bergers Äußerung (S. 161), die Briefe enthielten dem Kallias gegenüber keine neuen Grundgedanken, kann natürlich nur inbezug auf die grundlegende ästhetische Theorie gemeint sein, denn die Verwertung der Schönheit als eines politischen Erziehungsmittels ist dem Kallias, wie selbst den „Künstlern" gegenüber doch ein neuer Grundgedanke. Karl Gneiße legt in seinem Buche „Schillers Lehre von der ästhetischen Wahrnehmung"[38]) den Briefen (in ihrer letzten Gestalt) eine viel selbständigere Bedeutung zu als Berger, der einseitig mit dem Kallias Schillers Spekulation für abgeschlossen ansieht.

[37]) Die Entwickelung von Schillers Ästhetik. Gekrönte Preisschrift [— von wem gekrönt? —]. Weimar 1894 (Hermann Böhlau).

[38]) Berlin 1893 (Weidmannsche Buchhandlung).

Gneiße erklärt (S. 90) geradezu, die Theorie der äſthetiſchen Wahrnehmung in den Briefen an Körner ſei eine andere als in den äſthetiſchen Briefen, nur in den wirklich an den Herzog gerichteten Briefen ſtehe Schiller noch ganz auf dem Standpunkt des „Kallias“ und von „Anmut und Würde“ (S. 113). Er preiſt die äſthetiſchen Briefe (S. 72) als ein für alle Zeiten „klaſſiſches Erzeugnis des Menſchengeiſtes durch den eigenartigen Verſuch, vermittelſt eines wiſſenſchaftlichen Prinzips die Brücke zu ſchlagen, welche die höchſten Beſtrebungen der Menſchheit auf materiellem und geiſtigen Gebiete verbinden ſoll, die im Bewußtſein der Neuzeit durch einen gähnenden Abgrund getrennt ſind.“

Ich will mir in philoſophiſchen Fragen kein Urteil anmaßen, und dies umſoweniger, als die Leſer dieſer Hefte in Theobald Zieglers wiederholten Vorträgen über Schillers Stellung zu philoſophiſchen Fragen ja die fachkundigſte Anregung und Leitung beſitzen. Allein die Arbeit Gneißes, der ſchon früher einen recht beachtenswerten „Beitrag zur Kenntnis von Schillers Theorie der Tragödie[39]) geſchrieben hat, ſcheint mir weitaus den Vorzug zu verdienen vor dem preisgekrönten Buche. Die Anlage der beiden Werke iſt ja eine ſehr verſchiedene, ſie müſſen aber trotzdem ſo weite Strecken nebeneinander hergehen, daß Gneißes überlegene philoſophiſche Bildung, ſein tieferes und ſelbſtändiges Erfaſſen der Probleme bei der nicht abzuweiſenden Vergleichung zur Geltung kommt. Gneiße beginnt mit der Unterſuchung, wie die äſthetiſche Wahrnehmung in den Briefen über äſthetiſche Erziehung erfaßt und erklärt ſei, um erſt im zweiten Abſchnitt ihre Darſtellung in den Schriften aus der erſten Hälfte der neunziger Jahre zu verfolgen. Im dritten Abſchnitte wird Schillers Lehre mit der Kants und Fichtes verglichen. Behandelt hat die Beziehungen von Schillers Lehre zu der Fichtes und Schellings bereits Tomaſchek im 5. Buche ſeines „Schiller in ſeinem Verhältnis zur Wiſſenſchaft“, aber gerade hier hat Gneiße wirklich Neues beigebracht, wie er

[39]) Unterſuchungen zu Schillers Aufſätzen „über den Grund des Vergnügens an tragiſchen Gegenſtänden“, „über die tragiſche Kunſt“ und „vom Erhabenen“. Weißenburg i. E. 1889 (Wiſſenſchaftl. Beil. zum Programm des Gymnaſiums).

andererſeits durch genaue Feſtſtellung der Schilleriſchen Terminologie (S. 79) weſentlich fördernd eingegriffen hat. Berger dagegen iſt von den philoſophiſchen Eindrücken ausgegangen, welche Schiller beim philoſophiſchen Unterricht in der Militärakademie empfangen hat. Es iſt eine geiſtvoll zutreffende Beobachtung, wenn Berger (S. 29 und 183) die phyſiologiſchen Studien des jungen Mediziners nachwirkend findet in der gegen Kants Unterdrückung der Sinne gerichteten Lehre Schillers, auf dem durch die Sinne erſchloſſenen Weg zum Ideal vorzudringen. Den Übergang vom moraliſchen zum reinäſthetiſchen Erfaſſen ſieht Berger in den „Künſtlern“, die in Schillers äſthetiſchem Entwicklungsgang nach rückwärts und vorwärts weiſen (S. 182). Wenn die Mannheimer Rede über den Nutzen der Schaubühne noch ganz von der einſeitig moraliſchen Auffaſſung der Kunſt beherrſcht iſt — ich möchte doch erinnern, daß äußere Gründe hier Schiller zu ſolcher Einſeitigkeit drängten —, ſo ſei in der Abhandlung über das Vergnügen am Tragiſchen der Knoten völlig zerhauen, welcher bis dahin für Schiller das Moraliſche und das Äſthetiſche verknüpfte (S. 92). Gneiße iſt gerade inbetreff dieſer Abhandlung zu einem ganz abweichenden Ergebnis (S. 86) gelangt. Er geht aber ſeinerſeits zu einſeitig vor mit der Behauptung, Schiller habe bei Behandlung moraliſcher Fragen ſtets nur ihre Beziehungen zur Kunſt im Auge gehabt; noch ſchärfer ſagt Montargis „sa philosophie c'était une esthétique.“ S. 7 betont Gneiße ſelbſt den Fortſchritt, welchen Schiller auf dem ethiſchen Gebiet über Kant hinaus gemacht habe. Erſt durch das Studium Kants hat Schillers Philoſophieren ſeine wiſſenſchaftliche Grundlage erhalten, auf der er mit ſelbſtſchöpferiſcher Arbeit die Lehre von der Wahrnehmung durchaus original weiterführte. Er konnte dies (Gneiße S. 180), weil „von vornherein Kants Philoſophie ſeiner Geiſtesrichtung verwandt war, weil es ſich für ihn eigentlich nur um die ſtaunende Erkenntnis der konſequenten Ausgeſtaltung von Grundgedanken handelte, die längſt ſeine eigene Seele ahnend empfangen hatte“. Zum Studium Kants hatte Körner nicht nur die erſte Anregung gegeben, der Verkehr mit dem Dresdener Jugendfreunde hielt das philoſophiſche Intereſſe rege, und Bergers Verlangen nach größerer Anerkennung von

Körners Einfluß ist wohl gerechtfertigt. Dilettantenhaft möchte ich aber lieber die von ihm zu günstig behandelten „philosophischen Briefe“ als die beiden Abhandlungen über das Tragische nennen. Kuno Fischer hat die philosophischen Briefe jedenfalls viel treffender charakterisiert. Berger sollte (S. 103) gegen Fischers Studie über Schiller als Philosoph und Goedekes Grundriß nicht nach dem Text der alten Auflagen polemisieren, ohne die Änderung der neuen Bearbeitungen zu berücksichtigen. Körner war es, der das objektive Merkmal der Schönheit bei Kant vermißte und damit Schiller zur Ausfüllung der Lücke anspornte. Schillers Definition der Schönheit haben Berger (S. 138) und Gneiße (S. 76) nicht ganz übereinstimmend aufgefaßt. In dem Aufsatz „über das Erhabene“ vermutet Gneiße (S. 120) einen der ursprünglichen Briefe an den Herzog.

Einen ganz anderen Charakter als diese beiden deutschen Untersuchungen über Schillers Philosophie zeigt das französische Werk „L'Esthétique de Schiller“ par Frédéric Montargis.[40]) Dem Bedürfnis seines Leserkreises entsprechend giebt der sehr geschickt darstellende Verfasser den Inhalt der Schillerischen Abhandlungen wieder, und zwar dehnt er seine Mitteilungen über Schillers ganzes ästhetisches Arbeitsgebiet aus, zieht auch den Briefwechsel mit Goethe, die größeren wie kleineren philosophischen Gedichte heran. Er erörtert nicht nur in einem eignen Abschnitte das Verhältnis zu Kant, W. v. Humboldt und Goethe, sondern giebt auch einen Überblick der ästhetischen Arbeiten von Baumgarten bis Schiller. Man muß dabei wie beim ganzen Buche immer berücksichtigen, daß es nicht für deutsche, mit H. v. Steins, Braitmaiers, K. Fischers und so vieler anderer Forschung vertraute Leser geschrieben ist. Den Anspruch, die Ästhetik als deutsche Wissenschaft zu bezeichnen, schränkt Montargis mit vollem Rechte dahin ein, daß Deutschland der bereits vorhandenen Ästhetik die philosophische Basis gegeben habe. Einige kleine Versehen bemerke ich nur, weil wir in den letzten Jahren durch eine ganze Reihe vortrefflicher Arbeiten fran-

[40]) Paris 1892 (Ancienne Librairie Germer Baillère et Cie., F. Alcan, Éditeur).

Digitized by Google

zösischer Forscher gewöhnt worden sind, an französische Arbeiten über deutsche Litteratur sehr hohe Ansprüche zu stellen. Montargis spricht wiederholt von Gosched (Gottsched), läßt Schiller in Marburg (statt Marbach) geboren werden und macht statt Gotter gar Goethe zum Verfasser der berüchtigten satirischen Posse „Der schwarze Mann“ (Minor II, 232). Das Fragment, d. h. die Kalliasbriefe, hat Goethe gewiß nie vor Augen gehabt. Von der Freude, den Göttern Griechenlands, Künstlern, Ideal und Leben hat Montargis metrische Übersetzungen gegeben; selbst wenn man nicht eine Übersetzerleistung ersten Ranges wie Sabatiers Faust zum Maßstab wählt, kann man eine Übertragung verlangen, bei der die Eigenart des Originals besser gewahrt bliebe. Die Aufnahme der Gedichte selbst ist nur zu loben. „Das Ideal und das Leben“ nannte Anton Frank[41]) in seinem „Versuch einer Erklärung des Gedichtes“ mit Recht einen Ertrag oder „Niederschlag aus Schillers Beschäftigung mit der strengen Philosophie“. Als einen Fortschritt oder eine Ergänzung der schon vorhandenen Erläuterungen des Gedichtes könnte ich den mit guten Kenntnissen unternommenen neuen Versuch Franks nicht bezeichnen.

Mit persönlichen und litterarischen Beziehungen und Abneigungen Goethes und Schillers beschäftigt sich eine andere französische Arbeit, Charles Rabanys umfangreiches Werk über „Kotzebue“,[42]) besonders im vierten Kapitel. Die Beziehungen Goethes zu August Kotzebue hat W. v. Biedermann in dem Buche W. v. Kotzebues „Urteile der Zeitgenossen und der Gegenwart“ (Dresden 1881) ziemlich erschöpfend monographisch behandelt. Aber auch in einer Biographie Kotzebues, der als Kind in Goethes Garten sich tummelte, bei der ersten Aufführung der „Geschwister“ (21. November 1776) den Briefträger spielte und später im Spielplan der von Goethe geleiteten Bühne mit 87 Stücken vertreten war, kommt diesen Beziehungen zu Weimar und Goethe besondere Bedeutung zu. Nur in ein paar Einzelnheiten muß ich Rabanys Behauptungen widersprechen. Zur Dichtung der „Invektiven“ ist

[41]) Reichenberg 1890 (Jahresbericht der K. K. Staatsmittelschule).

[42]) La vie et son temps, ses oeuvres dramatiques. Paris et Nancy 1893 (Berger-Levrault et Cie., Éditeurs).

Goethe nicht erſt durch Eckermann veranlaßt worden, ihre Abfaſſung gehört einer viel früheren Zeit an. Daß auf „La Peyrouſe“ Stella eingewirkt habe, hat Rabany ſehr hübſch nachgewieſen, man kann aber deshalb noch nicht ſagen, daß Kotzebue die von Goethe und Schiller verlaſſene Richtung ihrer eigenen Jugenddichtung vertreten habe, und ebenſowenig ihn als Chef einer naturaliſtiſchen Schule den Weimaranern entgegenſtellen, denn Kotzebue hat den Schilleriſchen Tragödienſtil in einer ganzen Reihe von Werken nachgeahmt, ſo gut er es eben vermochte. Beſonderes Lob verdient Rabanys Schilderung der Kotzebue vorangehenden Dramen (S. 148 f.): „Parmi les Stürmer und Draenger, Schiller seul avait toujours la scène en vue; Goethe prétendait imposer ses goûts aux spectateurs“. In ſpäteren Jahren war freilich Schiller nicht minder weit davon entfernt, ſeinen Geſchmack dem des Publikums unterzuordnen. Im letzten Bande des Jahrbuchs hat Morſch von franzöſiſchen Epimenidesdramen gehandelt (vgl. IX, 351); zu den von ihm geſammelten Beweiſen für Goethes Bekanntſchaft mit Flins' Réveil d'Épiménide ou les Étrennes de la Liberté gehört auch Kotzebues Bericht über dieſe Aufführung in der Schilderung ſeiner erſten Pariſer Reiſe.

Als der eigentliche Heros des deutſchen Theaters in der Schiller-Goethezeit wird Kotzebue in Karl Borinskis „Geſchichte der deutſchen Litteratur“ [43]) den Weimarer Freunden entgegengeſtellt, den ſchreienden Gegenſatz der litterariſchen Zuſtände anzuzeigen. Die drei letzten Kapitel in Borinskis Litteraturgeſchichte ſind der Darſtellung Goethes und Schillers im Kreiſe ihrer Zeitgenoſſen gewidmet: Goethes und Schillers Entwickelung bis 1790, ihre Reiſe und ihr Bund, die Romantik und Goethes Alter (S. 254—393). Gerne folgt man der geiſtreich anregenden Darſtellung des wohlbewanderten Führers. Zwar mit den Grundſätzen ſeines in philoſophiſcher Terminologie ſchwelgenden Vorworts kann ich mich ganz und gar nicht einverſtanden erklären; meiner Überzeugung nach haben wir uns nicht vom nationalen Ich zu befreien, ſondern auf nationaler Grundlage uns zu entwickeln. Und wenn Goethe einer

[43]) Seit dem Ausgang des Mittelalters. Kürſchners deutſche Nationallitteratur Bd. 163 II. Stuttgart 1893 (Union, Deutſche Verlagsgeſellſchaft).

Weltlitteratur das Wort redet, so war es wohl nicht seine Meinung, daß wir deshalb unsere nationale Eigenart aufgeben sollten. Nein, einem Deutschen zu gefallen, spricht eine Huri in Knittelreimen; dies Wort des Divan-Dichters, scherzhaft wie es ist, birgt doch auch einen tieferen Sinn. Eben die Kunstwerke, welche geistiges Eigentum der ganzen Menschheit geworden sind, sie scheinen keineswegs vom nationalen Ich befreit. Ein Äschylos, Dante, Shakespeare, Goethe im Götz, Faust, in seiner Lyrik haben den bestimmten Nationalcharakter nirgends verläugnet. Ich will nicht sagen in der Darstellung selbst, wohl aber in den Grundsätzen über die Abhängigkeit des Einzelnen von Volk und Zeit weicht meine Auffassung der Litteraturgeschichte von der Borinskis entschieden ab. Allein dieser grundsätzliche Widerspruch kann mich nicht abhalten, wiederholt meiner Anerkennung für Borinskis Arbeit Ausdruck zu geben. Daß er Thorane für Thoranc beibehalten hat, Mignons „Kennst du das Land" erst in Vicenza entstehen läßt, wo wir doch eine ältere Niederschrift Herders kennen, sind Kleinigkeiten. Worauf stützt sich Borinskis Angabe (S. 327), daß Goethe aus Rücksicht auf seinen Sohn die natürliche Tochter nicht fortgesetzt habe? Ohne einen bestimmten Beweis wird diese Annahme vielen unglaublich erscheinen. Schubarts „Fürstengruft" ist nicht nach Schillers „schlimmen Monarchen", denn nur diese können mit der Schillerischen Jugenddichtung S. 282 gemeint sein, entstanden, sondern Schiller lieferte ein Seitenstück zu Schubarts Dichtung (Minor I, 445). Sich irrtumlos in der Goethe-Schillerlitteratur zu bewegen, wird bei der heute schon kaum mehr übersehbaren Masse von Einzeluntersuchungen über Leben und Schriften, den sich drängenden widerspruchsvollen Ansichten über Entstehung und Auslegung der Werke und einzelnen Stellen nur derjenige fordern, der nicht durch eigene Arbeit die Schwierigkeiten kennen gelernt hat. Je mehr man der Zersplitterung in Einzelfragen gegenüber das Bedürfnis nach zusammenfassender Gesamtdarstellung und die Größe der Aufgabe empfindet, um so gerechter wird man über einen solchen Versuch urteilen. — S. M. Prem will in seinem „Goethe"[44]) kein erschöpfendes

[44]) Mit vielen Abbildungen Leipzig 1893. Zweite Aufl. 1894 (Verlag von Gustav Fock).

Werk wie Erich Schmidts Leſſing-, Weltrich und Minors Schillerbiographie liefern, ſondern „ein allgemein brauchbares, dem jetzigen Stande der Forſchung entſprechendes Buch, eine kritiſche Biographie für weitere Kreiſe.“ Mit „Goethes Leben“ von Düntzer etwa iſt Prems Buch ſeinem Texte wie ſeiner künſtleriſchen Ausſtattung nach zu vergleichen und bei ſolchem Vergleiche als eine tüchtige, geſchmackvolle und gründliche Arbeit zu rühmen. Mit der Beſtimmung für weitere Leſerkreiſe ſteht nur der in den Anmerkungen befolgte Grundſatz im Widerſtreit, nicht die wichtigſte, ſondern nur die in meiner Bearbeitung von Goedekes Grundriß fehlende ältere und allerneueſte Goethelitteratur zu verzeichnen. So erwünſcht dies den Fachgenoſſen ſein muß, ſo wenig empfehlenswert iſt es, dem Publikum eine ſolche vom Zufall beſtimmte, gerade Unbedeutenderes verzeichnende Ausleſe zu bieten. Hermann Grimms Verfahren gebührt da ebenſo der Vorzug hinſichtlich des praktiſchen Nutzens, wie Prem das Lob ſorglichen Sammeleifers. Eigenes Urteil, gründliche Kenntnis und, was von berühmteren Goethebiographen ſich nicht immer ſagen läßt, die Abweſenheit jeder Phraſe, empfehlen Prems Arbeit. „Goethe im Zeichen der Natur“ iſt der erſte bis 1786 reichende Abſchnitt überſchrieben; von da bis 1812 herrſchen in ſeinem Leben die Strömungen vor, welche der Biograph durch die Bezeichnung „Goethe und die Antike“ charakteriſiert; „Goethes Univerſalismus in Litteratur und Kunſt“ tritt in den letzten zwei Jahrzehnten ſeines Lebens entſcheidend hervor. Wie dieſe äußere Einteilung ſelbſtändige Auffaſſung des Geſamtſtoffes zeigt, ſo bewährt ſich auch im einzelnen die klar verſtändige Behandlung des Verfaſſers. Beſonders geſchickt ſind die knappen Inhaltsangaben der Werke gemacht. Das Verhältnis zu den Naturwiſſenſchaften wäre beſſer zur Darſtellung gekommen, wenn ſtatt des unergiebigen, nur durch den berühmten Namen hervorragenden Vortrags von Helmholtz Rudolf Steiners fördernde Arbeiten zu Rate gezogen worden wären. Verwahrung einlegen will ich, daß der ganze Friederikenklatſch, ſei es auch mit noch ſo viel Entrüſtung gegen Froitzheim, nun gar Bürgerrecht in den Goethebiographien finde: das fehlte gerade noch, da hat er keine Stelle und ſoll keine finden. Winckelmann iſt, um ein paar kleine mir aufgeſtoßene

Irrtümer zu erwähnen, nicht durch seinen Bedienten (S. 50), sondern einen zufällig sich aufdrängenden Reisegenossen ermordet worden. Klopstocks Bewunderung für die französische Revolution hat Schiller nie geteilt (S. 250): selbst zur Zeit der durch den Bastillensturm erregten allgemeinen Begeisterung stand er mißtrauisch der Bewegung gegenüber. Aus der Darstellung S. 164 muß man entnehmen, Klinger sei ähnlich wie Lenz durch den Bruch mit Goethe zum Verlassen Weimars genötigt worden, was den Thatsachen nicht entsprechen würde. Goethes Todesanzeige war nicht „bisher unbekannt" (S. 424): sie ist 1889 in den Hochstiftsberichten im Lichtdruck veröffentlicht. Dagegen macht Prem zum erstenmal ein K. M. Kraus zugeschriebenes Goethebild bekannt und (S. 214) Goethes eigene Zeichnung einer italienischen Landschaft.[45])

Das in Briefen zerstreute Erklärungsmaterial zur italienischen Reise hat Düntzer im 24. Band der Hempelschen Ausgabe in dankenswerter Vollständigkeit dem Gebrauche bequem zusammengestellt; Julius Rieses Auswahl und Umschreibung von Goethischen Aussprüchen, unter dem Titel, „Goethes italienische Reise"[46]) zu gut lesbarem Texte geordnet, wiederholt nur Altbekanntes. Solch Altbekanntes läßt man sich nur gerne gefallen, wenn es die Buchausgabe eines Beitrags zur Goethelitteratur betrifft wie die aus Italien geschriebenen Briefe Goethes an Philipp Seidel[47]). Über das innige Verhältnis dieses aus dem Elternhause mitgebrachten Sekretärs und Haushofmeisters, keineswegs Bedienten wie die gewöhnliche Bezeichnung lautet, hat C. A. H. Burkhardt alle nötigen Aufschlüsse mit oft bewährter Sicherheit gegeben. Ein kleiner Irrtum läuft selbst ihm unter, wenn er (S. 10), Seidel in Goethes Auftrag sogar Frau v. Stein „entgegenarbeiten" läßt. Im Briefe vom 9. Februar 1788 (Nr. 27 nicht 28) schreibt Goethe über den Fritz v. Stein zu erteilenden Unterricht: „Sprich Frau v. Stein

---

[45]) Zwei Radierungen Goethes aus der Leipziger Zeit brachte 1893 die Zeitschrift für bildende Kunst, N. F. Heft 4/5.

[46]) Rudolstadt 1893 (Beilage zum Gymnasialprogramm).

[47]) Goethes Briefe an Philipp Seidel. Italien 1786—88. Mit einer Einleitung. Revidierter Abdruck aus der Wochenschrift „Im neuen Reich" 1871. Wien 1893 (Verlag von L. W. Seidel & Sohn).

über das alles, ich habe ihr schon deshalb geschrieben. Du begreifst meine Absicht und wirst sie gut durchdenken und ihr entgegenarbeiten." „Ihr" und „sie" können sich doch nur auf das gleiche Wort, also auf „Absicht" beziehen. Im Grimmischen Wörterbuch ist „entgegenarbeiten" allerdings nur in der Bedeutung se opponere angeführt; Goethe gebraucht es aber hier ganz zweifellos im Sinne von entgegenkommen, sich von verschiedenen Punkten hilfreich zu einem Ziele halbwegs entgegenarbeiten. Wie bei den Briefen an Seidel handelt es sich auch bei der neuen Auflage des Dürckheimischen Lilibüchleins[48]) nur um einen revidierten Neudruck von Altbekanntem. Die ganz parteiische Lobschrift des mit einer Enkelin Lilis vermählten elsäßischen Grafen ist bei ihrem ersten Erscheinen (1879) sehr überschätzt worden. Ganz mit Recht tadelte Scherer (kl. Schriften II, 245), daß der Verfasser individuell charakterisierende Züge verwischt habe, um ein weniger bestimmtes Idealbild an die Stelle zu setzen. Auch mit der Bevorzugung des in Jügels Puppenhaus (1857) veröffentlichten Profilbildes gegenüber dem so angepriesenen neuen Bilde hatte Scherer das Richtige getroffen. Der interessanteste Teil von Dürckheims Mitteilungen, Lilis Erlebnisse während der Revolutionszeit, war bis auf ein paar Nebenzüge schon aus Jügels breitspurigem Buche bekannt. Gegen Bielschowskys sonderbaren Einfall, die Urbilder für Hermann und Dorothea in den Erlebnissen der Dürckheimischen Familie zu suchen, hat sich neuerdings auch Leitzmann in den Anmerkungen zu Hehns Buch ausgesprochen. Dafür zerstörte Bielschowsky selbst im Anhang zur neuen Auflage die irrige Überlieferung, daß nach der Schlacht von Jena ein Sohn Lilis als französischer Husarenlieutenant Goethe aufgesucht habe. Am Text selbst durfte der Herausgeber nichts ändern, und so ist die Verherrlichung der ganzen Schönemannischen Familie, deren Personalbestand Bielschowsky richtig stellt, und die gegen Goethe ungerechte schiefe Darstellung unverändert stehen geblieben. Für die Lösung der Verlobung hat

[48]) Lilis Bild, geschichtlich entworfen von Graf Ferdinand Eckbrecht v. Dürckheim. Zweite vermehrte Auflage von Albert Bielschowsky. Mit Photographie nach dem besten Familienbilde und einer Auslese aus Lilis Briefwechsel. München 1894 (C. H. Beckſche Verlagsbuchhandlung).

Bielschowsky auf die neuen Mitteilungen in Bächtolds Ausgabe von „Dichtung und Wahrheit" verweisen können, ein Freund habe im Auftrag oder aus eigenem Trieb durch Geheimgespräche die Entfremdung der Liebenden zu steigern verstanden. So ist durch die Anmerkungen des Herausgebers an ein paar Stellen die falsche Lichtverteilung gebessert, das ganze Buch bleibt aber der Art, daß man sich nicht freuen kann, es in neuer Auflage alte falsche Vorstellungen verbreiten zu sehen.

Es ist merkwürdig, wie manchen Schriften und Fragen eine lebhafte Teilnahme geschenkt wird, die wirklich Bedeutendem, für das Verständnis Wesentlichem versagt bleibt. So wird die lange Reihe der Schriften, welche über Goethes Verhältnis zu Religion und Christentum längst bekanntes wiederholen fortwährend vermehrt. Außer Kopff (vgl. IX, 381) haben in der letzten Zeit Armin Seidel („Goethe und die Religion" in den „Bayreuther Blättern"), Munz („Goethe in seinem Verhältnis zu Christentum und Vaterland" Katholische Volkskunde), Baumgarten („Goethes religiöse Weltanschauung") sich mit diesem Thema beschäftigt. Lobende Erwähnung verdient der Vortrag von W. Heinzelmann „Goethes religiöse Entwickelung dargestellt".[49]) Weder wird auf Grund einzelner Äußerung eine christliche oder antichristliche Tendenz Goethes konstruiert noch vom Standpunkt der Weltanschauung des Verfassers aus der Dichter gemaßregelt. Die Bemerkung, Goethe sei beim Eintreffen in Straßburg im Kopfe bereits Pantheist, im Herzen noch Pietist gewesen, ist gar nicht übel. Ich glaube auch, Heinzelmann trifft das Entscheidende, wenn er die Lehre von der Verderbtheit der menschlichen Natur für den sinnenfreudigen Goethe als unannehmbar bezeichnet. Prem vermutet, beweisen wird es sich kaum lassen, daß Goethe in Wetzlar durch den Reichskammerrichter Graf Spaur zur ersten Beschäftigung mit Spinoza geführt wurde. Jedenfalls war die Kenntnis Spinozas entscheidend für Goethes religiöse Anschauungen. Dies erkennt auch Heinzelmann an, er will aber nicht zugeben, daß Goethe als sittliche

[49]) Vorträge und Aufsätze aus der Comeniusgesellschaft. Leipzig 1893 (R. Voigtländers Kommissionsverlag).

Persönlichkeit je vom Theismus zum Pantheismus übergegangen sei. Nur dem widerspruchsvollen Deismus der Aufklärer, nicht dem lebendigen Theismus gelte Prometheus' Absage an die Götter, nur die mechanische Naturbetrachtung des Deismus bekämpften die berühmten Verse „Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße". Man wird darüber geteilter Meinung folgen können. Daß aber der Dichter der Hymne „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut" das Christentum der Gesinnung und That in Dichtung und Leben bewährt habe, in diesem Geständnis stimmen wir gerne mit Heinzelmann überein. Nimmt man, wie man wohl darf, die Erklärungen der Vorsteher der pädagogischen Provinz über die drei Religionen als das geläuterte Endergebnis von Goethes eigenem Nachdenken, so kann man doch nicht ohne weiteres den von August Mühlhausen daraus gezogenen Folgerungen beistimmen. Ich habe VIII, 480 bei Besprechung der ungenügenden Broschüre Gerlachs eine gründliche Untersuchung von Goethes sozialpolitischen Ansichten gewünscht. In Mühlhausens Schriftchen, „Goethe ein Socialist?!"[50]) haben wir eine nur „Wilhelm Meister" und diesen einseitig vom sozialistischen Parteistandpunkt aus behandelnde Tendenzarbeit, die aber durch das lebendige Erfassen der Dichtung und ihre Verwertung im großen Kampfe unserer Tage Interesse weckt und verdient. Von den vorangehenden Untersuchungen über Goethe und seinen Gesellschaftsroman findet nur Karl Grüns Buch den Beifall Mühlhausens. Gerade gegen Grüns Behauptungen hat sich schon Hehn in seinem Buche über „Hermann und Dorothea" gewandt. Der Sozialismus verwirkliche ein philosophisches Ideal, er sei revolutionär und so dem naturphilosophischen Humanismus Goethes gerade entgegengesetzt. Der Sozialismus unserer Tage ist indessen wohl bedeutend praktischer geworden, als wie der von Hehn 1851 bekämpfte. Mühlhausen fühlt sich ergriffen von Lotharios Geständnis: „Soll ich diesen wachsenden Vorteil allein genießen? Soll ich dem, der mit mir und für mich arbeitet, nicht auch in dem Seinigen Vorteile gönnen, die uns erweiterte Kenntnisse, die uns eine vorrückende Zeit darbietet?" Er fragt, was aus dieser Gesinnung für

[50]) Leipzig 1892 (Verlag von Otto Wigand).

das heutige Fabrik- und Maſchinenweſen folgen würde? Gut, daß das Sozialiſtengeſetz aufgehoben iſt, ſonſt würden Lothario und ſein Dichter ſich noch wegen Aufreizung zum Klaſſenhaß zu verantworten haben. Allein über die Unterdrückung der ſelbſtändigen Handarbeiter durch das Maſchinenweſen hat Goethe in der That im zweiten Teile des Romans ſeinen Unmut nicht verhehlt. Die einzelnen Züge, wie ſie bei der freien Genoſſenſchaft der Auswanderer und den ihnen naheſtehenden, wie bei Herſiliens Oheim, zu Tage treten, beſtimmen Mühlhauſen den Sozialiſten und Sozialpädagogen Goethe als einen Vorkämpfer des neueren Sozialismus zu begrüßen, den beſchränkten Parteimeinungen unſerer Tage das auf den Zukunftsſtaat verweiſende goethiſche Menſchentum entgegenzuhalten.

Wenn Mühlhauſen vom Inhalte der Lehr- und Wanderjahre Anlaß zu, freilich ziemlich oberflächlicher, Behandlung von Goethes Verhältnis zu den die Menſchheit heute bewegenden ſozialpolitiſchen Fragen genommen hat, ſo führen uns J. O. E. Donner[51]) und Heinrich Prodnigg[52]) wieder in die geziemende Enge litterarhiſtoriſcher Fachgelehrſamkeit, indem ſie den Einfluß von Wilhelm Meiſters Lehrjahren auf Theorie und Beiſpiel der Romantiker unterſuchen. Als Bildungsroman wird Goethes Werk von beiden bezeichnet, wie ja H. v. Treitſchke den Wilhelm Meiſter als eine „Odyſſee der Bildung“ charakteriſiert hat. Prodnigg ſucht zuerſt Friedrich Schlegels Romantheorie klarzulegen, um dann zu zeigen, daß auch die Definition der romantiſchen Poeſie in den Athenäumsfragmenten von den Lehrjahren, dieſem Grund- und Hauptwerk der neuen d. h. romantiſchen Poeſie, ausgegangen ſei. Der engliſche Familien- und ſentimentale Roman („Werthers Leiden“), wie der am beſten durch Wieland vertretene pſychologiſch-didaktiſche Tendenzroman ward von Friedrich Schlegel, deſſen äſthetiſchen Ausgangspunkt die Antike bildete, verworfen. In den Lehrjahren, deren

---

[51]) Der Einfluß Wilhelm Meiſters auf den Roman der Romantiker. Helſingfors und Berlin 1893 (Richard Heinrich).

[52]) Goethes Wilhelm Meiſter und die Doktrin der älteren Romantiker. Über Tiecks Sternbald und ſein Verhältnis zu Goethes Wilhelm Meiſter. Graz 1891 und 1892 (Separatabdruck aus den Jahresberichten der ſteiermärkiſchen Landes-Oberrealſchule).

einzelne geiſtige Beſtandteile Prodnigg ſehr gut in ihrer Verflechtung mit der Handlung charakteriſiert (S. 12—15), ſind faſt alle erſt in einzelnen Romanen verzettelte Probleme vereint und dem dichteriſchen Zwecke des Ganzen untergeordnet. Im Aufſatz über Meiſter, dem Geſpräch über Poeſie und den Fragmenten weiſt Schlegel immer von neuem auf dieſe Verſchmelzung von Lebensphiloſophie und Dichtung in Goethes Roman hin, und aus ihm will er deshalb die Geſetze für den Roman überhaupt, und da der Roman den Höhepunkt der neueren Poeſie bezeichnen ſoll, ein Geſetzbuch für eine neue Art von Poeſie gewinnen. Natürlich, daß er, obwohl ſonſt Jean Paul freundlich geſinnt, ihn für einen vollendeten Narren erklärte, als der Dichter des „Heſperus“ dem „Meiſter“ Verletzung der Romanregeln vorwarf. Jean Paul drohte damit ja die Grundlage von Schlegels ganzer Poetik zu erſchüttern. Als den Kern der Schlegeliſchen Romantheorie giebt Prodnigg: der Roman, als die allerweiteſte unter allen Formen der Dichtung und geeigneteſte, das ganze geiſtige Leben des Autors auszudrücken, ſolle eine Geſamtheit von ſelbſtändig exiſtierenden, teils thätigen, teils leidenden Figuren umfaſſen, und es könnten ſich aus dem Geſamteindrucke des Ganzen Lehren der praktiſchen Lebensweisheit ergeben. Donner hat die ungünſtigen Urteile der herrſchenden Kritik und älteren Generation den lobenden der Romantiker gegenübergeſtellt. Über Frau v. Staëls Beurteilung hat ſich Goethe in den Geſprächen mit dem Kanzler v. Müller (29. Mai 1814) unwillig geäußert und noch ſieben Jahre ſpäter (22. Januar 1821) über die anfängliche Verkennung des ſymboliſchen Werkes geklagt; erſt im Unglück habe die ihm nicht wohlwollende Königin Luiſe erkannt, daß der Roman tief genug in der Bruſt gerade da anklopfe, wo eigentliches Leid und Freude wohnen.

Donner hat acht Werke der Romantiker auf ihre Beziehungen zu Goethes Roman hin geprüft: „Sternbalds Wanderungen“ und den „jungen Tiſchlermeiſter“ von Tieck, „Lucinde“ und „Florentin“ von Friedrich und von Dorothea Schlegel, Novalis' „Ofterdingen“, Brentanos „Godwi“, Eichendorffs „Ahnung und Gegenwart“, Immermanns „Epigonen“. Prodnigg hat auch Hölderlins „Hyperion“ und Jean Pauls „Titan“ in das unmittelbare Gefolge

Wilhelm Meiſters eingereiht. Beide haben dagegen eine der auffallendſten Nachahmungen außer acht gelaſſen: Fouqués, von Jean Paul ſo hoch geprieſenen „Alwin" (Berlin 1808). Ich muß hiefür, wie auch für „Godwi" und „Die Epigonen" auf die betreffenden Bände von Kürſchners Nationallitteratur 146 I, XV; 146, XLII; 160 I, XIV verweiſen, da Donner auch meine beiden früher erſchienenen Einleitungen zu ignorieren für gut befunden hat.[53]) Wenn Fouqués „Alwin" zweifellos die Einwirkung von Goethes und Novalis' Roman zeigt, ſo iſt es dagegen ein Irrtum Donners auch im „Thiodolf" Spuren von Nachbildung zu entdecken. Der alte Sänger, der das Kind in der Harfe birgt, ſtammt nicht von Goethes Harfner, ſondern aus der Ragnar Lodbrogſage. Im Vorſpiel zu „Aslauga", dem Schlußſtück ſeiner Nibelungentrilogie, hat Fouqué den das Sigurdskind bergenden Sängerkönig Heimer auftreten laſſen. Das Verhältnis von Fouqués und Eichendorffs Dichtung zur Goethiſchen iſt in meiner Einleitung (1893) erörtert. Den Zuſammenhang von „Ahnung und Gegenwart" mit dem „Meiſter" und Goethe als eines der Elemente von Eichendorffs Lyrik hat nach mir noch Eduard Höber[54]) eingehender unterſucht (S. 62 u. 27). „Die Charaktere in Tiecks Roman Franz Sternbalds Wanderungen", dem von Prodnigg und Donner behandelten Roman, hat Hubert Rötteken in einer erſchöpfenden Studie ſowohl an ſich als in ihrem Verhältnis zu Goethe zergliedert (Zeitſchrift für vergleichende Litt.-Geſch. N. F. VI, 188—242). Eichendorffs zweiter Roman „Dichter und ihre Geſellen" (1834), von ihm ſelbſt freilich als Novelle bezeichnet, ſteht doch kaum minder als „Ahnung und Gegenwart" im Banne „Wilhelm Meiſters" und hätte nicht übergangen werden dürfen. Die ſinnlichen Motive hat Tieck ſchon im „William Lovell" (1793/96) ſo ausgiebig angewendet, daß er für Sternbalds Verſuchungen nicht erſt eines Goethiſchen Vorbildes

---

[53]) Für Immermanns Roman iſt nach meiner Ausgabe (1887) eine ſehr gehaltvolle Studie von Fr. Schultheß erſchienen: „Zeitgeſchichte und Zeitgenoſſen in Immermanns Epigonen" im 73. Bde. der „Preußiſchen Jahrbücher". Schultheß möchte Immermann eine größere Unabhängigkeit vom „Wilhelm Meiſter" erſtreiten als die bisherige Annahme zugeben will.

[54]) Eichendorffs Jugenddichtungen. Leipzig 1894 (C. Vogts Verlag).

bedurfte. Donner hat für Tieck (S. 35) eine zweite Ausgabe von Goedekes Grundriß von 1862 angeführt; eine ſolche giebt es ebenſowenig wie es in den „Epigonen“ eingeſtreute Lieder giebt. Die Bedeutung der lyriſchen Einlagen in den Lehrjahren im Gegenſatze zur Willkür der Nachahmer hat Donner (S. 57) ganz trefflich entwickelt, wie überhaupt ſeine Arbeit im ganzen alles Lob verdient. In vielen Einzelheiten ſind Irrtümer nachzuweiſen oder wenigſtens, wie das Thema es mit ſich bringt, Streitpunkte gegeben. „Die pſychologiſchen Gründe für die Entſcheidung, ob bei ähnlicher Kompoſition, verwandten Charakteren, Motiven, dichteriſchen Liedern, Satzfügungen und ſprachlichen Wendungen unmittelbarer Zuſammenhang vorliegt, enthalten ſo viele irrationale Elemente, daß ihre vollſtändige Objektivierung nahezu unmöglich wäre.“ Dies Urteil, mit dem Guſtav Waniek ſeine Studie über „Grillparzer unter Goethes Einfluß“ [55]) abſchließt, gilt noch mehr für Donners Unterſuchung, bei der es oft fraglich bleiben muß, ob eine Einwirkung unmittelbar oder wie z. B. bei Eichendorff durch Vermittelung Dorothea Schlegels ſtattgefunden hat. Das von maßloſer Bewunderung zu entſchiedener Abneigung und Bekämpfung übergehende Verhältnis Fr. v. Hardenbergs zu Goethe iſt auch in Juſt Bings biographiſcher Charakteriſtik [56]) neuerdings erörtert worden. Hardenbergs Verhältnis zu Schiller ſcheint mir dabei nicht nach der Bedeutung, die es für den begeiſterten Zuhörer hatte, gewürdigt zu ſein. Wie „Heinrich v. Oſterdingen“ auch im ausgeſprochenen Gegenſatze zum Meiſter, doch deſſen Einwirkung nicht los werden kann, hat Donner ſehr anſchaulich vorgeführt. Von den oft höchſt abſonderlichen Urteilen, wie ſie in romantiſchen Kreiſen über Goethe und Schiller gefällt wurden, liefern die Jugenderinnerungen Theodor von Bernhardis Beiſpiele.[57]) Wie Tieck ſelbſt von Schillers Dramen nur „Die Räuber“ gelten ließ, ſo bewunderte auch die ſchriftſtellernde Schweſter Tiecks das darin hervorbrechende titaniſche Talent, ließ Schiller aber nicht für einen eigentlichen Dichter

[55]) Bielitz 1893 (Programm des Staatsgymnaſiums).

[56]) Novalis. Hamburg und Leipzig 1893 (Verlag von L. Voß).

[57]) Aus dem Leben Theodor v. Bernhardis. Erſter Teil. Leipzig 1893 (Verlag von S. Hirzel).

gelten, ja selbst Goethe sei nach herrlichen Jugendwerken auf Abwege gekommen und ein schönes Talent an ihm verloren gegangen. Da Sophie Tieck an geheime Gesellschaften und Wunderthäter glaubte, verübelte sie es Goethe besonders, daß er über Cagliostros niedrige Herkunft geschrieben habe. Den „Großkophta" freilich haben auch andere für Goethes unwürdig gehalten. Im Sommer 1823 hat sich Bernhardi in Marienbad Goethe genähert. Während vorher sein eigener Onkel durch Krittelei und Prätensionen den jungen Heidelberger Studenten gedemütigt hatte, ward der Umgang mit Goethe ihm so leicht wie der mit wenig anderen Menschen. Goethe seinerseits fand an dem Neffen Tiecks Gefallen, lud ihn recht herzlich zu sich nach Weimar ein und sprach auch nach seiner Rückkehr mit Eckermann von dieser Badebekanntschaft. In den „Gesprächen" ist Bernhardis Name allerdings nicht vertreten. Wieviel interessante Beobachtungen über einzelne Romantiker, die Schlegels, Schelling, Bettina die Erinnerungen Bernhardis bieten, wie erwägenswert seine Charakterisierung der Romantik ist, möchte ich in diesem Zusammenhange wenigstens andeuten.

Grillparzers Selbstbekenntnisse über seine Bekanntschaft mit Goethes Werken habe ich erst im vorangehenden Berichte (IX, 390) aus dem dritten Bande des Jahrbuchs der Grillparzergesellschaft angeführt. Waniek schildert in drei Abschnitten Goethe in Grillparzers Sturm und Drang (1807—17), Goethes Einfluß auf Sappho und Nachwirkungen von Goethes Einfluß. Schon in den Prosafragmenten „Robert von der Normandie" (1808) zeigt sich die Einwirkung des Götz, und nicht später fällt Grillparzers Tonsetzung des „Königs von Thule". Der geplanten Fortführung des „Faust" legt Waniek wohl zu große Wichtigkeit bei; merkwürdig erscheint aber die Ähnlichkeit zwischen diesem Plane und dem Schillers zu einem zweiten Teile seiner „Räuber", von dem erst 1873 Kunde verlautete. Wenn Waniek bei einer nicht kleinen Anzahl Grillparzerischer Verse auf den Anklang an Goethes Worte aufmerksam machen konnte, so handelt es sich dabei natürlich nicht um bewußte Nachahmung: wir ersehen nur, wie tief Goethes Dichtung sich Grillparzer eingeprägt hatte, so daß sie bei eigenem Schaffen in ihm wieder lebendig wurde. Hie und da sieht Waniek

jedoch einen Zusammenhang, wo gewiß nicht der geringste vorliegt; so wenn „Eugenie“ und die „Jüdin von Toledo“ sich ihrer Schleppe freuen oder Valentins Zerschlagen von Mephistos Zither mit Medeas Zerbrechen der Leier verglichen wird. Es ist ein Zeichen für die Gefährlichkeit des herrschenden Fiebers der Entlehnungstheorie, daß selbst ein so einsichtsvoll prüfender Forscher wie Waniek sich von derartigen Ungeheuerlichkeiten nicht ganz frei halten kann. Unter allen Goethischen Dichtungen hat Iphigenie den stärksten Eindruck in Grillparzers Werken hinterlassen. Mit Recht stellt Waniek das Charakterbild Iphigeniens und Sapphos vergleichend zusammen, der beiden aus ihren Lebenskreisen auf eine geistige und sittliche Höhe herausgehobenen Frauen, „von der sie mild und gütig durch ihr segensvolles Wirken die Umgebung adeln und sich innerlich dienstbar machen.“ Wenn aber auch in Sprache und Anschauung Iphigenie der Sapphodichtung am nächsten steht, so ist doch die Verbindung zwischen der Tasso- und der Sapphodichtung durch das gleiche tragische Grundthema eine viel bedeutendere als dies Waniek (S. 15) zugesteht. Grillparzers Freund und Ratgeber Schreyvogel hat, als er 1807 im „Sonntagsblatt“ den Kampf für die Einführung der klassischen Litteratur in Österreich begann, Schiller gegenüber Lessing und Goethe in den Hintergrund treten lassen. Wie aber schon Grillparzers erstes Trauerspiel „Blanka von Kastilien“ sich an den „Don Karlos“ lehnt, so läßt sich auch in der Folge das Fortwirken von Schillers Einfluß in seiner Dichtung selbst da verfolgen, wo der Goethes überwiegt. In seinem „Ottokar“ hat er den in Schillers Ballade behandelten Vorgang aus dem Leben Rudolfs von Habsburg knapp erzählt, während Pyrker in seinem endlosen Heldengedicht sich enger Schiller anschloß, dessen Ballade Emil Soffé als die Chorführerin der den ersten Habsburger verherrlichenden Dichtungen rühmt.[58]) Nicht erwähnt dagegen hat Soffé, daß Schiller auch in der Liste der noch zu bearbeitenden Dramenstoffe „Rudolf von Habsburg“ anführt. Den Gegensatz von Goethes und Schillers dramatischer Eigenart stellt uns N. Witold Barewicz' Untersuchung über „Goethes Egmont in

[58]) Brünn 1893 (Selbstverlag der Staats-Oberrealschule).

Schillers Bearbeitung“[59]) vor Augen. 1862 hat Bratranek in einer durch ein ganzes Buch durchgeführten Parallele zwiſchen Egmont und Wallenſtein die Ähnlichkeit und Verſchiedenheit der beiden Dichter konſtruiert. Erſcheint demgegenüber die Einſchränkung auf Schillers Theaterbearbeitung des Egmont, die Bratranek gar nicht beſonderer Rückſicht wert hielt, äußerlich, ſo hat ſie doch den Vorzug aus den Thatſachen ſelbſt ohne philoſophiſche Auslegung die verſchiedene Behandlung des Dramatiſchen, ich möchte ſagen handgreiflich, vorzuführen. Die einzelnen Szenengruppen und Charaktere, ſtiliſtiſchen Änderungen und politiſchen Rückſichten, wie die aus blos bühnentechniſchen Gründen vorgenommenen Änderungen ſind überſichtlich zuſammengeſtellt. Für die Einführung des vermummten Alba in den Kerker trägt auch nach dieſer Unterſuchung nicht Schiller ſondern ausſchließlich Iffland die Verantwortung. Schiller aber hat ſich nicht begnügt, eine bloße Bühnenbearbeitung herzuſtellen, ſie wurde unter ſeinen Händen eine das Gepräge ſeines Geiſtes tragende originelle Schöpfung; als Vorbereitung für den Wallenſtein hat er ſelbſt dieſe Arbeit angeſehen. In dieſe Vorbereitungszeit der Wallenſteindichtung führt auch J. Imelmann in ſeinem Vortrage „Herder und Schillers Wallenſtein“.[60]) Schiller erfreute ſich an der glücklichen Arbeit, mit der Herder Baldes Dichtungen aus der Vergeſſenheit auferſtehen ließ. Zwar Baldes Ode auf den Tod des ihm verhaßten Fridlandus, von Imelmann mitabgedruckt, hat Herder von der „Terpſichore“ (Frühjahr 1795) ausgeſchloſſen; Gemälde aus der traurigen Zeit des dreißigjährigen Krieges brachten aber die von Herder verdeutſchten Oden, in denen einer Polykrates und Wallenſtein als warnende Beiſpiele auf hochmutsſchwindelnder Bahn angeführt werden. Die Strophen

Entfernt dem Lager bleibe das Weib. Und fern
Dem Lager bleibe nichtige Deuterei;
Dein Glückeszeichen ſei, o Krieger,
Männliche Bruſt und gerechte Sache

[59]) Lemberg 1892 (Jahresbericht des Kaiſer Franz Joſef-Gymnaſiums).
[60]) Berlin 1893 (Wiſſenſchaftl. Beilage zu dem Jahresbericht des kgl. Joachimsthaliſchen Gymnaſiums).

glauben wir im Drama nachklingen zu hören. Auch in Herders Aufſatz „Das eigene Schickſal“ im dritten Horenſtücke finde ich zwei Stellen Schillers Verſen nah verwandt. Um unſer mißlungenes Handeln zu entſchuldigen, meint Herder, ſagten wir: „Jener Menſch iſt mir immer ein fataler Menſch geweſen; ich fühlte, daß ich mit ihm nichts zu ſchaffen haben ſollte, und widerſtrebte meinem warnenden Dämon.“ So iſt Wallenſteins Verhältnis zu Buttler. An den ſprichwörtlich gewordenen Vers Schillers mahnen uns Herders Moralien: „Erben ſich nicht falſche Grundſätze und Gedankenverwirrungen, böſe Anlagen und Leidenſchaften wie Seuchen und Gebrechen fort?“ Dagegen habe ich aus erneuter Leſung von Herders Aufſatz nicht wie Imelmann den Eindruck gewonnen, daß Schiller durch dieſen Horenbeitrag in einen Kreis von Stimmungen verſetzt werden konnte, der ihm fördernde Elemente für ſein ſchwerflüſſiges künſtleriſches Vorhaben ſpenden konnte. Ich vermag hier keine Anregungen zu den Schickſalsvorſtellungen der Braut zu erkennen und glaube nicht, daß Herders Aufſatz auf das Verhältnis von „Sollen und Wollen“ im Wallenſtein eingewirkt hat.

Auf ſichererem Boden als hier Imelmann bewegt ſich Ivan Quiquerez,[61]) wenn er auf Grundlage der Ausleihbücher der Weimariſchen Bibliothek und des Schilleriſchen Briefwechſels zuſammenſtellt, was Schiller für ſeine „Jungfrau von Orleans“ den geſchichtlichen Quellen, Voltaires Pucelle und Shakeſpeares Heinrich IV., erſten Teil, verdankt. In Aufſpürung litterariſcher Einflüſſe aus Götz, Fauſt, Iphigenie und Tiecks Genoveva möchte ich ihm nicht folgen. Die Szene, in welcher der verwundete Selbitz ſich über den Verlauf der Schlacht unterrichten läßt, war gewiß ein Vorbild für die techniſche Behandlung einer ähnlichen Szene in der Jungfrau, aber manche wörtliche Anklänge ergeben ſich aus dem durch den Stoff herbeigeführten ähnlichen Gedankengang von ſelbſt. Dagegen würde ich den Einfluß der Makbethbearbeitung ſtärker betonen, freilich ohne mit dem Verfaſſer die Erſcheinung der Hexen und des ſchwarzen Ritters von einander abhängig zu machen.

---

[61]) Quellenſtudien zu Schillers Jungfrau von Orleans. Eine litterarhiſtoriſche Unterſuchung. Leipzig-Reudnitz 1893 (Diſſertation).

*

Quiquerez lehnt es ab, in jenem Talbots Geist zu sehen, während Valentin diese Ansicht vertritt in seinem schönen, den Geist des Werkes darlegenden Festvortrage, der dieses Heft eröffnet. Im Vergleiche zu Valentins ästhetisch-psychologischem Eindringen bleibt der Verfasser der Dissertation bei der äußeren Technik stehen, wenn er den geschichtlichen Stoff und die dramatische Fabel vergleicht, die Poetisierung des geschichtlichen Stoffes in den Gruppen Dom Remy, Johanna, der französische Hof, das englische Lager erörtert. Den wertvollsten Teil seiner Arbeit bildet die Besprechung der 17 Geschichtswerke, unter denen er de l'Averdys Notices et Extraits von 1795 als das wichtigste nachweist. Im gleichen Jahre war im vierten Bande der von Schiller herausgegebenen „merkwürdigen Rechtsfälle" (Pitaval) „die Geschichte von Johanna Arc oder des Mädchens von Orleans" erschienen. Durch sie hat Schiller nach Meinung des Verfassers die erste Anregung zu seinem Drama empfangen. Auf Schillers Plan einer nochmaligen Dramatisierung, bei der sein früheres Studium der Hexenprozesse dann Verwertung finden sollte, ist Quiquerez nicht näher eingegangen. Für Valentins treffende Behauptung, daß Schiller die mittelalterlich-christliche Anschauungsweise in der Jungfrau gerade so rein ästhetisch wie sonst die antik-heidnische verwerte, möchte ich noch auf die Briefstelle verweisen (3. April 1801), in der er Goethe vom letzten Akt spricht, in dem seine Heldin im Unglück von den Göttern deseriert werde. Wenn Valentin den dramatischen Dichter rühmt, der uns mit den historischen Personen auch stets auf den geschichtlichen Boden und in den Geist ihrer Zeit zu versetzen wisse, so denken wir wohl in erster Linie an Wallenstein, Wilhelm Tell und Demetrius. Gerade in der Herausarbeitung der schweizerischen und russischen Lokaltöne können wir den Dichter beim Schaffen selbst und in seinen Hilfsmitteln genau beobachten. Die Erzählung Tells von seiner Rettung stammt aus Tschudi; für die vorangehende Szene IV, 1, möchte Paul Brandt[62]) das Vorbild in der berühmten Haideszene im „König Lear" III, 2 sehen. Jedenfalls

[62]) Festschrift zur Einweihung des neuen Schulgebäudes zu M.-Gladbach 1892.

wäre es methodisch richtiger, beim Aufbau solcher Parallelen nicht die viel später entstandene Übersetzung des Grafen Baudissin, sondern die Schiller vorliegende Eschenburgs heranzuziehen. Diese (XI, 420) hat in der That einige Ausdrücke, deren Übereinstimmung Brandt nach Baudissin durch gesperrten Druck hervorhebt, ganz anders wiedergegeben, so daß eher umgekehrt ein Einfluß von Schillers Sprache auf Baudissins Übersetzung festzustellen wäre. Die Aufregung des Fischers scheint mir übrigens genügend motiviert; daß er sich einmal auf dem andern Ufer befindet, braucht kaum eigens begründet zu werden, auch spricht der Knabe V. 2128 gar nicht, wie Brandt annimmt, von der eigenen Hütte, sondern fordert den Vater nur auf, vor dem schweren Hagel Schutz in einer Hütte zu suchen.

In der Fortführung seiner Demetriusstudie (vgl. IX, 182) hat Rudolf Franz[63]) die anschauliche Gegenüberstellung der Völkertypen, Polen und Russen, in seiner hübschen Besprechung der einzelnen Haupt- und Nebencharaktere besonders betont. Von den Fortsetzungen des Schillerischen Fragmentes, F. v. Maltitz, Kühne, Gruppe, Sievers, giebt Franz nur ganz summarisch Bericht. Er räumt Otto Sievers Dichtung dabei den Vorrang ein. A. Popek[64]) dagegen, dessen Besprechung von Schillers Entwürfen den von Franz gegebenen Charakterschilderungen keineswegs gleichwertig erscheint, will die einzelnen Demetriusdramen ausführlich besprechen. Schon in der Einleitung, welche nach einem vollständigen Verzeichnis der Demetriusdichtungen strebt, erhalten wir eine Inhaltsübersicht von den Dramen Puschkins und Lopes de Vega. Mit einer eingehenden Wiedergabe des Inhaltes von Maltitz' und Gustav Kühnes Dramen schließt der erste Teil von Popeks Arbeit. Die Frage, ob Schiller von Lopes Drama, dem Grillparzer XIV⁴, 134 nur gutes nachsagt, Kenntnis gehabt haben könne, ist durchaus zu verneinen. In Puschkins historisch-dramatischem Gedicht „Boris Godunof" fand ich wenigstens nichts, was auf eine Einwirkung

[63]) Gesichtspunkte und Materialien zur Behandlung von Schillers Demetrius (Schluß). Halberstadt 1893 (Jahresbericht des Realgymnasiums).

[64]) Der falsche Demetrius in der Dichtung (Erster Teil). Linz 1893 (Verlag des k. k. Staatsgymnasiums).

des Schilleriſchen Fragmentes ſchließen läßt. Popeks Vermutung, daß Schiller mit der Ergreifung des Demetrius den ſeit 1799 gehegten Warbeckplan endgiltig aufgegeben habe, beruht auf irrigen Vorausſetzungen. Ein ſolcher Verzicht Schillers iſt nirgends ausgeſprochen; im Verzeichnis der noch zu behandelnden Dramenſtoffe im Kalender ſteht „Warbeck“, und Ende 1804 rechnete Schiller noch beſtimmt darauf, vor Ablauf von vier Jahren das Honorar für Warbeck einzunehmen, obwohl er ſeit März ſich ausſchließend dem Demetrius zugewandt hatte. Gerade die pſychologiſche Aufgabe hatte ja Schiller gereizt (20. Auguſt 1799 an Goethe), den Widerſtreit zwiſchen Warbecks angeborenem edlen Sinne und ſeiner aufgedrungenen Betrügerrolle darzuſtellen. Demetrius, der an ſeine Echtheit glaubt und mitten im Kampfe dieſen Glauben verliert, bietet wohl ein Gegenſtück, Aufgabe und Löſung iſt aber ſo anderer Art, daß die eine Dichtung der andern nicht im Wege ſteht. Geſtreift ward das Thema des echten Thronrechtes ja ſchon in „Marie Stuart“, wie Kellner zutreffend bemerkt hat. Guſtav Kellner hat als Vorproben ſeiner geplanten Neuausgabe von Schillers dramatiſchem Nachlaß der Studie über „Die Malteſer“ Quellenunterſuchungen für „Warbeck“ und die „Prinzeſſin von Zelle“ folgen laſſen (Seufferts Vierteljahrſchrift V, 533). Über die letztere hat er dann im 72. Bande der Preußiſchen Jahrbücher über Warbeck in vorliegendem Programm[65]) weiter gehandelt. Kellner richtet gegen Goedeke und ſeine Herausgabe des dramatiſchen Nachlaſſes die ſchwerſten Vorwürfe; ein eigenes Urteil darüber wird man ſich, ohne das handſchriftliche Material aus eigener Anſchauung zu kennen, ſchwerlich jetzt ſchon zu bilden vermögen, ehe Kellners neue Ausgabe vorliegt. Für den Warbeck trifft er bereits unter genauer Beſchreibung des handſchriftlichen Beſtandes eine ganz andere Anordnung. An der Hand des Briefwechſels giebt er zuerſt die Entſtehungsgeſchichte der Dichtung, um dann die handſchriftlichen Aufzeichnungen zu gruppieren unter den Geſichtspunkten: Erſte Durcharbeitung des Stoffes bis zur vorläufigen Gliederung in Akte, Meditationen zu Akt I, neue Anknüpfungen,

---

[65]) Schillers Warbeck. Schulpforta 1893.

Meditationen zum II. Akt, Ausarbeitung eines Szenars, Ausarbeitung. Kellners Einordnung und Erläuterung giebt jedenfalls einen höchst interessanten Einblick in Schillers Arbeitsweise, in diesem einen Falle wohl einen besseren als die Anordnung der kritisch-historischen Ausgabe.

Ebenfalls dem dramatischen Nachlaß gilt Ludwig Stettenheims Dissertation,[66]) welcher die Entwürfe zu den „Kindern des Hauses", der „Polizey", und „Braut in Trauer" auf ihre gegenseitige Verwandtschaft und ihre Quellen hin untersucht. Mit Einsicht und Geschick ist die nicht leichte Aufgabe gelöst; nur S. 33 erscheint die Behauptung, daß einige Abschnitte der „Braut in Trauer" aus dem Kreise der Polizeipläne erwachsen seien, in Widerspruch mit der unmittelbar vorangehenden Ausführung, welche dies Nachspiel zu den Räubern ins Jahr 1785 verlegt. Den Entschluß, ein Lustspiel und ein Trauerspiel auf kriminalistischer Grundlage auszuführen, hat Schiller, nach Stettenheims eigener Annahme, nicht vor 1795 gefaßt, als er durch erneute Lesung der „merkwürdigen Rechtsfälle nach Pitaval" zur Ausspinnung mehrerer dramatischer Pläne angeregt wurde, wie „Der aufgefundene Sohn", „Gräfin von Gange", „Die Stiefmutter", „Das Gespenst", „Der sich für einen andern ausgebende Betrüger". Der letztere wurde in der Folge aus der bürgerlichen Sphäre ins Heroische (Warbeck und Demetrius) übersetzt. Das Motiv, daß ein Verschwundener bei seinem Wiederauftauchen in die Gefahr gerät, als sein eigener Mörder verfolgt zu werden, hat unter anderen auch Dickens in einem seiner letzten Romane (our mutual friend) verwertet. Stettenheim sucht diese einzelnen, uns meist nur im Namen überlieferten Pläne aus Schillers Lektüre möglichst zu entwickeln. Erst 1802 hat Schiller dann einen ganz neuen Polizeiplan gefaßt, das bereits von Erich Schmidt treffend mit Zolas le ventre de Paris verglichene Schauspiel. Aus Merciers Tableau de Paris, Rétif de la Bretonnes Nuits de Paris und einigen anderen Schriften bringt Stettenheim beim Wiederabdruck von Schillers letztem Entwurfe die Belegstellen

---

[66]) Schillers Fragment „Die Polizey" mit Berücksichtigung anderer Entwürfe des Nachlasses. Berlin 1893 (F. Fontane & Comp.).

zu jedem einzelnen Zuge bei. Hier, wo es ſich noch nicht um die poetiſche Geſtaltung, ſondern um die Materialſkizze des Dichters handelt, iſt ſolcher Quellennachweis wohl unanfechtbar. Man mag bei einzelnen Kombinationen zweifelhaft bleiben, im ganzen kann man die intereſſante und ergebnisreiche Unterſuchung als einen fördernden Beitrag zur Entſtehungsgeſchichte von Schillers Drama nur zuſtimmend begrüßen. Wir ſehen hier aufs neue, wie Schiller es ſo einzig meiſterhaft verſtanden hat, ſeine Familie von Begriffen zu einer kleinen Welt zu erweitern (31. Auguſt 1794 an Goethe). Daß er ſeinen Gedankenkreis dabei öfter und ſchneller durchlaufen müſſe, für dies Geſtändnis bringt auch Heinrich Stickelbergers Unterſuchung[67]) einiges bei. Er will freilich zunächſt nur die Wiederholungen desſelben Ausdrucks bei Schiller ſelbſt zuſammenſtellen, um durch ſolche Feſtſtellung des Sprachgebrauches Schillers Eigenart zu charakteriſieren. Nicht auf das Sachliche, die Wiederholung des Gedankens, geht er ein, ſondern einen Beitrag zur Stiliſtik, eine Art Phraſeologie will er liefern. Es iſt eine recht dankenswerte Vorarbeit zu einem künftigen Wörterbuch für Schiller. Beſonders lehrreich iſt, daß auch bei den Überſetzungen dieſelben Lieblingsworte, zu welchen die Vorlage keinen Anlaß bot, wiederkehren, wie, daß im allgemeinen in der Jugendzeit die Wiederholungen häufiger ſind. Der Sprachreichtum des Dichters nimmt mit ſeiner allgemeinen geiſtigen Bildung zu. Notwendig wird es dabei, ähnliche Unterſuchungen für den Sprachgebrauch anderer Dichter vorzunehmen, um feſtzuſtellen, ob ſolche Wiederholungen Eigenheit eines einzelnen oder mit jeder ausgedehnten ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit verbunden ſind. Und ſolche Unterſuchungen hätten jedenfalls einen wiſſenſchaftlichen und, wie Stickelberger aus ſeiner Erfahrung betont, pädagogiſchen Wert, während eine Probe aus dem deutſchen Unterricht gleich der von Karl Lorenz[68]) gebotenen höchſt bedenklich erſcheint. Lorenz giebt eine äſthetiſierende Um-

[67]) Parallelſtellen bei Schiller. Burgdorf 1893 (Beilage zum Jahresbericht des Gymnaſiums).

[68]) Klopſtocks und Goethes Lyrik. Ein Beitrag zur Behandlung der Klaſſenlektüre. Zweiter Teil: Goethe. Kreuzburg O.-S. 1893 (Programm des kgl. Gymnaſiums).

ſchreibung des Inhalts von Prometheus, Ganymed, An den Mond, Geſang der Geiſter über den Waſſern, Ilmenau, Zueignung. Die Behauptung, daß Matthiſon (deſſen „Lieder“ zuerſt 1781 erſchienen ſind) ſchon 1778 neben Geßner als Hauptvertreter ſüßlicher Mondſcheinſchwärmerei von allen kräftigen Naturen den Vorwurf der Lächerlichkeit hinnehmen mußte, iſt nur ein Beiſpiel für den Wert dieſer Erläuterungen. Schiller, der doch auch eine kräftige Natur war, hat übrigens Matthiſons Gedichte gar nicht lächerlich gefunden. Die Bemerkungen über das Lied an den Mond wecken den Verdacht, daß dem Erklärer ſelbſt die erſte Form ganz unbekannt geblieben ſei. Ich weiß recht gut, daß man die Schule nicht mit dem kritiſchen Apparat der Lesarten belaſten darf, aber wer über Gedichte ſchreibt, muß doch die urſprüngliche Form heranziehen, wenn ſie für das Verſtändnis ſo notwendig iſt wie gerade beim Mondlied. Blume hat wahrſcheinlich deshalb das ganze Gedicht aus ſeiner Schulausgabe weggelaſſen; Toiſcher macht auf die großen Abweichungen des Textes von 1778 aufmerkſam. Als Konkurrenzwerk von Blumes vorzüglicher Schulausgabe Goethiſcher Gedichte (vgl. IX, 221) betrachtet ſteht Wendelin Toiſchers Sammlung[69]) in jeder Hinſicht weit hinter der Blumiſchen zurück. Zwar iſt Toiſchers Ausgabe viel beſſer als die ſonderbare Vorbemerkung fürchten läßt, die vor einem Goethekultus mit der Begründung warnt, weil Goethe keine Freiheitslieder geſungen habe. Ich bin auch kein Freund eines Goethekultus: der Jugend aber ſoll man, meine ich, eher Ehrfurcht für das Große einzuprägen ſuchen, als ſie von vornherein zu einem Tadel des Meiſters anzuleiten, zumal wenn dieſer Tadel nur aus einer Verkennung von Goethes Weſen und Aufgabe entſpringt. Es laſſen ſich die Goethiſchen Gedichte doch ganz anders für die Schule fruchtbar machen. Wie ſchön hat Franz Kern die auch von Toiſcher aufgenommenen Divan-Verſe („Buch der Betrachtungen“ Nr. 17) „Mir bleibt genug! Es bleibt Idee und Liebe!“ zur Lebensmahnung für ſeine Schüler

---

[69]) Goethes Gedichte. Ausgewählt und erläutert. Wien 1893 (Hölders Klaſſikerausgaben für den Schulgebrauch). Blumes Egmontausgabe (vgl. IX, 221) iſt 1893 in dritter Auflage (Sechstes Tauſend) erſchienen.

verwertet.[70]) Man mag dieſe Verſe und vielleicht noch ein und das andere von Toiſcher aufgenommene Gedicht bei Blume vermiſſen, aber im ganzen muß man ſagen, hat Toiſchers Ausgabe neben der Blumiſchen kaum eine Berechtigung ihres Daſeins. Solche in keiner Richtung Beſſeres bietende Neuausgaben und inhaltleere Programme vermehren nur in unnützer Weiſe den ohnehin erſchrecklichen Ballaſt der Goethe-Schillerlitteratur. Da der frühere Oberbürgermeiſter von Frankfurt mühſelig nach neuen Steuerobjekten ſucht, möchte ich ihm eine recht hoch zu greifende Steuer auf alle neuen Schriften zur Goethe-Schillerlitteratur vorſchlagen, natürlich inbegriffen dieſe meine Überſichten, in denen meinend über das Meinen und ſchreibend über das Schreiben die Menge vermehrt wird, damit „ſo ins unendliche fort die ſchwankende Woge ſich wälze".

2.

Zur Bibliographie des Spiesiſchen Fauſtbuches.

Von Dr. O. Heuer.

II.[1])

Das Exemplar der gereimten Bearbeitung in der Kgl. Bibliothek zu Berlin.

Bisher iſt nur ein einziges Exemplar der Originalausgabe des 1587 zu Tübingen entſtandenen und 1588 dort bei Alexander Hock erſchienenen gereimten Fauſtbuches bekannt. Es befindet ſich im Beſitze der Kgl. Bibliothek zu Kopenhagen. Wendelin v. Maltzahn gab 1875 in ſeinem „Deutſchen Bücherſchatz" Nr. 1211 von einem andern, ihm gehörigen, Fauſtbuche in Reimen Kunde, dem die in dem Kopenhagener auf dem letzten Blatte ſtehende Druckernotiz „Getruckt zu Tübingen bey Alexander Hock, im Jar

[70]) Schulreden bei der Entlaſſung von Abiturienten. Berlin 1893 (Wiſſenſchaftl. Beilage zum Programm des Köllniſchen Gymnaſiums).

[1]) S. Heft 1 S. 83 ff.

M. D. LXXXVIII." fehlte. Da er aber trotzdem sein Exemplar für vollständig erklärte, so mußte Engel[2]) zu der Annahme geführt werden, daß hier eine von dem Originaldruck verschiedene Ausgabe, ein Nachdruck vorliege. Eine Prüfung des Maltzahnischen Exemplars war nicht möglich, da die Faustbibliographie seine Spur verloren hatte. Es stand nur fest, daß es nach des Besitzers Tode in das Cohnische Antiquariat zu Berlin gelangt war, wo es sich nicht mehr befand.

Durch die im vorigen Jahre vom Hochstift veranstaltete Faustausstellung ist die verlorene Spur wieder aufgefunden. Die Kgl. Bibliothek zu Berlin sandte, neben anderen Seltenheiten, auch ein gereimtes Faustbuch im Pergamentband ein, auf das die Beschreibung von Maltzahns völlig paßte. Auf eine Anfrage teilte die Direktion mit, daß sie den Band 1887 aus von Maltzahns Sammlung durch das Cohnische Antiquariat erworben habe.

Damit war die Gewißheit erlangt, daß das für die Forschung verschollene Exemplar von Maltzahns vorliegt, und zugleich die Möglichkeit gegeben, die Frage, ob Originalausgabe oder Nachdruck, zu entscheiden.

Die Vergleichung mit der ausführlichen Beschreibung des Kopenhagener Originals bei Engel Bibliotheca Faustiana Nr. 212 zeigte eine derartige Übereinstimmung, daß die kleinen Abweichungen: Engel S. 67 letzte Zeile „spräch", Berliner Exemplar „sprüch", dann die Worttrennung in den Überschriften bei Engel „Erster theil" ꝛc. statt „Erstertheil" nur in Druckfehlern begründet erscheinen mußten.

Um jeden Zweifel zu beseitigen, wandte ich mich an den Kgl. Bibliothekar Herrn Chr. Brunn in Kopenhagen mit der Bitte, diese Abweichungen sowie eine Anzahl charakteristischer Stellen zu vergleichen, in denen der Druck des Berliner Exemplars Fehler und Mängel zeigt, wie sie unmöglich in zwei verschiedenen Drucken durch Zufall oder Absicht sich wiederholen können. Die freundliche

---

[2]) Bibliotheca Faustiana. 2. Aufl. Nr. 212 u. 213. Vgl. auch Zarncke: „Zur Bibliographie des Faustbuches S. 196, Berichte üb. d. Verhandlungen der Kgl. Sächs. Gesellsch. d. Wissensch. zu Leipzig. Phil.-hist. Klasse 1888, I. II.

Auskunft des Herrn Brunn ergab die vollste Übereinstimmung in diesen Fällen.

Ich will nur einige Proben geben. Vielfach hat der Drucker, wo ihm das D fehlte, ein umgekehrtes S genommen, und zwar in beiden Exemplaren an ganz denselben Stellen, S. 268 lautet die Seitenübersicht „Veirdertheil“. S. 252, 282, 288 „Vierter-theil“ statt der gewöhnlichen „Vierdertheil“. S. 128 ist die Randnotiz „Verstok- | ung . . .“ ganz gleichartig schief gedruckt, daselbst Zeile 7 ist das erste Wort „Wirt“ in ganz gleicher Weise verschoben.

Da auch das Titelblatt[3]) in beiden Exemplaren völlig gleich ist, so lautete auch das Urteil des Herrn Bibliothekar Brunn, daß das Berliner Exemplar als zu derselben Ausgabe wie das Kopenhagener gehörend betrachtet werden müsse.

Es ist also nicht Nachdruck, sondern Originalausgabe. Von diesem Tübinger Drucke des gereimten Faustbuches sind somit jetzt zwei Exemplare festgestellt, eines in Dänemark, Kgl. Bibliothek zu Kopenhagen, eines in Deutschland, Kgl. Bibliothek zu Berlin. Ein Nachdruck ist bisher nicht nachgewiesen.

Die beiden Exemplare unterscheiden sich nur dadurch, daß dem deutschen die Druckernotiz auf dem letzten Blatte fehlt, die in dem dänischen vorhanden ist. Ob dieses Blatt verloren gegangen, oder ob die Notiz mit Absicht fortgelassen ist, wage ich nicht endgiltig zu entscheiden.

Der Berliner Pergamentband enthält hinter dem letzten bedruckten Blatte des Registers noch sechs weiße Blätter desselben Papieres; Spuren einer Verletzung sind nicht nachweisbar. Soviel sich erkennen läßt, hängen die ersten beiden weißen mit den letzten beiden bedruckten Blättern zusammen und bilden mit ihnen einen halben Bogen, während die vier weißen Blätter zum Schluß als besonderer halber Bogen eingeheftet sind.

Ich möchte daher annehmen, daß bei dem Berliner Exemplar von Anfang an die Druckernotiz fortgelassen sei, vielleicht mit

---

[3]) Vgl. Facsimile in dem Kataloge der Faustausstellung im Goethehause zu Frankfurt a. M. 1893 Taf. 4.

Rückſicht auf die Verfolgung, die der Senat der Univerſität Tübingen gegen die Bearbeiter und den Verleger des Werkes einleitete.

3.

Der im Laufe des letzten Winters von Herrn Profeſſor Berthold Litzmann gehaltene Lehrgang: „Das deutſche Drama der Gegenwart und die naturaliſtiſche Bewegung“ war ein Teil eines größeren Vortragszyklus, mit dem der Verfaſſer ſeine Lehrthätigkeit in Bonn begonnen hat. Dieſer ganze Vortragszyklus iſt nun unter dem Titel: „Das deutſche Drama in den litterariſchen Bewegungen der Gegenwart“ (Hamburg und Leipzig, Leopold Voß 1894) erſchienen. Er umfaßt fünfzehn Vorträge, die ſich ſo gliedern: die Einleitung (I) giebt nach dem „Programm“ einen Überblick über die deutſche Litteratur im erſten Jahrzehnt nach dem großen Kriege (die patriotiſche Lyrik, das Heldenlied, der Roman, das Drama). Der Hauptteil (II) behandelt das Drama der Gegenwart (Wildenbruch, die litterariſche Revolution, Ibſen, Hauptmann, Sudermann). In dem Schluß (III) wirft der Verfaſſer einen Ausblick auf die Zukunft der deutſchen Litteratur und ſchildert die Hoffnungen und Befürchtungen, die Aufgaben und die Ziele. Ein ausführliches Namenverzeichnis giebt zum Schluſſe leichte Orientierung in dem reichen Inhalte des die dichteriſchen Intereſſen der Gegenwart aufs nächſte berührenden intereſſanten Werkes.

* * *

Nachdem Profeſſor Michael Bernays ſich von ſeiner Lehrthätigkeit in München zurückgezogen hat, haben ſich eine Reihe von ſeinen Schülern vereinigt, um dem hochverehrten Lehrer eine dankbare Huldigung darzubringen, indem ſie ihm vereint „Studien zur Litteraturgeſchichte“ widmeten. Unter dieſem Titel iſt die Sammlung „Michael Bernays gewidmet von Schülern und Freunden“ bei Leopold Voß (Hamburg und Leipzig 1893) erſchienen. Sie weiſt als Teilnehmer eine ſtattliche Anzahl hervor-

ragender Kräfte auf, die ſich auf dem Gebiete der litterariſchen Forſchung eine geachtete Stellung erworben haben. Die bearbeiteten Gegenſtände zeigen den weiten Umkreis der Intereſſen, die, von einem Mittelpunkt angeregt und gefördert, nun je nach Neigung und Anlage nach verſchiedenen Richtungen auseinandergehen, ohne die Fühlung zu verlieren und den gemeinſchaftlichen Ausgangspunkt zu verwiſchen. So darf die dem Meiſter litterariſcher Forſchung dargebrachte Widmung als eine wohlgelungene bezeichnet werden und auf weitgehende Teilnahme rechnen. Der reiche Inhalt bietet „Einige engliſche Urteile über die Dramen deutſcher Klaſſiker“ von Hans Wolfgang Singer; „Ein Brief Goethes nebſt Auszügen aus Briefen P. A. Wolffs“ von Max Koch; „Die Überführung des Sinnes über den Versſchluß und ihr Verbot in der neueren Zeit“ von Karl Borinski; „Die Herzensergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders“ von Heinrich Wölfflin; „Goethe und Falconet“ von Georg Witkowski; „Zur Geſchichte der Caſſandra Fedele“ von Henry Simonsfeld; „Über Schillers „Räuber“ von Walter Bornemann; „Herders letzter Kampf gegen Kant“ von Eugen Kühnemann; „Briefe Georg Rudolf Weckherlins“ von Hans Schnorr von Carolsfeld; „Die Jungfrau mit den goldenen Haaren“ von Wolfgang Golther; „Die Anfänge des zürcheriſchen Milton“ von Hans Bodmer; „Der erſte deutſche Terenz“ von Hermann Wunderlich; „Über zwei Guillaume Coquillart zugeſchriebene Monologe“ von Werner Söderhjelm; „Eine unbekannte altſpaniſche Überſetzung der Ilias“ von Karl Vollmöller; „Fragmente einer Shakeſpeare-Überſetzung“ von Julius Elias.

IV. Einsendungen.

Vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1893 wurden nachstehende Schriften unserer Bibliothek eingesendet. Allen Herren Einsendern sei an dieser Stelle der beste Dank ausgesprochen.

Die mit † bezeichneten Schriften werden im Austausche gegen die Hochstiftsberichte geliefert, die mit * bezeichneten sind Geschenke; ist der Geber nicht besonders angeführt, ist es der Verfasser, beziehungsweise Verein, Universität u. s. w.

Geschichte.

†Jahrbuch des Siebenbürgischen Karpathenvereins. 13. Jahrg 1893. Mit 4 Heliogravüren als Beilage. Hermannstadt 1893.

†Uhrig, W. Geschichte des Großherzogl. Gymnasiums zu Darmstadt. Darmstadt 1879.

†Becker, Adalb. Beiträge zur Geschichte der Frei- und Reichsstadt Worms und der daselbst seit 1527 errichteten höheren Schulen. Darmstadt 1880.

†Koehl. Römisches aus Worms. S.-A. a. d. Quartalbll. d. hist. Ver. f. d. Großh. Hessen. N. F. Bd. I. Nr. II.

†Franck, W. Geschichte der ehemaligen Reichsstadt Oppenheim am Rhein. Darmstadt 1859.

†Kraft, F. Geschichte von Gießen und der Umgegend von der ältesten Zeit bis zum Jahr 1265. Darmstadt 1876.

Volkswirtschaft.

*Beiträge zur Statistik der Stadt Frankfurt a. M. N. F. Hg. durch das Statistische Amt. Heft II. Die Bewegung der Bevölkerung im Jahre 1891, insbesondere Studien über die Wanderungen. Bearb. v. Dr. H. Bleicher Frankfurt a. M. 1893.

*Ponfick, Dr. Otto. Der Frankfurter Gefängnisverein in den ersten 25 Jahren seines Bestehens 1868—1893.

Litteratur.

*Frankl, L. A. Chraſt. Gedicht. Dezember 1893.

*Rüttenauer, B. Der kleine Bolland oder Acta Sanctorum minora d. i. 20 fromm-heitere Legenden in anmutige und höchſt erbauliche Reime gebracht von P. Hilarius a la Santa Clara. München.

*Valentin, B. Goethes Fauſtdichtung in ihrer künſtleriſchen Einheit dargeſtellt. Äſthetiſche Schriften Bd. 2. Berlin 1894.

*Bernard, J. C. Fauſt. Romantiſche Oper in 4 Acten. Leipzig o. J. Geſchenk des Herrn R. Muſiol. Frauſtadt.

*Weizſäcker, P. Das Neueſte von Plundersweilern. Beiträge zur Erklärung einiger Stellen. S.-A. a. d. Vierteljahrſchr. f. Littg.

*Wood, H. Goethes Elpenor. Ebenſo.

*Suphan, B. Goethe im Conſeil. Urkundliches aus ſeiner amtlichen Thätigkeit 1778—85. Ebenſo.

*Schmidt, E. Die ſchöne Seele. Ebenſo.

*Das Schiller-Denkmal in Wien. Bericht des Comités zum 10. November 1876. Mit einer Abbildung. Wien 1876. Geſchenk des Herrn Hofrat Egger von Möllwald.

*Seuffert, B. Briefe zur Schillerlitteratur. S.-A. a. d. Vierteljahrsſchr. f. Littg. VI.

*Biedermann, Woldem. von. Erläuterungen zu den Tag- und Jahresheften von Goethe. Leipzig 1894. Anhang an Goethes Werke. Abt. f. Erläuterungen. Bd. 35 und 36.

*Welling, G. von. Opus Mago-Cabbalisticum et Theosophicum ... Andere Auflage. Frankfurt und Leipzig, 1760. Geſchenk des Herrn Dr. Heinr. Sieveking, Hamburg.

*Goezes Streitſchriften gegen Leſſing. Herausg. von E. Schmidt. Stuttgart 1893. Deutſche Litteraturdenkmale d. 18. u. 19. Jahrh. 43/45.

*Koch, M. Geſchichte der deutſchen Litteratur. Stuttgart 1893. Sammlung Goeſchen 31.

*Hohenfeld, H. Deutſche Frauengeſtalten. Körners Ideale. Mit 6 Illuſtrationen und einem Begleitwort von Hermann Lingg. München 1894.

*Thorsteinsson, Steingrim. Ljódmaeli. Onnur útgáfa, ankin. Kaupmannahöfn 1893.

*Goldſchmidt, M. Brenneſſeln. Epigrammatiſches Unkraut. Frankfurt a. M.

*Kamp, Otto. Armeleutelieder. Dritte Aufl. Frankfurt a. M. 1888.

*Wilferth, Ferd. Ferdinand Maria's Brautwerbung. München 1893.

*Rollett, H. Den Forſchern. S.-A. a. d. Badener Boten 1893 Mai 6.

Archäologie und Kunſt.

†Wecker ling, A. Neu aufgefundene Grabplatten aus der Kirche zu Herrnsheim bei Worms. S.-A. a. d. Quartalbll. d. hiſt. Ver. f. d. Großh. Heſſen. N. F. Bd. I. Nr. 10.

† — Grabdenkmäler und Grabſchriften im Paulus-Muſeum zu Worms. S.-A. a. d. Quartalbll. d. hiſt. Ver. f. d. Großh. Heſſen. N. F. Bd. I. Nr. 9.

†Die Burgkapelle zu Iben in Rheinheſſen. Aufgenommen von Studierenden der Architektur an der Techniſchen Hochſchule zu Darmſtadt unter Leitung v. Prof. E. Marx. Darmſtadt 1883.

†Schaefer, G. Denkmäler der Elfenbeinplaſtik des Großh. Muſeums zu Darmſtadt in kunſtgeſchichtlicher Darſtellung. Feſtſchrift des hiſt. Ver. f. d. Großh. Heſſen zur Feier der Generalverſammlung der deutſch. Geſch. und Alterthumsvereine 1872. Darmſtadt 1872.

†Adamy, R. Die Einhard-Baſilika zu Steinbach im Odenwald. Darmſtadt 1885.

† — Die fränkiſche Thorhalle und Kloſterkirche zu Lorſch. Darmſtadt 1891.

Mathematik und Naturwiſſenſchaft.

†Heinitz, G. Eine neue Beſtimmung des quadratiſchen Reſtcharakters. Wiſſenſch. Beilage z. Bericht der Jacobſon-Schule in Seeſen. Oſtern 1893. Göttingen 1893.

†Bulletin de la Société Impériale des Naturalistes de Moscou. Publié s. l. rédact. du Prof. Dr. M. Menzbier. A. 1893. nr. 2 et 3. Moscou 1893.

Medizin.

†Erb, Wilh. Über die wachſende Nervoſität unſerer Zeit. Akademiſche Rede v. 22. Nov. 1893. Heidelberg 1893.

*Stern, H. An, as yet undefined fact in Pharmacology. Reprinted from the Courier of Medicine. 1894.

Programme etc. von Hochſchulen, Inſtituten, Vereinen.

*Univerſität Freiburg. Verzeichnis der Behörden, Lehrer, Anſtalten, Beamten und Studierenden. S. S. 1893 und W. S. 1893/94.

*Univerſität Jena. Amtliches Verzeichnis der Lehrer, Behörden, Beamten und Studierenden. S. S. 1893 und W. S. 1893/94.

*Univerſität Leipzig. Perſonalverzeichniß S. S. 1893 und W. S. 1893/94.

*Universität Tübingen. Bekanntmachung der Ergebnisse der akademischen Preisbewerbung. 1892/93.

*Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag. Bericht über das Jahr 1892. Prag 1893.

*Gehe-Stiftung zu Dresden. Programm der Vorlesungen im W. S. 1893/94.

*Cincinnati Musenm Association. Twelfth annual report for the year 1892. Cincinnati 1893.

*Frankfurter Turnverein. Bericht des Turnrats über 1892/93. 1893.

*Müller, Max. An Offering of Sincere Gratitude to my many Friends and fellow-labourers for their good wishes on the first of September 1893, the fiftieth Anniversary of my receiving the Doctors Degree in the University of Leipzig.

V. Veränderungen im Mitgliederbestande

in der Zeit vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1893.

A. Neu eingetreten:

(Beitrag, wenn nicht besonders bemerkt, Mk. 8.—, bei Auswärtigen Mk. 6.—, Mehrbeträge werden dankend besonders verzeichnet.)

1. Ludwig Bachfeld, cand. jur., Straßburg i. E.
2. Oscar Baer, Kaufmann, hier.
3. Frau Sophie Baither, Privatiere, hier.
4. Jakob Bechtel, Kgl. Landesgerichtsrat, Frankenthal.
5. Frau Anna Berent, hier. (Mk. 12.)
6. Georg Berg, Dr., Arzt, hier.
7. Simon Bermann, Privatlehrer, hier.
8. Abel Berrsche, Kaufmann, Höchst a. M.
9. Felix Bölte, Dr., Gymnasiallehrer, hier.
10. Sally Bonn, Kaufmann, hier.
11. Siegfr. Brodnitz, Dr. med., Arzt, hier.
12. Frau Dr. Julie Brüll, Privatiere, hier.
13. Wilh. Bückmann, Hofjuwelier, Hanau.
14. Jos. Buseck, Kaufmann, hier.
15. Artur Cahn, Kaufmann, hier.
16. Carl von Colomb, Generalmajor z. D., Darmstadt.
17. Joh. Pet. Dériveaux, Buchhändler, hier.
18. Carl Dondorf, Kaufmann, hier. (Mk. 10.)
19. Max Dreyfuß, Kaufmann, hier. (Mk. 10.)
20. Michael Elias, Lehrer, hier.
21. Adolf von Eschstruth, Oberlandesgerichtsrat, hier.
22. Emil Ettlinger, Fabrikant, hier.
23. Albert Franckenhoff, Prokurist, hier.

24. Gottfr. Friedr. Wilh. Fleiſcher, Rechtsanwalt, Hanau. (Mk. 15.)
25. Karl Freitag, z. Zt. Privatier, hier.
26. Moſes Frenkel, Kaufmann, hier.
27. Frau Anna Fries, Privatiere, hier.
28. Jakob Fries-Dondorf, Ingenieur, hier.
29. Leopold Fromberg, Kaufmann, hier.
30. Emil Fromm, Dr. med., Augenarzt, hier.
31. Amand Fürth, Kaufmann und Schriftſteller, Hanau. (Mk. 10.)
32. David Fürth, Kaufmann, Hanau.
33. Frau Otto Geiſenheimer, Wwe., Privatiere, hier.
34. Sigm. Freiherr von Gemmingen-Hornberg, hier. (Mk. 15.)
35. Jean Gies, Kaufmann, Bockenheim.
36. Moritz Goldſchmidt, Privatier, hier.
37. Heinr. Gottſchalk, Gerichtsreferendar, hier.
38. Hugo Handwerck, Gymnaſiallehrer, hier.
39. Adolph Harbordt, Dr., prakt. Arzt, hier. (Mk. 12.)
40. Frl. Anna Harth, Privatiere, hier.
41. J. K. Hartmann, Lehrer, Bockenheim.
42. Otto Hecht, Kaufmann, hier.
43. Ludwig Herber, Amtsrichter, hier.
44. Jul. Heymann, Privatier, hier.
45. Sim. Heymann, Privatier, hier.
46. Ernſt Leopold Hirſch, Börſenſenſal, hier. (Mk. 10.)
47. Ludwig Hirſch, Kaufmann, hier.
48. Frau Bellie Hochſchild, Privatiere, hier.
49. Frau Leo Hochſchild, Privatiere, hier.
50. Heinr. Hunrath, Kaufmann, hier.
51. Frau Suſette Ihlée, Privatiere, hier.
52. Moritz Kahn, Fabrikant, hier.
53. Frau E. Kapp, Wwe., Privatiere, hier.
54. Frau Sara Kaula, Privatiere, hier.
55. H. E. Kellner, Dr., Prof., Vorſtand d. Goethevereins, Zwickau.
56. Benno Klopfer, Bankdirektor, hier.
57. Friedr. Künkelin, Dr., Oberlehrer, hier.
58. Walter Kunig, Gerichtsaſſeſſor, hier.

Digitized by Google

59. Alfred Kyritz, Kaufmann, hier.
60. Eduard Liegnitz, Privatier und Konsul a. D., hier.
61. Erich Lindow, Postsekretär, hier.
62. Frau Pauline Liviens, Wwe., Rentnerin, hier.
63. Frl. Caroline Lombard, Privatlehrerin, hier.
64. Frl. Emma Lucae, Privatiere, hier.
65. Franz Xaver Ludwig, Redakteur u. Schriftsteller, Schmalkalden.
66. Richard Marsson, Dr. jur., Amtsrichter, hier.
67. Isaac Marx, Kaufmann, hier.
68. Franz L. May, Dr., Fabrikant, hier. (Mk. 12.)
69. Freifrau von Maydell, hier.
70. Wolfgang Merkel, Kaufmann, hier.
71. Alb. Merzbach, stud., Offenbach a. M.
72. Lehmann Michel, Lehrer, hier.
73. Gustav Mohl, Divisionspfarrer, hier.
74. Carl Müller, Rendant der Kgl. Kreiskasse, hier.
75. Paul Münz, Lehrer, Eltville. (Mk. 10.)
76. Adolf Naumann, Kaufmann, hier. (Mk. 12.)
77. Anton Otterborg, Direktor der landw. Creditbank, hier.
78. Rud. Plaut, Dr., Rabbiner, hier.
79. Sidney Posen, Fabrikant, hier.
80. Jos. Pronell, cand. phil., hier.
81. Otto Rasch, wissenschaftl. Lehrer, hier.
82. Jos. Reichenbach, Kaufmann, hier.
83. Frl. Marie Reiß, hier.
84. L. Rohnstadt, Fabrikbesitzer, hier. (Mk. 10.)
85. Siegfried Rosenau, Kaufmann, hier.
86. Ludw. Rosenbaum, Kaufmann, hier.
87. Emil Säng, Versicherungs-Beamter, hier.
88. F. G. A. Sauer, Lehrer, hier.
89. Leopold Sonnemann, Verleger, hier.
90. Heinr. Schäfer, Lehrer, hier.
91. Louis Schmidt-Hänsel, Buchhalter, hier. (Mk. 12.)
92. Wolfg. Schmidt-Scharff, Dr. jur., Referendar, hier.
93. Siegfr. Schmoller, Gerichtsreferendar, hier.
94. Mos. Sal. Schwab, Kaufmann, hier.

95. Guſtav Schwarz, Kaufmann, hier.
96. Moritz Stamm, Kgl. Eiſenbahnbetriebsſekretär, hier.
97. Frau Dr. B. Stern, Wwe., Privatiere, hier. (Mk. 9.)
98. Ludolph St. Goar, Kaufmann, hier.
99. Adolf Strack, Dr., Realgymnaſiallehrer u. Privatdozent, Gießen.
100. Paul Straßburger, Kaufmann, hier.
101. Albrecht Ströbter, Lehrer, hier.
102. Louis Thebeſius, Dr., Rechtsanwalt, hier.
103. Otto Thebeſius, Rentner, hier.
104. Herm. Ullrich, Dr. phil., Oberlehrer, Chemnitz.
105. Joſ. Walk, Kaufmann, hier.
106. Karl Weinsheimer, Lehrer, hier.
107. Sigmund Weis, Kaufmann, hier.
108. Ludw. Wertheimer, Dr. jur., Referendar, hier.
109. Nicolaus Wertheim, Privatier, hier.
110. Frau Lili Wittichen, Pfarrers-Wwe., hier.

B. Geſtorben:

1. Franz Braun, Dr. med., München.
2. Friedrich Goeſchen, Bankier, hier.
3. Jakob Froſchhammer, Univerſitäts-Profeſſor, München.
4. Jean Hildmann, Weißbindermeiſter, hier.
5. Ignaz Hoppe, Profeſſor, Baſel.
6. Samuel Iſtel, Privatier, hier.
7. Ferdinand Jühlke, Hofgartendirektor, Potsdam.
8. Georg Julius Jung, Oberlandesgerichtsrat, hier.
9. Johann Merian, Profeſſor, Baſel.
10. J. Konrad Roeſſing, Dr. jur., Rechtsanwalt, hier.
11. Chriſtian Tack, Lehrer, hier.
12. Frau Marie Taſſius, Privatiere, hier.
13. Louis Wolf, Oberlandesgerichtsrat, hier.
14. Konſtantin von Wurzbach-Tannenberg, Dr. phil., Berchtesgaden.

14 Mitglieder haben ihren Austritt erklärt.

ASTIANAX VICIT KALENDIO
ASTIANAX
KALENDIO

1.

197
AST IANAX VICIT KALENDIO
ASTIANAX
KALENDIO

2.

Tafel 1.

3.

4.

Lichtdruck von Kühl & Co., Frankfurt a. M.

Tafel 2.

I. Berichte aus den Akademiſchen Fachabteilungen.

1.

Abteilung für Sprachwiſſenſchaft (SpW).

a) Sektion für Alte Sprachen (AS).

In dieſer Sektion ſprachen am

24. Januar Herr Gymnaſiallehrer C. Blümlein über „Die Ausſprache des Lateiniſchen“;

21. Februar Herr Gymnaſialdirektor Dr. K. Reinhardt über „Die Schlacht bei Idiſtaviſo“.

* * *

Der eingeſandte Bericht lautet:

Über die Ausſprache des Lateiniſchen von Gymnaſiallehrer C. Blümlein.

Es war Kaſpar Scioppio, der vor etwa dreihundert Jahren in ſeinem Buch de orthoepeia seu recta litterarum Latinarum pronunciatione . . . grammatica philosophica die Hauptregeln feſtlegte, die für die Ausſprache des Lateiniſchen durchſchlagend und maßgebend ſind. Es gelang ihm aber nicht, ſeinen Anſichten Verbreitung zu verſchaffen. Vertieft und erweitert wurden dieſe zwar durch die epochemachenden Werke von Schuchardt, Corſſen, Seelmann, Sievers u. a.,[1]) aber ſo ſehr auch die Ergebniſſe ihrer

[1]) Neuerdings hat der Holländer H. T. Karſten in ſeinem Buch De uitspraak van het Latijn die Ergebniſſe der Forſchung über die Ausſprache des Lateins überſichtlich zuſammengeſtellt; an ſeine Ausführungen halten wir uns im folgenden hauptſächlich.

*

Forſchungen in der gelehrten Welt Anklang und Anerkennung fanden, — da, wo das meiſte Latein noch geſchrieben und geſprochen wird, ließ man ſie unbeachtet; wenn Cicero heute in einem Gymnaſium hoſpitierte, ne unum quidem verbum satis percipiat, wie der alte Scioppio meint, und umgekehrt würde er den Schülern, wenn er ſpräche, arabice perorare ſcheinen.

Ein kleiner Schritt zum Beſſern iſt jedoch in der allerjüngſten Zeit inbezug auf die Ausſprache des Lateins in den Schulen und Schulbüchern gemacht worden: man bezeichnet die Silbenquantität und achtet mehr auf ſie; feſte und brauchbare Normen, nach denen ſich die Ausſprache in der Schulpraxis richten könnte, ſind freilich noch nicht gefunden, über die Einzelheiten giebt das Hilfsbüchlein von Marx treffliche Winke. Ein gewiſſenhafter Lehrer zeigt ſeinen Schülern deutlich, wie verſchieden ĕrat und ĕr-rat auszuſprechen ſind, daß es rēx, lūx, lēx, amāsse und finīsset heißt. Welcher Widerſpruch herrſcht oft zwiſchen der Ausſprache von mallem, nollem und nullus und der Erklärung, die der Lehrer von der Entſtehung dieſer Wörter giebt! Hier muß energiſch vorgegangen werden, wenn etwas erreicht werden ſoll.[2]) Noch dringender muß dieſe Forderung geſtellt werden inbezug auf die Ausſprache der Vokale und Konſonanten. Während der franzöſiſche und der engliſche Lehrer mit peinlicher Sorgfalt darauf achten, daß die einzelnen Wörter, Silben und deren Beſtandteile möglichſt korrekt ausgeſprochen werden, begnügt ſich die große Mehrzahl der Lateinlehrer damit, alter Gewohnheit folgend, das Latein ſo falſch auszuſprechen, wie es bereits in den Kloſterſchulen geſchah, und die Grammatiken, welche dem Schüler in die Hand gegeben werden, verzeichnen ruhig die falſche Ausſprache, wenn auch manche ehrlich genug ſind, dabei zu bemerken, daß die Römer ſelbſt ſich einer andern Ausſprache befleißigt hätten. Es würde ein ſolcher Vorgang ſchließlich zu entſchuldigen ſein, wenn inbezug auf die Ausſprache des Lateins

---

[2]) Was die Orthographie betrifft, ſo iſt hier eine Einigung nicht erzielt worden. Brambachs verdienſtvolles Buch hat manchen Widerſpruch hervorgerufen; inkonſequent iſt es von ihm, daß er für i und j ein Zeichen, dagegen für u und v, das ebenſo halbvokaliſch iſt wie j, zwei ſetzt.

Uneinigkeit herrſchte; das iſt aber keineswegs der Fall: die Grammatikerzeugniſſe, die Inſchriften, die Phonetik, die romaniſchen Sprachen geben uns die Mittel zur Hand, zu ſolcher Klarheit zu kommen, daß an den Ergebniſſen nicht zu rütteln ſein dürfte. Von dieſen geben wir im nachſtehenden eine gedrängte Überſicht.

Wir wenden uns zuerſt zu den Vokalen.

A. Über dieſen Vokal haben zwei Grammatiker, Terentianus Maurus im Anfang des 3. Jahrhunderts und Marius Victorinus etwa hundert Jahre ſpäter, gehandelt. Nach Terentius Scaurus VII. 18 ſchrieb Accius das lange a doppelt, wogegen Lucilius Front machte; doch das war nur eine Quantitätsbezeichnung, der Klang von ā und ă war derſelbe, mochte es nun offen oder geſchloſſen ſein.

Verſchieden davon iſt die Volksausſprache, wo die Ausſprache von a ſich teils nach e, teils nach o (auch u) hinneigte; für das letztere ſprechen condumnare, Fovii (Fabii) neben insulsus, inculco u. ä., für jenes die griechiſchen Lehnworte talentum, Tarentum, daneben amandare neben commendare, attracto neben attrecto u. a. Nach Feſtus 273 ſprach Scipio Africanus Pauli filius „rederguisse“ per e litteram. Auf Inſchriften finden ſich Delmatia, Vespesianus, Jenuarius (ital. Gennaro), melum = malum (ital. melo). Auch auf das Franzöſiſche clef, frère, aimer dürfte hier hinzuweiſen ſein.

Der zweite Vokal E zerfällt in ē und ĕ, die, anders wie a, ſich auch im Klang unterſcheiden; das beſtätigen die Grammatikerzeugniſſe (Victorinus p. 33; Pompeius V. 102; Servius p. 421 u. a.). Sie thun dar, daß ē mehr nach ī hinklang. Bekannt iſt, daß in den Kaſusendungen ē mit ei und ī wechſelt. Schon Quintilian (I. 4, 17) und Varro (de l. l. VII. 37) machen darauf aufmerkſam; letzterer bemerkt, daß man sine reprehensione ſage: hae puppis restis und hae puppes restes. Die Inſchriften bieten ebenfalls manche Beiſpiele dafür.

Denſelben Wechſel finden wir im Inneren des Worts: ſo hat die tabula Bantina: ni nive oportiret. Zahlreiche Inſchriften, beſonders aus den Provinzen, und Varro (de r. r. I. 2, 14: rustici

etiam nunc quoque appellant . . vellam non villam[3]) und 48, 2 spica quam rustici . . vocant specam) neben Festus (p. 15 ameci et amecae per e litteram efferebantur) bezeugen dagegen, daß umgekehrt ē für ĭ rustik gewesen ist.

Was ĕ betrifft, so sagt Quintilian (a. a. O.): Quid? non e quoque i loco fuit: Menerva et leber et magester? Ein Blick in den C. I. L. I. S. 605 lehrt uns, daß bereits in alter Zeit dieser Wechsel vorhanden war; dort finden wir cepet, Deana, navebos; ebenso das Umgekehrte: fameliae, Menervae. In späterer Zeit, im Vulgärlatein ist ĕ für ĭ und umgekehrt ganz gewöhnlich. Das Romanische ersetzte in manchen Worten das e durch i, z. B. ital. lione, frz. lion. Neben i finden wir ae für ĕ und ē, freilich erst häufiger nach dem 1. Jahrhundert n. Chr. Aus des Pompeius Äußerung (V. 285): plerumque male pronuntiamus et facimus vitium, ut brevis syllaba longo tractu sonet, aut iterum longa breviore sono, si qui velit .... dicere aequus pro eo quod equus geht hervor, daß man im 5. Jahrhundert meist keinen Unterschied mehr zwischen e und ae machte.[4]) Damit war die Entwickelung des e-Klanges abgeschlossen. Noch hundert Jahre vorher sagt Donat e und ae seien vicinum, doch nicht gleich. Im 3. Jahrhundert haben wir hauptsächlich rustik ĭ = ĕ, ebenso wie in der alten Zeit; ĕ wurde zu Trajans Zeiten noch als ĕ ausgesprochen, wie ausdrücklich Velius Longus (VII. 77) bezeugt, wo er von der alten Aussprache Mircurius per i spricht und dann fortfährt: Nostris iam auribus placet per e.

Das ē dürfte mit dem frz. e fermé und ei im engl. skein Ähnlichkeit gehabt haben. Für ĕ dagegen können wir die Aussprache unseres e in retten, beste annehmen. Daß das e in tonlosen Endungen einen schwachen, matten Klang gehabt, das beweist die Wiedergabe durch ae und i in der vulgären Schrift, ein Zeichen

---

[3]) Das von Karsten aus dieser Stelle hier eingeholte viam veham hat ĭ.

[4]) Auch das Edictum Diocletiani aus dem Jahre 301 n. Chr. hat zahlreiche Belege dafür.

einerſeits dafür, daß ae ganz ſeinen diphthongiſchen Charakter verloren und daß die Verſchleifung der unbetonten Endvokale immer mehr zunahm.

Nahe verwandt mit ĕ war das kurze i, das bereits auf den Scipionengrabſchriften mit e wechſelt: dedet, meretod, fuet, und ſo durch das ganze Altertum hindurch, beſonders in den Endſilben, wie auch pecten, nomen mit dem Genetiv auf inis zeigen, doch auch in offenen Silben wie homenem, anema. Das Volk ſpricht faſt nur ĕ.

Daneben haben wir ein ī, das i pinguis der Grammatiker, das in alter Zeit bis auf Auguſtus mit ei wiedergegeben, aber ī ausgeſprochen wurde: die rustici ſprechen auch hierfür e; das Umbriſche hat ähnlich etu = ito, feliuf = filios. Die Gallier ſprachen nach Conſentius V. 394 auch das i in ite nach e hin (inter e et i), doch war das bäuriſch; jedenfalls haben die romaniſchen Sprachen das i bewahrt.

Ein drittes i iſt das, für welches bis in der republikaniſchen Zeit u, ſpäter aber i geſchrieben wurde; es findet ſich dieſer Vokal, für den Kaiſer Klaudius einen eigenen Buchſtaben erfand (ↄ), in der Endung imus der Ordinalzahlen und Superlative. Daneben in einigen Ablativen der vierten Deklination und bei den Worten aestimare, capitalis, clipeus, aucupium, cliens, inclitus, lacrimae, mancipium, monimentum und einigen ſelteneren. Über die Ausſprache dieſes eigenartigen Vokals ſagt Quintilian (I. 4, 8): medius est quidam u et i literae sonus. Ob die ſpätere Schreibart i auf eine Veränderung in der Ausſprache hindeutet, dürfte doch zu bezweifeln ſein, denn nach Marius Victorinus (VI. 19) ſprachen auch die Alten nicht u, ſondern y, und dieſer Buchſtabe findet ſich auch ſpäter auf den Inſchriften für dieſes i und u. Bekannt iſt, daß das griechiſche υ vor Cicero durch u wiedergegeben wurde: erſt in ſeiner Zeit wurde das y eingeführt; doch brach ſich, wie die vielen u für y auf den Inſchriften beweiſen, dieſe Neuerung erſt langſam Bahn. Daneben findet ſich, ein Zeichen, daß der Lateiner den Laut υ nicht hatte, auf den Inſchriften noch häufig i dafür. Wir dürfen daraus inbezug auf die Ausſprache des

y ſchließen, daß es wie unſer ü, franzöſiſch u geſprochen wurde.[5]) Karſten dagegen befürwortet die Ausſprache ö, indem er ſich auf Victorinus VI. 196 ſtützt, wo dieſer ſagt, wenn die Römer kein y und z hätten, ſie richtiger ſprächen (diceremus) ſtatt Hylas und Zephyrus: Hoelas und Sdephoerus. Der Grammatiker hat hier vielleicht dialektiſche Schreibung und Ausſprache des griech. υ vor Augen, das häufig mit οι wechſelt, das lateiniſch faſt durchweg mit oe wiedergegeben wurde.

Diphthonge, von denen ich mit Grimm I[3], 38 glaube, „daß jeder der darin enthaltenen Vokale urſprünglich auch einzeln hörbar, und die Verdichtung beider in einen Schall immer erſt ſpäter eingetreten iſt," kennt das klaſſiſche Latein vier: **ae, au, eu, oe,** das alte ai, ei, oi, eu und ou.

Aus dem alten ai hat ſich ae entwickelt, letzteres tritt häufiger zur Zeit der Gracchen auf, ohne daß ai gänzlich verſchwindet. Bekannt iſt aus Vergil der Genetiv auf ai, worüber Quintilian I. 7, 18 pictai vestis et aquai Vergilius vetustatis amantissimus carminibus inseruit. Derſelbe Gewährsmann giebt uns Auskunft über die Ausſprache des Diphthongs: ae syllabam, cuius secundam nunc e litteram ponimus, varie per a et i efferebant. Aus Varro l. l. VII. 96 und V. 97 nebſt Diomed. I. 452 und den Inſchriften darf man ſchließen, daß zwiſchen ai und ae kein phonetiſcher, ſondern nur ein orthographiſcher Unterſchied vorhanden war, und es war jedenfalls nur ein ohne ſtichhaltige Gründe unternommener Verſuch, in die verwirrende Orthographie Ordnung zu bringen, wenn Lucilius (Martian. Capella III. 266) in dativo casu a et e coniungit dicens huic Terentinae Orbiliae, in genetivo a et i; das beſtätigen auch die Inſchriften, wo z. B. Genetive auf ai und ae wechſeln; es iſt doch kaum denkbar, daß eben dieſelbe Perſon einmal quairo, terrai und dann gleich darauf quaero, terrae ſprach. ai und ae werden wohl ſo ausgeſprochen worden ſein, daß auf a ein leichter Vokal gehört wurde, der weder

[5]) ü bildet den Übergang von i zu u, welch letzteres wohl auch im Griechiſchen das urſprüngliche war und ſich dann trübte, wie das lateiniſche u im Franzöſiſchen. Im 4. und 5. vorchr. Jahrhundert iſt der Wechſel von u (griech. υ) und i noch ſehr häufig.

reines i noch reines e war. Daß dieſer letzte Vokal getrennt geſprochen wurde, geht aus der Meſſung Romāi bei den Dichtern hervor, wie aus der griechiſchen Transſkription, wo für den Diphthong ae nie η, ſondern αι geſchrieben wird. Vgl. auch Terent. Scaurus VII. 16 apud antiquos i littera scribebatur ... pictai vestis, aulai medio: sed magis in illis e novissima sonat. Daß das a den Hauptton hatte, zeigen auch die allitterierenden Verbindungen, wo a mit ae allitteriert; ſie kommen noch in ſpäter Zeit vor und bilden gleichſam verſteinerte Zeugen der alten Zeit, wie ähnlich bei uns die allitterierenden Verbindungen ſeltene Worte bewahrt haben, vgl. z. B. frank und frei, Kind und Kegel; es ſei hingewieſen auf die Verbindung von aetas-annus, aetas-amor, aes-argentum.[6]) Im Griechiſchen findet ſich eine ähnliche Entwickelung von αι zum e-Laut. Daß auch dort α überwog, zeigt die Behandlung in der Kraſis Καὶ ἐν = κἀν. ſ. Blaß, Über die Ausſprache des Griechiſchen[3] § 14 f.) Die Ruſtici ſprachen freilich für dieſes ae in der alten wie in der ſpäteren Zeit e, doch ſind die Belege für das 1. und 2. Jahrhundert nicht ſehr häufig.

Ähnlich war die Volksausſprache für **au** = **o**, während der Gebildete a + u ſprach. a hatte jedenfalls hierin das Übergewicht, wie aus den Schreibarten Cladius, Agustus u. ä. hervorgeht. Die Trennung beweiſen griechiſche Transſkriptionen wie Παουλλινα, Φαοστινι, die an das italieniſche Paolo, Taormina u. ſ. w. erinnern. In Betracht kommt hier ferner noch eine Anekdote über au. Cicero nämlich erzählt (de divin. II. 84), daß Pompejus, als er den Ruf der Feigenverkäufer cauneas hörte, darunter cave ne eas verſtanden habe. Wir ſehen hieraus, das das u geſondert gehört wurde und wohl einem weichen v nahe kam. Hier darf man auch auf au-ferre u. ä. hinweiſen, da das u jedenfalls getrennt nach v hin geſprochen wurde: es war hier Halbvokal, und v wechſelt, wie wir ſpäter zeigen werden, häufig mit b. Auch im Griechiſchen haben wir hier Analogieen, indem auch da der zweite Vokal des Diphthongs erhärtet wurde; daß man hier nicht Digamma ſchrieb,

[6]) S. Berichte d. Fr. D. Hochſtifts, N. F., VII. S. 109 f.

beweiſt, daß dieſer zweite Beſtandteil doch weicher als dieſes war; daher er auch häufig ganz verloren ging, z. B. ἀτός = αὐτός.

Das Volk ſprach o; Feſtus z. B. berichtet (p. 182), die Bauern ſagten orum und oriculas; alte Inſchriften geben Ofelli, Ploti. Sueton im Leben Veſpaſians 22 erzählt eine artige Anekdote von dieſem Kaiſer, der, als Florus im Geſpräch ſeine ruſtike Ausſprache plostrum in plaustrum verbeſſerte, den Höfling postero die Flaurum salutavit. In die urbane Sprache hat ſich das o für au in folgenden Wörtern eingeſchlichen: olla (vgl. Aulularia), Clodius, codicillus, copa, cotis, Opiter (Avi-pater), Plotius, sodes, suffocari. Bei anderen ſchwankte man, z. B. bei plaudo, das Cicero (Diomed. I. 382) plodo ſchrieb. Hierhin gehören auch die allitterierenden Verbindungen, in denen o mit au allitteriert, wie augere-ornare, ops-auxilium, [auxilium-consilium], aurum-ostrum, aures-oculi u. a.[7]) In der romaniſchen Sprache iſt au in o übergegangen; doch findet ſich im Franzöſiſchen neben oser audace, neben chose cause.

Den Diphthong eu treffen wir vorwiegend in griechiſchen Lehnworten an; daneben im altlat. Leucesie u. ä., ferner in neuter, neutique, neutiquam, neu, ceu, seu. Daß u ſtärker als e gehört wurde, das ſich oft zu i verflüchtete oder abfiel, geht aus den drei letztgenannten Formen hervor, die aus ceue, neue, seue (seiue, siue) entſtanden ſind. Wir müſſen alſo nicht breites eu, ſondern mehr e-u ſprechen, ähnlich wie wir es bei der Synaloephe von eûm, eûndum u. ä. finden. Auch die Meſſung von neŭter, Orpheŭs (Luc. Müller d. r. m. 268) beſtätigt das, abgeſehen von nullus, nusquam, numquam, wo das e ganz verſchwunden iſt. Auch würden die Wörter auf eus wohl nicht nach der 2. Deklination gebeugt worden ſein, wenn im Nominativ nicht die kennzeichnende Endung dieſer, us, gehört worden wäre.

oe iſt, wie geſagt, alt und aus oi entſtanden wie ae aus ai; es ging meiſtens in u über z. B. in communis, municipium,

---

[7]) Ausführlicher habe ich darüber geſprochen in Berichte a. a. O. S. 105 f. Ein Übergang von au zu u findet ſich nur bei causa (accuso), claudo (excludo), und fraus (defrudare).

ludus, unus; manchmal auch in e, wofür klaſſiſch nur pomerium (8. u. 49 v. Chr.). Später trat Verwirrung zwiſchen e, oe und ae ein, was ſich beſonders bei den Schreibungen von femina, fenus, fetus, cena, caelum, maeror zeigt. Was die Ausſprache betrifft, ſo mögen wohl beide Vokale gehört worden ſein nach der Analogie der anderen Diphthonge; ferner weiſt darauf die Entſtehung von coetus aus co-itus, curia aus co-iria, coepi, das bei Lucretius IV. 619 cŏēpit gemeſſen wird.

ei findet ſich häufig bis in die Zeit des Auguſtus. In die unterſchiedloſe Schreibung von ei und i ſuchte bekanntlich Lucilius Ordnung zu bringen, indem er zur Unterſcheidung gleichlautender Kaſusformen oder Wörter Anweiſung zur Verwendung von i longa und ei gab; ſo müſſe man den Genetiv der 2. Deklination mit ī, den Nominativ plur. dagegen mit ei ſchreiben. Es war das nur ein willkürliches Vorgehen des Reformers; denn warum, ſo fragt mit Recht Longus, unterſchied er nicht auch durch die Schreibweiſe gleiche Formen wie sedes, feras, amor u. ä.?

Die älteſten Inſchriften haben i, ei und e; es wird vermutlich ein i mit beigefügtem e-Klang gehört worden ſein.

Über die Halbvokale J und V haben die Grammatiker ausführliche Mitteilungen gemacht, aus denen hervorgeht, daß ſie zu allen Zeiten Zeichen ſowohl für den Vokal wie für den Konſonanten waren. **J** im Anfang der Wörter klang wie j in Juno, justus, Jupiter, im Gegenſatz zu der griechiſchen Ausſprache in io matres oder in Julus, quas, wie Terentianus VI. 341 ſagt, videmus separatas esse vocales duas. Stand das i zwiſchen zwei Vokalen, ſo klang es wie eine littera duplex pinguis, alſo weniger ſchwach wie am Anfang. Daß aber dieſe pinguitudo nicht ſo bedeutend war, lehren des Plautus Kontraktionen quoius, eius zu einer Silbe, des Virgilius reice als zweiſilbig, und zahlreiche inſchriftliche Schreibarten, wie maestati, cus und hus für cuius und huius. Hier wurde i alſo ſo dünn geſprochen, daß es kaum gehört wurde, obgleich ein ſchwaches j geklungen haben mag, wenn man maestas, Pompeus ſprach.

V, nach Cicero mit den Labialen b, p, m, f verwandt, nach Longus cum aliqua aspiratione geſprochen, klang nach Quintilian

XII. 10, 29 wie das Digamma der Griechen, die, als dieſes verſchwunden war, für v bald β, bald ου ſchrieben. Die Verwandtſchaft des v mit b lehren fervi und ferbui, Danubius und Danuvius neben manchen inſchriftlichen Belegen, vgl. auch ſpaniſch barrer = verrere, ital. corbo (franz. corbeau), trebbio (trivium), franz. Besançon (Vesontio). Erwähnt ſei hier noch, daß im 5. Jahr n. Chr. Martyrius eine Abhandlung über die Schreibung von b und v, wovon ſich ein Auszug bei Caſſiodor (VII. 165 f.) befindet, verfaßte. Daraus zu ſchließen, daß v hart geſprochen worden wäre, dürfte verkehrt ſein, vielmehr iſt eine weichere Ausſprache des b anzunehmen, was ſich bei dem Übergang ins Italieniſche bevere, Tevere, avere, diavolo u. a. zeigt. Erinnert ſei hier noch an die Allitteration von v und b, z. B. in vivere-bibere Ven. Fort. praef. 5 quo gratulari magis est, si vivere licet post bibere. C. I. L. III. 293 dum vixi bibi libenter: bibite vos qui vivitis. Sedul. Paſch. c. I. 154 sq. spes ablata bibendi vivendique fuit. Gelaſ. pap. 19 B bibite vivite. St. Paulini epigr. 154 bibendi vivendique. Auch ſei vinum, balneum, venus bei Celſ. V, 26, 6 (p. 187, 140) und balneo, vino, venere ib. IV. 5 (p. 126, 22 D) hier angezogen.

Vor dem Worte alſo klang v wohl wie das italieniſche v; ebenſo im Inneren zwiſchen zwei Vokalen, wo es oft verſchwindet; es ſei hier nur hingewieſen auf petii, abii. Die nahe Verwandtſchaft mit dem u bewirkte, daß es unter dem Einfluß des Akzents vor a e i o in dieſes ſelbſt überging, wie in auceps, cautus, nauta, nundinae, prudens; völliger Ausfall von vo fand ſtatt in nolo, malo, quorsum, von ve und vi in contio, aeternus, ditior, oblitus und von vi in avi, evi vor s und r. Wie leicht der Übergang von v zu u war, zeigt auch tenuis — tenvis — solvo — ṣoluo. Ähnlich im ſpaniſchen ciudad = civitas, ausente = absente, deuda = debita. Der Appendix Probi führt als vulgäre Formen, vor denen man ſich zu hüten habe, au aus, flaus, failla, vius, paor. Die Doppelnatur dieſes halbkonſonantiſchen Palatallautes i und des labialen v war den Römern wohl bekannt, nur gelang es nicht, eine von den entſprechenden Vokalen i und u verſchiedene Schreibung durchzuführen.

Wir wenden uns nunmehr zu den Aſpiraten. Von dieſen wurde **H** ſeitens der Grammatiker nicht als eigentlicher Buchſtab, ſondern als nota aspirationis angeſehen (Terent. Maurus V. 331. Victorin. p. 34, Auſon. XII. 13, 134 Sch. Spiritus hic, flatu tenuissima vivificans H); es hat von Alters her im Latein ſein eigenes Zeichen (H) und iſt teils aus aſpiriertem Guttural (traho, veho), teils aus Dental oder Labial entſtanden. In der Sprachgeſchichte des H unterſcheidet Quintilian (I. 5, 19) vier Perioden. In der erſten wurde es vor Vokalen als Aspirata, aber noch ſelten, gebraucht. Aus dieſer Zeit ſtammen die Formen debeo, mi, nemo, nil, praebeo, prendo, vemens. Auf offiziellen Inſchriften wird H ſorgfältig geſchrieben, wie die Belege auf den Scipioneninſchriften zeigen, doch nur vor Vokalen. Allmählich zeigt ſich das H auch vereinzelt hinter Konſonanten, wie in ch, ph, th, vh, und überwiegt dann in der zweiten Periode: hier wird alſo geſchrieben sepulchrum, triumphus, theatrum. Cicero orat. 160 war noch mit ſich uneins, ob er in dieſen Fällen die Aſpiration ſetzen ſolle; doch entſchied er ſich, convicio aurium cum extorta mihi veritas esset, dafür. Der konſervative Varro konnte ſich (Charis. I. 73 und 82) nicht für dieſe Neuerung erwärmen und ſchrieb ſogar ortum für hortum. Bald ging man in der Neuerungsſucht ſoweit, daß man auch da die Aſpiration ſetzte, wo ſie gar nicht am Platze war, indem man z. B. chenturiones, choronae, praechones ſagte, was dem Dichter Catull Veranlaſſung zu ſeinem witzigen Spottgedicht auf Arrius gab (c. 84):

Chommoda dicebat, si quando commoda vellet
dicere et insidias Arrius hiusidias
et tum mirifice sperabat se esse locutum,
cum quantum poterat dixerat hiusidias.

In der vierten Periode von Auguſt bis Veſpaſian hat ſich der Gebrauch von H gefeſtigt. Die Volksſprache ging auch hier ihren eigenen Weg, indem ſie H faſt überall vernachläſſigte, wie es ja auch im Franzöſiſchen nur noch geſchrieben, aber nicht geſprochen wird. In der ſpäteren Kaiſerzeit kam auch in der Sprache der Gebildeten das H zwar nicht ganz außer Gebrauch, es wurde aber ſo fein geſprochen, daß es kaum gehört und

meiſt nicht geſchrieben wurde. Die ſchwankenden Behauptungen der Grammatiker und die Unſicherheit in der Orthographie der Inſchriften beweiſen das deutlich. Hierher möchte ich auch das Wortſpiel onus-honos weiſen. Schon Varro l. l. V. 73 hat onus est honos. Peiper, Rh. M. XXXII. p. 519 will hier honus est honor ſchreiben. Wölfflin ſchlägt honos vor. Ich glaube, daß onus est onos zu leſen iſt, weil aus Charisius I. 73 u. 82 hervorgeht, daß Varro als Feind des H nicht nur pulcrum und Graccum, ſondern auch ortus für hortus ſchrieb; ſo wird er wohl auch onos ſtatt honos geſagt haben.*)

Die Konſonanten wurden, wie geſagt, um 100 v. Chr. aſpiriert. Was **ph** betrifft, ſo zeigt W. Schmitz, Beiträge z. lat. Sprach- und Litteraturkunde S. 125, daß vor dem h die Tenuis getrennt ausgeſprochen wurde, ähnlich wie im Griechiſchen, Blaß a. a. O. § 28. Beim Volk wurde ſeit Neros Zeit häufig das ph zum einfachen f; vielleicht hat allmählich in der Ausſprache das h überwogen, ſo daß die Klangähnlichkeit mit dem bloßen f hergeſtellt wurde.

In **ch** wurde auf dieſelbe Weiſe wie bei ph das c getrennt von h geſprochen, daher die vielen Schreibarten mit c für ch. Auch für th galt dasſelbe, vielleicht war hier der Unterſchied zwiſchen t und th noch geringer. Keinesfalls wurde es wie das engliſche th als Spirans geſprochen, Apollopisius für Apollo Pythius, Lithimachus für Lisimachus und Sehuderico = Theodorico ſind Ausnahmen und griechiſchen Einflüſſen zuzuſchreiben.

Wir wenden uns nunmehr zu den eigentlichen Konſonanten, und zwar zuerſt zu den Naſalen.

M und **N**. Beide wurden am Anfang der Wörter ſtark ausgeſprochen und haben hier keine Veränderung erlitten. Am Ende der Wörter iſt n bei den männlichen und weiblichen Stämmen auf o abgefallen, bei den Neutra auf en blieb es intakt. Über m in gleicher Stellung ſagt Quintilian IX. 4, 10 etiamsi scribitur, tamen parum exprimitur, ut multum ille et quantum erat, adeo ut paene cuiusdam novae litterae sonum reddat: es wird nicht ganz ausgelaſſen, ſondern nimmt nur eine dunklere Schattierung

*) Vgl. Arch. f. l. Lex. VIII. S. 586.

au, obscuratur, et tantum in hoc aliqua inter duas vocales velut nota est, ne ipsae coeant. In der gewöhnlichen Umgangsſprache kümmerte man ſich nicht viel um dieſes m; die Inſchriften von den Scipioneninſchriften mit ihrem honc oino duonoro optumo fuise viro angefangen bis zu den aute, dece, oli des dritten und ſpäterer Jahrhunderte beſtätigen das.[9])

Steht das m oder n vor einem k-Klang, ſo nimmt es eine andere Färbung an, wie Nigidius (bei Gellius XIX. 14, 7): inter litteram n et g est alia vis, ut in nomine anguis et angari et ancorae et increpat et incurrit et ingenuus. In omnibus his non verum n, sed adulterinum ponitur. Nam n non esse, lingua indicio est, nam si ea littera esset, lingua palatum tangeret. Für dieſes n ſuchte Accius (nach Priscian I. 30) die Schreibung gg einzuführen, ohne daß er Nachahmung gefunden hätte. Häufig ließ man das n einfach weg, wie die Wörter coniux, nactus (neben nanctus) zeigen, zu denen ſich ſpäter Formen wie santus, defuntus, cunti u. ä. geſellen. Daß man aber doch den naſalen Klang hörte, zeigen die gleichzeitigen Schreibarten wie coniuncx, uncquam.

m in dieſer Stelle wurde abgeſchwächt zu n; ſo findet ſich ſchon in alter Zeit nunquam, quonque; in die klaſſiſche Sprache drangen davon nur ein: anceps, anquiro, nunquam, nunquis, nuncubi, quanquam.

Ähnlich iſt die Wandlung des m vor Dentalen und Labialen; transit, ſagt Priscian I. 38, m in n et maxime d vel t vel r vel q sequentibus. Man ſprach alſo nicht md und mt, ſondern nd und nt: eundem, quantus. Doch iſt auch dieſes n eine vox media, was aus Schreibungen wie sentemtiam, quamt(us), volumtatem hervorgeht.

Steht m vor Labialen, ſo muß es nach der Lehre der Grammatiker (mit Ausnahme von Victorinus VI. 18) vor m, b, p ſtehen bleiben, nicht vor v und f. Daß auch hier das m nicht rein war, lehren Inſchriften wie comveniunt, inperium, Sepronius, exeplu aus den verſchiedenſten Zeiten u. Chr.

[9]) Humperdinck, Gymn. VI. S. 187 will dieſes m in den Endſilben um, am u. ä. vor einem Vokal ganz unterdrücken.

Von wenig Kraft war n vor s; hier fällt es ſchon in der republikaniſchen Zeit aus: Cosol, Cesor, cosentiont, weiter auch in der klaſſiſchen Zeit vigesimus, formosus, decies, quoties zeigen das. Fällt auch hier das n aus, ſo bleibt der vorhergehende Vokal lang. Auch in coiugatus und conexus war das o durch eine Art Erſatzdehnung lang, wie Gellius, (II. 17, 8) mitteilt: nam detrimentum litterae productione syllabae compensatur. Dieſes n vor s fiel im Italieniſchen meiſt aus: cospirare, coscienza, Costantino, bisweilen auch im Franzöſiſchen coûter, coutume, cousin, das m dagegen vor den Labialen blieb: compter, compendio.

Bei den Bilabialen iſt der Wechſel von b, p, f zu beſprechen. Feſt ſteht, daß p die Neigung hat nach b, und b nach v überzugehen; beide verwandeln ſich dem entſprechend im Franzöſiſchen auch in v, cheval, avril, pauvre, teilweiſe auch im Italieniſchen tavola, bevere, povero. Auf den lateiniſchen Inſchriften und bei den Grammatikern finden ſich ebenfalls mannigfache Belege; weit ſeltener — und nur als Ausnahme zu betrachten — iſt der Übergang von b in p. Nicht hierhin gehört der Übergang von b zu p vor s und t in Subſtantiven und Verben, wo überall das harte p gehört wurde: cum dico optinuit, secundam b litteram ratio poscit, aures magis audiunt p, wie Quintil. I. 7. 7 ſagt.

B erſcheint hier zuerſt 105 v. Chr. Gänzlich verſchwindet es in asporto suscipio, suspendo, wohl wegen der Häufung der Konſonanten, obgleich es z. B. in subscribo bleibt. Das b mag wohl nach dem 2. Jahrhundert nicht mehr geſprochen worden ſein, auch in Fällen wie issa (= ipsa), Sittacus u. a. Noch ſpäter (erſt im 3. Jahrhundert) zeigt ſich die Aſſimilation von pt und bt zu tt, da tauchen dann Formen wie scritto, ottime auf.

Noch ſei hier einiges bemerkt über die Schreibarten dampnum, contempno, calumpnia, die Ritſchl in einigen jüngeren Codices fand und in ſeinen Text aufnahm. Aus den Inſchriften geht hervor, daß Ritſchl ſich über die alte Provenienz dieſer Formen geirrt hat; ſie zeigen ſich erſt nach dem 5. Jahrhundert, in der Zeit, wo die Orthographie und die Ausſprache mehr denn je im argen lagen.

F unterſchied ſich beim ſprechen merklich von dem griechiſchen Φ, das um die Wende des erſten Jahrhunderts v. Chr. als ph eingeführt wurde. Nach Quintilians Bericht (I. 4. 14 und XII. 10. 27 f.) muß f, anders wie φ = ph, ein einziger Laut, ein lene spiramen geweſen ſein, der zwiſchen den Zähnen hervorſtrömte, ohne Mitwirkung der Lippen: non fixis labris est pronuncianda f, quomodo ph (Priſc. I. 12). Die Feinheit der Ausſprache des f legt Verwechſelung mit ph, wie ſie zahlreich ſpäter vorkommt, nahe, wie ſie andererſeits auch die Vertauſchung mit b erklärt, das, wie wir oben gezeigt, wegen jener weichen Ausſprache wiederum mit v in Verwandtſchaft ſtand.

Wir wenden uns nunmehr zu den Dorſodentalen.

Unter dieſen iſt t und d wohl wie bei uns ausgeſprochen, wenn auch nicht immer ſcharf geſchieden worden. Eine Verwechſelung trat nicht ein zu Beginn der Worte. Innerhalb dieſer übte das nachfolgende r auf t einen erweichenden Einfluß aus, ſo daß es ſich dem d näherte. So finden wir ſchon in alter Zeit quadraginta, quadriga u. ä., italieniſche Wörter wie madre, padrone erinnern daran, und im Franzöſiſchen gar iſt das t vor r ganz geſchwunden, wie mère, larron (ital. ladrone) beweiſen, denen ſchon im Spätlatein mari, quaraginta u. ä. zur Seite ſtehen.

Am Schluß der Wörter ſprach man nur d, wenn man auch t ſchrieb; ſchon Quintilian (I. 7. 5) weiſt darauf hin: Illa quoque servata est a multis differentia, ut ad, cum esset praepositio, d litteram, cum autem conjunctio, t acciperet. Über die Schreibung differieren die Anſichten der Grammatiker wie die Inſchriften ſelbſt. Ganz abgefallen war das Schluß-d bereits bei den Adverbien auf e, den Imperativen und dem Ablativ. Die Inſchriften zeigen, daß auch das Schluß-t in der Volksſprache, beſonders ſeit dem 3. Jahrhundert, wegfiel, das Formen wie fecerun, deflen, requiesci aufweiſt.

Das **R**, das die Römer ſprachen, war nicht das Gaumen-, ſondern das Zungen-R, das auf der Grenze von d und s lag; daraus erklärt ſich auch auf natürliche Weiſe der Wechſel dieſes Konſonanten mit r, wie monerula bei Plautus für monedula,

arvocatus, arcesso; ferner im Altlatein foedesum, meliosem, arbosem, Lases u. ä. Dieſer Rhotazismus für s fand im 4. Jahrhundert v. Chr. ſtatt, und wird von den Grammatikern an die Perſon des L. Papirius Curſor oder an Appius Claudius geknüpft. Doch verſchwand s keineswegs; ſo hielt es ſich z. B. noch im klaſſiſchen Latein in honos, quaeso, quaesumus, haesi, hausi.

L vorklaſſiſch und in der Volksſprache oft mit d und r wechſelnd,[10]) wurde in der Mitte der Wörter voll und kräftig ausgeſprochen und oft doppelt geſchrieben: loquela — loquella. Das doppelte l wurde auch doppelt geſprochen, nicht mouilliert, und nicht einfach, wie es z. B. die Griechen thaten, die ill-e ſprachen, nicht il-le.

S, gewöhnlich kräftig geſprochen, klang weich vor m, n, d, l. Hier fiel es in der klaſſiſchen Zeit weg, man vgl. casmena, resmus, idem, diduco, satin u. ä. Hierhin gehört auch, was Cicero (Orat. 161) von dem Schluß-s ſagt, das die Alten detrahebant, nisi vocalis insequebatur ... qui est omnibu' princeps ... vita illa dignu' locoque, wovon ſich noch bei Catull CXVI. 8 tu dabi' supplicium findet. Daß ſich dieſer Gebrauch in der vulgären Ausſprache häufig zeigt, braucht nicht wunder zu nehmen; das Romaniſche beweiſt, daß das s phonetiſch völlig untergeht.

Daß s in der Mitte vieler Worte ſcharf geſprochen wurde, beweiſen die häufigen Schreibungen wie caussa, claussum, accusso, missi. Eigentümlich muß in manchen Gegenden die Ausſprache von sp, st, sc geweſen ſein, vor die das ſogenannte prothetiſche i oder e vorgeſetzt wurde, woraus ſich dann das ſpaniſche espero, escribo, das franzöſiſche espérer, écrire, epée, esprit u. ä. entwickelt hat. Im Italieniſchen findet ſich derartiges nicht.

Z, von Livius und Naevius ins Latein eingeſchmuggelt, von Accius ignoriert, wurde von Cicero geſchrieben, wogegen Quintilian es nicht als Glied des lateiniſchen Alphabets gelten läßt. Die Ausſprache war nach der Angabe der Grammatiker (Cornutus bei Caſſiod. VII. 154, Priscian I. 45) und den Schreibungen der In-

---

[10]) dingua — lingua, dacruma — lacruma, fragellum — flagellum.

ſchriften teils hart, teils weich. Formen des 7. u. 8. Jahrhunderts wie anniz tribuz pozt linguenz erinnern an das franzöſiſche z = s, das in Worten wie nez (nasus), chez (casa) auftritt.

Vor dem dritten vorchriſtlichen Jahrhundert beſaßen die Römer zur Wiedergabe der Gutturale **K C G** nur **C** und **K**; letzteres, wenig im Gebrauch — tribus in Latio tantum addita nominibus, ſagt Auſon., vgl. Terent. Maur. 797 f. —, wird meiſt durch C erſetzt, ebenſo G — praevaluit post quam, Gammae vice functa prius C, Auſon. XIII. 13, 136 Sch. —, das dem um 230 lebenden Spurius Carvilius zugeſchrieben wird; die Inſchrift der Columna rostrata (260) kennt noch kein G. Der langdauernde Gebrauch des C für C und G beweiſt, daß dieſe Buchſtaben nahe beieinander lagen, wie das auch ihre häufige Verwechſelung nahelegt. Daß dieſe Gutturale ſehr weich ausgeſprochen wurden, dürfen wir aus ihrem Verſchwinden vor gewiſſen Konſonanten ſchließen, ſo vor m in examen, fulmen, stimulus, vor n in nascor, nosco, vor v in nivis, vivo, vor j in major, majus, womit das oskiſche mais für magis zuſammengeſtellt werden kann. In der Volksſprache zeigen ſich santus, defuntus, frualitas, die die Grundlagen zu den gleichen romaniſchen Bildungen abgeben.

Über die Ausſprache der Konſonantenverbindung **gn** herrſchen zwei verſchiedene Anſichten; nach der einen wird es geſprochen wie gn im deutſchen „ſegnen", nach der andern wird es mouilliert und alſo wie das italieniſche gn wiedergegeben. Für die erſte Annahme ſpricht das Zeugnis des Terentianus (VI. p. 351. v. 890 ff.), wonach in Gnaeus wohl C für G geſchrieben, aber immer G geſprochen wurde, während in anderen Wörtern das g vor n am Anfang des Wortes weg fiel, wie in gnosco, gnascor. Das war doch wohl nur möglich bei getrennter Ausſprache beider Konſonanten. Ferner fällt in die Wagſchale, daß die Grammatiker, die uns z. B. von einem n adulterinum vor Gutturalen berichten, über eine eigenartige Ausſprache von Guttural + n ſchweigen, wie auch die Inſchriften keine Belege von ni oder nj für gn aufweiſen. Schließlich iſt hier auch die Wiedergabe griechiſcher Worte im Lateiniſchen in betracht zu ziehen, wo für κυλίκνη culigna, für κύκνος cygnus (neben cycnus) geſchrieben wird.

*

Man hat gegen dieſe Argumentation die Schreibung einiger Inſchriften angeführt, wie ingnominiae, das zweimal in der lex Julia municipalis (C. I. 1. 206) vorkommt, ingnes (von einer pompeianiſchen Maueraufſchrift) und die ſehr ſpäten congnatae, singnifer, dingnissimae. Wenn man die Seltenheit dieſer Belege überhaupt bedenkt und ferner den Umſtand, daß ſonſt in der lex Julia durchweg die Schreibung gn herrſcht, ſo darf man wohl die angeführten Formen teils für etymologiſche Orthographie, die auch häufig inperium, Inlyrici, conlegium zu ſchreiben vorzieht, teils für vulgäre Formen halten, die Analogieen haben in dem eingeſchobenen n in pinctori, lanctanti. Hierzu kommt noch die Thatſache, daß in Formen wie cognato, propugnatori u. ä. häufig das g auf Inſchriften weggelaſſen wird, was nur möglich iſt, wenn g + n getrennt geſprochen wurden. Weiter führt man gegen eine getrennte Ausſprache das Verſchwinden von d reſp. n in agnatus, agnosco neben aggredior — ignosco, cognosco neben ingredior, congredior an. Hier iſt dieſes Verſchwinden jedoch der gewöhnlichen Aſſimilation zuzuſchreiben, wie wir ſie in aspectus, ascendo haben, die ſchon Priscian II. 47 zur Erklärung von agnitus heranzieht. Das italieniſche conoscere ſpricht auch nicht für ein mouilliertes cognoscere. Daß im Griechiſchen μ und ν vor γ naſaliert werden, kann nicht als Beweis für die lateiniſche Ausſprache angeführt werden, zumal über die griechiſche ſelbſt noch keine völlige Klarheit herrſcht, und außerdem neben Formen wie γίγνομαι ſich auch γίνομαι, im Neugriechiſchen γίνομαι, πρᾶμμα u. ä. finden; auch daß ἴκμενος neben ἵγμαι, βρεχμός neben βέβρεγμαι auftritt, weiſt auf die gutturale, getrennte Ausſprache hin. Über die Entſtehung der mouillierten Ausſprache im Romaniſchen beſteht unter den Gelehrten ſelbſt noch Streit; ſo kann dieſe, auch wenn ſie aus vulgärer Ausſprache des gn entſtanden wäre, gegen die klaſſiſche Ausſprache der Konſonantenverbindung im Lateiniſchen nicht ins Treffen geführt werden.

Während über die Ausſprache von **cu co ca** Einmütigkeit herrſcht, wird für **ce, ci** von den einen behauptet, daß ſie wie ke, ki, von den andern, daß ſie aſſibiliert ausgeſprochen worden ſeien. Für die erſte Behauptung ſprechen folgende Gründe:

1. Die Grammatiker kennen keinen Unterſchied von c und k; von einer beſonderen Ausſprache der für ſie identiſchen Zeichen berichten ſie nichts.

2. Varro trat nach Priscian II. 30 für die Schreibung agceps ſtatt anceps ein: das c war alſo für ihn ein Guttural.

3. Auf den Inſchriften ſtehen unterſchiedslos k, g, q für c vor e und i. Aus alter und der Kaiſerzeit ſei nur angeführt Keri, Dekem, Aniketi, Mukianus, pake, coniuci, tricinta, collecio. Acetiai (Aequitiae), ſeit dem 4. Jahrh. huiusce, cinque, cesquet (= quescet, quiescit), recievit, cis. Vgl. auch Probus Appendix, der Formen wie dicitus, galatus anführt. In einer lateiniſchen Urkunde von 650 (Maffei p. 171) findet ſich quaimento = caemento.

4. Die Germanen hörten, als ſie die lateiniſchen Wörter in ihre Sprache aufnahmen, nur den K-laut, vgl. Kaiſer, Keller, Kerker, Kerbel (cerefolium), Kirſche, Kiſte. Lateiniſche Autoren geben gotiſches g durch g und c wieder; das gotiſche k giebt in den lateiniſchen Wörtern ſtets das c wieder, z. B. laiktjô lectio. Römiſche Prieſter geben noch im 6. Jahrh. die Kehltenuis der Angelſachſen durch c wieder.

5. Die Griechen ſchreiben ſtets κε, κι für lateiniſch ce, ci.[11])

6. Auf den vielen Hunderten von Inſchriften, die bis zum Jahr 222 n. Chr. gehen, findet ſich, bis auf eine Ausnahme, keine Verwechſelung von ti und ci; und von 222 bis zum ſiebten Jahrhundert nur wenige Belege für dieſe. Immer wird geſchrieben: dicio, condicio, solaciolum, patricius, tribunicius u. ähnl. und anderſeits contio, nuntius, otium, fetialis u. ſ. w. Marcius und Martius, Accius und Attius gehören nicht hierher, weil ſie von verſchiedenen Stämmen abgeleitet ſind.

Die erwähnte Ausnahme iſt das auf einer Inſchrift von Rom vom Jahre 136 n. Chr. erwähnte vicus Mundiciei. Aber es fragt ſich, ob dieſes unbedingt von mundities abzuleiten iſt; und dann iſt die Inſchrift von Gruter überliefert, ſie ſelbſt iſt nicht mehr

---

[11]) Das Sardiniſche hat ch, alſo den K-Laut, z. B. chela (caelum), dulche (dulcem).

vorhanden. Man darf alſo auch ein Verſehen des Abſchreibers annehmen, wie das auch der Fall ſein mag bei dem provintia aus der Zeit Hadrians, das Schuchardt S. 154 anführt. Wenn der letztgenannte Autor meint, bei der griechiſchen Transſkription φεκιτ, δεκιμ u. ä. vertrete κ nur ſchlechthin das lateiniſche c, ſo iſt zu bemerken, daß die Griechen, falls wirklich das c aſſibiliert geſprochen worden wäre, einen lautlich dieſem aſſibilierten c näherkommenden Konſonant gewählt haben würden als das κ, alſo etwa ζ, wie ſie ja auch das lateiniſche v durch das weiche β oder durch ου wiederzugeben pflegten. Aber nirgends finden wir ζεντυρίων, Ζιζέρων oder ähnliches.[12]) Daß die romaniſchen Sprachen — aber auch nicht ohne Ausnahme — aſſibilieren, beweiſt nichts für die Ausſprache des klaſſiſchen Lateins. Denn ſelbſt in den Provinzen findet ſich, abgeſehen von einem nicht ſicher verbürgten renunciationem von 211 aus Rom, erſt aus der Regierungszeit des Alexander Severus (222—235) auf einer afrikaniſchen Inſchrift defeniciones, terminac(iones), ferner bei Gruter aus dem Jahr 389 ocio und noch wenige andere Beiſpiele aus dem 5. und 6. Jahrhundert. Daraus mag man allein zu dem Schluſſe berechtigt ſein, daß ſich Spuren von Aſſibilation in den Provinzen zeigen, die dann allmählich, beſonders in Gallien durchdrang und von da in ſehr ſpäter Zeit auch nach Spanien und Italien überging. In Gallien ſelbſt finden wir aus den letzten Jahrhunderten noch Schreibungen wie quiesquit. Daß das Umbriſche das c vor i und e aſſibiliert, iſt für das klaſſiſche Latein nicht ausſchlaggebend.

Eng hieran ſchließt ſich die Ausſprache von ti (di). Von einer Aſſibilation finden wir erſt im 2. Jahrhundert und zwar in der Volksſprache der weſtlichen Provinzen Spuren; ſo haben afrikaniſche Inſchriften Zodorus für Diodorus, Elviza für Helvidia. Eine britanniſche, nur von Gruter überlieferte Inſchrift von 140 n. Chr. weiſt Crescentsian(us) auf. Seit dem 4. Jahrhundert mehren ſich die Beiſpiele, im 6. und 7. werden ſie ſehr zahlreich, da finden wir allenthalben nunsius, paze, osie = hodie,

---

[12]) Erſt bei ganz ſpäten Griechen findet ſich ιντγερτος = incertus, letzteres durch Metatheſis aus in-critus entſtanden, wie secerno aus secrino.

stacio u. a. Hierhin gehört auch Bonifatius, die Überſetzung des griechiſchen Εὐτυχής, wofür erſt im 7. Jahrhundert die Schreibung mit c auftritt. Im 3. Jahrhundert drang die Sitte, ti und di zu aſſibilieren, auch in die Sprache der Gebildeten ein, wie Servius (comment. in Don. IV. 445; in Georg. II. 216) und andere Grammatiker berichten; ti sic sonat quasi constet ex tribus litteris t, z et i; doch machten hier die griechiſchen Wörter (Media u. ä.) und die Formen auf tii und stius eine Ausnahme. Erinnert ſei hier noch an italieniſch razzo = radius, mezzo = medius.

Ein Buchſtab, über den viel Streit geherrſcht hat, iſt **Q**: daß er altrömiſch iſt, zeigen uns die Inſchriften; doch weil er ähnlich wie c ausgeſprochen wurde, ſchien er manchen Schriftſtellern und Grammatikern überflüſſig. Beſonders über das u nach q war man nicht einig; man hörte einen Ton nach dem letzteren, der u ähnlich, aber kein reines u war, ſo daß ihn z. B. Velius Longus VII. 58 als Digamma bezeichnet, während Priscian von ihm ſagt, daß u amittit vim tam vocalis quam consonantis. Aus allen Nachrichten geht hervor, daß q ein Kappa iſt mit nachfolgendem u-Klang, der vor den Vokalen, mit Ausnahme von u, wenn auch nur ſchwach hörbar war.

Das ſteht vor allem feſt für die Verbindung qua, wo das u jedenfalls gehört wurde, da Longus ſagt (VII. 75): aquam per q scribentes nomen ostendimus, per c vero verbum ab eo quod est acuo und Victorinus VI. 13, man könne quando auch mit c an Stelle von q ſchreiben. Schwächer war der u-Klang in q u e, das im täglichen Leben ke geſprochen wurde; daher die häufige Schreibung huiusce = huiusque u. ä. Bekannt iſt Ciceros Antwort an den Kandidaten, der ihn um ſeine Verwendung bat: Ego quoque tibi favebo (Quint. VI. 3, 47), wie auch ſonſt die Schreibung von cocere bezeugt wird. Anders verhält es ſich wiederum mit q u i, das ebenſo wie cui klang (vgl. Terent. Scaurus orthogr. VII. 27. Cornutus VII. 149. Vel. Longus VII. 53[13]).

---

[13]) Er hält die Schreibung von q mit u für überflüſſig quoniam scilicet in q esset et u; man müßte alſo ſchreiben qid oder cuid.

Der orthographiſche Unterſchied aber erhielt ſich lange Zeit; erſt ſpät findet ſich liquit = licuit u. a. Daß daneben eine vulgäre Ausſprache beſtand, wo das u nicht gehört wurde, verraten wieder einzelne Formen wie cis, cinque auf den Inſchriften und die romaniſche Ausſprache qui, chi, quitter u. a.

Was quo anlangt, ſo tritt dieſes im Altlatein für das ſpätere cu auf, es ſei hier nur an quor, quobi erinnert. In dieſen und ähnlichen Wörtern nahm das o allmählich eine u-Färbung an und verſchmolz dann mit dem vorhergehenden u; ſo entſteht hirqus, wo nun, wie in quom, das q durch den Kappalaut c wiedergegeben wurde, alſo hircus, cum, secutus. Eine Zwiſchenform mit quu findet ſich erſt auf Inſchriften im 2. Jahrhundert.[14])

cu, qu, quu wurden gleichmäßig ausgeſprochen; man ſchrieb nach den Grammatikerzeugniſſen auch im Nominativ zwei u, z. B. equus, aus Analogie mit den übrigen Kaſus. Von Formen wie loquuntur, sequuntur geben weder die Grammatiker noch die Inſchriften Kunde. Ebenſowenig findet ſich auf Inſchriften quum (Präpoſition und Konjunktion). Da ſich z. B. in der lex Fulvia vom Jahre 49 cum neben quom findet, ſo darf man annehmen, daß beide gleich geſprochen wurden; quom wäre dann eine ältere Schreibung. Von den Grammatikern ausgeklügelt iſt die Schreibung cum für die Präpoſition, quom für die Konjunktion; zu ſchreiben iſt jedenfalls für beide entweder cum oder quom.

Durchſchlagend für die Anſicht, daß q ein Kappa mit u-Klang war, iſt auch die Umſchreibung auf griechiſchen Inſchriften, wo wir Κυιντιλιος, κουαε, κουεμ, κυι, Τορκουατος und bei den Schriftſtellern, wo wir Κοιντος, Ακυλητα, Κουαδοι u. a. antreffen.

---

[14]) Über die Schreibung von coquere, coquus und cottidie ſtreiten ſich die Grammatiker. In Ciceros Wortſpiel ego quoque tibi favebo muß der Redner undeutlich geſprochen haben, damit das Wortſpiel zur Geltung kam; die reine Ausſprache verlangte für quoque = etiam, quoce, nicht coce, wie Cicero wohl geſprochen haben wird, um die Gleichheit mit coce (Vokativ von coquus) herbeizuführen. Bei cottidie traten die Etymologen für die Schreibung mit quo ein (cottidie tractum esse a quot diebus h. c. omnibus diebus). Die Phonetiker ſchrieben co. Immer heißt es quotannis. Der ſog. Appendix Probi warnt vor den Barbarismen execiae, ecus, cocus, coci, cocens, vaqua, vaqui.

X, wohl urſprünglich vorhanden, dann aber ſpäter von den Griechen herübergenommen, wurde von konſervativen Römern, wie Nigidius, nicht gebraucht; er ſchrieb dafür cs und gs. Quintilian hielt es für ebenſo überflüſſig wie ψ, das nicht ins Latein aufgenommen wurde (I. 4, 8). Daß der s-Laut im x ſehr ſcharf geweſen ſein muß, beweiſen die vielen Schreibungen xs, und weiter Formen wie Sestius, sescenti, mistus, wo der Guttural ganz verſchwunden iſt, häufig auch ss, wie vissit, bissit; eine Kölner Inſchrift, ſpäteſtens aus der Mitte des 1. chriſtlichen Jahrhunderts ſtammend, hat [ve]ssilio, wo Mommſen vexssilio ergänzt (ſ. Arch. f. l. Lex. VII, S. 589). Das Volk konnte ſich mit dem fremden Buchſtaben nicht gut abfinden; es ſprach meiſt s und ſchrieb oft da x, wo eigentlich s ſtehen mußte, ſo milex, locuplex. Wenn bei Plautus in Worten wie uxor, exercitus der erſte Vokal kurz gebraucht wird, ſo weiſt das auf die Volksausſprache esercitus hin.[15])

Wir ſtehen am Ende unſerer Darlegungen. Sie dürften, wie wir eingangs bemerkten, gezeigt haben, daß in keinen weſentlichen Punkten mehr eine Meinungsverſchiedenheit inbezug auf die Ausſprache des Lateins vorhanden iſt. Möchte es bald gelingen, die Leiter und älteren Lehrer der Schulen, an denen das Latein eine Pflegeſtätte findet, von der Notwendigkeit einer Reform der bisherigen verkehrten Ausſprache zu überzeugen, und möge dann dieſe gefeſtigte Überzeugung die Wirkung haben, daß ſie praktiſch reformieren und ihre Schüler das Idiom Roms wieder ſo ſprechen laſſen, wie es einſt von Ciceros Lippen gefloſſen iſt.

---

[15]) Karſten S. 156 führt auch senex hier an, das nach ſeiner Anſicht in alter Zeit senes geſprochen und dann, als parisyllabum behandelt, den Genetiv senis erhielt.

b) Sektion für Neuere Sprachen (NS).

In dieſer Sektion ſprachen am

28. Februar Herr Dr. Vetter über „Zur Reform der franzöſiſchen Orthographie“;

12. März Herr Profeſſor Dr. Stengel aus Marburg über „Friedrich Diez“.

* * *

Die eingeſandten Berichte lauten:

1. Zur Reform der franzöſiſchen Orthographie in der Académie Française von Herrn Dr. Vetter.

Die Orthographie einer Sprache, d. h. die richtige Schreibung der Wörter, iſt naturgemäß ebenſo alt wie die ſchriftlichen Aufzeichnungen in der betreffenden Sprache überhaupt, ſobald dieſe Aufzeichnung nicht nur vermittelſt Bilder für die einzelnen Wörter oder gar für ganze Sätze geſchah, ſondern durch beſtimmte Zeichen für die einzelnen Laute, aus denen ein Wort beſteht. Die Schrift iſt alſo die ſichtbare Wiedergabe des geſprochenen Wortes. In der erſten Periode der ſchriftlichen Denkmäler einer Sprache giebt es ſomit nur einen einzigen Geſichtspunkt für die Rechtſchreibung, nämlich den lautlichen, d. h. dieſelben Laute (natürlich cum grano salis zu verſtehen, da die Schriftzeichen immer nur ein Notbehelf ſind und wenigſtens die bisher allgemein üblichen Schriftſyſteme bei weitem nicht alle lautlichen Nüancen wiedergeben) werden durch dieſelben Schriftzeichen wiedergegeben.[1]) Es ſcheint mir wichtig, ſich dieſer Thatſache recht deutlich bewußt zu bleiben, ſobald es ſich um die Feſtſtellung einer Orthographie handelt. Hat dagegen eine Sprache ſeit ihrer erſten ſchriftlichen Fixierung ſchon längere Zeit oder gar viele Jahrhunderte lang beſtanden und fortwährend weiter gelebt, ſo kommen allmählich neben

[1]) Teilweiſe ſind ſchon von Anfang an Unvollkommenheiten vorhanden durch Übernahme von Schriftzeichen (Alphabet) aus anderen Nationen, wobei es vorkommt, daß dieſelben Schriftzeichen bei verſchiedenen Völkern nur annähernd aber nicht völlig gleiche Laute wiedergeben.

dem lautlichen noch andere Geſichtspunkte für die Rechtſchreibung zur Geltung, vor allem der hiſtoriſche und mit ihm eng verbunden der etymologiſche, von dem Augenblicke an, wo die Gebildeten eines Volkes angefangen haben, über den Urſprung und die Entwickelung ihrer Sprache nachzudenken und ſie zu erforſchen. Auf den erſten Blick ſollte man meinen, der hiſtoriſche und der etymologiſche Geſichtspunkt ſollten ſich decken; denn die Geſchichte eines Wortes ſollte ſeine regelmäßige Entwickelung von dem lateiniſchen Etymon, um gleich in das Franzöſiſche einzutreten, bis auf ſeine heutige Form enthalten. In vielen Fällen trifft dies in der That zu, und von beiden Geſichtspunkten aus ergiebt ſich dasſelbe Reſultat; aber doch nicht immer verhält es ſich ſo. Betrachten wir z. B. die Verbalform vaux, oder die Pluralform chapeaux, oder das Adjektiv heureux, ſo haben dieſe Formen ihre hiſtoriſche Berechtigung; denn ſie ſind ſeit Jahrhunderten die einzig gebräuchlichen, während das x in etymologiſcher und lautlicher Hinſicht durchaus unbegründet iſt; oder man denke an Formen wie debvoir, recepvoir, traict und zahlloſe andere, die lange Zeit üblich waren und daher ebenfalls hiſtoriſche Berechtigung beanſpruchen könnten, um ſo mehr, als das b, p, c ſeiner Zeit in die Schreibung dieſer Wörter eingeführt wurden, um ihre lateiniſche Abſtammung, alſo ihre Etymologie, deutlich hervortreten zu laſſen; doch wiſſen wir heutzutage gerade durch die Etymologie und durch die Lautlehre, daß dieſe Buchſtaben mit Unrecht in jenen Wörtern noch beſonders geſchrieben wurden, da das lateiniſche b und p von debēre, recipēre* bereits in dem frz. v von devoir und recevoir enthalten ſind, und ebenſo das lat. c von tractus bereits in dem i von frz. trait. Je länger nun eine Sprache ſchon geſchrieben worden iſt, und je mehr und je bedeutendere Schriftwerke in ihr exiſtieren, um ſo mehr wird ſich auch die Neigung, ja das Bedürfnis nach Stabilität in der Rechtſchreibung geltend gemacht haben. Die Schreibweiſe von bedeutenden Schriftſtellern, von einer litterariſch bedeutenden Epoche, wird lange Zeit auch von ſpäteren Generationen feſtgehalten. Die Sprache ſelbſt aber, ſoweit es ſich um den mündlichen Ausdruck handelt, bleibt nicht ſtehen, ſondern ſchreitet in ihrer Entwickelung ununterbrochen fort, ſo lange ſie überhaupt eine

lebende Sprache ist. Diese Entwickelung mag zuweilen eine etwas langsamere sein in gewissen Epochen — und sie wird ohne Zweifel durch hervorragende Schriftsteller sehr bedeutend beeinflußt —, zu anderen Zeiten vollzieht sie sich desto schneller; aber sie wird sich nie vollständig aufhalten lassen. Die natürliche Folge ist die, daß die einmal stabil gewordene Schreibung nach einiger Zeit nicht mehr mit der mündlichen, inzwischen weiter entwickelten Sprache übereinstimmt, die Rechtschreibung ist alsdann vielleicht wohl eine historisch richtige, aber nicht mehr der gesprochenen Sprache angemessen. Je stärker dieser Zwiespalt wird, desto mehr macht sich das Bedürfnis fühlbar, die Rechtschreibung abzuändern und das historische und vielleicht auch das etymologische Bild des Wortes, das die Schrift uns darbietet, wieder mit dem Laut in Übereinstimmung zu bringen. Wird dies lange Zeit unterlassen, vielleicht Jahrhunderte lang, so rächt sich das bitter; denn die Folge davon ist, daß die Rechtschreibung schließlich nur noch eine historische ist, daß die Schrift gegenüber dem gesprochenen Wort in den größten Gegensatz gerät und nur noch ein ganz schlechtes Bild der Sprache (als einer gesprochenen) bietet, wie es z. B. gegenwärtig im Englischen der Fall ist; das nennt man dann eine schlechte Orthographie. Handelt es sich aber darum, eine vorwiegend historisch gewordene Rechtschreibung wieder mehr der inzwischen weiter entwickelten Aussprache anzupassen, so stellt sich heutzutage außer den erwähnten drei Gesichtspunkten, die ich als die idealen bezeichnen möchte, noch ein weiterer zu zwingender Berücksichtigung dar, den man vielleicht den praktischen nennen kann. Ich verstehe darunter die größere oder geringere Leichtigkeit oder Schwierigkeit, den notwendigen oder wünschenswerten Änderungen in der Rechtschreibung auch wirklich unter dem Publikum allgemeine Geltung zu verschaffen. Und da heutzutage jeder gebildete Mensch schreibt, in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes, da ferner die Zahl der irgendwie schriftstellerisch thätigen Personen eine außerordentlich große ist, da endlich das Zeitungs- und Bücherwesen eine früher nie geahnte Ausdehnung angenommen hat, so ist dieser Gesichtspunkt der praktischen allgemeinen Durchführbarkeit einer veränderten Rechtschreibung ein ungemein wichtiger Faktor

in dieſer auf den erſten Blick ſo einfachen, in Wirklichkeit aber doch recht ſchwierigen Frage geworden.

Nun beſitzt das franzöſiſche Sprachgebiet in der „Académie française“ ein Inſtitut, das insbeſondere früher, aber auch noch bis in die heutige Zeit hinein, einen weſentlichen Einfluß auf die Schriftſprache ausgeübt hat. Durch die Herausgabe eines eigenen Wörterbuches iſt aber die Académie[2]) immer genötigt worden, ſich auch mit der Frage der Rechtſchreibung abzufinden und wohl oder übel in jeder neuen Ausgabe bald größere, bald kleinere Änderungen in dieſer Hinſicht eintreten zu laſſen; für die weitaus größte Maſſe der franzöſiſch Schreibenden iſt die Orthographie der Académie die Richtſchnur geweſen und iſt es heute noch. Wenn daher dieſe Geſellſchaft in ihrer Mehrheit im vergangenen Sommer den Plan zu einer Reform der franzöſiſchen Rechtſchreibung angenommen hat, ſo iſt es für alle, die ſich mit der franzöſiſchen Sprache und Litteratur näher beſchäftigen, und insbeſondere für die, welche dieſe Sprache zu lehren haben, angezeigt, ſich mit den vorausſichtlich zur Einführung kommenden Änderungen bekannt zu machen. Im Folgenden ſollen nun die weſentlichen Punkte der beabſichtigten Reform ausgeführt und teilweiſe näher beſprochen werden an der Hand des von dem vice-recteur der Académie und Wortführer der Kommiſſion, M. O. Gréard veröffentlichten Berichtes. Dieſer giebt zunächſt in längerer Einleitung einen hiſtoriſchen Überblick über das Verfahren der Académie bei den verſchiedenen Ausgaben ihres Dictionnaire von deſſen erſtem Erſcheinen (1696) bis auf die Gegenwart und von einigen der Hauptſchwierigkeiten, mit denen dieſes Unternehmen jeweils verbunden war. Das Wörterbuch der Académie wollte ein Dictionnaire de l'usage ſein, und das Streben der Herausgeber war darauf gerichtet, die Rechtſchreibung zu vereinfachen. Als Grundlage für die vorzunehmende Vereinfachung bezeichnete ſchon Vaugelas le droit coutumier de la langue; aber, fügt Gréard hinzu: la règle de ce droit coutumier faisait défaut; es fehlte bis

[2]) Den Nutzen oder Schaden der Académie, ihre Licht- und Schattenſeiten zu erörtern, iſt hier nicht am Platz, ſondern es handelt ſich hier nur um die Thatſachen, mit denen gerechnet werden muß.

dahin an einer eigentlichen Methode, wonach die Orthographie mit diesem allgemeinen Sprachgebrauch in Übereinstimmung gesetzt wurde[3]); erst Littrè hatte sie gebracht und in der Hauptsache folgendermaßen definiert: Les modifications orthographiques étant inévitables, il importe qu'elles se fassent avec système et jugement. Or, le jugement veut que l'orthographe aille en se simplifiant, et le système doit être de combiner les simplifications de manière qu'elles soient graduelles et conséquentes, et qu'elles s'accomodent le mieux possible avec la tradition et l'étymologie. Diese Methode befolgt Gréard auch seinerseits in seinen Vorschlägen zur Abänderung der Orthographie. Diese Vorschläge selbst sind dann von ihm in 10 Gruppen geordnet, deren **erste von den großen Anfangsbuchstaben** handelt.[4]) Nach der Schreibung der Académie führt er als Beispiele an: „la *B*ourse de Paris est un beau monument" und „la *b*ourse de Paris est périptère"; „le Théâtre *F*rançais" und „la Comédie *f*rançaise"; „Hérodote est le *p*ère de l'*h*istoire, François Ier le *P*ère des *L*ettres"; „ce ministre est le *M*écène des poètes" und „ce vieillard est le *m*entor de la famille". Gréard begnügt sich damit, den Widerspruch der verschiedenen Schreibweisen in sonst gleichartigen Fällen zu zeigen und auf einheitliche Schreibung zu dringen, ob mit großen oder kleinen Anfangsbuchstaben, entscheidet er nicht, doch scheint eine Bemerkung Michel Bréals[5]) auf das letztere (kleine) hinzuweisen. Dieser Gelehrte bespricht die Vorschläge

---

[3]) Auch Voltaire und andere strebten nach Vereinfachung der Orthographie; man verfuhr aber ganz willkürlich und völlig planlos.

[4]) Wenn uns die Sitte, im Deutschen die Substantiva groß zu schreiben, oft in Verlegenheit setzt, weil wir in vielen Fällen kaum wissen, ob ein Wort in dem betreffenden Zusammenhang groß oder klein zu schreiben sei, ob es als Substantiv zu betrachten sei oder nicht, so mögen wir uns trösten mit dem Französischen. Da werden nur die Eigennamen groß geschrieben, und doch giebt es auch da zweifelhafte Fälle, ob ein Substantiv als Eigenname groß zu schreiben sei, oder ob es bereits Appellativname geworden und als solcher klein zu schreiben sei, oder umgekehrt.

[5]) Michel Bréal, la Réforme orthographique in der Revue des deux Mondes, tome 120e, 1er novembre 1893. S. 112—131. Ces majuscules contribuant à la clarté, il n'y a aucune raison pour s'en priver.

Gréards in ſachlicher Weiſe in der Revue des deux Mondes, und in dem Kapitel von den großen Anfangsbuchſtaben ſcheint er mir das Richtige getroffen zu haben hinſichtlich der zweiten Gruppe[6]) der in Frage ſtehenden Ausdrücke, indem er bemerkt: Ici il n'y a plus moyen d'établir une règle uniforme. C'est affaire de tact et d'appréciation. On écrira avec la minuscule: „Cette femme est un vrai *c*erbère", — „Nous avons un *a*mphitryon charmant". Mais la majuscule s'imposera ailleurs, p. ex. si l'on écrit: „Ces comédiens voyagent avec leur *B*arnum", — „Les *C*apitaine *F*racasse de la politique". Den richtigen Maßſtab für die Entſcheidung giebt er folgendermaßen an: Quand un nom propre est arrivé à ce genre de notoriété que la personnalité disparaît absolument derrière l'idée qu'il représente, la petite lettre est de mise. Mais aussi longtemps qu'à travers le nom commun nous entrevoyons le personnage, il faut s'en tenir à la majuscule. Certains noms sont sur la limite; à chacun de se décider selon la circonstance.

Der zweite Punkt des Berichtes in der Académie Française betrifft die tirets oder traits d'union (etwa ſeit 1573 eingeführt) und führt auch hier wieder eine Anzahl Beiſpiele von ungleichmäßiger Behandlung ſonſt gleichartiger Ausdrücke an, wie: contretemps gegenüber contre-cœur; entretenir gegenüber entre-bâiller; portecrayon gegen porte-plume; arc de triomphe gegen arc-en-ciel; au dedans, au dehors gegen au-dessus, au-dessous; face à face gegen tête-à-tête; c'est à savoir gegen c'est-à-dire ꝛc., in denen kein Grund für die verſchiedene Schreibart erſichtlich iſt. Gréard wirft daher die Frage auf, ob es nicht am einfachſten und natürlichſten wäre, für die locutions composées die endgiltige Unterdrückung zu beſchließen? Für die mots doubles ou juxtaposés ſind zwei Regeln vorgeſchlagen: die Wörter zuſammenzuſchreiben, ſo oft das Zuſammenſchreiben möglich iſt; in den anderen Fällen aber den trait d'union verſchwinden zu laſſen, wie es 1878 geſchah für alle Wörter mit vorhergehendem très.

---

[6]) Ce ministre est le *M*écène des poètes und ce vieillard est le *m*entor de la famille, etc.

Alſo z. B. nach erſterer Art: contrecoup, contrepied ꝛc. wie man ſchreibt: contrepoids, contredit, contredanse; „entrechoquer, entretemps,“ wie bisher ſchon: „entrefaites, entrepont, entresol“; „passepartout“ wie „passeport“; „portecigare (ohne s wie portefeuille), portemontre, portevoix“ wie „porteballe, portefaix“. Und ebenſo wäre nach der zweiten Art zu ſchreiben: pot au feu wie bisher ſchon pot au lait; belle de nuit wie bleu de ciel; „char à bancs“ wie „fil à plomb“; Théâtre français wie Comédie française. Dieſelbe Regel ſollte auf die verdoppelten Formen angewandt werden, alſo: moi même, eux mêmes, cet homme ci, cette femme là, ſowie auf die invertierten Formen: dors tu, puissé je. Der Bindeſtrich hat demnach nur einen Sinn und ſomit orthographiſchen Wert, wenn er

1) wirklich die verbindende Konjunktion oder die die Abhängigkeit bezeichnende Präpoſition erſetzt, z. B. un dictionnaire français-latin, d. h. un dictionnaire français et latin; un enfant sourd-muet, l'armée franco-russe, trente-trois, hôtel-Dieu, timbre-poste;
2) wenn er dazu beſtimmt iſt, „une concomitance, une connexité intime“ zu bezeichnen wie: une tragédie mort-née, „un aveugle-né“ u. ſ. w.;
3) zur Bezeichnung eines Verwandtſchaftsbandes: petit-fils, grand-oncle;
4) wenn der Bindeſtrich dazu dient, durch die Verbindung zweier Wörter, die für ſich allein nicht mehr denſelben Sinn ergeben würden, einen beſonderen techniſchen Ausdruck zu bezeichnen, z. B. le grand-livre.[7])

[7]) Hinſichtlich des Bindeſtriches geſteht Bréal zu, daß viele Ungleichheiten vorhanden ſeien, die man zu beſeitigen ſuchen müſſe; aber er will thatſächlich doch nicht, daß man ernſtlich daran gehe: Il faut laisser à l'habitude le temps de faire son œuvre. Das iſt ein Widerſpruch mit ſich ſelbſt. — Mit der Unterdrückung des Bindeſtriches in Ausdrücken, bei denen das Zuſammenſchreiben nicht möglich iſt, wie „belle-de-nuit“, „Comédie-Française“ iſt er nicht einverſtanden: Nous ne comprenons pas la raison de cette suppression. En attendant que la jonction se fasse, le tiret a son utilité, car il indique les candidats à la fusion. Man wird zugeben, daß dieſe Bindeſtriche (eau-de-vie, cerf-volant, rat-de-cave, œil-de-bœuf) eine gewiſſe

Will man in der Frage der Bindeſtriche nicht einer vollſtändigen Freiheit das Wort reden und die Entſcheidung dem individuellen Geſchmack jedes einzelnen überlaſſen, ſo wird man geſtehen müſſen, daß im ganzen die Vorſchläge des Berichterſtatters der Académie eine richtige Löſung bieten, die weder zu engherzig noch allzu radikal iſt.

Die dritte Gruppe des Berichtes beſchäftigt ſich mit den Akzenten in der Schrift, ſowie mit dem Trema und dem Apoſtroph. Gréard weiſt auch da auf mancherlei Inkonſequenzen in der jetzigen Schreibung hin, z. B. devoûment neben dévouement; aboîment neben aboiement; gaîment neben gaiement, gegenüber poliment, hardiment; latrie gegenüber idolâtrie; il tait gegenüber il plaît, und bemerkt dazu mit Recht: Ne pourrait-on laisser tomber partout l'accent et dire „assidument“ de même qu'on dit „hardiment“ et „poliment“?

Ähnliche Widerſprüche weiſt die Schrift auf zwiſchen gleichartigen Wörtern, von denen die einen mit accent grave oder ohne accent, andere mit accent aigu geſchrieben werden: avènement, aber événement; religieux, aber irréligieux (cf. Littré [e muet]) rebelle[8]) (rebellement), aber rébellion; s'énamourer und s'enorgueillir oder s'enivrer.[9]) Bei einzelnen dieſer Wörter iſt man beinahe verſucht zu vermuten, daß die bisherige Schreibung unabſichtlich noch bis in die letzte Ausgabe des Dictionnaire durch-

Hilfe ſind für das Leſen. Andererſeits iſt zu bemerken, daß dieſe Ausdrücke, wenn ſie geſprochen werden, ebenſowenig mißverſtanden werden wie diejenigen, die ohne Bindeſtrich (unter analogen Verhältniſſen) geſchrieben werden. Letztere aber erſcheinen dann dem Auge wieder als ſtörende Ungleichmäßigkeit gegenüber den erſteren und dienen durchaus nicht als Beweis dafür, daß das Franzöſiſche „la plus intellectuelle des filles du latin“ iſt, weil es ſich mehr an das Auge und an den Verſtand richtet, wie Bréal meint. — Ein großer Widerſpruch desſelben Gelehrten iſt es ferner, wenn er bei ſeinem Widerſtande gegen dieſen Punkt der vorgeſchlagenen Reform von der Académie die Schreibung verlangt: des chédœuvres wie des piédestaux. Das heißt thatſächlich viel weiter gehen als Gréard in ſeinem Vorſchlag.

[8]) Hier handelt es ſich zwar um verſchiedene Stellung der Silbe inbezug auf den Wortakzent, man vergleiche aber: rebellement mit rébellion.

[9]) serein und sérénité gehört nicht ebenbürtig hierher, iſt daher von Bréal mit Recht zurückgewieſen, sérénité iſt ein mot savant.

geſchlüpft ſei. In den Frage- und Ausrufungsformen dussé-je! aimé-je? puissé-je! möchte Gréard ebenfalls den accent aigu durch accent grave erſetzt ſehen, wie dies bereits 1878 für Wörter wie sève, piège, assiège geſchehen iſt. Lesaint bezeichnet zwar die Ausſprache in den fraglichen Formen noch als é fermé; ſollte ſie jedoch inzwiſchen zu è ouvert übergegangen ſein, ſo kann man Gréard nur beiſtimmen. Endlich hält er die Unterſcheidung durch den accent grave von la, Artikel, und là, Adverb; des, Artikel, und dès, Konjunktion; ou, Konjunktion, und où, Adverb, für überflüſſig. Von allen angeführten Beiſpielen dieſer Gruppe ſind die drei Wörtchen là, où und dès jedenfalls diejenigen, in denen der Akzent noch am meiſten Berechtigung hätte als unterſcheidendes Merkmal. Doch weiſt Gréard mit Recht auf das lat. cum hin, das eben ſo gut Präpoſition als Konjunktion ſein kann, deſſen Charakter aber leicht aus dem logiſchen Zuſammenhang zu erkennen iſt. Dasſelbe beweiſt auch die ältere Sprache (vor dem XVI. Jahrhundert überhaupt keine Akzente), und wer häufig Handſchriften aus jener Zeit geleſen hat, wird beſtätigen können, daß es keine Schwierigkeit bietet, daß in den genannten drei Wörtchen kein Akzent vorhanden war. Ein viertes und wohl das häufigſte Wort, das ebenfalls hierher gehört, aber in dem Berichte (wenigſtens nach dem mir vorliegenden Texte) nicht aufgeführt iſt, wäre die Präpoſition à gegenüber der Verbalform a (il a), wo der Fall ganz analog iſt und eine Verwechſelung noch weniger leicht möglich.

Für eine Reihe von Wörtern, die aufs engſte durch den Gebrauch miteinander verbunden ſind, und bei denen auch die Ausſprache keine Eliſion mehr fühlen läßt, wird der Wegfall des ſie noch trennenden Apoſtrophs beantragt, z. B. entr'ouvrir, entr'aimer, s'entr'aider, presqu'île, entr'acte u. ſ. w., eine Vereinfachung, die, als dem wirklichen Stande der Sprache angemeſſen, nur zu begrüßen iſt, zumal auch nach dem Verſchwinden des Apoſtrophs die Zuſammenſetzung der betreffenden Wörter noch deutlich erkennbar bleibt. Ebenſo iſt das Trema überflüſſig bei Wörtern wie ïambe, ïambique, ſo gut als in den bereits üblichen iode, ionique.[10])

[10]) cf. lat. eius, iam, cuius, Caius u. ſ. w. — Zu Gruppe drei, accents u. ſ. w., bringt Bréal nichts Weſentliches vor. Ohne auch nur die beantragte

Ein ſchwieriges Gebiet betritt der Reformentwurf mit der vierten Gruppe, welche die Fremdwörter enthält; und doppelt ſchwierig iſt dies Gebiet für einen Ausländer zu beurteilen, der nicht fortwährend mitten in der lebenden Sprache drin ſteht. Als Grundſatz für die Anpaſſung der Fremdwörter an die franzöſiſche Orthographie wird folgendes aufgeſtellt: Dès le moment qu'un mot répond à un besoin, qu'il a été accepté, n'est-il pas sage de „le soumettre à notre génie“ (Fénelon), c'est à dire de lui donner ses lettres de naturalisation conformes à notre prononciation? Demgemäß ſchlägt Gréard vor, wie die Wörter rosbif und biftek der franzöſiſchen Orthographie angepaßt worden ſind, ebenſo zu verfahren mit Wörtern wie break, spleen, meeting, cottage, club. Dieſen reihen ſich eine Anzahl aus dem Griechiſchen oder dem Lateiniſchen entlehnter Fremdwörter an, welche in ungerechtfertigtem Gegenſatz zu andern, ungefähr auf gleicher Stufe hinſichtlich der Einbürgerung ſtehenden, im Plural bisher nicht verändert wurden, z. B. des errata, gegenüber des agendas; des duplicata, aber des alinéas; des quatuor, aber des trios, des intérim ꝛc., die alle ungefähr gleichmäßig eingebürgert ſind. Als auffallendes und ſtarkes Präcedens für die Anpaſſung dieſer Wörter erwähnt Gréard das von der Académie ſchon früher ſanktionierte „un aparté“ (a parte), „des apartés“. Michel Bréal (S. 118) verhält ſich auch in dieſem Punkt wieder vollſtändig ablehnend und ſtellt die Forderung auf: „il faut laisser aux mots anglais leur orthographe anglaise“; er vergißt dabei nur zu ſehr, daß ſchon eine ganze Menge engliſcher und anderer Fremdwörter nicht allein in alter, ſondern auch in neuerer Zeit dem franzöſiſchen Wortſchatz einverleibt und teilweiſe auch in ihrer Schreibung entſprechend abgeändert worden ſind. (Er erwähnt zwar redingote aus riding coat.) Von den Beiſpielen engliſcher Fremdwörter, die er anführt und von denen er behauptet, es ſei

---

Beſeitigung vieler ungerechtfertigter Ungleichheiten zu erwähnen, ſpricht er einzig von den vier Wörtern à, là, où, dès, bei denen er ohne Angabe eines eigentlichen Grundes die Beſeitigung des Akzents verwirft und damit ohne genauere Prüfung auch den ganzen Vorſchlag für dieſe Gruppe ablehnt. Da er keine Gründe angiebt, können ſie auch nicht widerlegt werden.

unmöglich, ſie nach franzöſiſcher Orthographie zu ſchreiben, gehört übrigens kein einziges zu den von Gréard erwähnten. Dagegen iſt der Einwand nicht unbegründet: le temps où le „riding coat“ anglais est devenu la „redingote française“ est loin. Notre époque se distingue précisément par une intelligence plus prompte des formes, des mœurs, des usages. Richtiger wäre vielleicht zu ſagen: durch eine allgemeiner verbreitete Kenntnis der lebenden fremden Sprachen. Wenn er aber dann der Académie den Rat giebt, dieſe [eingebürgerten] Fremdwörter einfach zu ignorieren, „comme des hôtes étrangers qui vont et viennent parmi nous et qu'on accueille sans chercher à les retenir“, ſo ſteht er damit im Widerſpruch zu dem, was er ſelbſt kurz vorher nachgewieſen hat, daß eben manche von dieſen Fremdwörtern dauernd bleiben und ſich vollkommen feſtſetzen, weil es für ſie keinen vollſtändigen Erſatz durch irgend ein rein franzöſiſches Wort giebt. Weder Gréard noch Michel Bréal in ſeiner blos negativen Kritik (in dieſem Punkt) geben einen rechten Anhaltspunkt für die Orthographie der Fremdwörter; als entſcheidender Grundſatz ſollte wohl feſtgehalten werden[11]) (entſprechend der Regel über die großen Anfangsbuchſtaben), daß diejenigen Fremdwörter nach franzöſiſcher Orthographie zu ſchreiben ſeien, welche ſo vollſtändig in die Sprache eingebürgert ſind, daß ſie gar nicht mehr als Fremdwörter empfunden werden. Kommt dagegen bei ihrem Gebrauch ihr Charakter als Fremdwörter zum Bewußtſein, ſo ſollten ſie ihre eigene Orthographie behalten. Auch hier wird es naturgemäß eine Anzahl zweifelhafter Fälle geben, die ſich eben auf der Übergangsſtufe befinden.

Bei der fünften Gruppe: „Les mots de genre ou de nombre différent, les adjectifs adverbes“ wird das bisher ausſchließlich orthographiſche Gebiet verlaſſen und das grammatiſche betreten. Wenn Gréard für die Wörter hémisphère und planisphère gleiches Geſchlecht (fém.) verlangt, wie für das etymologiſch gleich gebildete atmosphère, das richtiges (fém.) Geſchlecht hat, ſo kann man ihm zwar vom grammatiſchen und

[11]) Man vergleiche in dieſem Punkt die deutſche Schulorthographie.

etymologiſchen Standpunkte nur beiſtimmen; aber dieſer Punkt gehört eigentlich nicht der Rechtſchreibung an. Ebenſo verhält es ſich mit der Veränderlichkeit von demi, feu und nu vor oder nach dem Subſtantiv, ferner von tout, même, quelque, vingt und cent, die auch Bréal zu den Punkten rechnet, „où la simplification nous paraît possible .... Pourquoi „une demi-heure“ et „une heure et demie“? u. ſ. w. Pourquoi les différentes règles de „tout“, de „quelque“ et de „même“? Ebenfalls in das Gebiet der Grammatik und nicht eigentlich in das der Orthographie iſt die Behandlung der zuſammengeſetzten Ausdrücke zu verweiſen, wie des habits d'homme oder d'hommes, une gelée de groseille oder groseilles, des prêtres en surplis blanc oder en surplis blancs. Gréard ſowohl als Bréal plaidieren hier für freie Wahl zwiſchen beiden Schreibungen, womit übrigens der erſtere beweiſt, daß er durchaus nicht etwa einer „simplification à tout prix“ das Wort redet. Die Frage des doppelten Geſchlechts der Wörter période, hymne, orgue, délices iſt gleichfalls Sache der Grammatik und der Etymologie; der Berichterſtatter iſt auch hier für Vereinfachung. Mit Recht beanſprucht er vom Standpunkte der Rechtſchreibung (dazu auch etymologiſch richtig), daß das masculin „réfectoire“ [12]) ohne e am Ende geſchrieben werde, entſprechend den masculins dortoir und chauffoir.

Die ſechſte Gruppe beſchäftigt ſich mit den voyelles doubles et voyelles composées. Unter den erſteren ſcheint ausſchließlich y verſtanden zu ſein; Gréard weiſt nach, daß ſchon in der klaſſiſchen Zeit der franzöſiſchen Litteratur, verſchiedene hervorragende Schriftſteller i ſchrieben anſtatt y, ſo Balzac ſchon 1623; Bossuet, welcher ſchrieb: mistère, tiran, tipe; Mme de Sévigné: stile, Egipte; La Bruyère: hiperbole etc.; Voltaire: piramide, sindic ꝛc. und daß auch die Académie ſeit 1718 in ihren ſpäteren Ausgaben allmählich y durch i erſetzte: colisée, satirique, cime ꝛc.; weshalb ſollte ſie nicht weiter gehen und auch sibylle, sybarite, Sylvestre (zumal bereits: Saint-Silvestre) mit

[12]) réfectoire iſt wohl ein mot savant, dagegen die Schreibung afrz. ohne e refreitoir u. ſ. w.

i ſchreiben? Ebenſo wäre in tuyau, bayadère, mayonnaise y vorläufig durch ï zu erſetzen, wie dies bereits offiziell in baïonnette, faïence ꝛc. geſchehen ſei, um dann ſpäter einfaches i an Stelle des ï treten zu laſſen, wie es jetzt ſchon faſt gebräuchlich ſei: baionnette, faience, naiade ꝛc. Auch hierin darf man eine berechtigte Vereinfachung ſehen und dem Verfaſſer beipflichten; dasſelbe gilt für die Wörter wie sœur, bœuf, nœud, in denen die Beſeitigung des Überflüſſigen (auch etymologiſch) o beantragt wird, wie es bereits in einer Reihe analoger Wörter geſchehen iſt, z. B. neuf, peur. Auch in den Wörtern Saône, août, curaçao ſoll das a vor dem o künftig ausfallen, der gegenwärtigen Ausſprache gemäß, wobei mit Recht darauf hingewieſen wird, daß ſchon Lafontaine an einer, durch den Vers geſicherten Stelle ſchreibt: oût. In gleicher Weiſe ſoll der Buchſtabe o in Wegfall kommen in den Wörtern paon, faon, taon, in denen das o längſt ſtumm geworden iſt. Von hiſtoriſch-etymologiſchem Standpunkt aus könnte etwa das Bedenken erhoben werden, daß das o, bzw. a in den beiden zuletztgenannten Wortgruppen etymologiſch berechtigt ſei; dem iſt aber entgegen zu halten, daß die Schreibung längſt nicht mehr der Ausſprache entſpricht, und von hiſtoriſchem Standpunkt ferner, daß ſchon bedeutende Schriftſteller des 16. und des 17. Jahrhunderts dieſe Buchſtaben haben fallen laſſen. Am meiſten wird man vielleicht Anſtand nehmen, die vorgeſchlagene Orthographie euil für œil zu adoptieren, da hier nicht ein ſtumm gewordener Buchſtabe wegfällt, ſondern nur eine wenn auch etwas ungeſchickte Bezeichnung des Lautes durch eine andere, allgemein übliche erſetzt wird.

Hieran ſchließt ſich die ſiebente Gruppe: Les doubles et les triples consonnes, *rh*, *th*, *ch*, *ph*. Die Wörter, die hier inbetracht kommen, ſind faſt ausſchließlich Wörter griechiſchen Urſprunges, bei denen das h keinerlei ſelbſtändigen Lautwert (ph = f, einfacher Laut) mehr hat und zum großen Teil ſchon ſeit Jahrhunderten nicht mehr gehabt hat. Der Berichterſtatter erinnert deshalb mit Recht daran, daß bei manchen ſolchen Fremdwörtern die Académie die bloß etymologiſchen aber nicht geſprochenen Buchſtaben längſt hat fallen laſſen, und ebenſo bei vielen rein

franzöſiſchen Wörtern, während ſie bei anderen die fremde Schreibung beibehalten hat, trotzdem viele der letzteren vollſtändig im Franzöſiſchen einheimiſch geworden ſind und in anderen Punkten daher auch ſchon die einheimiſche Form (und Orthographie) angenommen haben. So bisher ſchon colère, colique, corde, école, sepulcre, scolastique, métempsycose, pascal; rapsode, rabdomancie u. ſ. w. gegenüber anachorète, autochtone, bacchanale, chronologie, polytechnique; asthme, cathécumène; rythme;[14]) rhubarbe, rhume, rhumatisme, rhétorique u. ſ. w. Ebenſo ſchrieb die Académie bis jetzt ſchon einerſeits fantôme, flegmatique, fantaisie, frénesie, faisan, fiole, faséole; andererſeits dagegen noch métaphysique, philosophie, blasphème, alphabet und die ſo weſentlich und charakteriſtiſch modernen Namen wie télégraphie, téléphonie u. ſ. w., die jetzt ſchon nach ſo kurzer Exiſtenz vollkommen eingebürgert ſind; man vergleiche auch das Italieniſche (und teilweiſe das Spaniſche), wo niemand ſich irgendwie an dem f in dieſen Wörtern ſtößt: es iſt eben Sache einmaliger Angewöhnung, bedeutet aber eine weſentliche Vereinfachung. Mit weiſer Mäßigung ſchlägt daher Gréard vor: D'accepter que l'h suivant les consonnes r, t, c, soit au commencement d'un mot, soit dans le corps d'un mot et qui ne se prononce pas peut être supprimée. D'admettre du même coup, dans les mêmes conditions, la transformation de ph en f. D'appliquer d'abord ces règles aux mots dont la transformation a été préparée par les discussions antérieures du Dictionnaire[15]) et qui ont trouvé des patrons autorisés daus les maîtres de la langue.

Et pour ménager la transition, de tolérer jusqu'à nouvel ordre les deux orthographes. . . . . la voie sera régulièrement ouverte devant nous et nos successeurs. Statt nur ſpeziell die bereits in der Académie diskutierten oder ſchon von den Klaſſikern gebrauchten Wörter vorläufig zu ändern, dürfte man wohl etwas weiter gehen, und da es ſich faſt ausſchließlich um Fremdwörter

[14]) Molière ſchrieb: misantrope; La Bruyère: patétique; Voltaire: entousiasme; Corneille: ortographe.

[15]) Z. B. in der Ausgabe von 1762 métaphysique, blasphème, alphabet u. ſ. w.

handelt, auch das oben angeführte Prinzip für die Fremdwörter hier anwenden, d. h. alſo die wirklich in dem Franzöſiſchen einheimiſch gewordenen Wörter ohne das h nach c, t, r und mit f für ph ſchreiben; in den noch völlig als fremde Elemente empfundenen Wörtern aber auch die fremde Orthographie belaſſen, bei einer Anzahl im Übergang befindlicher Wörter aber dem Takt und dem Geſchmack des Einzelnen überlaſſen, für welche Schreibung er ſich entſcheiden will.[16])

In der achten Gruppe: Les contradictions entre les mots de même famille ou de famille analogue, führt Gréard eine lange Liſte von Wörtern auf, die in der Schreibung ungleichmäßig behandelt ſind. Auch hier iſt die Académie bei einer ſchon früher vorgenommenen teilweiſen Regelung auf halbem Wege ſtehen geblieben. Das betrifft hauptſächlich ſolche Wörter, von denen die einen Verdoppelung eines Konſonanten aufweiſen, während andere unter ſonſt gleichen Verhältniſſen dieſe Verdoppelung nicht zeigen, z. B. résonner — résonance und assonance, consonance, dissonance; siffler — persifler; grelotte — dorloter; abatteur — abatage; courrier — coureur; apparaître — apercevoir; agglomération — agrégation; tutelle —

---

[16]) Bei Gruppe 7: ch, th, rh, ph weiß Bréal keinen ſtichhaltigen Grund gegen die Abſchaffung des h anzuführen, will aber doch nichts davon wiſſen. Er zitiert nur ein paar Wörter: thym, thon, écho, chœur und philtre, die bei Wegfall des h mit ihren Homonymen verwechſelt werden könnten. Geſchieht denn das etwa beim Sprechen, wo das h ſtumm iſt? und wenn da nicht, warum ſollte es bei Geſchriebenem ſchwieriger ſein?! — Er führt ferner, um die Reform der Orthographie lächerlich zu machen, die Ausdrücke nebeneinander an: „sceller nne lettre“ und „seller un cheval“. Selbſt wenn das erſtere sceller als seller geſchrieben würde, könnte irgend jemand es mißverſtehen? oder wird es etwa beim Sprechen mißverſtanden? Ebenſo wenn der Juſtizminiſter le garde des sceanx genannt wird, iſt jemand, der es mißverſteht, oder wäre dies beim Leſen der Fall, wenn seaux (für sceaux) geſchrieben würde? Es ſind alſo nur ein paar Wortſpiele, die man bei einem ernſten Sprachforſcher wie Bréal ungern ſtatt Gründen findet. Doch führt er noch zur Verteidigung des h in th, rh ꝛc. die Dichter ins Feld: Ce sont les lettres de noblesse de notre langue, on la découronnerait, on la vulgariserait en les lui retirant. Ja, worin beſteht denn eigentlich die „noblesse“ dieſer Laut- oder richtiger Buchſtabengruppen?

clientèle u. ſ. w., welche als Beiſpiele genügen mögen, Gréard führt noch weit mehr an, und auch ſeine Liſte greift nur eine Anzahl Wörter heraus. Im ganzen kann man ihm nur beiſtimmen, wenn er für dieſe Ausdrücke eine einheitliche Regelung der Schreibweiſe fordert, doch muß in jedem einzelnen Fall mit Vorſicht geprüft werden, da ſchon nicht alle von dem Berichterſtatter aufgeführten Wörter hierhergehören, weil verſchiedene Verhältniſſe obwalten. So ſind z. B. tu plains und tu mords, il absout und elle coud mit Unrecht zuſammengeſtellt, um gleich (oder analog) geſchrieben zu werden. Wohl iſt der Infinitiv bei allen gleichmäßig: plaindre, mordre, absoudre, coudre; aber das d hat einen ſehr ungleichen Wert und Herkunft in plaindre und absoudre (lat. plangĕre, absolvĕre) einerſeits und mordre und coudre (lat. mordēre [bzw. mórdĕre] und consuĕre) andererſeits, was ſofort hervortritt im Plural, wo die Perſonalendung mit einem Vokal beginnt: nous plaignons, mordons, absolvons, cousons; hier ſcheint mir daher eine Änderung der von Gréard angeführten Formen nicht angebracht, es wäre denn, daß man ſofort zu einer rein phonetiſchen Schreibweiſe übergehen wollte: was ja aber bei dem ganzen ſonſtigen Plan des Dictionnaire ausgeſchloſſen iſt. Noch einige andere Fälle dieſer Liſte dürften etwas zweifelhaft ſein, und die Abſtammung der Wörter, ſowie das verſchiedene Verhältnis der in Frage kommenden Silben zu derjenigen Silbe, welche den Hauptton im Worte hat, ſind jedenfalls genau zu prüfen. Dagegen führt Bréal einen Streich in die Luft, wenn er gegen die Vereinfachung der Konſonanten in einer Anzahl von Wörtern iſt, für welche Gréard ſie gar nicht beanſprucht, und gegen die gleichmäßige Behandlung anderer führt er keinen ſtichhaltigen Grund an; andererſeits pflichtet er mit Recht dem letzteren bei, wenn dieſer für Formen wie: il achète, il jette, il harcèle, il appelle eine gleichmäßige Schreibung fordert; man mag ſich für das eine oder das andere der beiden Syſteme: Verdoppelung des Konſonanten oder accent grave entſcheiden, jedenfalls ſollte endlich einmal eine einzige Schreibung konſequent durchgeführt werden.

In der neunten Gruppe werden die Endungen -ent und -ant beſprochen. Schon F. Didot verlangte, daß man -ent

durch -ant erſetze „dans tous les qualificatifs employés adjectivement ou substantivement, et dans leurs dérivés“. Damit würden zugleich diejenigen befriedigt, welche hervorheben, daß die Orthographie nicht den Laut zu bezeichnen habe, ſondern namentlich auch für das Auge ſei, um durch verſchiedene Schreibung das Leſen zu erleichtern; es würden fortan Wörter wie: un affluent und ils affluent; un expédient und ils expédient; un équivalent und ils équivalent, nicht nur dem Laute nach, ſondern auch in der Schreibung verſchieden ſein. Auch mit dieſer vorgeſchlagenen Änderung iſt Bréal nicht einverſtanden; wenn er aber zur Feſthaltung der Schreibung -ent neben -ant die patois anführt, ſo iſt darauf zu erwidern, daß dieſe in der Frage der Orthographie überhaupt nicht beigezogen werden können: denn wollte man dies thun, ſo würde dadurch erſt recht eine Maſſe von tief einſchneidenden Änderungen in der Orthographie nötig werden, ja es wäre dann nur noch die phonetiſche Schreibweiſe möglich, oder vielmehr überhaupt keine gleichmäßige. Gegen die Schreibung présidant bringt Bréal als Grund vor: Je n'aimerais pas beaucoup qu'on écrivît le présidant de la République: malgré moi cela me ferait l'impression de quelque chose de plus instable. Eine ſolche Begründung würde gewiß niemand von einem ſo hervorragenden Gelehrten wie Michel Bréal in einer ernſthaften Diskuſſion erwartet haben; auch das Beiziehen des ital. „il presidente“ zur Stütze von franz. président iſt unglücklich, da eben im ital., umgekehrt wie im franz., die Endung -ente im Subſtantiv auch der Partizipialendung von presedere entſpricht. Doch bemerkt ſchließlich Bréal nach Beſprechung dieſer Endung ſowie der vorgeſchlagenen Änderung von x in s in gewiſſen Wörtern: ce sont là des vétilles grammaticales sur lesquels il y a moyen de s'entendre.

Damit gelangen wir zu der zehnten und letzten Gruppe des Berichtes: La transformation de l'x en s dans les pluriels et dans les personnes de certains verbes. Last not least, möchte man hier ſagen! Gréard ſchlägt vor, das x im Plural von Wörtern wie les chevaux, les tuyaux les chapeaux, les feux, les genoux; ferner im mascul. von

Adjektiven wie heureux, glorieux, jaloux, und im présent de l'indicatif einiger Verba wie: je veux, tu peux, tu veux, wieder durch das bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts übliche s zu erſetzen, das alle dieſe Formen ſogleich in ihrer richtigen und regelmäßigen Bildung erkennen läßt: sg. feu, pl. feus, chapeaus, genous; heureus, fém. heureuse; jalous, fém. jalouse; je veus, tu veus, il veut; je peus, tu peus, il peut, genau ebenſo regelmäßig (und richtig) wie je vois, tu vois, il voit. Es iſt ſehr zu begrüßen, daß dieſes x, das weder etymologiſch, noch durch die Ausſprache berechtigt war, ja mit dieſer in grellem Widerſpruch ſtand, endlich wieder durch das nach beiden Seiten hin allein richtige s erſetzt werden ſoll, an deſſen Stelle dieſes x nur durch ein Mißverſtändnis ſeit drei Jahrhunderten getreten iſt; auch vom hiſtoriſchen Standpunkt aus hat das s die Anciennetät vor dem x zu beanſpruchen.

Wir ſind am Ende der Vorſchläge angekommen, welche die Kommiſſion des Dictionnaire de l'Académie ihrer Geſellſchaft gemacht hat als Grundlage für die in orthographiſcher Hinſicht vorzunehmenden Änderungen in der bevorſtehenden neuen Ausgabe des Wörterbuches. Eine Flut von Zeitungsartikeln und ſonſtigen Äußerungen erfolgte nach Veröffentlichung der aufgeſtellten Grundſätze, teils von Berufenen, teils vielleicht noch mehr von Unberufenen; denn es iſt leicht, über das Thema der Rechtſchreibung allgemein zu ſchwatzen, ſehr ſchwer aber, eine richtige Methode zu finden, um dieſes in allen lebenden Sprachen naturgemäß immer wieder ſich darbietende Problem richtig zu löſen, und am allerſchwerſten wohl, ſelbſt eine gute Methode bis auf jeden einzelnen Fall richtig durchzuführen. Daß die Kommiſſion es allen recht machen würde, war wie bei den menſchlichen Dingen überhaupt, von vornherein nicht zu erwarten, zumal die Gegenſätze von Anfang ſo ſchroff waren: einerſeits diejenigen, welche grundſätzlich von keinerlei Neuerung, auch nicht der geringſten, in der Orthographie wiſſen wollten, andrerſeits diejenigen, welche die Anforderung ſtellten, daß die Schreibung die möglichſt genaue Wiedergabe des geſprochenen Wortes ſein müſſe. Soll eine allgemein giltige (und das iſt doch der Zweck) Rechtſchreibung, nicht blos eine von verhältnismäßig

ſehr beſchränkter lokaler Geltung gegeben werden, ſo iſt das rein lautliche Syſtem undurchführbar; ſondern der hiſtoriſche, thatſächliche Standpunkt der Schreibung (ſowie auch die Etymologie der Wörter) muß berückſichtigt werden, ja er muß ſogar eine ſehr große Rolle ſpielen. Was von einer prinzipiellen Ablehnung aller Modifikationen zu halten iſt, davon gleich noch ein Wort. Vorher möchte ich nur noch eines Geſichtspunktes erwähnen, der, wie es ſcheint, hauptſächlich von künſtleriſcher bzw. ſchriftſtelleriſcher Seite geltend gemacht worden iſt. Leider waren mir nur die Äußerungen eines einzigen Vertreters dieſer Richtung zugänglich. Der Akademiker François Coppé widmet in ſeinem Buch Mon franc parler der Orthographiereform eine kurze causerie. Er verhält ſich gegen die Änderungsvorſchläge ablehnend, ohne eigentlich wirkliche Gründe (außer ſeiner Auffaſſung der Aufgabe der Akademie) als ſeinen perſönlichen Geſchmack dagegen anzuführen. Er wirft den réformateurs vor, den äſthetiſchen Standpunkt ganz vernachläſſigt zu haben; aber er begnügt ſich damit, ein paar allgemeine Anſichten zu äußern, ohne irgendwie anzudeuten, inwiefern oder in welchen Punkten etwa dieſer „äſthethiſche Standpunkt" hätte beobachtet werden ſollen. Und es dürfte auch ſchwer oder wohl unmöglich ſein, irgendwelche Anhaltspunkte zu geben, die etwa in dieſer Richtung bei der Reform der Rechtſchreibung beobachtet werden könnten, da die äſthetiſche Schönheit der Wörter ſoweit ſie in der Schrift zum Ausdruck kommt, doch nur eine ganz ſubjektive Auffaſſung finden kann. Es bliebe alſo darnach nichts Anderes übrig, als alles beim Alten zu laſſen, und das möchte allerdings Coppé; aber er kommt damit auf den durchaus unhaltbaren Standpunkt der prinzipiellen Gegner jeder Änderung in der Orthographie. Ich ſage unhaltbar, weil es den Charakter einer lebenden Sprache ganz und gar verkennen heißt, wenn man verſuchen will, ſie auf einem beſtimmten Punkte für alle Zeiten zu fixieren,[17]) und das gilt nicht nur von der Sprache, inſofern

[17]) Sehr ſchön bemerkt in dieſer Hinſicht Bréal (Rev. des deux mondes pag. 115): Une langue, surtout une langue possédant nne riche littérature, n'est pas un système où tont soit coordonné et marche d'un mouvement égal: c'est une œuvre qui se fait et se défait sans cesse, à laquelle les

ſie geſprochen wird, ſondern auch von der geſchriebenen. Ohne Zweifel üben die Schriftſteller, insbeſondere einer litterariſch bedeutenden Epoche, auch auf die Schreibung der Wörter einen ſehr weſentlichen Einfluß aus, der vielleicht noch lange nach ihrem Tode fortdauert; aber im Laufe der Zeit ſchreitet die Entwickelung der Sprache wieder weiter fort, und die Rechtſchreibung muß den Änderungen ſchließlich ebenfalls folgen, bei Strafe, allmählich ganz zu verknöchern und mit der wirklich geſprochenen Sprache jeden Augenblick in grellen Widerſpruch zu geraten, aus welchem Zuſtande dann nur äußerſt ſchwer noch irgend ein praktiſch durchführbarer Ausweg möglich iſt. Einen Beweis dafür liefert uns gerade die klaſſiſche Epoche der franzöſiſchen Litteratur, deren Schreibweiſe in der Hauptſache großenteils bis in den Anfang unſers Jahrhunderts hinein fortgedauert hat. Aber was würden wohl die heutigen Schriftſteller ſagen, wenn man ihnen, um nur einen Punkt zu erwähnen, zumuten wollte zu ſchreiben: la langue françoise, angloise; je marchois, j'avois und die ſämtlichen imparfaits der verba?[18]) Bei reiflichem Nachdenken wird wohl niemand auf einem ſolchen Standpunkt beharren, und wir haben es im Gegenteil der Kommiſſion der Académie Dank zu wiſſen, daß ſie den Verſuch macht, die geſchriebene Sprache wieder etwas mehr mit der geſprochenen in Übereinſtimmung zu bringen. Sie hat dies im ganzen mit Takt und großer Mäßigung und mit richtiger Berückſichtigung des praktiſch Durchführbaren gethan. Sie hat dem hiſtoriſchen Standpunkt der Sprache alle nur mögliche Rechnung

---

siècles collaborent, chaque époque profitant du travail de l'époque antérieure et laissant quelque chose à faire à la suivante ..... Und ſchon Horaz hat den Charakter einer lebenden Sprache richtig erfaßt, wenn er ſagt (de arte poetica 70—73):

„Multa renascentur quae iam cecidere, cadentque
Quae nunc sunt in honore vocabula, si volet usus,
Quem penes arbitriumst et ius et norma loquendi."

Dieſer Worte des alten Römers ſollte man immer eingedenk ſein, wenn es ſich um eine lebende Sprache handelt.

[18]) Und doch ſtemmten ſeinerzeit ein Châteaubriand, Nodier und andere ſich bis aufs äußerſte gegen die Einführung der jetzt ſeit 50 Jahren einzig üblichen Schreibung: français, j'avais u. ſ. w.

getragen und dem lautlichen Standpunkt nur so weit als unbedingt nötig nachgegeben: wenn sie dabei etwa gefehlt hat, so ist es gewiß eher nach der erstern als nach der letzteren Seite hin geschehen.

* * *

2. Über Friedrich Diez von Professor Dr. Stengel.

Der schlichte Mann, dessen lebensgroßes Bildnis[1]) Sie hier vor sich sehen, ist der Begründer einer neuen, inzwischen voll entwickelten Wissenschaft, der romanischen Philologie. Morgen sind 100 Jahre verflossen, seit er in einem Hause der „Neuen Bäue" in Gießen das Licht der Welt erblickte. Bonn, die Stätte seiner 54jährigen Wirksamkeit, hat bereits am 3. März das frohe Ereignis festlich begangen,[2]) die Universität Gießen wird im Anfang des Sommersemesters, am 5. Mai, eine ähnliche Feier veranstalten.[3])

---

[1]) Es ist eine vom Photograph Uhl in Gießen angefertigte Vergrößerung der bisher allein bekannten kleineren Photographie.

[2]) Prof. W. Förster, Diez' Nachfolger, hat in der Einladungsschrift zu dieser Feier unter dem Titel „Freundesbriefe von Friedrich Diez" den herrlichen, leider nur trümmerhaft erhaltenen Briefwechsel von Diez und Karl Ebenau bekannt gemacht. Seine gehaltvolle Festrede ist in der „Neuen Bonner Zeitung" und im Sonderabzug, am 15. März auch in der Beilage der „Münchener Allgemeinen Zeitung" erschienen. — Von weiteren Festreden auf Diez, die gedruckt erschienen sind, nenne ich die von Scheffler („Dresdener Anzeiger" vom 18. März, Beilage II), Kreßner (Franco-Gallia 1894, Nr. 4) und H. Breymann (Fr. Diez, Sein Leben und Wirken. Leipzig, A. Deichert).

[3]) Bei ihr wird Prof. Dr. Behrens sprechen und im Ludwigsprogramm unter dem Titel „Analecta Dieziana" zusammenstellen, was er von Notizen über Diez in Gießen, Darmstadt und sonstwo hat finden können. Weitere biographische Materialien wird W. Förster in der „Ztschr. für franz. Sprache u. Litteratur" mitteilen, der auch eine ausführlichere Biographie des Altmeisters ankündigt. Auf Diez bezügliche Stellen der Briefe Fr. G. Welckers an K. Schwenck hat des letzteren Biograph, Emil Neubürger, in einem Diez-Artikel der „Didaskalia" vom 4. März 1894 abgedruckt. Den Briefwechsel zwischen M. Haupt und Diez veröffentlichte A. Tobler in den Sitzungsberichten der Akademie zu Berlin 1894, VII, S. 139 ff. Die in den Akten der Akademie fehlende Glückwunschadresse der Akademie zu Diez' 50jährigem Doktorjubiläum ist mit den Originalunterschriften sämtlicher Akademiker versehen in den Diez' Großneffen Dr. Holzapfel in Gießen gehörigen Diezurkunden enthalten und lautet: („Berlin, den 28. December 1871. Hochverehrter Herr, den Ehrentag,

Auch die übrigen deutſchen Univerſitäten, ſowie zahlreiche neuphilologiſche Vereine haben des Tages feſtlich gedacht oder werden es, wenn auch in engerem Kreiſe, noch thun. Dasſelbe ſchicken wir uns an in dieſer Stunde und an geweihter Stelle zu thun.

Gern bin ich der Aufforderung Ihres Herrn Vorſitzenden gefolgt, Ihnen in kurzen Zügen von dem Leben und Wirken des großen Gelehrten ein Bild zu entwerfen; habe ich doch das Glück gehabt, noch zu ſeinen Füßen ſitzen zu dürfen und konnte ich mir doch als ſein Schüler die Doktorwürde erwerben. Schlicht, wie der Mann, den wir feiern, werden auch die Worte ſein, die ich an Sie richte.

---

mit dem Sie dieſes Jahr beſchließen, kann die Akademie, der Sie ſeit langer Zeit angehören, nicht vorübergehen laſſen, ohne Sie mit herzlichem Glückwunſche zu begrüßen. Unſer Blick verweilt auf der unermüdeten Thätigkeit, mit der Sie während eines halben Jahrhunderts durch maßgebende und dauernde Werke nicht nur den Ruhm deutſcher Wiſſenſchaft gemehrt, ſondern der Philologie ein ganzes Gebiet gewonnen haben. Was vor Ihnen auf dem Felde der romaniſchen Sprachen verſucht war, das war meiſt aus dem Liebhabereifer hervorgegangen, der in die Tiefe zu dringen nicht liebt und nicht vermag, und die beſten Leiſtungen näherten ſich höchſtens philologiſcher Forſchung. Ihnen wird es verdankt, daß eine romaniſche Philologie in ſtrenger Wiſſenſchaftlichkeit entſtanden iſt; Ihre Werke ſind edle Vorbilder reiner und ſicherer Auffaſſung der Aufgaben, tiefdringender, mit reicher Gelehrſamkeit gerüſteter und nie damit prunkender Forſchung, ſinnreicher und maßhaltender Erfindſamkeit, Vorbilder lauteres, durch keinen Schimmer geblendetes Wahrheitſinnes und der ſelbſtloſen Hingebung, welche die Perſon faſt verſchwinden läßt. Dies wiſſenſchaftliche und ſittliche Gepräge Ihrer Werke hat Ihnen, weithin über die Grenzen unſeres Vaterlandes, freudige und volle Anerkennung geſichert, es ſichert ihr Gedächtniß für die kommenden Zeiten. Mögen Ihnen noch manche Jahre fruchtbarer Wirkſamkeit beſchieden ſein. Die Königliche Akademie der Wiſſenſchaften. Curtius. Haupt. Kummer. E. du Bois-Reymond. / Kirchhoff. Olshauſen. Amvers. Ehrenberg. Pertz. / Trendelenburg. Droyſen. Beyrich. Weierſtraß. / Poggendorff. Dove. Weber. Buſchmann. / Rammelsberg. Lepſius. Schott. Ewald. / W. Peters. Rath. Petermann. Borchardt. G. Roſe. / A. Braun. H. Helmholtz. Müllenhoff. / Bonitz. Rödiger. Homeyer. Rudorff. / Hagen. Mommſen.") — Die von mir ſelbſt gebotene Feſtſchrift „Diez-Reliquien" enthält ebenfalls verſchiedene neue Materialien, ſo Kollektaneen zur romaniſchen Grammatik und Diez' Briefe an K. Bartſch. Unter gleichem Titel hat auch A. Tobler in Herrichs Archiv, Bd. 92, das zuſammengeſtellt, was von ungedruckten poetiſchen Überſetzungen aus dem Spaniſchen und Provençaliſchen

Am 15. März 1794 wurde Diez als Sohn des Regierungs- und Hofgerichtssekretärs[4]) Dietz, welcher später den Titel Kommissionsrat führte, geboren. Er war das drittälteste unter dessen zehn Kindern. Das elterliche Haus ist seit 1883 durch den Verband neuphilologischer Vereine auf deutschen Hochschulen mit einer Gedenktafel geschmückt.[5]) Bis 1811 besuchte Diez das Gießener Pädagogium, und schon als Schüler ließ er seine Begabung erkennen. Unter seinen Lehrern ist namentlich der Archäolog Welcker zu erwähnen, dessen Vorlesungen Diez später auch auf der Universität besuchte, und der sich seiner jederzeit mit väterlicher Fürsorge annahm. Unter seinen Mitschülern befanden sich die beiden Follenius und Georg Thudichum. Auf der Universität traten Konrad Schwenck und der etwas jüngere Theolog Karl Ebenau hinzu. Das Freundschaftsverhältnis mit beiden letzteren gestaltete sich besonders intim. Einen poetischen Briefwechsel mit Schwenck habe ich in den „Erinnerungsworten" mitgeteilt. Er ist wegen einiger Anspielungen auf Frankfurter Verhältnisse gerade auch für hiesige Kreise interessant.[6])

---

sich unter den in seinem Besitz befindlichen Diez-Papieren vorfand. (Auch als Sonderabdruck erschienen.) Von sonstigen Festartikeln nenne ich noch den warm empfundenen von G. Paris im „Journal des Débats" vom 2. März, die von K. Sachs in der Sonntagsbeilage der „Vossischen Zeitung" vom 11. März, von O. Schultz in der „National-Zeitung" vom 15. März, Morgen-Ausg., von R. Busch in der „Darmstädter Zeitung" vom 15. März, von R. Schröder im „Hannoverschen Courier" vom 15. März, von einem Ungenannten in dem „Gießener Anzeiger" vom 18. März und von mir in der „Westöstlichen Rundschau" vom 1. März und in der „Frankfurter Zeitung" vom 15. März, Morgenbl. 1. — Eine besonders großartige Diezfeier veranstalteten die nordamerikanischen Romanisten am 15. März in New-York. Vgl. dazu den ausführlichen Bericht in den „Modern Language Notes" 1894 Aprilheft p. 251 ff.

[4]) Beide Titel vereinigt finde ich auf der Adresse eines mir gehörigen Briefes, welchen sein Onkel, der Theolog Rambach aus Straßburg, am 14. Juni 1836 an Diez' Mutter schrieb. Als Regierungs-Sekretär wird er in dem Familienstammbaum bezeichnet, anderwärts dagegen nur als Hofgerichts-Sekretär. Auf dem Gerichte in Gießen fehlen indessen seine Personalakten.

[5]) Die bei der Enthüllung von mir gesprochenen Worte sind unter dem Titel „Erinnerungsworte an F. Diez" in erweiterter Fassung und unter Beigabe mehrerer Anlagen und Briefsammlungen, Marburg 1883, erschienen.

[6]) So schreibt Schwenck am 18. Dezember 1823: „Steingaß, wie wohl dein Ohr vernommen, Wird nun sehr bald nach Frankfurt kommen, Doch ist

An dem bis zu Ebenaus Tode 1843 fortgeſetzten Briefwechſel mit dieſem mutet uns wunderbar der poetiſch-ſchwärmeriſche Ton, welchen auch Diez anzuſchlagen weiß, an. Aus ihm läßt ſich klarer noch als ſonſt woher erkennen, daß Diez in ſeiner Jugend ganz in der Romantik der Zeit aufging. Als Probe diene nur folgende Stelle aus einem 1818 geſchriebenen Briefe:

„Damals, als ich von Dir mich getrennt hatte bei Rödelheim, erlebte ich noch einen ſeltenen Abend mit einem ehedem ſo hochgehaltenen Freunde (wen Diez damit meinte, hat der Herausgeber nicht feſtgeſtellt), der aus dem Bezirk ſeines jetzigen Lebens, über dem eine Todeswolke ſchwebt, weshalb er mich gewaltig zu ſich hinüberzieht, mich auf die herrlichen Auen erſter Jugendluſt zurückführte. Es war ein wunderbarer mondlicher Abend zu Bornheim! Wie die Vergangenheit ihre unvergeßlichen Bilder mit der Zauberlaterne herüberwarf, wie die Schatten der Zukunft uns nebelhaft umwandelten, ſo ſtieg Luſt und Schmerz abwechſelnd auf der Wagſchale bis zu den Sternen, die uns geleiteten. Das ganze ſonſt ſo poetiſch laute Leben dieſes Freundes hat ein entſetzliches Verhängnis, ein bloßer Zufall in die Bruſt zurückgedrängt, aus der es nur noch in Umriſſen hervorquillt, die ſich am liebſten und reinſten in bildender Kunſt darſtellen.“

Durch die kriegeriſchen Ereigniſſe des Jahres 1813 wurden Diez' Studien zeitweilig unterbrochen. Unter Welckers Führung zog er 1814 im Heſſiſchen Freiwilligen Jägerkorps mit nach Frank-

---

es mir gleichgültig ganz, Geb drum nicht einen Mäuſeſchwanz, Denn keinen Menſchen mag ich ſehn, Nein, ſtille meiner Wege gehn.“ Steingaß war katholiſcher Geſchichtsprofeſſor am Frankfurter Gymnaſium. — Diez ſeinerſeits ſchreibt am 10. September 1830 als wohlbeſtallter ordentlicher Profeſſor: „In Frankfurt aber auszuruhn Im „Landsberg“ oder „grünen Baum“, Wo unterm Dach für mich noch Raum, Das bleibt für mich ein goldner Traum! Du biſt jetzt ein gelehrter Kauz, Der ſchon gar manchen angeſchnauzt ... Du wirſt als einer, der ſich fühlt, Vom Gaſtwirt nicht mehr angeſchielt, Nicht mehr ins Hinterhaus logiert, Wo ſich kein Menſch um dich geniert, Kein Teufel dir die Stiefel ſchmiert u. ſ. w.“ K. Schwenck war 1823 nach Frankfurt gegangen, wo er anfänglich viel Schwierigkeiten zu überwinden hatte, bis er 1825 Geſchichtslehrer am dortigen Gymnaſium und 1829 Prorektor wurde. — Auch der Briefwechſel von Diez und Ebenau enthält manche auf Frankfurt bezügliche Stelle.

reich und kam auf dieſe Weiſe bis nach Lyon. Dieſe erſte Berührung romaniſchen Bodens wird nicht ohne Einfluß auf ſeinen weiteren Studiengang geweſen ſein, zumal er ſchon auf dem Pädagogium von Welcker in das Italieniſche eingeführt worden war. Ein längerer Frankfurter Aufenthalt im Jahre 1815 bei ſeinem Bruder bot durch die Bekanntſchaft mit einem Attaché der ſpaniſchen Geſandtſchaft beim Bundestage die weitere willkommene Gelegenheit zur Erlernung der ſpaniſchen Sprache. Wie emſig der 21-jährige Jüngling dieſe Studien betrieben hat, beweiſt eine für den Druck beſtimmte „Silva de Canciones viejas“ von ſeiner Hand, datiert „En Gissa de Hassia mes de Febrero, año de 1816,“ eine Auswahl aus den Cancioneros von 1590 und 1573.

Zunächſt wurde freilich aus dem Drucke dieſer Sammlung nichts, und Diez folgte im Winter 1816—17 Welcker „um ſeine Studien in Göttingen fortzuſetzen und nachher die Doktor-Würde anzunehmen“, wie es in einer Schuldurkunde über ein zu dieſem Zweck aufgenommenes Darlehen im Betrag von 700 Gulden vom Dezember 1816 (vgl. meine Diez-Reliquien S. 42) heißt. Schon im Juni 1817 iſt er aber wieder in Gießen, und bald darauf läßt er hier ſein Erſtlingswerk: „Proben / Altſpaniſcher / Romanzen. / Überſetzt / von / Friedrich Diez / Gießen 1817. / 8° VI und 52 Seiten“ erſcheinen. Das Vorwort iſt datiert: Gießen im Auguſt 1817. Die großherzogliche Bibliothek in Weimar beſitzt ein Exemplar dieſer ſonſt verſchollenen Ausgabe (vgl. Zs. IV, 583), welche übrigens bis auf das Titelblatt identiſch iſt mit der Frankfurt a. M. 1818 im Verlag der Hermannſchen Buchhandlung erſchienenen. Dieſe hat den etwas verſchiedenen Titel: „Altſpaniſche Romanzen“, welcher dann in der bedeutend umfangreicheren zweiten Auflage von 1821 noch den Zuſatz „beſonders vom Cid und Kaiſer Karls Paladinen“ erhielt. Diez' poetiſches Talent und ſeine Fähigkeit, Sinn und Form fremder Dichtungen getreu nachzubilden, tritt ſchon in dieſen Überſetzungen klar zu Tage.[7])

[7]) Die ſpäter nicht wiederholte kurze Vorrede der erſten Auflage iſt für den jugendlichen Überſetzer höchſt charakteriſtiſch, und möge darum im Anhange vollſtändig abgedruckt werden.

Ziemlich gleichzeitig mit den „Proben“ brachten die Heidelberger Jahrbücher die erſte Rezenſion aus ſeiner Feder. Sie betraf Jakob Grimms „Silva de romances viejos Vienna 1815“, aus welcher auch die „Proben“ entnommen waren. (Vgl. Kleinere Schriften S. 1 ff.)

Im Frühjahr 1818 unternahm der angehende Schriftſteller eine Reiſe nach Jena, um ſich, wie er am 20. Auguſt 1817 an Ebenau ſchrieb, „von dem bald ſcheidenden Zwillingsgeſtirne Göthe und J. Paul weihen zu laſſen“. Er überreichte Goethe perſönlich ſeine „Altſpaniſchen Romanzen“ und dieſer machte ihn auf die provençaliſche Litteratur und Raynouards im Erſcheinen begriffenen „Choix des poésies originales des Troubadours“ aufmerkſam. Daß Diez ſich den Hinweis zu Nutzen machte, beweiſt ſeine 1820 veröffentlichte Beſprechung von Band I des „Choix“, ſowie von A. W. Schlegels „Observations sur la langue et la littérature provençales“ (Kleinere Schriften, S. 39 ff.). Schon hier widerſpricht er dem ſo zäh feſtgehaltenen Grundirrtum Raynouards von einer einheitlichen romaniſchen Sprache, welche erſt im 10. Jahrhundert durch die einzelnen romaniſchen Sprachen erſetzt ſei, am getreueſten aber in der altprovençaliſchen fortlebe.

Das einmal begonnene Studium des Provençaliſchen wurde im folgenden Jahre eifrig fortgeſetzt. Am 21. November 1821 meldet er Ebenau: „Wegen Bonn kann ich Dir nur ſoviel ſagen, daß, inſofern durch Verzögerung ſich mancherlei Hinderniſſe einſchieben können, meine Dir bekannte Zuverſicht zur kleinlauten Hoffnung eingeſchwunden iſt.... Meinen ſchlechten Ausſichten zum Trotz habe ich ſeit Anfang Septembers eine „Geſchichte der Poeſie der Troubadours“ angefangen (vgl. Erinnerungsworte S. 52 und Diez-Reliquien S. 1 ff.), die auf Tod und Leben fortgeſetzt wird; in dieſer Zeit habe ich es dahin gebracht, wiewohl ein Wörterbuch mir abging, alle Gedichte faſt ohne Anſtoß leſen zu können.... Dir brauche ich am wenigſten zu ſagen, wie viel man auf jedem Gebiet menſchlichen Treibens, das aus der Ferne von einer gewiſſen Höhe betrachtet, entſetzlich albern erſcheint, wenn man ſich nur mit den Leuten ohne Vorurtheil einlaſſen will, des Guten, Schönen und Tiefen findet, womit ſich eine Erkenntniß

bereichern läßt, die neben dem kleinlichen Wissen als unvergänglich bestehen darf."

Wie aus dieser Stelle hervorgeht, schwebten auf Anlaß des unermüdlich besorgten Welcker Verhandlungen um Diez als Lektor der südwesteuropäischen Sprachen an die Universität Bonn, wohin Welcker inzwischen übergesiedelt war, zu berufen[8]). Unter dem 20. November hatte diese Berufung auch bereits stattgefunden und hatte zur weiteren erfreulichen Folge, daß das am 20. August bei der philosophischen Fakultät der Universität Gießen eingereichte Promotionsgesuch nun nicht weiter verzögert wurde, sodaß Diez die Doktorwürde am 30. Dezember 1821 verliehen wurde. (Vgl. Erinnerungsworte S. 52 ff.)

Mit dem Sommersemester 1822 begann Diez seine Lehrthätigkeit in Bonn, und schon am 12. Juli 1823 wurde er, dank der Fürsprache des litterarisch interessierten Kurators v. Rehfues, zum außerordentlichen Professor befördert. Sein schmaler Gehalt von 300 Thaler wurde allerdings erst vom Juli 1828 um 100 Thaler erhöht,[9]) weshalb er genötigt war, auf zeitraubenden Nebenerwerb bedacht zu sein. Körperliches Leiden (das ihn schon vordem heimgesucht und gezwungen hatte, eine 1819 in Holland angenommene Hauslehrerstelle bereits 1820 wieder aufzugeben) kam hinzu und wohl auch die Sorge um die armen Freunde Welcker und Schwenck, welche vor der berüchtigten Demagogen-Kommission hochnotpeinliche Verhöre zu bestehen hatten. Das alles versetzte ihn in eine zeit-

---

[8]) Nach dem in den Diezurkunden befindlichen Ministerialschreiben vom 25. November 1821 hatte Diez am 25. August 1821 eine dahinzielende Vorstellung an den Minister Altenstein gerichtet.

[9]) Sein Höchstgehalt betrug 1900 Thaler, welche Diez seit dem 1. Januar 1873 bezog, während er bis zum 1. Januar 1872 nur 1200 Thaler und bis zum 1. Januar 1867 nur 1000 Thaler erhielt. Wunderbar ist es, wie Diez bei solchen Einnahmen — auch die Einkünfte aus Vorlesungen und Büchern waren unbedeutend — seiner Schwester Caroline, welche ihm seit 1866 den Haushalt geführt hatte, ein nicht unbeträchtliches Vermögen von ca. 50,000 Mk. hat hinterlassen können. Er lebte allerdings jederzeit höchst anspruchslos und blieb ja auch unverheiratet. Doch unternahm er alljährlich Reisen in die Heimat, nach dem Elsaß, öfter auch in weitere Ferne, nach Berlin, Bayern, ja selbst nach Oberitalien.

Digitized by Google

weilig recht melancholiſche Stimmung, welche ein von Nonnenwerth am 4. Auguſt 1823 an Ebenau geſchriebener Brief recht deutlich wiederſpiegelt:

„Lieber Karl! Eben regt ſich der Gedanke in mir, Dir, bevor ich Dich, nach Verlauf eines ganzen ſchweren Jahres wiederſehen darf, und der Himmel gebe, ſo geſund und heiter wie je, vorerſt einen Gruß von dem ſchönſten Fleck unter der Sonne zu ſenden. Wenn wir in jener ſeligſten Zeit, wo wir ſo ganz ineinander lebten, dieſes göttliche, mehr als borromäiſche, Eiland auch nicht mit Füßen betreten haben, ſo haben wir uns doch hinübergeträumt — und liegt nicht der ernſte Drachenfels unmittelbar vor meinen Augen? In dieſem Augenblick ſitz' ich einſam vor mich hin, von mannichfachen Gefühlen untergraben, und was ſollte aus mir werden, eben in dieſem bewegten Augenblick, wenn mir nicht vergönnt wäre, mich wieder einmal an Dich zu wenden — an Dein Ich, wie ich es kannte und liebte ſeit Jahren, und wie es geblieben iſt, dünkt mir, unwandelbar. — Geſtern Abend bin ich in einer heftigen inneren Zerſtörung aus dem tragiſchen Bonn hergerannt, in der Hoffnung, hier einige Ruhe und Kühlung zu finden; erſt morgen früh werde ich wieder heimkehren. Auf dem Drachenfels habe ich neulich unſere Spuren geſucht und gefunden; alles iſt mir ſo gegenwärtig geworden, daß ich uns faſt leibhaftig habe wandeln ſeh'n mit deutſchem Rock, Hirſchfänger und Barett; und wie wir von der Teraſſe des Landſturm-Denkmals unmittelbar nach Honnef gelangt ſind, ohne den gewöhnlichen Weg an der Wolkenburg vorbei eingeſchlagen zu haben, iſt mir faſt unbegreiflich; der Schütze des Drachenfels hielt dies für gewagt, wo nicht gar für unmöglich. . . . Nur zu wenig habe ich mich ſeit unſerer Trennung der Poeſie hingegeben, zu ſehr habe ich das beſſere Denken und Dichten in mir niedergedrückt, faſt iſt es erſtorben unter dem Brüten einer dumpfen Phantaſie — möge denn dieſer heitere Morgen mir einmal ganz gehören! . . ."

So ſchrieb Diez, als ihm eben die Nachricht von ſeiner Ernennung zum außerordentlichen Profeſſor zugegangen war.[10])

[10]) Das betreffende Kuratorialſchreiben datiert vom 31. Juli, wird ihm aber erſt einige Tage nachher zugeſtellt ſein.

Im Sommer 1824 wurde ihm eine Remuneration von 150 Thalern nebſt dreimonatlichem Urlaub behufs einer Reiſe nach Paris bewilligt. Sie diente ihm dazu, ſeine provençaliſchen Kenntniſſe durch Studium der dort befindlichen Liederhandſchriften zu vervollkommnen. Zu Raynouard, deſſen Bekanntſchaft er während dieſes Pariſer Aufenthaltes machte, trat er in kein näheres perſönliches Verhältnis. Vielmehr war ſeine nächſte Arbeit gerade der Bekämpfung einer von Raynouard lebhaft vertretenen Anſicht gewidmet. Es iſt die „Abhandlung über die Minnehöfe“ aus dem Jahre 1825, welche der Form nach höchſt beſcheiden, aber in der Sache nur um ſo entſchiedener die Exiſtenz ſelbſtändiger mittelalterlicher Gerichtshöfe für Liebeshändel beſtreitet. Neuere Unterſuchungen haben an den Ergebniſſen dieſer Unterſuchung nichts Weſentliches zu ändern vermocht.

Schon das nächſte Jahr folgte dann ein umfangreicheres Werk: „Die Poeſie der Troubadours“, welche 1829 durch ein zweites: „Leben und Werke der Troubadours“ ergänzt wurde. Graf v. Schack ſpricht mit Recht in „Ein halbes Jahrhundert“, Leipzig 1889, I, S. 48 ff. ſeine Verwunderung darüber aus, daß dieſe Werke, die auch für Litteraturfreunde im allgemeinen Intereſſe haben müßten, im größeren Publikum nur wenig verbreitet wurden. Sie ſeien „bahnbrechend und erſchöpfend auf dieſem Gebiet und zugleich feſſelnd in der Darſtellung, wie auch die eingeſchalteten Überſetzungen ſchwerlich übertroffen werden können.“ Ebenſo günſtig wie Schack urteilten übrigens ſchon gleich beim Erſcheinen auch Uhland und J. Grimm. Auch die Gehaltserhöhung von 1828 und die Beförderung zum Ordinarius „für die Geſchichte der mittleren und neueren Litteratur“ am 10. April 1830 bedeuten eine gleiche Anerkennung ſeitens der Univerſitätsbehörde. Selbſtverſtändlich iſt die Forſchung in manchen Punkten heute über die Diez'ſchen Reſultate hinausgegangen, namentlich die hiſtoriſche Methode des zweiten Werkes gilt gegenwärtig nicht mehr als zuläſſig: in ihrer Geſamtheit ſind beide Schriften aber noch immer unerſetzt und beſonders wegen der ſchönen Überſetzungen hoch geſchätzt.

Mit ihnen ſchließt die erſte Gruppe der Diez'ſchen Werke ab, in welcher das belletriſtiſch-litterarhiſtoriſche Intereſſe vollkommen

vorherrſcht. Noch am 10. Juli 1831 ſchreibt übrigens Diez an L. Diefenbach, der ihm ſeine Schrift: „Über die jetzigen romaniſchen Schriftſprachen“ überſandt hatte: „Wenn Sie mich aber zur Theilnahme an Ihrer neuen größern Unternehmung über die romaniſchen Sprachen (Diefenbach plante eine in Beiſpielen anſchauliche Geſchichte des ganzen lateiniſchen Sprachſtammes mit ſeinen Mundarten von ſeinem erſten Entſtehen bis in die neueſten Zeiten) aufzufordern die Güte haben, ſo iſt dieß eine Ehre, von der ich ohne Ziererei ſagen kann, daß ſie mir nicht gebührt. Meine geringen Studien ſind faſt ſchlechthin auf das Litterärhiſtoriſche gerichtet und nur zuweilen wage ich es, mich auf das Sprachgebiet zu verirren.“ Aber kurz darauf muß er, vielleicht gerade durch Diefenbachs Schrift, die er noch im ſelben Jahre nach von Orellis Altfranzöſiſcher Grammatik beſprach, ſich mehr und mehr ausſchließlich ſprachlichen Studien zugewandt haben.

Wahrſcheinlich war es Diefenbach ſelbſt, mit dem er in den Herbſtferien 1831 zuſammentraf, welcher ihm eine vergleichende ſprachliche Unterſuchung der romaniſchen Sprachen nahelegte, denn ihm erſchien Diez wegen ſeiner eingehenden Beſchäftigung mit den hauptſächlichſten in Frage kommenden Einzelſprachen, in Verbindung mit gründlicher philologiſcher und linguiſtiſcher Vorbildung wie kein anderer dazu berufen. Jedenfalls ſchreibt Diez am 24. November 1834 an Wackernagel: „Seit einigen Jahren ſchon beſchäftigt mich eine hiſtoriſch-grammatiſche Unterſuchung der verſchiedenen romaniſchen Sprachen, wovon ich Ihnen vielleicht ſchon künftigen Sommer das erſte Bändchen werde vorlegen können. . . . Ich glaube, daß . . . ſpeciell auch für deutſche Sprachgeſchichte ſich einiges daraus wird lernen laſſen.“ Wie aus einem zweiten Brief an Diefenbach hervorgeht, iſt der erſte Band der Grammatik der romaniſchen Sprachen in der That nur wegen unvorhergeſehener Druckverzögerung erſt im Februar 1836 ausgegeben worden.

In Erwiederung auf das ihm überſandte Exemplar ſchrieb J. Grimm an Diez: „Es freut mich, daß durch Ihr Werk in Deutſchland wenigſtens den langweiligen Salbadereien Raynouards ein Ende gemacht wird.“ (Zeitſchrift für roman. Phil. VI, 504.) Mit dem Erſcheinen von Diez' Grammatik war wirklich der Grund-

ſtein der romaniſchen Philologie gelegt. Darüber herrſcht heute auch in romaniſchen Ländern kein Zweifel. „Raynouard“, ſagt z. B. Paris in ſeinem Diez-Artikel des „Journal des Débats“, „avait entrevu la possibilité d'écrire une grammaire comparée des langues néo-latines, il en avait tracé les premiers linéaments et cela suffit à sa gloire; mais Diez a écrit cette grammaire et, malgré les études acharnées et minutieuses dont il a été l'initiateur, son livre, d'une ordonnance simple, d'une clarté lumineuse, d'une érudition solide et vaste, reste toujours la base des travaux qu'accomplissent ses disciples.“

Nur Diez ſelbſt wollte die Bedeutung ſeiner Arbeit nie anerkennen, im Vorwort zur dritten Auflage der Grammatik bezeichnet er ſogar Raynouard ausdrücklich als den Gründer der romaniſchen Philologie, und G. Paris ſchrieb er: „daß er weniger aus eigenem Antriebe oder eigenem erfinderiſchen Geiſte folgend als Jakob Grimms Beiſpiele und Leiſtungen, die hiſtoriſch-grammatiſche Behandlung der romaniſchen Sprachen unternommen habe, auf welche er Grimms geniale Methode anzuwenden beſchloß.“ Gerade darin freilich, daß er die Methode ſeines Vorbildes ſich geiſtig ganz zu eigen zu machen wußte, daß er es verſtand ſie den veränderten Anforderungen der ihn beſchäftigenden Probleme anzupaſſen, daß er ſeinen Stoff ſelbſtändig und überſichtlich zu geſtalten und mit peinlichſter Genauigkeit durchzuarbeiten vermochte, gerade darin bekundet ſich bei ihm der Meiſter.

Schon 1838 erſchien der zweite Band, welcher die Form- und Wortbildungs-Lehre enthält, aber erſt 1844 der dritte mit der Syntax. Wie das ſpäter fortgelaſſene Vorwort zu dieſem Band mitteilt, war es urſprünglich nicht die Abſicht des Verfaſſers auch auf die Syntax einzugehen, „daher ich dem zweiten Bande mehr ſyntaktiſches mitgab als ſtreng erforderlich war. Bald nach Vollendung desſelben ward es mir jedoch wünſchenswerth, durch Hinzufügung dieſes Theiles der Grammatik das Ganze innerlich wie äußerlich abzuſchließen, und ſo begann ich gegenwärtigen Verſuch vor fünf Jahren, nicht ahnend, daß er auch in der anſpruchsloſen Ausführung, worin er erſcheint, einen nicht geringern Zeitaufwand koſten würde als die geſammte frühere Arbeit.“ Gerade

dieſem letzten Bande zollt auch G. Paris die größte Bewunderung, er „atteste chez cet Allemand qui n'avait guère mis le pied dans la 'Romania', et qui ne parlait facilement aucune des langues romanes, une merveilleuse pénétration du génie de ces langues et une attention dont un labeur aussi immense n'affaiblit pas l'intensité et n'émousse pas l'acuité; on dirait vraiment que comme le fameux Fine-Oreille d'un conte populaire, il entende l'herbe pousser."

Zwei weitere Auflagen ſind von der Grammatik bei Diez' Lebzeiten erſchienen, und jede beweiſt, wie erfolgreich und unausgeſetzt er an ihrer Fortbildung arbeitete. Selbſt bis in die letzten Lebensjahre hörte er, wie die Kollektaneen, die in meinen Diez-Reliquien abgedruckt ſind, beweiſen, nicht auf dafür zu ſammeln. Doch Diez begnügte ſich nicht damit, ſondern nahm alsbald nach Abſchluß der durch das ewige Wörter- und Stellenſammeln ermüdenden Syntax eine exegetiſche Arbeit in Angriff und vertiefte ſich gleichzeitig in bahnbrechende metriſche Unterſuchungen. Seine Ausgabe altromaniſcher Sprachdenkmale und die ihr beigegebene Abhandlung über den epiſchen Vers, welche 1846 erſchienen, ſind noch heute muſtergiltig, auch ſie bilden wichtige Grund- und Eckſteine der romaniſchen Philologie. Und kaum war dieſes Werkchen erſchienen, als er ſich ſchon wieder ein neues umfangreiches, ſein zweites Meiſterwerk, abzufaſſen anſchickte. „Meine Beſchäftigung," ſchreibt er am 17. März 1847 an Haupt, „beſteht gegenwärtig in der Abfaſſung eines etymologiſchen Wörterbuches der romaniſchen Sprachen; zu beſſern Dingen, ich meine zu zuſammenhängenden Arbeiten, bin ich faſt unbrauchbar. Wie weit ich aber auch damit kommen werde, kann ich nicht abſehen, ungefähr 2000 größere und kleinere Artikel habe ich ſeit 10 Monaten aufgeſchrieben. Von den in meiner Grammatik vorkommenden habe ich (nicht eben zu meiner Befriedigung) ſehr viele berichtigen müſſen. Daß auch das keltiſche Element die genaueſte Rückſicht verdient, verſteht ſich, aber hier heißt es Vorſicht gebraucht."

Aus den Briefen an Dieſenbach geht allerdings hervor, daß Diez ſchon ſeit Jahren etymologiſchen Forſchungen oblag, wenn ihm auch ein romaniſches Fremdwörterbuch, deſſen gemeinſame

Abfaſſung Dieſenbach am 10. Mai 1844 vorgeſchlagen hatte, zunächſt völlig widerſtrebte und als etwas vorkam, worin er bei ſeinem Sinn für Vollſtändigkeit gewiſſermaßen untergehen würde. In der That verzögerte ſich der Abſchluß des Wörterbuchs, und ſo gab Diez 1852 zunächſt eine neue Ausgabe der vor kurzem entdeckten, aber völlig unzureichend veröffentlichten altromaniſchen Gedichte von der Paſſion Chriſti und dem heiligen Leodegar, heraus. Haupt hatte ihn darauf aufmerkſam gemacht. 1853 erſchien dann das Wörterbuch und wurde von allen ſachkundigen Kritikern mit Freuden und Anerkennung begrüßt. F. Wolf, der berühmte Wiener Litterarhiſtoriker, reſümiert ſein Urteil (vgl. ſeine kl. Schriften S. 213) treffend wie folgt: „Wenn wir durch das bisher Geſagte hoffentlich nachgewieſen haben, einerſeits, welche umfaſſende und gründliche philologiſche und hiſtoriſche Kenntniſſe ein Etymologe beſitzen, welche Schwierigkeiten der überwinden muß, der dieſem Namen nach dem jetzigen Standpunkt der Wiſſenſchaft zu entſprechen imſtande iſt; andererſeits welch allgemeines Intereſſe, welchen ſelbſt unmittelbar praktiſchen Nutzen die Reſultate ſeiner Forſchungen gewähren, ſo haben wir dadurch zugleich die ſeltenen Talente, die außerordentliche Gelehrſamkeit und die großen Verdienſte des Mannes bezeichnet, dem wir das vorliegende Wörterbuch zu verdanken haben, das nicht nur im echt-wiſſenſchaftlichen Geiſte verfaßt, nicht nur für die romaniſchen Sprachen ein Schatz, ſondern für etymologiſche Forſchung überhaupt ein bleibendes Muſter iſt, ja das erſte Wörterbuch, das dieſen Namen in ſeiner vollen Bedeutung verdient.“

In einem ſechs Jahre ſpäter erſchienenen „Kritiſchen Anhang“ beſchäftigt ſich Diez mit einer Anzahl Kritiken, welche über ſein Werk erſchienen waren. Gerade dieſe Replik iſt für Diez' rein auf die Förderung der Sache bedachten Sinn höchſt charakteriſtiſch. Scharf und beſtimmt iſt die Zurückweiſung, welche er einer anonymen Kritik im „Athenaeum français“ erteilt.[11]) Bedächtig und

[11]) Kritiſcher Anhang S. 9: „Ich glaube nicht zu weit zu gehen, wenn ich aus den in dieſer kurzen auseinanderſetzung enthaltenen thatſachen den ſchluß ziehe, daß unſer kritiker, als er ſeine kritik ſchrieb, von den bildungsgeſetzen der franzöſiſchen ſprache keinen begriff hatte, indem er ſein urtheil auf

mit möglichſter Selbſtverleugnung geht er bei Erwägung der Bemerkungen Blancs und Littrés vor. Beſcheiden, wie immer, freut er ſich des lobenden Urteils von Mahn, „weil es von einem ſo gelehrten Kenner nicht nur des romaniſchen, ſondern auch angrenzender oder entfernter mit dem romaniſchen in Beziehung ſtehender Sprachgebiete herrührt, wenn auch in meinem Bewußtſein das Maß ſeines Beifalles das meiner Anſprüche weit überſteigt.“

1861 erſchien bereits eine zweite weſentlich erweiterte und ſorgfältig revidierte Auflage des Wörterbuchs und 1869—70 eine dritte. In der Zwiſchenzeit war aber noch einmal die Neigung ſeiner Jugend zum Durchbruch gekommen und hatte 1863 ſeine überaus anſprechende Studie „über die erſte portugieſiſche Kunſt- und Hofpoeſie“ gezeitigt. An ſie reihte ſich 1865 eine Neuausgabe „Altromaniſcher Gloſſare“ und 1875 ein Anhang zur romaniſchen Grammatik: „Romaniſche Wortſchöpfung.“ Mit dieſer Schrift ſchloß der Meiſter ſeine wiſſenſchaftliche Werkſtatt und ein Jahr darauf im 83. Lebensjahre auch ſeine müden Augen.

Bei Verfolgung dieſer ſo ergebnisreichen ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit ſind uns die Perſönlichkeit von Diez und ſeine weiteren Lebensſchickſale ſchließlich ganz aus den Blicken entſchwunden. Es iſt das nur zu natürlich, da Diez ſelbſt peinlich darauf bedacht war, daß ſein Ich ſich nirgends mit den Ergebniſſen ſeiner Forſchung verquicke, und da auch ſein ſpäteres Leben in ruhigen Bahnen verlief. Ebenſo habe ich ſeiner Lehrthätigkeit bisher nicht beſonders gedacht. Sie tritt hinter ſeinen ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen ganz bedeutend zurück. Darin ſtimmen die Äußerungen aller, die ſeine Vorleſungen beſuchten, überein, aber ebenſo legen auch alle von dem Zauber Zeugnis ab, welchen ſein beſcheidenes Weſen, ſeine

---

eine unbeſtimmte ähnlichkeit des klanges baute; daß er überhaupt keine etymologiſchen ſtudien gemacht, höchſtens in die gewöhnlichſten hülfsmittel hineingeblickt hatte, auch eigene deutungen vorzubringen und zu beweiſen unfähig war; daß er endlich von der kulturgeſchichte ſeines eigenen volkes wenig wußte oder die mühe ſcheute ſich darin umzuſehen. Daß er ſich gleichwohl berufen fühlte, über dinge zu urtheilen, die er nicht verſtand, iſt etwas, das freilich auch ſonſt vorkommt, aber überall keine ehre einbringt.“

Herzensgüte auf die ihm Nähertretenden ausübte. Paris bemerkt: „C'est dans les entretiens, dans les promenades qu'il voulait bien avoir avec moi que j'ai pu apprécier, non seulement les trésors de son savoir et la portée de son esprit, mais la beauté de son âme candide, qu'une timidité sans pareille empêchait presque toujours de s'épanouir. Il était d'une simplicité et d'une modestie qui surprenaient déjà alors et qui sembleraient incompréhensibles aujourd'hui." Man weiß darum nicht, was man an Diez höher schätzen ſoll, den Gelehrten oder den Menſchen. Freuen wir uns aber, daß gerade die romaniſche Philologie ſich eines Begründers rühmen darf, dem Germanen wie Romanen einmütig die Palme als Forſcher zuerkennen, und in deſſen ſelbſtloſem, unermüdlichem Streben, in deſſen mildem, beſcheidenem Auftreten unſere Wiſſenſchaft für alle Zeiten ein Vorbild beſitzt, um welches alle anderen ſie beneiden können.

Anhang.

Vorrede zu: Altſpaniſche Romanzen.

Überſetzt von Friedrich Diez. Frankfurt a. M. 1818.

[III] Die hier gegebenen Romanzen erſcheinen zur Vorbereitung auf eine reiche Sammlung, die, was Trefflichſtes der Art aus dem Leben des Spaniſchen Volkes ſich entwickelt hat, umfaſſen wird. Überzeugt, daß es an der Zeit iſt, dem Lauf jener Metalladern, als des ächten Volksreichthums, bis auf den Urquell nachzugehn, gedenkt der Überſezer in ſeiner reifenden Verteutſchung zu leiſten, was bereits für unſre und die Altdäniſchen Volksdichtungen geſchehn iſt, und hofft, daß die Proben nicht unbeachtet gelaſſen werden. Die Grundſätze, wonach gearbeitet worden, ſind einleuchtend; daß die Aſſonanz beibehalten werden mußte, war bei der erſten Prüfung klar; nur erſcheint ſie hier nach dem Beiſpiel Altdeutſcher Gedichte meiſt voller, als gewöhnlich; ja nicht ſelten erhebt ſie ſich, wie in der Urſchrift, zum wahren Reim.

Die Ankündigung einer ſolchen Sammlung bedarf um ſo weniger einer nähern Ausführung, als durch gegenwärtige Bogen

bereits eine Ahndung vom Ganzen gegeben wird;*) nur werde hier angedeutet, daß dieſe Helden- und Minnelieder nothwendig in drei Familien zu ſcheiden ſind: in die [IV] geſchichtlichen, Ritterromanzen, und einzelne Erzählungen und Liedchen. Erſtere ſind nach ihrem Grundſtoff die älteſten, und entſprangen wahrſcheinlich kurz nach den Thaten, die ſie beſingen; die neuere Zeit hat ihnen, beſonders jenen vom Cid, mancherlei Flitterſtaat umgehängt, weßhalb ſie beim Überſetzen vorſichtiger zu behandeln ſind; begreift man aber ihr ächtes gediegenes Innere, ſo eröffnen ſie eine Bühne, worüber die gewappneten Jahrhunderte ſchreiten, oder erſcheinen als ein Heldengedicht, das ſich das Volk recht eigentlich aus ſeinen Mitteln geſchaffen, ein Heldengedicht, das daher auch vor dem prächtigen Granada noch einmal Heldenzeiten ſchuf, als wäre der Cid wieder auf und führte das Panier. — Die Romanzen aus dem Dichtungskreiſe von Karl und Artus entſtanden durch die Ritterbücher zum Theil ſchon im dreizehnten Jahrhundert, und deuten mehr nach Norden: denn die Normannen in Frankreich, welche die alten Urkunden mitgebracht hatten, ſchufen dieſe Welt, auf der ſich bedeutſam bewegt, was je Großes geſchehn, die Ereigniſſe am Skamander, Indus und vor Zion; aus [sic!] Orient aber röthet Sonnengluth die diamantenen Schlöſſer mit ihren Feen und ihrem phan-[V]taſtiſchen Gefieder, während in Mitternacht noch das zauberiſche Nordlicht die grauen Felſenhöhen bleicht. Die Macht dieſer Werke verbreitete ſich ſchnell über Europa, und nahm in jedem Land eine beſondere Form an, vorzüglich in Caſtilia, wo ſie lange neben den Amadiſſen fortblühte, bis ſie endlich ausgeartet an der Kraft des Don Quixote ſcheiterte. Doch das Lied hatte die Herrlichkeit aus dem untergegangenen Reich in ſich gerettet, in der Romanze klingen Schwertſchläge und Liebesklagen in alter Weiſe fort, die Thürme von Paris liegen noch da, der heil. Karl ſendet ſeine ſtreitbaren Apoſtel, die an der Tafel ihr Brot eſſen,

*) Was früher Bertuch und vorzüglich Herder geleiſtet haben, muß mit Dank erwähnt werden; das Verdienſt einer richtigen Auffaſſung und würdigen Behandlung gebührt aber allein Hrn. Grimm, der durch ſeine Silva de romances viejos. Vienna 1815. einſtweilen die älteſten Rom. zugänglich gemacht hat.

aus, alle Welt zu belehren mit dem Schwert; der kecke Reynaldos und der zauberkundige Malgesi treiben auf Montalvan ihr Wesen, dem argliſtigen Galalon gegenüber; Roldan erſchlägt den rüſtigen Calaynos, und ſtürmt die berufene Brücke; der Graf von Irlos erobert das Reich Perſien. Hier entzweien ſich die Paladine: um Aliarda's Beſiz kämpfen Oliveros und Monteſinos; den Baldovinos ermordet meuchleriſch Karls eigner Sohn, wofür er auf Ulger's, des Dänen, Begehr vor Paris hingerichtet wird. Mitten in Caſtilia aber ſteht ein Caſtell, Felſenkühle genannt, von ſeinen Zinnen leuchten Saphire wie Sonnen; drinnen klagt die Jungfrau Roſenblüthe in Sehnſucht nach dem edlen Monteſinos. [VI] Doch der große Tag von Roncesval rückt heran, Karl verliert alle Zwölfe; der gefeite Siegesgeiſt*) der Chriſtenheit unterliegt dem Bernaldo del Carpio; ein Spaniſcher Hercules vernichtet den, der die Kraft von Frankreich in ſich ſammelte, und Hiſpania ſezt ſich auch hier noch ein ſtolzes Gedächtniß. — Die Romanzen der dritten Gattung endlich tragen, ſo oft ſie ſich zum Liede neigen, eine unausſprechliche Schönheit: wunderſeltſame Blumen ſind es, welchen man ihre Abkunft aus einem entlegenen Himmelsſtrich anſieht; ſo ſinnig ſenken manche das thränenſchwere Auge, ſo zauberfroh lächeln andre aus ihrem Heiligenſchein, als wüßten ſie, daß ſie blos aus Äther gebildet ſind.

Alle dieſe Gedichte verherrlicht der Geiſt der Treue und Ehre, des Muthes und Glaubens; eine natürliche Zierlichkeit ſteht ihnen ſo wohl an; ſie lieben keine Umſtände, ſind vielmehr gleich im Freien; ihre Redſeligkeit ſtört nicht die friſche Handlung, nein aufs Wort folgt die That. Was uns aber wirklich erhebt, das iſt, daß dieſe durch unbewußte in Sehnſucht erwachte Kunſt aus jugendlicher Natur gebildeten Schöpfungen eine ſchöne Anſicht von göttlichen und menſchlichen Dingen in leiſen aber ſichern Zügen tragen.

Gießen im Auguſt 1817.

---

*) Rule-and?

2.

Abteilung für Mathematik und Naturwiſſenſchaften (N).

Dieſer Abteilung wurden in dem Zeitraume vom 1. Januar bis zum 30. April 1894 folgende Herren auf ihren Antrag als Mitglieder zugewieſen

mit Wahlrecht:

Herr Anton Schott, Lehrer, Buchers, Böhmen;

ohne Wahlrecht:

Herr Dr. jur. W. Schmidt-Scharff, Referendar, hier.

Es ſprachen in dieſer Abteilung am

30. Januar Herr Profeſſor Dr. W. König über „Die Bedeutung der theoretiſchen Arbeiten von Heinrich Hertz“;

23. Februar Herr Oberlehrer Dr. Reinhardt über „Maßſyſteme“.

* * *

Die eingeſandten Berichte lauten:

1. **Über die Bedeutung der theoretiſchen Arbeiten von Heinrich Hertz** von Herrn Profeſſor Dr. Walter König.

Der Tod von Heinrich Hertz hat in allen Kreiſen, die irgendwie zur phyſikaliſchen Forſchung in Beziehung ſtehen, Veranlaſſung gegeben, der großen Leiſtungen dieſes leider nur zu kurz bemeſſenen Gelehrtenlebens zu gedenken. Der Schwerpunkt dieſer Leiſtungen liegt in jener Folge großartiger Experimental-Unterſuchungen, die unter dem Namen der Hertziſchen Verſuche weltbekannt geworden ſind. Über dieſe experimentellen Arbeiten zu berichten, iſt hier nicht der Ort. Aber ſie ſtehen in engem Zuſammenhange mit theoretiſchen Erwägungen, und umgekehrt hängen die Fortſchritte der Theorie aufs engſte mit dem Ergebnis dieſer Verſuche zuſammen. So dürften einige Betrachtungen über die theoretiſche Seite ſeiner Arbeiten wohl geeignet ſein, das Andenken des Mannes an dieſer Stelle feſtzuhalten. Dabei ſoll es uns weniger darauf

ankommen, auf die Einzelheiten dieſer Arbeiten einzugehen, als vielmehr ihre Art im allgemeinen und ihre Stellung im Rahmen der modernen theoretiſchen Phyſik zu charakteriſieren.

Zwei Richtungen machen ſich heutzutage in der theoretiſchen Phyſik geltend und heben ſich zuweilen ſcharf von einander ab; man könnte die eine wohl als die formaliſtiſche, die andere als die mechaniſtiſche bezeichnen. Die erſtere will nicht weniger, aber auch nicht mehr als die Geſetze der Erſcheinungen in möglichſt einfacher Weiſe formulieren. Wie Kirchhoff die Aufgabe der Mechanik definiert hat, ſo wird hier die Aufgabe der ganzen Phyſik definiert als „einfachſte Beſchreibung der Thatſachen“. Dieſe Beſchreibung der Thatſachen beſteht in der Entwickelung von Begriffen und ihrer Verknüpfung durch Geſetze, und die erſtrebte Vereinfachung in der ſteigenden Zuſammenfaſſung der entwickelten Begriffe in immer höheren und allgemeineren Begriffen. Je umfaſſender die Begriffe, um ſo einfacher geſtaltet ſich das Bild des Ganzen. Der umfaſſendſte dieſer Begriffe iſt der der Energie, das umfaſſendſte aller Geſetze das von der Erhaltung der Energie. Am konſequenteſten erſcheint daher die ſkizzierte Richtung in denjenigen Beſtrebungen, die die ganze Phyſik ausſchließlich als Energetik behandeln wollen. Doch iſt dieſer weiteſte Standpunkt nicht der einzige, auf dem dieſe Darſtellungsart zur Geltung kommt. Sie iſt ebenſogut in jedem kleineren Gebiete durchführbar, indem man die Begriffe, mit denen man zu operieren hat, ausſchließlich als den zuſammenfaſſenden Ausdruck des zu beſchreibenden Thatſachenkomplexes auffaßt und alle hypothetiſchen Vorſtellungen beiſeite läßt, wenn ſie auch mit manchen Begriffen von ihrer Benennung her aufs engſte verknüpft ſind (z. B. Wärmemenge, Elektrizitätsmenge, Stromſtärke u. ſ. w.). Dieſe Beſchränkung auf die ſtrenge begriffliche Formulierung will der anderen Richtung nicht genügen. Ihr erſcheinen alle Vorgänge erſt dann verſtändlich, wenn ſie ſich auf die handgreiflichſte Form alles äußeren Geſchehens, auf Bewegungsvorgänge zurückführen laſſen, und die Aufgabe der Phyſik erſt dann gelöſt, wenn alle Thatſachen ſich mit Hilfe der Grundbegriffe der Mechanik beſchreiben laſſen. Die beiden Richtungen ſchließen einander eigentlich nicht aus. Vielmehr ſollte der erſte Standpunkt gewiſſermaßen

Digitized by Google

die Vorstufe für den zweiten sein, und wenn sich bei der Entwickelung des ersten Standpunktes die mechanistische Auffassung wirklich als einfachster Weg zur weiteren Verallgemeinerung der Begriffe bewährt, so würde schließlich die zweite Richtung nichts Anderes als die Fortsetzung der ersten sein. Bei dem heutigen unfertigen Stande der Wissenschaft stehen aber die beiden Richtungen eher in einem gewissen Gegensatze zu einander.

Wir begegnen der mechanistischen Richtung auf allen Gebieten der Physik, nicht bloß da, wo sie von vornherein durch die Art unserer Erfahrungen bedingt ist, wie in der Elastizität, in der Akustik, sondern auch da, wo Vorgänge, die nicht unmittelbar wahrnehmbare Massenbewegungen sind, den Gegenstand unserer Betrachtungen bilden. So hat sich neben der mechanischen Wärmetheorie, die die Beziehungen zwischen Wärme und Arbeit rein formal behandelt, eine kinetische Theorie der Wärmeerscheinungen, und allgemeiner der Materie überhaupt und ihrer Zustandsänderungen entwickelt, die sich für eine Gruppe von Körpern, für die Gase, mit bemerkenswertem Erfolge hat durchführen lassen, die aber doch über die Lösung dieses einfachsten Problemes noch nicht hinausgekommen ist. In der Optik bemerken wir das Bestreben, die Undulationstheorie des Lichtes, die die optischen Erscheinungen rein formal, d. h. ausschließlich ihre geometrischen Verhältnisse, erläutert, auf die Vorstellung eines sich wie ein fester elastischer Körper verhaltenden Mediums zu gründen. Den weitesten Spielraum aber hat die mechanistische Richtung der wissenschaftlichen Phantasie auf dem Gebiete der elektrischen Erscheinungen gefunden. Von der einfachen Vorstellung von magnetischen und elektrischen Flüssigkeiten an bis zu den komplizierten Ätherheorien von Hankel, Edlund u. A. haben wir eine Fülle von Versuchen, die elektrischen Vorgänge auf Bewegungsvorgänge zurückzuführen, Versuche, die um so vielgestaltiger ausfallen konnten, als gerade hier die Vielseitigkeit der Erscheinungen und die Schwierigkeit ihrer eindeutigen, begrifflichen Zusammenfassung besonders groß waren.

Im Gegensatze dieser beiden Richtungen nehmen die theoretischen Arbeiten von Hertz eine scharf präzisierte Stellung ein. Ich meine dabei ausschließlich jene beiden Arbeiten, die Hertz unter dem Titel

„Über die Grundgleichungen der Elektrodynamik“ seinen großen Experimental-Untersuchungen hat folgen lassen, und in denen er im Abriß eine Theorie der elektrischen Erscheinungen auf Grund seiner Versuche entwickelt. Diese Arbeiten stehen durchaus auf dem Standpunkt der erstgenannten Richtung. Sie verfolgen kein anderes Ziel als das, den einfachsten Ausdruck für die Gesamtheit unserer Erfahrungen auf elektrischem und magnetischem Gebiete aufzustellen. Dieser einfachste Ausdruck wird in gewissen Gleichungen gefunden, die eine Beziehung zwischen den zeitlichen und örtlichen Veränderungen der elektrischen und magnetischen Kräfte darstellen; diese Gleichungen werden nicht aus besonderen Vorstellungen abgeleitet, sondern sie werden als letztes Ergebnis unserer Erfahrungen an die Spitze der Betrachtungen gestellt, und ihre Richtigkeit wird durch die Übereinstimmung ihrer Konsequenzen mit der Erfahrung dargethan. „Ich glaube,“ sagt Hertz, „daß man ohne Selbsttäuschung aus der Erfahrung nicht viel mehr entnehmen kann, als in jenen Abhandlungen ausgesagt ist. Wünscht man der Theorie mehr Farbe zu verleihen, so ist nichts im Wege, daß man noch nachträglich der Einbildungskraft zu Hilfe komme durch konkrete sinnliche Vorstellungen von dem Wesen der elektrischen Polarisation, des elektrischen Stromes u. s. w. Aber die Strenge der Wissenschaft erfordert doch, daß wir dies bunte Gewand, welches wir der Theorie überwerfen und dessen Schnitt und Farbe vollständig in unserer Gewalt liegt, wohl unterscheiden von der einfachen und schlichten Gestalt selbst, welche die Natur uns entgegenführt und an deren Form wir aus unserer Willkür nichts zu ändern vermögen“. Mit der Strenge, die sich in diesen Worten der Einleitung zur Buchausgabe der Hertzischen Abhandlungen ausdrückt, ist der angedeutete Standpunkt in den beiden theoretischen Arbeiten inne gehalten.

Doch ist es im Hinblick auf das oben Gesagte wichtig darauf hinzuweisen, daß Hertz kein Anhänger jener Richtung war, die alle Vorgänge ausschließlich vom Gesichtspunkte der Energetik aus beschreiben möchte. Die Ausdrucksweise, die Poynting in seinen Arbeiten über die Bewegung der Energie im elektromagnetischen Felde für elektrische Erscheinungen mit größter Konsequenz durch-

geführt hat, war nicht nach dem Geſchmack von Hertz. Es iſt charakteriſtiſch, daß er den phyſikaliſchen Sinn dieſer Darſtellungsart bezweifelt. Für ihn, deſſen Gedanken ſich an ſeinen Experimenten entwickelt hatten, waren die Kräfte, die er beobachtete und maß, das Reale, das unmittelbar Anſchauliche, und mit ihnen allein rechnet er in ſeinen Formeln. Er vermeidet ausdrücklich die Anwendung des Potenzialbegriffes, der in den älteren Theorien eine ſo große Rolle geſpielt hatte.

Die Vereinfachung, die die Hertziſche Formulierung für die Darſtellung der Thatſachen gegenüber den älteren Theorien erreichte, iſt im weſentlichen dem Erfolg der Hertziſchen Verſuche zu verdanken. Vor dieſen Verſuchen war eine einfache einheitliche Darſtellung nicht möglich. Der Bereich von Erſcheinungen, den man damals beherrſchte, ließ ſich auf Grundgeſetze verſchiedener Art zurückführen; und die Erſcheinungen, die zwiſchen dieſen verſchiedenen Theorien entſchieden hätten, kannte man nicht oder nicht genügend. Man kannte die elektroſtatiſchen Erſcheinungen und die elektrodynamiſchen Wirkungen geſchloſſener Ströme. Aber man kannte nicht das Gebiet, das beide verbindet, die Wirkungen ungeſchloſſener Ströme, bei denen ſtatiſche und dynamiſche Wirkungen miteinander vorkommen und durch wechſelſeitige Beziehung verknüpft ſein müſſen. Um einen einheitlichen Geſichtspunkt für die Darſtellung der elektroſtatiſchen und der elektromagnetiſchen Vorgänge zu gewinnen, war man auf Hypotheſen angewieſen, und dieſe ſuchte man aus beſonderen Vorſtellungen über die Natur der elektriſchen Prozeſſe herzuleiten. Solcher Hypotheſen ſind verſchiedene entwickelt worden, und wenn ſie auch ſchließlich von verſchiedenem Grade der Wahrſcheinlichkeit ſein mochten, ſo ließ ſich doch eine endgiltige Entſcheidung zwiſchen ihnen auf Grund der Thatſachen nicht fällen. Das Gebiet der Wirkungen ungeſchloſſener Ströme, das hier weſentlich in Frage kam, iſt nun aber gerade dasjenige, das uns die Hertziſchen Verſuche erſchloſſen haben, und damit haben ſie auch über jene Hypotheſen entſchieden. Sie haben entſchieden zu gunſten derjenigen, die von Maxwell aufgeſtellt worden war, und in dieſem Sinne bezeichnet Hertz die theoretiſche Darſtellung, die er ſelbſt auf Grund ſeiner Verſuche giebt, als Darſtellung der

*

„Maxwellschen Theorie", unter möglichster Vereinfachung ihrer Form, d. h. unter Weglassung solcher Glieder, die sich nach der Erfahrung als überflüssig herausgestellt hatten. Eine gewisse Subjektivität liegt in dieser Bezeichnung insofern, als es schwierig ist, genau zu sagen, welches eigentlich die Maxwellschen Vorstellungen gewesen sind. In der Einleitung zur Buchausgabe seiner Abhandlungen hat Hertz in besonders klarer und anschaulicher Weise die Entwickelung geschildert, die unsere Vorstellungen von der Art der elektrischen Wirkungen im Laufe der Zeit erfahren haben. Von der Vorstellung reiner Fernwirkungen ging man aus; der Einfluß des Zwischenmediums zwang, diese Vorstellungen abzuändern, bis man schließlich den Standpunkt als möglich erkannte, die Wirkungen ausschließlich der Vermittelung durch das Zwischenmedium zuzuschreiben. Dieser Standpunkt ist nach der Auffassung von Hertz derjenige Maxwells. Aber Hertz giebt selber zu, daß in dem großen Werke von Maxwell dieser Standpunkt nicht einheitlich durchgeführt sei. Mag man aber auch darüber in Zweifel sein, ob die Formulierung, die Hertz der Theorie der Elektrizität giebt, genau dem Sinne Maxwells entspricht, der wesentlichste Gedanke der Maxwellschen Theorie hat auf alle Fälle durch die Hertzschen Versuche eine glänzende Bestätigung gefunden, der Gedanke, daß die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der elektromagnetischen Wirkungen gleich der des Lichtes ist. Mit diesem Gedanken ist der Name Maxwells untrennbar verknüpft, und insofern als die ganze Hertzsche Theorie doch gerade auf diesem Gedanken sich auferbaut, ist es gerechtfertigt, sie als Darstellung der Maxwellschen Theorie zu bezeichnen.

Die Thatsache, daß die elektromagnetischen Wirkungen sich mit der Lichtgeschwindigkeit ausbreiten, führt notwendig zu dem Schlusse, daß dem Lichtäther die Rolle jenes obenerwähnten, vermittelnden Zwischenmediums zufalle. Indem die Maxwell-Hertzsche Theorie alle Vorgänge, die wir in den Äther verlegen, unter einem einheitlichen Gesichtspunkte darzustellen unternimmt, umfaßt sie daher nicht bloß die elektrischen, sondern auch die optischen Erscheinungen; diese letzteren gehören jenem speziellen Teile der Theorie an, der die Art und Weise der Ausbreitung periodischer Zustandsänderungen

des Lichtäthers behandelt. Unter diesem Gesichtspunkte kann man allgemeiner sagen, daß die Hertzschen Arbeiten die Grundzüge der Physik des Äthers enthalten, und daß die Grundgleichungen, von denen Hertz ausgeht, die Grundeigenschaften des Äthers darstellen. Aber freilich, diese Eigenschaften sind nicht durch irgend welche Analogien mit den Eigenschaften der Materie charakterisiert, sondern in strenger Wahrung der Grundsätze der ersten von den beiden eingangs von uns dargestellten Richtungen der theoretischen Physik, sind diese Eigenschaften des Äthers ausschließlich durch die Existenz magnetischer und elektrischer Kräfte und durch die einfachsten Beziehungen, die zwischen diesen bestehen, definiert.

Trotz ihrer streng formalen Richtung ist diese neueste Entwickelung der Elektrizitätslehre doch auch den mechanistischen Bestrebungen zu gute gekommen. Denn schärfer als früher läßt sich nun das Problem einer mechanischen Deutung der elektrischen Vorgänge formulieren. Es handelt sich nicht mehr um vereinzelte Analogien zu den magnetischen oder elektrischen ponderomotorischen Wirkungen, oder zu den Induktionserscheinungen, sondern es handelt sich darum, ein Medium von solcher Konstitution zu ersinnen, daß die beiden Arten mechanischer Zustandsänderungen, die potenziellen und die kinetischen, in derjenigen Verknüpfung in ihm bestehen, welche für die elektrischen und die magnetischen Kräfte durch die Hertzschen Gleichungen gegeben ist. In diesem Sinne ist das Problem jüngst von Boltzmann aufs schärfste formuliert worden. Aber Boltzmann hat dabei selber zugestehen müssen, daß, so einfach die Aufgabe erscheint, ihre Lösung doch noch nicht gelungen ist.

* * *

2. **Eine historische Skizze über Maßsysteme** von Herrn Oberlehrer Dr. W. Reinhardt.

Die durch die Anziehung der Erde auf 1 mg ausgeübte Kraft beträgt unter 45° Breite:

$$9806 \text{ mm. mg. sec.}^{-2}$$
$$= 0{,}9806 \text{ cm. g. sec.}^{-2}$$

**

Als Einheit der Kraft („Dyn“ bezeichnet) ist hierbei diejenige Kraft gewählt, welche der Masse 1 in der Zeiteinheit die Geschwindigkeit 1 mitteilt.

Derartige Bezeichnungen finden wir allgemein angewandt, wenn es sich um metrische Angaben aus Mechanik, Elektrostatik und anderen Gebieten der Physik handelt; es sind die zuerst von Gauß und Weber eingeführten „absoluten“ Maße, welche jener bei Bestimmungen der erdmagnetischen Intensität, dieser bei elektrischen Größen anwandte, und welche jetzt wissenschaftliche termini technici geworden sind. Alle zu messenden Größen sind hierbei auf mm, mg, sec. (nach Gauß-Weber), oder auf cm, g, sec. (nach dem Vorbild der British Association, besonders Thomson, Maxwell) zurückgeführt, d. h. also auf Längen-, Massen- und Zeit-Einheiten. Es läßt sich wohl nicht leugnen, daß statt des Namens „absolutes“ Maß die Bezeichnung „abgeleitetes Maß“ viel angebrachter wäre, da diese die Bedeutung des Systems präziser wiedergiebt als die des „absoluten Maßes“; ich berufe mich hierbei auf F. Kohlrausch, welcher denselben Gedanken ausspricht, indem er auf den Ursprung der Bezeichnung „absolut“ bei Gauß [1]) hinweist.

Die absoluten Maße (Dyn, Erg, Kalorie u. s. w.) lassen sich, wie obiges Beispiel zeigt, durch verschiedene Beziehungen auf andere zurückführen, welche wir als willkürliche, konventionelle oder Grundmaße bezeichnen: diese speziell sollen der Gegenstand unserer Betrachtung sein. Die Maße dienen uns dazu, andere Größen zu messen, d. h. in einer Zahl auszudrücken, und wir unterscheiden demgemäß Längen-, Massen- und Zeit-Einheiten. Die Wahl eines Normalmaßes ist hierbei willkürlich: es kann, wie dies bei dem Längenmaßsystem der Fall ist, durch ein aufbewahrtes Grundmaß (étalon, standard) definiert werden. Die Willkür bei der Wahl brachte es mit sich, daß wir in früheren Zeiten eine ganze Menge von Maßsystemen vorfinden, und erst die hierdurch bei dem internationalen Verkehr hervortretenden Schwierig-

[1]) Intensitas vis magneticae terrestris ad mensuram absolutam revocata: Der Ausdruck „absolut“ soll bedeuten, daß diese Einheiten unabhängig von anderen Größen sind, ausgenommen von den Normalmaßen der Länge, der Masse und der Zeit.

keiten haben es bewirkt, daß man ſich dazu verſtand, Änderungen in den Syſtemen vorzunehmen, um eine Übereinſtimmung herbeizuführen. Ein ſolcher Wechſel war natürlich von den weitgehendſten Folgen inbezug auf Gewohnheiten und Verhältniſſe des bürgerlichen und Rechtslebens begleitet, und daraus erklärt es ſich, daß die einzelnen Staaten hartnäckig an den gewohnten Syſtemen feſthielten und noch, wie das Beiſpiel Englands zeigt, feſthalten, trotzdem wiederholt hervorragende Vertreter der Wiſſenſchaft und der National-Ökonomie ſich für eine Änderung ausgeſprochen haben.[2])

Mit der politiſchen Einigung Deutſchlands Hand in Hand ging das Verlangen nach Einführung eines gemeinſchaftlichen Maßſyſtems, als welches das metriſche im Jahre 1871 durch geſetzliche Beſtimmung eingeführt wurde; damit verſchwanden die verſchiedenen Einzelſyſteme, deren es annähernd ſo viele als deutſche Staaten gab. Als Einheit wurde das Meter gewählt, welches ſich von Frankreich aus nach der Revolution ſchon auf einige der benachbarten Länder übertragen hatte, und welches als der zehnmillionſte Teil des Erdquadranten beſtimmt wurde. Maßgebend war hierbei die hervorragende Stellung, welche Frankreich im Anfang unſeres Jahrhunderts in den Wiſſenſchaften einahm, ferner die Vorteile im praktiſchen Verkehr, welche mit dem Dezimalſyſtem verbunden ſind. Mit dem metriſchen Syſtem war zudem das Gewichtsſyſtem durch einfache Beziehungen verknüpft, ſo daß die Einführung dieſes Syſtems entſchieden von Vorteil zu ſein ſchien. In etwas anderem Lichte erſcheint jedoch dieſe Angelegenheit, wenn wir uns die Frage vorlegen: Genügt das Meterſyſtem den Anforderungen abſoluter Genauigkeit? Dieſe Frage iſt mit Nein! zu beantworten, wie ich im Folgenden kurz

---

[2]) Die Hoffnung des berühmten Laplace, welcher er in ſeinem „Système du Monde“ Ausdruck verleiht, iſt nur in beſchränktem Maße in Erfüllung gegangen: „Un peuple, qui se donnerait un semblable système, réunirait à l'avantage d'en recueillir les premiers fruits celui de voir son exemple suivi par les autres peuples, dont il deviendrait ainsi le bienfaiteur; car l'empire lent mais irrésistible de la raison l'emporte, à la longue, sur les jalousies nationales et surmonte tous les obstacles qui s'opposent au bien généralement senti.“

nachweiſen werde. Bekanntlich ging der Einführung des Meters als Normalmaß die Meſſung des Bogens des Pariſer Meridians voraus, welcher ſich von Formentera bis Dünkirchen erſtreckt. In der Kommiſſion der franzöſiſchen Akademie, welche 1791 zur Ausführung dieſes großartigen Unternehmens gewählt wurde, finden wir die hervorragendſten Männer der Wiſſenſchaft, wie Lagrange, Laplace, Legendre u. a., deren Namen wohl für die Gründlichkeit und Sorgfalt der Meſſungen und Berechnungen Bürgſchaft leiſten. Die Arbeiten gelangten im Jahre 1799 zum Abſchluß und ergaben als Länge eines mittleren Grades des Erdquadranten 57008,22 Toiſen[3]) des altfranzöſiſchen einheitlichen Maßſyſtems, welchem die Toise du Péron als étalon diente, welche im Jahre 1734 bei einer Meridianmeſſung unter dem Äquator angewandt wurde. Der neunzigfache Wert dieſer Zahl giebt uns demnach die Länge eines Erdquadranten (= 5130739,80), und der zehnmillionſte Teil von ihr wurde als neue geſetzliche Einheit, als mètre vrai et définitif feſtgeſetzt. Als Normalmaß wurde ein Stab aus Platina verfertigt, deſſen Endflächen bei der Schmelztemperatur des Eiſes um 443,296 Linien von einander entfernt ſein ſollten.

Vergleichen wir nun die ſoeben genannten Zahlen mit denjenigen, welche Beſſel als wahrſcheinliches Reſultat aus 10 Gradmeſſungen beſtimmt hat. Nach ihm mißt der mittlere Grad eines Erdquadranten 57011,453 Toiſen und demnach ein Erdquadrant 5131179,81 Toiſen, woraus ſich für das mètre vrai ein Fehler von —0,038 Linien ergiebt, oder mit anderen Worten: Beſſel hat die wahrſcheinliche Länge des Erdquadranten um 565 m länger berechnet als jene Kommiſſion, und es iſt wohl nicht zu bezweifeln, daß auch wiederholte Gradmeſſungen dieſe hier zu tage tretende Unſicherheit nicht gänzlich beſeitigen werden.

Wollte man nun die Reſultate genauerer Meſſungen berückſichtigen, ſo wäre man gezwungen, die Normalmaße (étalons) dem-

---

[3]) 1 Toiſe = 6 Fuß = 72 Zoll = 864 Linien.
1 „ = 12 „ = 144 „
1 „ = 12 „

Auch Frankreich zeigte bis in das 18. Jahrhundert dieſelbe Mannigfaltigkeit der Maße, wie es in Deutſchland der Fall war.

entsprechend zu verändern, und eine heillose Verwirrung wäre die Folge, welcher man ja gerade durch Einführung dieses Maßsystems vorbeugen wollte. Es bleibt daher nichts anderes übrig, als das Meter zu definieren *nicht als den zehnmillionsten Teil des Erdquadranten, sondern als die Länge des in Paris aufbewahrten Platinastabes*; in entsprechender Weise wäre das Gewicht eines Kilogrammes zu definieren, da auch bei der Herstellung des Normalkilogramms sich ein Fehler eingeschlichen hat, indem dieses um 17 mg zu schwer geworden ist. Erwägen wir nun ferner, daß die Dimensionen unserer Erde und ihre Schwerkraft infolge der säkularen Abkühlung kleine Abänderungen erleiden, so kommen wir zu dem Schluß, daß wir *kein konstantes Maß* zu Grunde legen können, solange wir es mit *terrestrischen Verhältnissen* zu thun haben. So würde auch die Einführung der Länge des *Sekundenpendels* als Einheit, ein Vorschlag, welcher von Huyghens 1673 in seinem „Horloginm oscillatorium“ gemacht wurde, nicht frei von Schwankungen sein, da auch sie nicht als absolut konstant anzunehmen ist, wenn auch das Pendel die einfachste Methode darbietet, um das verlorengegangene Normalmaß wieder zu bestimmen. Zur Berechnung der Pendellänge L dient eine von Muncke in seiner „Liste beobachteter Pendellängen“ aufgestellte Formel:

$$L = 39{,}01673358 + 0{,}203228 \sin^2 \varphi.$$

Die zu Grunde gelegte Einheit ist der englische Zoll, φ ist die geographische Breite des Beobachtungsortes; die Formel giebt die Länge des Sekundenpendels bei 0^0 unter Reduktion auf den Meeresspiegel an. Praktische Verwendung von der Pendellänge ist bei dem englischen Längenmaß gemacht worden, welches auch für das der nordamerikanischen Freistaaten als Norm gedient hat. Die normale Länge des Yard soll nach der Parlamentsakte des Jahres 1758 stets dadurch wieder zu finden sein, daß die Länge des Sekundenpendels (im luftleeren Raum in der Breite von London) sich zu dem Yard verhalten soll wie 39,1393 : 36. Was nun die Bestimmung der Pendellänge anlangt, so bietet auch sie nicht absolute Sicherheit, wenn sie auch inbezug auf Genauigkeit dem Meter mindestens gleich kommt. Mit der Pendellänge ist jedoch

ein anderes Element, das der Zeit, verknüpft, und die Unveränderlichkeit der Sekunde mittlerer Sonnenzeit ist auf der Unveränderlichkeit der Rotation der Erde um ihre eigene Achse und um die Sonne begründet. Die Geschwindigkeit der erstgenannten Bewegung ist nun abhängig einmal von dem Faktor, welcher auch bei der Bestimmung des Meters von Einfluß war, nämlich von der säkularen Abkühlung der Erde, welche eine Beschleunigung der Rotation zur Folge hat, und zweitens, worauf Professor Volkmann (Königsberg) hinweist, von der Reibung der Flutwellen mit dem Erdkörper, welche eine verzögernde Wirkung zur Folge hat. Wenn nun auch infolge dieser Einwirkungen auf absehbare Zeiten hinaus die Sekunde keine Änderung erleidet, so kann sie doch nicht als absolut konstante Maßeinheit und demnach ebensowenig die Pendellänge als eine solche betrachtet werden.

Wenn wir inbezug auf zwei Normalmaße, deren Festsetzung das Resultat langjähriger Betrachtungen von seiten hervorragender Gelehrten gewesen ist, zu diesem negativen Ergebnis hinsichtlich ihrer Unveränderlichkeit gelangt sind, so genügt wohl der Hinweis auf einige der in früheren Zeiten vorgeschlagenen Einheiten, um diese als nicht zur Anwendung geeignet zu erkennen. So sollte die Länge von 16 hinter einander gestellten Schuhen von Männern „klein und groß, wie die ungefehrlich nach einander aus der Kirchen gehen" als ein „gerecht gemeine Maßrute, damit man das Feld messen soll" dienen. Andere schlugen die Entfernung der Pupillen eines erwachsenen Menschen als unveränderliches Grundmaß vor, andere wieder den Fallraum eines Körpers in einer Sekunde u. a. m. Vorschläge dieser Art traten jedoch nicht vor dem 16. Jahrhundert auf, während bis dahin in den europäischen Ländern das alte römische Maß mit mehr oder weniger Abänderung zu grunde gelegt wurde. Für Bedürfnisse des gewöhnlichen Verkehrs waren diese Maßeinheiten, welche sich zum Teil auch auf Größenverhältnisse von Teilen des menschlichen Körpers (Fuß, Elle, Spanne, Fingerbreite) gründeten, völlig ausreichend; erst am Schlusse des Mittelalters tritt mit der Entwickelung der experimentalen Wissenschaften das Bestreben auf, für unveränderlich erachtete Größen als Maßeinheiten zu grunde zu legen. Auch die Araber, bei

denen ſich ja gerade die exakten Wiſſenſchaften einer beſonderen Pflege erfreuten, legten ihrem Maßſyſteme natürliche Einheiten zu grunde, wie die Dimenſionen und das Gewicht von Getreidekörnern und nebeneinandergelegten Pferde- oder Maultierhaaren[4]). Derartige Bezeichnungen finden ſich übrigens noch heute bei orientaliſchen Völkern, und Benennungen wie „Korn“ oder „Gran“, grain, Karat (= Kuara, arab. charub, die getrockneten Kerne des Johannisbrotbaumes) u. a. ſtammen wohl ohne Zweifel eben daher. Einen Teil ihrer Maße entnahmen allerdings auch die Araber den Maßſyſtemen der beiden Kulturvölker des Altertums, der Babylonier und der Ägypter, deren Syſteme von beſtimmendem Einfluß auf diejenigen anderer Völker des Altertums, beſonders auch der Griechen und Römer geweſen ſind. Der Gedanke liegt nahe, in Ägypten, der „Wiege der Geometrie“, den Urſprung eines erſten geregelten Maßſyſtems zu ſuchen; es iſt ſogar von einer Reihe von Gelehrten die Anſicht vertreten worden, daß die Ägypter ihr Normalmaß ganz wie bei dem Metermaß einer Gradmeſſung entnommen hätten; beſonders Paucton (in ſeiner Métrologie) und Jomard (Recueil d'observations et de mémoires sur l'Egypte ancienne et moderne) vertreten dieſe Hypotheſe. Die ägyptiſche „heilige Elle“, die Seite der Baſis der Pyramide von Memphis, und andere Längenmaße ſollten zu der Länge eines Grades des Meridians von Alexandrien—Syene in einem einfachen Verhältnis ſtehen. Ja, man nahm ſogar einen Normalmaßſtab an, welchem Pythagoras z. B. ſeine Längeneinheiten entlehnt habe. Dieſe Behauptungen hatten vieles für ſich, wenn man bedenkt, daß die Ägypter nicht nur ausgezeichnete geometriſche, ſondern auch aſtronomiſche Kenntniſſe beſaßen, welche ſie praktiſch bei ihren Bewäſſerungsanlagen wohl zu benutzen wußten, und welche ſie zu Lehrmeiſtern der griechiſchen Mathematiker gemacht haben. Auffallend mußte es allerdings ſein, daß in keinem der alten Schriftſteller ſich eine dieſe Gradmeſſung betreffende Mitteilung fand. Aber auch abgeſehen von dieſem Umſtand dürfen wir wohl behaupten,

---

[4]) So wurde die Fingerbreite zu 7 Gerſtenkornbreiten, dieſe zu 7 Maultierhaarbreiten gerechnet.

daß ein ſolches Unternehmen doch über den wiſſenſchaftlichen Standpunkt der Ägypter hinausging; und wo ſchließlich nahmen ſie für ihre Meſſung eine Einheit her, wie eine ſolche bei der franzöſiſchen Gradmeſſung in der toise du Péron zu grunde gelegt war?

Es iſt das Verdienſt des Altertumsforſchers Böckh, dieſe Widerſprüche gelöſt zu haben, indem er den bei den ſeitherigen Hypotheſen fehlenden Zuſammenhang zwiſchen den Maßſyſtemen des Altertums dadurch feſtſtellte, daß er nicht von den Längenmaßen, ſondern von den Gewichten als den zu grunde gelegten Größen ausging; er wies nach, daß die Maßſyſteme der alten Kulturvölker von den Babyloniern herrühren und daß bei dieſen ein inniger Zuſammenhang zwiſchen Zeit-, Raum- und Gewichtsverhältniſſen hergeſtellt war, wie wir einen ſolchen bei unſerem heutigen metriſchen Syſtem teilweiſe wieder begegnen.

Nach Böckh laſſen ſich die verſchiedenen Längenmaße als Kanten von Würfeln darſtellen, welche ihrem Inhalt nach in einfachen Beziehungen zu einem zu grunde gelegten Einheitskubus ſtehen. Nun wurden aber ſolche mit Waſſer gefüllten Würfel von der Prieſterſchaft, welcher die Regelung der Maßſyſteme oblag, bei ihren aſtronomiſchen Beobachtungen zu Zeitbeſtimmungen benutzt, indem die ausgefloſſenen Waſſermengen nicht nur genau gemeſſen, ſondern auch gewogen wurden. Die Volumina wurden wegen ihrer Beziehung zur Zeitmeſſung nach dem Duodezimalſyſtem eingeteilt; als Grundlage des metriſchen Syſtems diente das babyloniſche Talent, d. h. das Gewicht eines Kubus Waſſers, deſſen Seite = 1 Fuß genommen wurde.

Wir haben einen Blick auf moderne und antike Maßſyſteme [5])

---

[5]) Zur Orientierung füge ich eine vergleichende Überſicht über antike und moderne Maßſyſteme bei:

$$1 \text{ babylon. Fuß} = \frac{2}{3} \text{ kleine babyl. Elle} = \sqrt[3]{\frac{3}{2}} \text{ olymp. Fuß}$$

$$= \sqrt[3]{\frac{5}{3}} \text{ röm. Fuß} = 352{,}34 \text{ mm.}$$

$$1 \text{ olympiſcher (ägyptiſcher) Fuß} = \sqrt[3]{\frac{10}{9}} \text{ röm. Fuß} = 307{,}80 \text{ mm.}$$

1 römiſcher Fuß = 297,17 mm; 1 römiſche Meile = 1000 Schritt = 5000 Fuß.

geworfen, bei keinem von ihnen finden wir das Problem gelöst, ein wirklich unveränderliches Naturmaß festzustellen; dagegen haben wir wohl die Wahrheit jenes Spruches der Sophisten bestätigt gefunden: „Der Mensch ist das Maß aller Dinge." Doch ist das Streben nach Auffindung eines unveränderlichen Maßes nicht nutzlos gewesen, verdanken wir ihm doch eine ganz ungewöhnliche Förderung der Meßkunst und eine Reihe von wissenschaftlichen Unternehmungen, deren Resultate uns für den Mangel eines der Natur entnommenen unveränderlichen Normalmaßes reichlich entschädigen.

3.

Abteilung für Schöne Wissenschaften (SchW).

Dieser Abteilung wurden in dem Zeitraume vom 1. Januar bis zum 30. April 1894 folgende Herren auf ihren Antrag als Mitglieder zugewiesen

mit Wahlrecht:

Herr Dr. ph. H. Ullrich, Oberlehrer, Chemnitz;

ohne Wahlrecht:

Herr Dr. ph. A. Krüger, Oberlehrer, Bockenheim.
„ Anton Schott, Lehrer, Buchers, Böhmen.

Es sprachen in dieser Abteilung am

14. Februar Herr Dr. Fr. Rehorn über
„W. von Humboldts Aufsätze über den Unterschied der Geschlechter und ihren Einfluß auf die Lyrik Schillers";

Das ägyptische Stadium (auch das griechische und das römische) wird = 184,72 m bezw. = 184,68 m angegeben, während das Stadium des Archimedes (nach Dio Cassius = $\frac{1}{400}$ des Umfanges der Stadt Babylon) auf 133 m geschätzt wird.

Als Flächenmaß diente den Ägyptern das Quadratstadium = 34106,7 qm, den Römern das jugerum, dessen Länge 240 Fuß, dessen Breite 120 Fuß betrug, und welches = 2543,4 qm war.

11. April Herr M. Speier über
„Roſegger als Romanſchriftſteller“.

* * *

Die eingeſandten Berichte lauten:

1. **W. von Humboldts Aufſätze über den Unterſchied der Geſchlechter und ihr Einfluß auf die Lyrik Schillers** von Herrn Dr. Fr. Rehorn.

Der Vortrag ging davon aus, daß es einer weitverbreiteten Anſicht zufolge Schiller nicht gelungen ſei, die weibliche Natur in ihren Tiefen zu erfaſſen und in ſeinen Dramen zu künſtleriſchen Geſtalten auszuprägen. Es wurde dargelegt, daß dieſes Urteil zum mindeſten einſeitig ſei. Es ſei einerſeits durch den Seitenblick auf Goethe beeinflußt. Es ſei aber auch darum falſch, weil die heroiſchen Frauengeſtalten Schillers zu den vollendetſten Schöpfungen der Dichtkunſt gehörten. In knappen Zügen wurde ausgeführt, warum es Schiller verſagt war, Geſtalten wie Klärchen im Egmont, Gretchen im Fauſt und ähnliche zu ſchaffen. Dem Naiven bequemte ſich ſeine dichteriſche Eigenart nur mit Mühe an; auch hatte ihm ſein Lebensgang nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe das Studium der weiblichen Natur ſehr erſchwert. Erſt dann gelang es ihm, die mädchenhafte Natur bezwingend zu zeichnen, „wenn das Geſchick in die junge Seele ſchon einen Schatten geworfen hatte“.

Schiller war ſich dieſer Schranke ſeines Könnens wohl bewußt und bemühte ſich, die Spuren dieſes Mangels zu tilgen. Er trachtete nicht nur darnach, ſeine Erfahrung zu bereichern, ſondern ſuchte auch, getreu dem in ſeine Natur gelegten Triebe, das Weſen des Weibes auf philoſophiſchem Wege zu ergründen und den Unterſchied des Mannes und des Weibes begrifflich zu beſtimmen.

In dieſer Frage war ſein Begleiter, man darf ſogar in beſchränktem Sinne ſagen, ſein Führer, W. von Humboldt. Der Vortrag verbreitete ſich über den näheren Umgang dieſes Mannes mit Schiller, der in die Jahre 1793—97 fällt. In der Natur Schillers lag das Bedürfnis nach Mitteilung. Er konnte nicht

beſſer zur Klarheit ſeiner Anſchauungen gelangen, als wenn er ſich gegen einen vertrauten Freund ausſprach. Humboldt war einer der beſten Kenner des griechiſchen Altertums; auch die Kantiſche Philoſophie beherrſchte er. Bald bahnte ſich auf dieſen Gebieten ein fruchtbarer Gedankenaustauſch an. Aber auch noch ein drittes Feld verhieß und brachte Schiller eine Fülle von Anregungen. Humboldt hatte ſich das Studium der weiblichen Natur zur beſonderen Aufgabe gemacht, deren Unterſchied von männlicher Art und Beſonderheit er philoſophiſch zu begründen ſuchte.

Als Schiller ſich zur Herausgabe der Horen entſchloß, ſicherte er ſich Humboldts Teilnahme und Mitarbeit: dieſer lieferte für den erſten Jahrgang zwei Aufſätze, auf deren Bedeutung für einen gewiſſen Kreis Schilleriſcher Gedichte hier aufmerkſam gemacht werden ſoll. Der erſte ſteht im 2. Stück der Horen und führt den Titel: „Über den Geſchlechtsunterſchied und deſſen Einfluß auf die organiſche Natur.“ Der andere iſt im 3. und 4. Stück abgedruckt unter der Überſchrift: „Über die männliche und weibliche Form.“

Da die beiden Abhandlungen nicht ſehr bekannt ſind, ſo mag ihre kurze Skizzierung geſtattet ſein.

Beide erinnern in der Art und Weiſe der Gedankenentwickelung an Schillers philoſophiſche Schriften, beſonders an die Abhandlung „Über Anmut und Würde“, die damals bereits erſchienen war. Auch in den Grundgedanken lehnen ſich die Humboldtiſchen Aufſätze, namentlich der erſte, vielfach an die letztgenannte Schrift an. Beſonders ſind es die Ausführungen über die „ſchöne Seele“, die Humboldt vielleicht vorgeſchwebt haben, wenn man nicht annehmen will, daß auch dieſe Gedanken unter dem Einfluſſe des Verkehrs mit Humboldt ihre letzte Ausprägung erhalten haben. In dieſem Falle könnte man die übereinſtimmenden Grundgedanken gewiſſermaßen als gemeinſames Eigentum betrachten: man hätte ſo auch nicht nötig, Humboldt einer Entlehnung zu zeihen auf einem Gebiete, wo er eines Führers nicht bedurfte.

Es mag kurz an die Hauptgedanken Schillers über die „ſchöne Seele“ erinnert ſein. Bei einer ſchönen Seele, ſagt Schiller, ſind nicht die einzelnen Handlungen ſittlich, ſondern der ganze Charakter

iſt es. Sie hat kein anderes Verdienſt, als daß ſie iſt. In ihr herrſcht Harmonie zwiſchen Sinnlichkeit und Vernunft, Pflicht und Neigung; Grazie iſt der Ausdruck ihrer Erſcheinung. Alle Bewegungen, die von ihr ausgehen, werden leicht, ſanft und dennoch belebt ſein: heiter wird das Auge ſtrahlen, keine Spannung wird in den Mienen ſein. Muſik wird ihre Stimme ſein und mit dem reinen Strom ihrer Modulationen das Herz bewegen. Dieſe Anmut wird *im ganzen genommen* mehr bei dem Weibe zu finden ſein, deſſen zärterer Bau jeden Eindruck ſchneller empfängt und verſchwinden läßt. Anmut wird der Ausdruck weiblicher Tugend ſein, der ſehr oft der männlichen fehlen dürfte.

Auf denſelben Motiven bauen ſich Humboldts Gedankenreihen auf, doch erſcheinen bei ihm dieſe Ideen ſelbſtändiger und entwickelter. Der Inhalt des erſten Aufſatzes: „Über den Geſchlechtsunterſchied und deſſen Einfluß auf die organiſche Natur", der 33 Seiten umfaßt, iſt kurz folgender.

Die Natur iſt an die Endlichkeit, an Raum und Zeit gebunden; es iſt ihr daher nicht möglich, alle Kräfte an einer und derſelben Stelle zugleich wirken zu laſſen, denn ſie würden einander aufheben. Daher muß ſie die verſchiedenen Kräfte und Eigenſchaften verteilen. Der Geſchlechtsunterſchied iſt nun aber nichts anderes als ſolche Ungleichartigkeit verſchiedener Kräfte, die nur verbunden ein Ganzes ausmachen. Damit aber das Getrennte einander nicht fliehe, und ſo die Abſicht der Natur vereitelt werde, hat die Natur in das Getrennte das Verlangen nach Vereinigung gelegt.

Schwer iſt es, die Geheimniſſe der Natur in wiſſenſchaftliche Begriffe zu faſſen. Nur dem ahnenden Gefühle gelingt ihre Ergründung. Wer ſich an die Beſtimmung des Unterſchiedes der Geſchlechter wagen will, darf weder das phyſiſche, noch das moraliſche Element im Menſchen überſehen. Beide Erſcheinungen machen im letzten Grunde ein großes Ganzes aus, und beide Erſcheinungen gehorchen nur einerlei Geſetzen.

Im engen Anſchluß an das phyſiſche Element beſtimmt nun Humboldt als *erſten* Unterſchied der Geſchlechter, daß alles *Männliche* mehr *Selbſtändigkeit*, alles *Weibliche* mehr *Empfänglichkeit* zeige. Dieſer Unterſchied iſt übrigens nicht

abſolut zu faſſen. Denn der ſelbſtändigſte Geiſt iſt auch der reizbarſte und daher dem Leiden ausgeſetzt, und wiederum giebt das Herz, das für jeden Eindruck am meiſten empfänglich iſt, auch jeden Eindruck mit der lebhafteſten Energie zurück.

Die Natur, die mit endlichen Mitteln unendliche Zwecke verfolgt, gründet ihr Gebäude allenthalben auf den Widerſtreit der Kräfte. So auch hier. Die Selbſtthätigkeit würde ſich verzehren, die Empfänglichkeit in Unthätigkeit ausarten, wenn nicht eine Kraft der anderen entgegenſtrebte. Indem nun beide gegenſeitig einander die unbedingte Durchführung ihres Endzwecks vereiteln, erfüllen ſie den ſchrankenloſen Plan der Natur. In den unaufhörlichen Wechſelwirkungen der beiden Kräfte offenbart ſich die unerſchöpfliche Kraft der Natur, deren Anſtrengung nie ermattet, und deren Ruhe nie in Unthätigkeit ausartet.

Aus dieſem grundlegenden Unterſchiede der Geſchlechter ergiebt ſich ein weiterer. Die energiſche Thätigkeit des Mannes zielt auf Trennung, ja auf Zerſtörung alles deſſen, was ſeiner Thätigkeit hemmend im Wege ſteht. Das weibliche Weſen dagegen, das empfangende Prinzip, iſt auf Einheit, auf Verbindung und Erhaltung gerichtet. Humboldt vergleicht das Zuſammenwirken beider mit dem Schaffen des Genies. Während die Vernunft die belebende Flamme ausſtrömt, die den Stoff begrifflich trennt, ſcheidet und zu neuen Schöpfungen vorbereitet, ſchließt die Phantaſie die auf Trennung gerichteten Kräfte zuſammen und führt den getrennten Stoff zu neuen Einheiten zurück. Schon die äußere Erſcheinung beider Geſchlechter entſpricht dieſem Gegenſatze. Die reizende Anmut und liebliche Fülle des Weibes bewegt die Phantaſie, und die Einheit ihres Charakters, der, jedem Eindruck offen, jeden mit entſprechender Innigkeit erwidert, rührt die Empfindung. So wirkt alles Weibliche vorzüglich auf diejenigen Kräfte, welche den ganzen Menſchen in ſeiner urſprünglichen Einfachheit zeigen. Was dagegen dem Manne und ſeinem Geſchlechte angehört, beſchäftigt mehr das Vermögen der Begriffe. Seine Geſtalt hat mehr Beſtimmtheit als anmutige Schönheit; die Begriffe ſind deutlicher und ſorgfältiger geſchieden; der Charakter iſt ſtark, aber nicht ſelten einſeitig und hart. Alles Männliche iſt daher mehr „auf-

klärend", das Weibliche mehr rührend; jenes gewährt mehr Licht, dieſes mehr Wärme.

Hieraus erſchließt ſich eine weitere Unterſcheidung. Die Kraft, die außer ſich thätig iſt, kann nicht anders als mit Willkür handeln, ja ſie muß gewaltthätig ſein, wenn ſie Hinderniſſe und Hemmniſſe zerſtörend aus dem Wege räumt. Soll aber das Vollendete, wie es der Natur vorſchwebte, erreicht werden, ſo muß ſich mit der Gewalt und Heftigkeit des Mannes die weibliche Schonung verbinden. So ergiebt ſich auch hier die wunderbare Einheit der Natur aus der Vereinigung zweier entgegengeſetzter Richtungen.

Die Thätigkeit des Mannes, die ſelbſt die Zerſtörung nicht ſcheut und fremde Stoffe nach eigener Willkür zu formen unternimmt, iſt zwar unermüdet, aber auch leicht dem Wechſel unterworfen. Da ſie raſt- und ruhelos iſt, aber nicht ſowohl von der Beſchaffenheit des Stoffes, als vom eigenen Feuer beſeelt wird, ſo läßt ſich ihre Stetigkeit nicht verbürgen.

Ganz anders das Weib. Was von außen an ſie herantritt, anregend und belebend, das erfaſſen ſie tiefer und ruhiger, und bei dem Gefundenen weilen ſie am längſten. Nicht in weite Ferne zu ſchweifen iſt ihre Natur, ſondern in ſich zurückzukehren. Durch ihre Natur ſind alle empfangenden Weſen an einen ſteteren, minder wechſelnden Gang gefeſſelt. Und da es zur ſtillen Pflege des Geſchaffenen eines harmoniſchen und gleichgeſinnten Strebens bedarf, ſo ſcheint die Natur auch den ſchönen Vorzug der Beharrlichkeit, ohne den alle übrigen nur ein vergängliches Daſein beſitzen, als eine freie Gunſt erteilt zu haben.

Soll aber der Menſch zum Ideal gelangen, ſo muß der Mann ſeine natürliche Thätigkeit an ein feſtes Geſetz binden, das Weib ſeine Geſetzmäßigkeit durch innere Antriebe und Thätigkeit beleben. Erſt dann wird die Raſtloſigkeit des Mannes und die Stetigkeit des Weibes dem Endzwecke der Natur ſich nähern.

So hat denn die Natur die beiden Geſchlechter mit ihren Gaben ausgeſtattet. Ihre Söhne beſeelte ſie mit Kraft, Feuer und Lebhaftigkeit, und hauchte ihren Töchtern Haltung, Wärme und Innigkeit ein. Indes nun die einen ihr Gebiet zu erweitern

ſtreben, bereichern es die anderen mit ſorgſamer Hand innerhalb ihrer Grenzen. Denn der ganze Charakter des männlichen Geſchlechts iſt auf Energie gerichtet. Dahin zielt ſeine Kraft, ſeine zerſtörende Heftigkeit, ſein Streben nach Außenwirkung, ſeine Raſtloſigkeit. Dagegen geht die Stimmung des Weiblichen, ſeine ausdauernde Stärke, ſeine Neigung zur Verbindung, ſein Hang, die Einwirkung zu erwidern, ſeine holde Stetigkeit allein auf Erhaltung und Daſein. Aber die Natur hat die empfangenden Kräfte noch unter ihre beſondere Obhut genommen. Sie teilen mit ihr ihre entſcheidendſten Vorzüge, und gleich den Töchtern im Hauſe ſchließen ſie ſich näher an die ſorgſame Mutter an.

Dies ſind in gedrängtem Überblick die Hauptgedanken der erſten Abhandlung Humboldts. Selbſtverſtändlich vermag der Abriß nicht den vollen Eindruck wiederzugeben, den der reichhaltige, von feinen Beobachtungen durchzogene Aufſatz auf den Leſer macht. Der Vergleich dieſer Ausführungen mit jener Stelle über die „ſchöne Seele“ in „Anmut und Würde“ zeigt ſchon bei flüchtiger Prüfung, wie nahe die Grundgedanken verwandt ſind, aber wie weit doch auch die Arbeit Humboldts hinausgeht über die zwar bedeutſamen, aber doch noch in den Anfängen der Entwickelung liegenden Gedanken Schillers.

Der zweite Aufſatz Humboldts ſchließt ſich als eine nähere Ausführung und Fortbildung mancher Motive dem erſten Aufſatze an. Wir heben aus der 50 Seiten umfaſſenden Abhandlung nur wenige Gedanken heraus, ſoweit ſie für den vorliegenden Zweck von Wichtigkeit ſind.

Humboldt beginnt mit einer Auseinanderſetzung über das Ideal der Schönheit. Keines der beiden Geſchlechter beſitzt es ausſchließlich; es iſt vielmehr ſo verteilt, daß nur die Vereinigung beider Prinzipien erſt die wirkliche Schönheit ausmacht. Der Phantaſie gelingt die Zuſammenſchmelzung des Charakteriſtiſchen der beiden Geſchlechter zu Idealgeſtalten. Die Natur hatte das Volk der Griechen mit dem wunderbaren Vermögen ausgeſtattet, ſeinen Olymp mit idealen Geſtalten zu bevölkern. Humboldt giebt eine eingehende, glänzende und geiſtvolle Schilderung der Göttergeſtalten auf Grund der griechiſchen Plaſtik, die noch heute geleſen

zu werden verdient, auf die wir aber an dieſer Stelle nicht eingehen können.

Dieſe ideale Schönheit, führt Humboldt weiter aus, iſt von der Wirklichkeit nie erreicht worden. Denn das Geſchlecht iſt eine Schranke für die Schönheit. Bei dem Manne ſpricht der Wille lauter, bei dem Weibe die Natur. Jedes Geſchlecht iſt nur inſofern ſchön, als ihm das andere gegenüberſteht. Jedes ſchlägt einen Akkord an, der erſt im anderen Geſchlechte vollkommen austönt. Schön ſind Mann und Weib nur, inſofern ſie an der Menſchheit teilnehmen. Die weibliche Schönheit ſteht aber der Menſchheit näher als die männliche. Bei dem Manne iſt die Schönheit nur eine Zugabe und ein freies Geſchenk der über den Geſchlechtscharakter ſiegenden Menſchheit; von dem Weibe wird ſie als eine Schuld verlangt, die das Geſchlecht entrichtet.

Indes iſt die Schönheit des Mannes des Ausdrucks fähiger, der von der Schönheit wohl zu unterſcheiden iſt. Bei dem Manne kann der Ausdruck ſogar die Schönheit beleidigen; aber das Charakteriſtiſche der Männlichkeit wird dabei eher gewinnen als verlieren. Die Schönheit des Weibes und die Eigentümlichkeit ihrer Geſtalt beruht aber mehr auf Freiheit und Harmonie des Ganzen. Damit ſoll indes nicht geſagt werden, daß die weibliche Schönheit des Ausdrucks nicht fähig ſei. Auch ſie iſt mit dem Ausdruck verträglich, aber nur mit dem höchſten. Nur der Charakter, nicht der beſchränkte Zuſtand vorübergehender Neigungen und Affekte ſtellt ſich in ihr dar, aber auch jener nur in harmoniſcher Einheit ſeiner Kräfte. Um ſo mehr iſt die weibliche Schönheit gerade dieſes Ausdrucks fähig, weil die zarte Bildſamkeit der weiblichen Geſtalt in ganz anderer Weiſe als beim Manne ein treuer und heller Spiegel des Inneren iſt. Die Geſtalt des Weibes iſt durchaus ſprechender als die männliche, und der Harmonie einer ſeelenvollen Muſik ähnlich ſind alle ihre Bewegungen feiner und ſanfter moduliert, wogegen der Mann auch hier eine größere Heftigkeit und Schwere verrät. Von ſelbſt teilt ſich den Zügen des Weibes die unbeſchränkte Freiheit der Umriſſe mit, durch welche der bloße Ausdruck in die Schönheit überfließt; denn nicht eine einzelne Bewegung, ſondern die ganze Seele iſt

es, die aus ihr spricht. Nirgends spricht die Empfindung so unmittelbar zu uns, und nichts vermag daher so tiefe Gefühle, so harmonische Stimmungen in uns hervorzurufen als der Umgang mit dem anderen Geschlecht. Den Mann, der durch seine Thätigkeit leicht aus sich herausgerissen wird, wieder in sich zurückzuführen; was sein Verstand trennt, durch das Gefühl zu verbinden; seinen langsamen Fortschritten zuvorzueilen und die höchste Vernunfteinheit, nach der er strebt, ihm in der sinnlichen Wirklichkeit darzustellen, ist die schöne Bestimmung dieses Geschlechts. Daher beruht die Macht des Weibes vorzugsweise auf der lebendigen Gegenwart, wo nicht vor den Sinnen, doch vor der Einbildungskraft.

Aber das weibliche Geschlecht muß gerade diese weiblichen Eigentümlichkeiten mit schonender Sorgfalt zu erhalten bemüht sein, um nicht jenen lebendigen Eindruck seiner Gestalt selbst zu vernichten. Denn nur dieses Höchste zu geben, ist die Weiblichkeit geschaffen, und wer sich mit anderen Forderungen an sie wendet, der beweist bloß seine Unkenntnis des Geschlechtes.

Wir müssen uns auch hier mit den knappen Andeutungen begnügen, die freilich nur ein blasses Abbild des gedankenreichen Aufsatzes zu geben vermögen. So fein diese Abhandlungen empfunden waren, so machten sie doch bei dem Leserkreise der Horen kein Glück. Schiller scherzt in einem Briefe an Humboldt über die kühle Aufnahme beim Publikum; hinter dem Scherze verbirgt sich aber ein Gefühl der Bitterkeit, aus dem schon die Xenienstimmung hervorblickt: er und Humboldt hätten verdient getäuscht zu werden, da sie das Publikum nicht gehörig gewürdigt hätten. Humboldt erwidert, Schiller möge es in Zukunft vermeiden, Aufsätze im Schlage der Humboldtischen aufzunehmen. Aber wenn auch die große Menge achtlos an den Abhandlungen vorüberging, fielen sie bei Schiller auf fruchtbaren Boden. Im Anfang Juni 1794 etwa mag das fünfte Heft der Horen erschienen sein; im Juni oder Juli fand Schiller Muße, sich eingehender mit den Aufsätzen zu beschäftigen, und nun sehen wir im August 1795 und in der folgenden Zeit bis in das Jahr 1796 hinein eine Reihe von Gedichten entstehen, die, alle zu einer Familie gehörend, von denselben Ideen erfüllt, sich an Humboldtische Gedanken anlehnen.

**

Durch die Abhandlungen Humboldts waren auch die Anſchauungen Schillers in Fluß gekommen, und da beider Anſichten im Prinzip übereinſtimmten, ſo war eine Befruchtung der Schilleriſchen Phantaſie durch Humboldtiſche Ideen gegeben. Wenn Schiller auch die Humboldtiſchen Gedanken ſeinen Anſchauungen aſſimilierte, ſo tragen dieſe Gedichte doch unverkennbare Spuren an ſich, daß ſie unter dem friſchen Eindrucke jener Aufſätze entſtanden ſind.

Zu den Gedichten, die wir hier im Auge haben, gehören in erſter Linie: „Würde der Frauen“, „Die Geſchlechter“, „Macht des Weibes“, „Tugend des Weibes“, („Forum des Weibes“), „Weibliches Urteil“, „Das weibliche Ideal“. Anklänge enthalten: „Der philoſophiſche Egoiſt“, „Das Kind in der Wiege“ u. a.

Das bekannteſte dieſer Gedichte, „Würde der Frauen“, iſt ſo von Humboldtiſchen Gedanken durchzogen, daß man es faſt eine gedrängte Zuſammenfaſſung der Abhandlungen nennen könnte. Wie dieſe ſich vielfach in Antitheſen bewegen, ſo ſtellt auch dieſes Gedicht in Strophen und Gegenſtrophen Weib und Mann gegenüber. Es hat ſich ſogar eine gewiſſe Schwäche der Aufſätze, nämlich der Mangel an energiſchem Fortſchritt des Gedankens, auf das Gedicht übertragen. Wie man bei Humboldt oft in den alten Gedankenkreis zurückkehrt, ſo hat man auch dieſem Gedichte, wie Humboldt aus Tegel ſchreibt, bald ſchon Mangel an eigentlichem Plan und Notwendigkeit des Zuſammenhangs vorgeworfen. Wenn man bedenkt, daß das Gedicht in der urſprünglichen Form (Muſenalmanach 1796) noch um vier Doppelſtrophen länger, alſo mehr als noch einmal ſo lang war, ſo wird der Vorwurf erſt recht begreiflich.

Was den Inhalt betrifft, ſo wird ganz in Humboldtiſchem Sinne das unſtete, zerſtörende, ſchrankenloſe Streben des Mannes dem ſicheren, zuverläſſigen Weſen des Weibes entgegengeſetzt, das in ihrem engeren Kreiſe glücklich iſt und andere beglückt. So heißt es vom Manne: Unſtät treiben ſeine Gedanken — Gierig greift er in die Ferne — Ohne Raſt geht er durch das Leben — Was er ſchafft, zerſtört er wieder — Seiner Wünſche Streit ruht nicht — Er kennet nicht, herzlich ſich an ein Herz zu ſchmiegen — Er kennet nicht den Tauſch der Seelen — Die Kämpfe ſtählen ſeinen harten Sinn. In den ausgehobenen Sätzen ſpiegelt ſich nicht

nur die Gesamtauffassung Humboldts vom Wesen des Mannes wieder: man kann auch jede einzelne Wendung mit einer entsprechenden, zuweilen wörtlich anklingenden Stelle aus den Aufsätzen belegen.

Vom Weibe heißt es im Gedichte:

„Mit zauberisch fesselndem Blicke
Winken die Frauen den Fremdling zurücke."

Humboldt: „Die schöne Bestimmung des Weibes ist es, dem Mann, der durch seine Thätigkeit leicht aus sich selbst herausgerissen wird, wieder in sich zurückzuführen."

Weiter:

„In der Mutter bescheidener Hütte
Sind sie geblieben mit schamhafter Sitte,
Treue Töchter der frommen Natur."

Humboldt: „Die Natur hat die empfangenden Kräfte noch unter ihre besondere Obhut genommen. Sie teilen mit ihr die entscheidenden Vorzüge, und gleich den Töchtern im Hause schließen sie sich näher an die sorgsame Mutter an."

An einer späteren Stelle:

„Aber wie leise vom Zephyr erschüttert
Schnell die äolische Harfe erzittert,
Also die fühlende Seele der Frau u. s. w."

Humboldt: „Der Harmonie einer seelenvollen Musik ähnlich, sind alle Bewegungen (der Frau) feiner und sanfter moduliert . . . und mit freiwilliger Leichtigkeit malt sich die Seele in dem bildsamen Bau." Auch die dieser Stelle folgenden Zeilen des Gedichtes sind, wie es scheint, noch von dieser Stelle beeinflußt.

Am Schlusse des Gedichtes heißt es von den Frauen:

„Sie löschen die Zwietracht, die tobend entglüt,
Lehren die Kräfte, die feindlich sich hassen,
Sich in der lieblichen Form zu umfassen,
Und vereinen, was ewig sich flieht."

Humboldt am Schlusse des ersten Aufsatzes: „Die beiden erwähnten Kräfte der Natur genügen nur dann dem Zwecke, wenn sie sich vereinigen, d. h. in der Liebe, der schon die Griechen die Ordnung des Chaos übertrugen." Daß aber dem Weibe die Aufgabe zu-

fällt, die ſonſt ewig feindlichen Kräfte zu verbinden, iſt ein bei Humboldt oft wiederkehrender Gedanke.

Dieſelbe Idee finden wir im Gedichte „Die Geſchlechter“, das um dieſelbe Zeit entſtand, wo es heißt:

„Jetzt beſchütze dein Werk, Natur! Auseinander auf immer
Fliehet, wenn du nicht vereinſt, feindlich, was ewig ſich ſucht.“

Und am Schluſſe:

„Göttliche Liebe, du biſt's, die der Menſchheit Blumen vereinigt!
Ewig getrennt, ſind ſie doch ewig verbunden in dir!“

Auch auf eine Stelle im Anfang dieſes Gedichtes möchten wir noch kurz hinweiſen. Sie enthält eine Variation des Gedankens: „Vom Mädchen reißt ſich ſtolz der Knabe“. Sie lautet:

„Scheu wie das zitternde Reh, das ihr Horn durch die Wälder verfolget,
Flieht ſie im Mann nur den Feind, haſſet noch, weil ſie nicht liebt.“

Der Vergleich des Mädchens auf der Schwelle der Jungfräulichkeit enthält wohl auch eine Anlehnung an Humboldt. In der Charakteriſtik der griechiſchen Göttergeſtalten, auf die wir hingewieſen, ſagt Humboldt bei der Schilderung der Diana: „Die zarte Sehnſucht, welche ein Geſchlecht an das andere knüpft, braucht zu ihrer Entwickelung den ruhigen Einfluß eines in ſich gekehrten Sinnes. Aber die erſten Aufwallungen des jugendlichen Gefühls ſchweifen wie Dianens Blick in die Ferne. Daher iſt das früheſte jungfräuliche Alter nicht ſelten von einer gewiſſen Gefühlloſigkeit, ja ſogar . . . von einer gewiſſen Härte begleitet.“

Auch „Der philoſophiſche Egoiſt“, der noch im Auguſt 1795 entſtand, verleugnet nicht die Zeit ſeiner Entſtehung. Hier wird dem Rigoriſten zugerufen:

„Und du läſterſt die große Natur, die, bald Kind und bald Mutter,
Jetzt empfängt, jetzt giebt, nur durch Bedürfnis beſteht?
Selbſtgenügſam willſt du dem ſchönen Ring dich entziehen,
Der Geſchöpf an Geſchöpf reihet in traulichem Bund?
Willſt du, Armer, ſtehen allein, und allein durch dich ſelber,
Wenn durch der Kräfte Tauſch ſelbſt das Unendliche ſteht?

Hier iſt der Humboldtiſche Gedanke verwertet, daß das Unendliche, das die Natur erſtrebt, nur durch Teilung ermöglicht wird, daß aber durch Vereinigung, durch Tauſch, durch den Wechſel von Empfangen und Geben der Ring des Unendlichen ſich ſchließt.

Ein anderes Gedicht, das in diesen Kreis gehört, trägt die Überschrift: „Tugend des Weibes".

„Tugenden brauchet der Mann; er stürzet sich wagend ins Leben,
Tritt mit dem stärkeren Glück in den bedenklichen Kampf.
Eine Tugend genüget dem Weib; sie ist da, sie erscheinet,
Lieblich dem Herzen, dem Aug' lieblich erscheine sie stets."

Auch dies Gedicht baut sich auf den Gegensatz von Mann und Weib auf, wie die Abhandlungen von „Würde der Frauen". Der Ausdruck: „sie ist da" findet sich in der einfachsten Form schon in „Anmut und Würde", wo es heißt: „die schöne Seele hat kein anderes Verdienst, als daß sie ist". Doch erinnert die Wendung im Gedicht eher an die Stelle bei Humboldt: „Die Stimmung des Weiblichen, seine Stetigkeit geht auf Erhaltung und Dasein." Das Wort „Dasein" ist, was Humboldts Art sonst ganz und gar nicht ist, gesperrt gedruckt, so daß es jedem Leser unwillkürlich auffällt. Auch der Schluß des Gedichtes scheint auf eine Stelle bei Humboldt hinzudeuten. Die eigentümliche Schlußwendung hat den Sinn: Immer erscheint das Weib lieblich dem Herzen des Mannes, seiner Einbildungskraft; möge sie doch auch stets dem Auge so erscheinen! Es wäre schön, wenn auch dies letztere immer der Fall wäre. Allein da leider nicht überall dem zum Herzen sprechenden Wesen des Weibes die äußere Erscheinung entspricht, so schränkt sich die Behauptung auf einen Wunsch ein. Diesem Gedanken Schillers entspricht die Stelle bei Humboldt: „Daher beruht die Macht des Weibes vorzugsweise auf der lebendigen Gegenwart, wo nicht vor den Sinnen, doch vor der Einbildungskraft."

An dieselbe Stelle erinnert auch das Gedicht „Macht des Weibes". Es beginnt:

„Mächtig seid ihr, ihr seid's durch der Gegenwart mächtigen Zauber,
Was die stille nicht wirkt, wirket die rauschende nie."

Schluß:

„Wahre Königin ist nur des Weibes weibliche Schönheit,
Wo sie sich zeige, sie herrscht, herrschet blos, weil sie sich zeigt."

Wir brechen hier ab: die angeführten Stellen mögen genügen, um die Übereinstimmung dieser Gruppe von Schillerischen Gedichten

mit Humboldt zu erweiſen. Mehr noch indeſſen als die Übereinſtimmung im einzelnen redet die Geſamtauffaſſung, der Ton, die Stimmung, die dort und hier herrſchen, die aber mehr eine Sache des Gefühls als der kritiſchen Betrachtung ſind.

Auch Humboldt war der ſtillen Überzeugung, daß Schiller zu den beſprochenen Gedichten aus den Abhandlungen des Freundes die Anregung geſchöpft hatte. Denn als Schiller das Gedicht „Würde der Frauen“ Humboldt überſandte, erwiderte ihm Humboldt (11. September 1795): „Die Würde der Frauen hat einen ſehr ſchönen Eindruck auf uns [Humboldt und ſeine Frau] gemacht. Mir war es ein in der That unausſprechliches Gefühl, Dinge, über die ich ſo oft nachgedacht habe, die vielleicht noch mehr, als Sie gemerkt haben, mit mir und meinem Weſen verwebt ſind, in einer ſo ſchönen und angemeſſenen Diktion ausgeprägt zu finden. Was man ſo denkt und proſaiſch hinſchreibt, iſt doch nur ſo ein Hin- und Herſchwatzen, etwas ſo Totes und Kraftloſes, vorzüglich etwas ſo Unbeſtimmtes und Ungeſchloſſenes; Vollendung, Leben, eigene Organiſation erhält es nur im Munde des Dichters, und dies habe ich lange nicht ſo ſehr als hier gefühlt.“ — Auch Schiller geſtand den Ideen Humboldts ihren Anteil an den Gedichten jener Zeit zu. Am 5. Oktober 1795 ſchreibt er an Humboldt: „Die Nachrichten von dem Glück, das Ihre und meine Aufſätze in naturhiſtoriſchen Schriften machen, haben mich ſehr unterhalten [Humboldt hatte nur von dem Glücke der Schilleriſchen Aufſätze geſchrieben]. Zweifeln Sie gar nicht, mein teurer Freund, daß Ihre Ideen über das Geſchlecht endlich noch ganz kurrent und als wiſſenſchaftliche Münze ausgeprägt werden, ſobald Sie nur noch eine ausführlichere Darſtellung daran wenden. Dieſe iſt allerdings noch nötig, und die Sache verdient ſie auch ſo ſehr. Ich warte jetzt nur noch auf einige öffentliche Stimmen des Beifalls über „Würde der Frauen“ und eine ſchickliche Gelegenheit, um es öffentlich zu ſagen, wie viel in jenen Aufſätzen liegt.“ Das iſt doch wohl ein Zugeſtändnis Schillers, daß ſein Gedicht in engem Zuſammenhang mit den Aufſätzen Humboldts ſteht, — gewiß ein ſicheres und untrügliches Zeugnis.

4.

Abteilung für Bildkunſt und Kunſtwiſſenſchaft (K).

Dieſer Abteilung wurde in dem Zeitraume vom 1. Januar bis zum 30. April auf ſeinen Antrag als Mitglied zugewieſen

mit Wahlrecht:

Herr Dr. phil. F. Quilling, erſter wiſſenſchaftlicher Hilfsarbeiter an der Stadtbibliothek, hier.

Es ſprachen in dieſer Abteilung am

29. Januar Herr Dr. Quilling über
„Ein Moſaik Maſſimi in Madrid";

12. März Herr Dr. Ziehen über
„Das griechiſche Landſchaftsbild in der modernen Kunſt".

* * *

Der eingeſandte Bericht lautet:

Das wichtigſte der Gladiatorenmoſaike „Maſſimi" zu Madrid von Herrn Dr. Quilling.

Wie ſeit Jahrzehnten die klaſſiſche Philologie im allgemeinen ſich mehr und mehr gewöhnt hat, ſich nicht allein auf die Interpretation der Schriftſteller zu beſchränken, ſondern auch die erhaltenen Monumente zu Rate zu ziehen, aus ihnen die überlieferten ſchriftlichen Berichte zu erklären, zu ergänzen oder zu berichtigen, ſo haben auch diejenigen Autoren, welche für die Kenntnis des römiſchen Gladiatorenweſens am meiſten inbetracht kommen, auf grund archäologiſcher Exegeſe, beſonders durch die hervorragenden Arbeiten von Jul. Friedländer und Paul Jonas Meier, eine ganz neue Beleuchtung erfahren.

Nichtsdeſtoweniger ſind gar manche Punkte noch dunkel geblieben teils wegen des Mangels an Publikationen der Gladiatorendarſtellungen überhaupt, teils wegen der Unzulänglichkeit der gegebenen Beſchreibungen und Abbildungen.

Auch das Monument, welches im folgenden beſprochen werden ſoll, iſt ſeit Winckelmanns Zeiten bereits bekannt und mehrfach veröffentlicht worden; allein die Beſchreibungen und Reproduktionen, welche davon bis jetzt exiſtieren, ſind ſo ungenau, daß ſie uns die Aufſchlüſſe nicht geben konnten, welche eine neue ſorgfältige Unterſuchung und eine treue Kopie des Originales nunmehr geliefert haben.

Unſer Moſaik iſt bis jetzt elfmal, ſei es eingehender beſprochen, ſei es nur angeführt und mehreremal in Abbildungen reproduziert worden, welche indeſſen ſämtlich auf zwei Grundtypen zurückgehen, und zwar in folgenden Werken:

1. Bartoli, Pietro Sante, Recueil de peintures antiques, imitées fidèlement pour les couleurs et pour le trait d'après les dessins color. faits par Pietro-Sante Bartoli (avec la descript. par Mariette et le C. de Caylus). Paris 1757. Gr. Fol. S. 28 (Abbildung Tafel XXXI). (Reproduziert Tafel 1 unter Nr. 1.)
2. Winckelmann, Johann Joachim, Description des pierres gravées du feu baron de Stosch. Florenz 1760. 4°. II. S. 472 ff.
3. Winckelmann, Johann Joachim, Monumenti antichi inediti. Roma 1767. Gr. Fol. II. S. 258 ff. (Abbildung Tafel 197). (Reproduziert Tafel 1 unter Nr. 2.)
4. Bartoli, Pietro Sante, Recueil de peintures antiques ... (ſ. Nr. 1). 2. édition. Paris 1783. Gr. Fol. (Abbildung Tafel 1.)
5. Laborde, Alexandre, Description d'un pavé en mosaïque, découvert dans l'ancienne ville d'Italica, aujourdhui le village de Santiponce près de Séville. Paris 1802. 4°. S. 101.
6. Hübner, Emil, Die antiken Bildwerke in Madrid. Berlin 1862. 8°. S. 196, Nr. 400.
7. Lanciani, R., Topografia di Roma antica. I comentarii di Frontino intorno le acque e gli aquedotti. Silloge epigrafica aquaria. Roma 1880. 4°. S. 211.
8. Meier, Paul Jonas, De gladiatura Romana quaestiones selectae. Bonn 1881 (Diſſ.). 8°. S. 18, 20², 22, 28².

9. Corpus inscriptionum Latinarum VI, 2. Berlin 1882. Gr. Fol. Nr. 10205.
10. Michaelis, A., Ancient marbles in Great Britain. Translated from the German by C. A. M. Fennell. Cambridge 1882. 8°. S. 719.
11. Baumeister, August, Denkmäler des klassischen Altertums. München und Leipzig 1884—1888. Fol. III. S. 2101 ff. (Abbildung Nr. 2152.)

Es kann nicht die Aufgabe dieses Berichtes sein, so wie es im Vortrage geschah, diese einzelnen Publikationen ihrem Inhalte und Werte nach gegen einander abzuwägen, um so weniger als eine ausführliche Abhandlung über denselben Gegenstand in des Verfassers demnächst erscheinendem Werke: „Aus städtischen und privaten Sammlungen zu Frankfurt a. M." als Exkurs enthalten sein wird; ihre Genauigkeit oder Ungenauigkeit wird sich von selbst leicht ergeben aus einem Vergleiche mit der neuen Abbildung (Tafel 2 Nr. 3, 4) und Beschreibung: hier sollen nur die neuen Aufschlüsse besprochen werden, welche als Resultat der neuen Bearbeitung bezeichnet werden können.

Sie bestehen in der Feststellung des Fundortes unseres Mosaiks und der Beobachtung, daß in ihm zum ersten- und einzigenmale jenes Seil sich dargestellt findet, woran das Netz des Retiarius befestigt ist, jene von den Schriftstellern des öfteren erwähnte spira, welche zu so vielen und mannigfachen Deutungsversuchen Anlaß gegeben hat.

Daß diese neuen Aufschlüsse überhaupt ermöglicht wurden, verdanke ich der Güte und dem liebenswürdigen Entgegenkommen zweier Herren, welche auch an dieser Stelle meines wärmsten Dankes dafür versichert seien, der Herren Dr. G. Kispert, Kaiserl. deutschen Botschaftsarztes in Madrid, und Alfred Schiff in Rom. Ersterer hat mir durch Vermittelung des Herrn Sanitätsrat Dr. S. Herzheimer, hier, welchem ich ebenfalls zu lebhaftem Danke verpflichtet bin, freundlichst photographische Aufnahmen des Mosaiks besorgt und eine selbstverfertigte farbige Skizze davon zukommen lassen; Herr Schiff hat sich der großen Mühe unterzogen, die beiden Codices, in welchen unser Mosaik zuerst ausführlich be-

ſchrieben iſt, genau zu unterſuchen und, ſoweit nötig, zu kopieren. Da dieſe Beſchreibung bisher noch nicht publiziert iſt, laſſe ich ſie nebſt den Bemerkungen des Herrn Schiff im nachſtehenden folgen, um ſo mehr als Herr Schiff darin die bisher überſehene Notiz über den Fundort entdeckt hat:

Codex Vaticanus Suaresius 9136.

Fol. 41. Sehr ſauber und gleichmäßig geſchriebener Brief des Suaresius an den Kardinal (Massimi).

Fol. 42. Blatt mit Notizen über die Moſaike. Flüchtige Schrift, die ich an einer Stelle nicht entziffern konnte. Ich habe das Blatt möglichſt genau kopiert. Die Schrift zeigt zwei verſchiedene Tinten; die eine ältere entſpricht der auf Fol. 44 gebrauchten. Mit erſterer iſt alles Beſchreibende geſchrieben, mit letzterer die antiquariſchen Zuthaten und Zitate.

Fol. 43. Entwurf zu dem auf Fol. 41 in Reinſchrift vorliegenden Brief. Überſchrift und Unterſchrift fehlen. Sonſt genau gleich bis auf Zeile 9 inest (die Reinſchrift hat iacet).

Fol. 44. Antiquariſche Bemerkungen zu den Moſaiken ohne beſonderen Wert für deren Beurteilung (daher nur Kopie des Anfanges). Über die Tinte vergl. das zu Fol. 42 Geſagte.

Beſonders aufmerkſam möchte ich machen auf die Fundnotiz am Schluß von Fol. 42: repertae prope S. Gre. [S. Gre. durchſtrichen]. Das Durchſtrichene läßt ſich nicht anders ergänzen als zu prope S. Gregorium. Der Fundort war bisher nicht bekannt (nell' orto detto del carciofalo). Ich habe die genaue, bisher überſehene Fundnotiz im Barberinus gefunden, ſie ſtimmt mit der obigen Angabe „bei San Gregorio" überein. Warum Suareſius den bereits zum Teil niedergeſchriebenen Fundort wieder ausgeſtrichen hat, konnte ich nicht feſtſtellen.

Codex Barberinus 49,32.

Auf Fol. 27 und 28 finden ſich kolorierte Zeichnungen der beiden Moſaike. Die Zeichnungen ſind ſtillos und anſcheinend nicht allzu getreu; ſie entſprechen genau der Wiedergabe bei Winckelmann, Mon. ined. II, Tafel 197, 198.

Fol. 27 enthält das Bild Tafel 198 (Corpus J. L. b).

Fol. 28 enthält das Bild Tafel 197 (Corpus J. L. a).

Abweichend iſt auf Fol. 27: NE LO (Winckelmann hat richtig NE CO).

Auf der Rückſeite von Fol. 27 findet ſich die bisher überſehene Fundnotiz (vertikal geſchrieben):

> Questi due furono trovati nel Clivo del Monte Celio, sotto San Gregorio in una / vigna a mano sinistra per andare all' Antoniana. Sono di musaico alqna / grosso, et rappresentono li combattimenti de Retiarii di quali Lipsia? / sono de tempi bassi di Costantino?.

Durch die Vertikalſtriche habe ich die Zeilenſchlüſſe wiedergegeben. Die Schrift geht bis dicht an den Rand. Das Blatt iſt ſpäter beſchnitten worden. Hinter alqua fehlen ſicher einige Buchſtaben; ich ergänze: alquanto.

Codex Suaresius Vaticanus 9136, fol. 41.

Emin:^{me} Princeps.

Istae dnae tabellae musivo expressae opere, quamvis rudi, et sequiori quo exhibent pugnas gladiatorum; et in prima quidem. . .

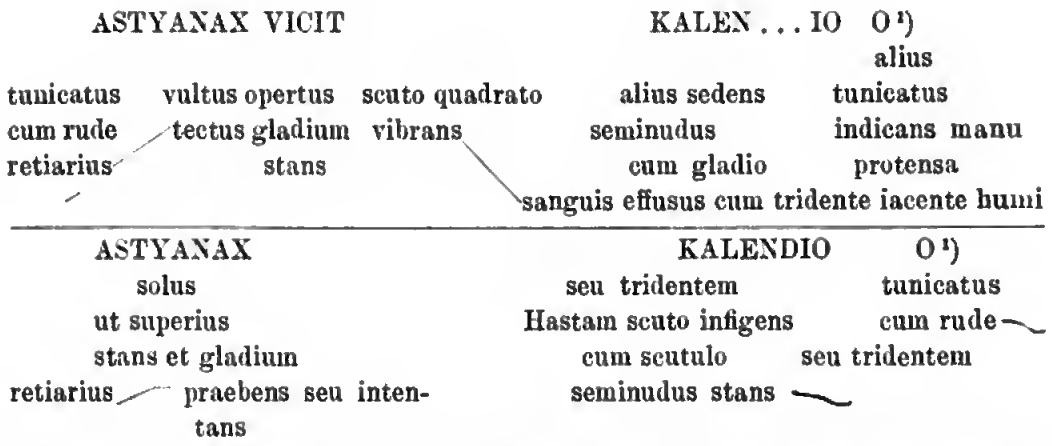
In altera tabella. Astyanax tunicatus cum vultu aperto, et rete, dextra gladium vibrans, laeva scutum quadratum obtendens, inscriptumque ASTYANAX illum impetit tridente. alius involutus tunica, et scuto brevi quadrato, inscriptumque. KALENDIO O [O querdurchſtrichen] cum nota mortis, alius tunicatus adstans eos indicat cum virga. In superiore parte tunicatus cum virga dextram protendit, et adscriptum est ASTIANAX VICIT et retiarus [sic] ille gladium intentat rursus decumbenti suo in sanguine, qui abiecto tridente adhuc gladium stringit, inscriptumque est KALENDIO O [O querdurchſtrichen], et alius tunicatus manu elata demonstrat illum lethali vulnere cecidisse. Certavit Astyanax cum Kalendione atque victor evasit.

Monumentum est gladiatoriae pugnae, in quo notanda pleraque adiicienda libris J. Lipsii de saturnalibus, et de Amphitheatro, aliisque criticis.

Emin: ae Vrae.

Devotmus servus, et obsequmus ac obstrictmus
Josephus Maria Epūs olim Vasionen (sis).

Codex Suaresius Vaticanus 9136, fol. 42.



tabellae '—α in quibus musivo opere gladiatores pugnantes expressi sunt repertae prope S. Gre [S. Gre durchſtrichen].

Die beiden kolorierten Zeichnungen, welche ſich im Codex Barberinus 49, 32 finden, ſind offenbar dieſelben, welche den Abbildungen in Winckelmanns Monumenti inediti 197, 198 zu grunde liegen. Unſer Moſaik wurde zuſammen gefunden mit einem Gegenſtück, ebenfalls einem Gladiatorenmoſaik von gleicher Ausführung, am Abhang des Monte Celio in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Sehr auffallend iſt es, daß ſowohl Bartoli wie Winckelmann Astianax laſen anſtatt des richtigen Astyanax, um ſo mehr als die letztere Lesart bereits in der Beſchreibung des Codex Suaresius 9136, fol. 42 enthalten iſt; allerdings nahm man es in der damaligen Zeit mit der Unterſcheidung von i und y in Namen nicht ſonderlich genau, wie am deutlichſten aus dem Briefe an den Kardinal Maſſimi (Cod. Suares. 9136, fol. 41)

[1]) O querdurchſtrichen.

erhellt, worin einmal die Form Astyanax, das andere Mal die Form Astianax unmittelbar darnach gebraucht ist.

Übersehen haben alle bisherigen Herausgeber des Mosaiks dasjenige, was der neuen Publikation ihren besonderen Wert verleiht, die spira, welche auf das klarste und deutlichste (auf Tafel 2 unter Nr. 4 noch einmal vergrößert) dargestellt ist. Noch Friedländer (Sittengeschichte II[5] Anhang 6, Kostüm und Bewaffnung der Gladiatoren) hatte mit Garucci (Bull. Nap. N. S. I.) die spira für eine Schnur gehalten, welche von der linken Schulter quer über Brust und Rücken (vgl. die Abbildungen Tafel 1 Nr. 1 u. 2) nach der rechten Hüfte ging; erst Paul Jonas Meier erklärte sie in seiner Dissertation (De gladiatura Romana quaestiones selectae. Bonn 1881) S. 30/31 richtig für ein mit dem Netze des Retiarius verbundenes Seil, welches es dem letzteren ermöglichte, nach unglücklichem Wurfe das Netz wieder an sich zu bringen, es auf der Flucht nachzuschleppen u. s. w. Falsch ist nur, was er S. 31 am Ende sagt: „Alligatam vero spiram fuisse censeo balteo retiarii, sed ita, ut facile esset, si propter secutoris celeriorem impetum rete iam non posset colligi, funem a balteo divellere."

Die neue Abbildung zeigt deutlich die Beschaffenheit der spira und die Art ihrer Anwendung. Während der Retiarius das Netz schleudert, hält er es an dem damit verbundenen ziemlich kurzen Seile, der spira, in der Linken fest, gleichzeitig mit dem Dreizack. So kann ihm das Netz nicht aus den Händen gleiten, er hat es mit dem Seile gefaßt, ja dieses erhöht noch die Angriffskraft des Netzes, indem es dem Fechter die Möglichkeit gewährt, den darin verstrickten Sekutor zu zerren, ihm den Schild, seine Schutzwaffe, emporzuschnellen u. s. w.

Zum erstenmale finden wir in dem soeben besprochenen Monumente die spira dargestellt und damit eine Lösung aller Widersprüche in den bisherigen Erklärungsversuchen: möge dieser wichtige Umstand die ausführliche Besprechung und neue Abbildung eines sonst, besonders in der Technik, weniger hervorragenden Monumentes rechtfertigen, mögen diese ein Beitrag sein zur Bereicherung und Ergänzung unserer Kenntnisse im römischen Gladiatorenwesen.

5.

Abteilung für Soziale Wiſſenſchaften (SzW).

a) Sektion für Jurisprudenz (J).

Dieſer Sektion wurden in dem Zeitraume vom 1. Januar bis zum 30. April 1894 folgende Herren auf ihren Antrag als Mitglieder zugewieſen

mit Wahlrecht:

Herr Dr. jur. M. H. Hersdörffer, Rechtsanwalt, hier,
„ Dr. jur. W. Schmidt-Scharff, Referendar, hier,
„ Dr. jur. Marſſon, Amtsrichter, hier.

In dieſer Sektion ſprachen am

29. Januar die Herren Rechtsanwalt Dr. Ganz und Gerichtsaſſeſſor Dr. Levi über „Frankfurter Erbrecht“ (Schluß);

26. Februar Herr Rechtsanwalt Dr. Zirndorfer über „Erſatz kurzer Freiheitsſtrafen (nach Aſchroth)“;

26. Februar Herr Landrichter H. Dove über „Das neue Wuchergeſetz vom 19. Juni 1893“;

12. März Herr Rechtsanwalt Dr. Ernſt Auerbach über „Zur Reform der Strafprozeßordnung“;

9. April Herr Stadtrat Dr. Fleſch über „Das Stiftungsrecht der Stadt Frankfurt a. M.“;

23. April Herr Rechtsanwalt Dr. P. Neumann über „Nachbar-Baurecht der Stadt Frankfurt a. M.“.

---

b) Sektion für Volkswirtſchaft (V).

Dieſer Sektion wurden in dem Zeitraume vom 1. Januar bis zum 30. April 1894 folgende Herren auf ihren Antrag als Mitglieder zugewieſen

mit Wahlrecht:
Herr A. Thaler, Kaufmann, hier,
„ F. Thorwart, Bankdirektor, hier;
ohne Wahlrecht:
Herr Dr. jur. M. H. Hersdörffer, Rechtsanwalt, hier,
„ Dr. jur. W. Schmidt-Scharff, Referendar, hier.
„ Dr. jur. Marsson, Amtsrichter, hier.

In dieser Sektion sprachen am

8. Januar Herr Eisenbahndirektor O. de Terra über „Jentzsch, Weder Kommunismus noch Kapitalismus";

22. Januar Herr Katzenstein über „Die sozialpolitischen Gesichtspunkte des Entwurfes zu einem schweizerischen Strafgesetzbuch";

5. Februar Herr Carl Klimsch über „Arbeiterverhältnisse im Buchdruckergewerbe";

19. Februar Herr Dr. Hanauer über „Arbeiterwohnungen";

5. März Herr J. H. Epstein über „Das Wesen der wirtschaftlichen Arbeit";

2. April Herr Eisenbahndirektor O. de Terra über „Staffeltarife";

16. April Herr S. Spier über „Das deutsche Fortbildungs- und Gewerbeschulwesen und der Sonntagsunterricht";

30. April Herr A. Thaler über „Die Wirkung des Steuergesetzes von 1887 auf die deutsche Branntweinproduktion".

* * *

Der eingesandte Bericht lautet:

Über das Wesen der wirtschaftlichen Arbeit von Herrn J. H. Epstein.

*

I.

In der Betrachtung über das Weſen der wirtſchaftlichen Arbeit legen wir die von Schönberg im „Handwörterbuch der Staatswiſſenſchaften“ (Art. Arbeit S. 372) gegebene Definition zu grunde. Dieſe lautet: „Arbeit, als ökonomiſche Kategorie, Arbeit im wirtſchaftlichen Sinne, iſt die bewußte menſchliche Kraftäußerung, um etwas wirtſchaftlich Nützliches, einen wirtſchaftlichen Wert hervorzubringen, alſo etwas, was einem wirtſchaftlichen Bedürfniſſe der Menſchen zu dienen geeignet iſt.“ Um dieſer Definition neben ihrer ökonomiſchen eine ſoziale Anwendbarkeit zu geben, müſſen wir hinzufügen, daß die inbetracht kommende Arbeit nicht eine gelegentliche, dem Augenblicksbedürfniſſe oder der Laune des Ausübenden entſpringende ſein kann, ſondern ein Glied in der Kette der geſellſchaftlichen Erwerbsbeſtrebungen bilden muß.

In dem Subjekte, dem Träger der Arbeit, unterſcheiden wir zwei Faktoren derſelben, den zweckbewußten Willen und die dieſem untergebene körperliche Thätigkeit. Den erſteren faſſen wir als geiſtige, die zweite als körperliche Funktion auf. Um dem Einwande zu begegnen, daß auch der Geiſt ſich eines körperlichen Organs, des Gehirns, bediene, und daß jede körperliche Kraftäußerung einer geiſtigen Direktive bedürfe, geben wir für die erſtere Funktion das Merkmal, daß ſie im Zuſtande völliger körperlicher Ruhe ausgeübt werden kann, für die zweite dasjenige der Bewegung; und zwar ſolcher Bewegung, welche eine räumliche Veränderung dritter, dem Subjekte fremder Körper bewirkt. Wird dieſe letztere Thätigkeit von lebenden Organismen ausgeübt, ſo iſt dazu freilich ein Willensakt notwendig, welcher aber ſich nur auf die vorliegende Bewegung, nicht auf das plangemäße Endziel der Arbeit bezieht. Bei der Arbeit der Maſchine fallen dieſe einzelnen Willensakte weg; die Maſchine iſt erſtarrter Wille, welcher die blinden Naturkräfte an Stelle der jedesmaligen geiſtigen Direktive ſetzt. In dieſem Sinne können wir die körperliche oder mechaniſche Thätigkeit als ſolche bezeichnen, deren Umſetzung in Maſchinenarbeit denkbar iſt.

Wohl aber giebt es körperliche Arbeit, bei welcher dieſes letztere *nicht* zutrifft, und welche eine Sonderſtellung beanſprucht.

Wenn auch das geistige Schaffen den Zustand körperlicher Ruhe erlaubt, ja häufig sogar verlangt, so kann doch während dieses Zustandes das geistig Geschaffene nicht in die Erscheinung treten, welche es erst mitteilbar und dadurch zum gesellschaftlichen Gute macht; es muß mittelst körperlicher Thätigkeit materiell fixiert werden. Diese Thätigkeit des Fixierens müssen wir, um zu einer klaren und vernünftigen Unterscheidung zu gelangen, den geistigen, höheren Arbeiten zuteilen; zu ihr gehören das Niederschreiben der Gedanken, alles Zeichnen und Aufzeichnen, die Ausführung der Kunstwerke, das Herstellen der Muster und Modelle für die industrielle Vervielfältigung. Es läßt sich wohl am besten kurz dahin fassen, daß wir als höhere Arbeit alle diejenige bezeichnen, die nur einmal zu geschehen hat und die in jeder Einzelheit die Direktive der geistigen Fähigkeiten verlangt; als niedere, materielle Arbeit aber die der Vervielfältigung, die sich in mehr oder weniger stetigem Einerlei wiederholende. Auch das Handwerk hat seine Kunst und Wissenschaft, wie wir im Gebiete dieser beiden von Handwerk reden.

Bei diesem Zugeständnisse aber der Herüberziehung eines weiten Gebietes der materiellen Arbeit in ein höheres Gebiet darf nicht vergessen werden, daß der Zeugungsakt der neuen Herstellung rein geistiger Natur ist. Wie nach einem bekannten Ausspruche Raffael auch ohne Hände geboren ein großer Maler gewesen wäre, so können wir uns alle Denker und Erfinder, sowie alle Anordner und Leiter händelos und ihre Gedanken und Entwürfe den Ausführenden durch die Sprache mitteilend vorstellen, und ohne Zweifel wären immer nur sie als die eigentlichen Schöpfer zu betrachten.

Bei jeder körperlichen Arbeit schreibt die Intelligenz als bewußter Wille der mechanischen Kraft ihre Bewegung vor. Dies vollzieht sich mit um so größerer Leichtigkeit, je häufiger ganz gleiche oder ähnliche Bewegungen sich wiederholen. Hieraus entsteht das, was wir als technische Fertigkeit kennen. Sie besteht darin, daß viele Handlungen oder Einzelbewegungen unbewußt, d. h. ohne besondere jedesmalige Einwirkung des Willens ausgeführt werden; sie ist das Resultat einer großen Anzahl früherer auf den Organismus gerichteter geistiger Antriebe, wodurch die letzteren

nach und nach entbehrlich werden. So bedeutet die Fertigkeit oder Geſchicklichkeit eine unendlich große Erſparnis an geiſtiger Energie, und ſie iſt die Begleiterin, wenn nicht die Vorbedingung jedes Fortſchrittes auf dem Gebiete des Gewerbefleißes. Aber gerade ſie zu erſetzen, hat die Maſchinentechnik die größten Anſtrengungen gemacht und die wunderbarſten Triumphe gefeiert; in dieſen Konſtruktionen vollzieht ſich am klarſten die Scheidung zwiſchen geiſtiger und materieller wirtſchaftlicher Thätigkeit.

Was nun aber giebt uns das Recht, von der geiſtigen Arbeit als von der höheren, von der körperlichen als der niederen zu ſprechen? Dieſe früher als ſelbſtverſtändlich geltende Rangordnung iſt, wenn auch ihre phyſiologiſche Richtigkeit zugegeben wird, doch inbezug auf ihre wirtſchaftliche Anwendbarkeit beſtritten worden. Iſt es doch ein Ausfluß dieſer Anſchauung, wenn neuere Sozialiſten[1]) die Träger der geiſtigen Arbeit von denen der körperlichen zu Leitern erwählen laſſen und ſie letzteren alſo ſogar unterordnen wollen. Es darf zur Beantwortung der Frage nicht vergeſſen werden, daß die wirtſchaftliche Arbeit von der kulturellen nicht getrennt werden kann. Die Menſchen arbeiten zur Friſtung ihres Daſeins, die Menſchheit arbeitet zur Erfüllung der Geſetze *ihres* Daſeins. Das erſte dieſer Geſetze, das einzige vielleicht, welches die Geſchichte uns in voller Klarheit enthüllt hat, iſt das der Entwickelung vermittelſt der Arbeit. Indem der einzelne ſich müht in ſeinem kleinen Wirtſchaftskreiſe, fördert er das große Geſamtwerk der Kultur. Dieſe aber beſteht in dem ſtetigen minimalen, aber millionenfachen Anwachſen der erworbenen Einſichten und Künſte. Die Fortſchritte, welche um ihrer ſelbſt willen auf den Gebieten der Wiſſenſchaften und freien Künſte errungen werden, ſind verſchwindend gering gegen diejenigen, welche wir dem Verfolgen der individuellen Intereſſen auf dem wirtſchaftlichen Felde verdanken; wir können uns keine Kultur im Paradieſe vorſtellen. Die Geſchichte der Menſchheit als eines ſich entwickelnden Organismus iſt die Geſchichte dieſes Anwachſens, d. h. diejenige der Entdeckungen und Erfindungen, welche natürlich wie jede Geſchichte

[1]) Gronlund, Cooperative Commonwealth. Boston 1890. S. 186. — Bellamy und Hertzka in ihren Utopien.

nur in ihren gröbſten Zügen geſchrieben werden kann. „Daher folgen," wie Schönberg ſagt,[2]) „in der Geſchichte in der Regel die Kulturfortſchritte der Menſchheit den Fortſchritten auf dem Gebiete der Volkswirtſchaft." Sie alſo ſind es, welche der letzteren von höherem Standpunkte aus ihren allgemein menſchlichen Wert verleihen.

Was aber, darf hier gefragt werden, iſt die Kultur? Beſteht ſie nur in den vorhandenen und wachſenden Schätzen des Könnens und Wiſſens? Wenn die Volkswirtſchaft ein ſo hervorragender Faktor der Kultur iſt, welche doch nur als in mittelbarer Verbindung zu ihr ſtehend aufgefaßt werden kann, erfüllt ſie in gleichem Grade die ihr näher liegende, unmittelbare Aufgabe der Verbreitung materieller Zufriedenheit? Warum ſollen die, die an den Segnungen und Genüſſen der Kultur nicht teilhaben, Dank wiſſen für das, was ihnen nicht zufließt? Sollten ſie nicht eine Periode des Stillſtandes, des Atemholens, ſei es auch nur verſuchsweiſe, herbeizuführen verſuchen, die ihren Bedürfniſſen und Anſprüchen gerechter zu werden vermöchte, während deren die ſchwielige Fauſt wieder zur Geltung gelangen könnte? Es hat ſolche Perioden gegeben: ihr Verlauf war kein ſolcher, der derartige Hoffnungen rechtfertigen könnte. Denn es fehlt dann auch die organiſatoriſche Kraft, die wirtſchaftliche Klugheit, welche in dem nun einmal auf den Wettbewerb zugeſchnittenen Daſein nicht nur des Einzelnen, ſondern auch jedes Gemeinweſens die notwendigſte Waffe bildet. Nicht nur aus biologiſchen Gründen beanſprucht die geiſtige Thätigkeit den höheren Rang, weil nämlich ihre Organe die Charakteriſtik der höher entwickelten Lebeweſen bilden, nicht nur als Trägerin der Kultur, über deren Höhe auf dem Gebiete der Volkswirtſchaft die ſtärkſten Zweifel berechtigt erſcheinen, ſondern weil ſie allen unentbehrlich iſt, aber nur von einer geringen zu ihr befähigten Minderheit ausgeübt werden kann. Bis jetzt hat faſt jede Kollektivweisheit im Kampfe gegen Einzelintereſſen unterliegen müſſen, wie die Geſchichte der Utopien, der Produktivgenoſſenſchaften, ja ſogar die der Aktiengeſellſchaften beweiſt.

---

[2]) Handbuch der Polit. Ökon. 1882. I. S. 12.

II.

Der unmittelbare Zweck einer jeden Arbeit ist die Schaffung eines Nutzens, eines Mittels zur Befriedigung von Bedürfnissen. Die Voraussetzungen der Arbeit sind die Erkenntnis des sie veranlassenden Bedürfnisses und die Verfügung über die zu ihr erforderlichen Mittel und Kräfte. Die erste dieser Voraussetzungen, die wirtschaftliche Idee, sowie auch die technische Leitung müssen selbstverständlich als geistige Funktionen anerkannt werden.

Betrachten wir nun den Hergang der Produktion, überhaupt die Arbeit im engeren Sinne, so ist es klar, daß bei ihr der Wille das Bestimmende ist; der Muskel ist tot, bis er durch den Willen bewegt wird. Wir können hier natürlich nicht auf die Lehre Schopenhauers Rücksicht nehmen, durch welche der Leib geradezu als der materialisierte Wille bezeichnet wird; wir bleiben bei der gemeinverständlichen Unterscheidung zwischen Geist und Körper. Wir wollen auch aus unserer Auffassung noch keine Folgerungen bezüglich wirtschaftlicher oder sozialer Theorien ziehen, sondern gegenüber den sich einander widersprechenden Lehren der Volkswirtschaft den Charakter der produktiven Thätigkeit klar zu stellen suchen. Wir bestreiten nicht nur, daß die materielle Arbeit Güter erzeuge, sondern namentlich, daß sie dies im Vereine mit oder unterstützt von geistigen Funktionen thue. Der Mensch, insofern er körperlich arbeitet, bedient sich einfach seiner Organe als Maschinen im Dienste des Geistes; und der, welcher die Werkzeuge handhabt, ist der Vollführer der Arbeit, nicht aber kann dies das Werkzeug sein. Sagt man aber, daß der Mensch auch seines Geistes sich als eines Werkzeuges bedient, so ist dies eine bloße Redeform, denn das Geistige im Menschen ist der Mensch selbst.

Es bedarf dies keiner näheren Ausführung und nicht der Erläuterung durch Beispiele, sobald nur der Gegensatz zwischen geistiger und körperlicher Funktion zugestanden und festgehalten wird. Gelangen auch die beiden in den meisten Fällen gemeinschaftlich zur Ausübung, so sind sie doch in ihrer Art und ihren Eigenschaften völlig verschieden, sie können nicht miteinander verwechselt, es kann keine durch die andere ersetzt werden. Die materielle Kraft unterliegt den Gesetzen der Mechanik, sie ist meßbar

und wägbar, aber an ſich iſt ſie ohnmächtig, ſie kann ſich nicht ſelbſt den Antrieb geben, dieſer muß ihr von außen kommen. Die Phyſiologie lehrt uns, daß eine vielfache Muskelthätigkeit, die für den Haushalt unſeres leiblichen Organismus notwendig iſt, uns unbewußt, alſo ohne Anregung durch den Willen vor ſich geht; dem Willen unterſtellt aber ſind die Thätigkeiten, mit denen wir eine Abſicht, einen Zweck verbinden. Wenn nun der Wille den Muskeln des Armes und der Hand gebietet, die Axt zu ergreifen und den Baum zu fällen, wer produziert hier? Iſt es der Muskel oder iſt es der Wille? Es iſt ganz gewiß der letztere, welcher ſich des erſteren als ſeines Werkzeuges bedient. Wir kommen durch dieſe Betrachtung zu dem Schluſſe und zu der Behauptung, daß jede zweckbewußte menſchliche Thätigkeit geiſtiger Natur iſt, oder, wirtſchaftlich geſprochen, daß es das geiſtige Element der Arbeit iſt, welches produziert, d. h. Gebrauchswerte ſchafft.

Hiermit ſtimmt es überein, daß die phyſiſche menſchliche Kraft im Laufe der Entwickelung mehr und mehr mittelſt der Werkzeuge und Maſchinen durch die Naturkräfte erſetzt wurde, daß eben faſt jeder techniſche Fortſchritt darin beſteht, daß der Menſch lernt, ſeine ſchwache Körperkraft von einer beſtimmten Leiſtung zu emanzipieren und ſtatt ihrer die unermeßlichen Kräfte der Natur heranzuziehen. Eine jede der Tauſende von Erfindungen, jeder noch ſo kleine Schritt vorwärts diente dazu, die Wichtigkeit der körperlichen Arbeit zu verringern und das geiſtige Element emporzuheben. Mit der ſteigenden Kultur vermehrten ſich die Bedürfniſſe und damit die Aufgaben für die Produktion; mit dieſer Erweiterung des Arbeitsfeldes konnten die zur Verfügung ſtehenden körperlichen Kräfte nicht Schritt halten; und es wurden die wirtſchaftlichen Leiſtungen von den geiſtigen Fortſchritten mehr und mehr abhängig. Zu dieſen Fortſchritten gehörte in erſter Linie die ſich ſtets verfeinernde Organiſation der Arbeitsteilung. Und gerade dieſe war es, welche den Trennungsprozeß zwiſchen den beiderlei Funktionen, die Scheidung nach Individuen und ganzen Klaſſen am mächtigſten förderte. Die individuellen Thätigkeiten geſtalteten ſich immer einfacher, differenzierten ſich, zerfielen in

Stufen, als deren unterſte die faſt gänzlich entgeiſtete ſchwere körperliche Arbeit gelten muß. Sie findet ihre Auslöſung durch die Maſchinenarbeit. Es wäre thöricht, behaupten zu wollen, daß bei entwickelter Induſtrie jetzt noch ſo körperlich anſtrengend gearbeitet werde, als in früheren Zeiten.

Nun löſe man dieſen Widerſpruch: die Entwickelung der Kultur geht Hand in Hand mit der quantitativen und qualitativen Ausbildung der Produktion; in demſelben Grade, in dem dieſe Entwickelung ſich vollzieht, iſt ein immer kleinerer Bruchteil menſchlicher körperlicher, ein immer größerer Bruchteil geiſtiger Anſtrengung in der produktiven Einzelleiſtung wie in dem wirtſchaftlichen Geſamtbilde erkennbar; und doch ſoll dieſe körperliche Thätigkeit es ſein, welche als der eigentliche produzierende Faktor zu betrachten ſei! Dieſer unſelige Irrtum iſt es, welcher von Rodbertus und Marx den nach einem Stichworte verlangenden ſozialiſtiſchen Anforderungen angeboten, und von den ſich ungerecht behandelt und zurückgeſetzt fühlenden Vertretern der Arbeit mit Begierde aufgenommen wurde. Es kann hier keine eingehende Widerlegung dieſes Irrtums und aller daran geknüpften Folgerungen verſucht werden, nur einige kurze Anführungen mögen des Zuſammenhanges wegen geſtattet ſein.

III.

Seit den Anfängen der neueren ökonomiſchen Wiſſenſchaft, ſchon vor Adam Smith, unterſcheidet man die beiden Arten des Wertes, Nutzwert und Tauſchwert, über deren Begrenzung und Bedeutung es nahezu eben ſo viele Auslegungen giebt als Schriftſteller, die ſich damit befaßt haben. Auch der Sozialismus erkannte frühe, daß in der Definition des Wertbegriffes die Entſcheidung der Frage der ſozialen Gerechtigkeit liege. Läßt es ſich feſtſtellen, daß der Wert eines Dinges in wirtſchaftlicher Beziehung, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, das Ding an ſich iſt, und daß dieſer Wert nur durch die Arbeit erzeugt wurde, ſo ergeben ſich daraus unbeſtreitbar die Anſprüche der wertſchaffenden Arbeit auf alle wirtſchaftlichen Güter. Aber die beiden angenommenen Arten des Wertbegriffes ſträubten ſich gegen dieſe Folgerung. Bei dem Nutzwert war dies augenſcheinlich, und bei dem Tauſchwerte, der

in der Welt der Thatsachen nur in der Form des Preises klar und faßlich, und namentlich meßbar zu Tage tritt, wollte die Analyse nicht gelingen, die die gesuchten Komponenten unverkennbar und in bestimmten Verhältnissen ergeben hätte. Man vergleiche die mühseligen Anstrengungen Proudhons und die Polemik Karl Marx' gegen diese in „La Misère de la Philosophie". Die Smith-Ricardoische Theorie, wonach der Wert der Güter von der zu ihrer Herstellung notwendigen Arbeit abhängt, beruhte nur auf synthetischer Darstellung, nicht auf der Wirklichkeit entnommener Demonstration: dieser Tauschwert war nicht als Kampfmittel in der sich entwickelnden Bewegung verwendbar. Aber umgestalten ließ er sich zu einer dritten Art des Wertes, welcher nun nicht mehr wie bei Ricardo von der notwendigen Arbeit abhing, sondern welcher nach Karl Marx' Ausdruck nichts anderes mehr war, als die „geronnene" Arbeit selbst. Zu unserem Thema nun tritt diese Werttheorie insofern in Beziehung, als sie sofort die Tendenz zeigte, den Schwerpunkt der Produktion in die körperliche Arbeit zu legen und die geistige Thätigkeit nicht etwa nur in die zweite Linie zu rücken, sondern ihr überhaupt ein produktives Verdienst zu bestreiten.

Rodbertus,[3]) nachdem er den Aufwand an menschlicher Kraft während der produktiven Arbeit als das bezeichnet hat, was die wirtschaftlichen Güter „kosten", behauptet, der Anteil des Geistes an der Produktion sei nie ein Aufwand, die Idee, die er zum Gute leiht, sei so wenig beschränkt und vernutzbar, als seine Leitung der Arbeit. Aus diesem schwer verständlichen Grunde beansprucht Rodbertus für die materielle Arbeit allein das Recht als wertbildender Faktor aufzutreten. Indem er den Aufwand, den jedes Gut gekostet, als aus Kraft und aus Zeit bestehend annimmt, giebt er in der letzteren den Wertmesser für die so geschaffenen Ansprüche. Nichts einfacher: so viel Zeit, so viel Arbeit, so viel Anteil an der Produktion. Leider haben die großen Irrtümer das mit den großen Wahrheiten gemein, daß sie überaus einfach sind und sich dadurch der mit Zweifeln kämpfenden Geister mit

[3]) Zur Erkenntnis unserer staatswirtschaftl. Zustände. 1842. S. 7 u. 8.

packender Gewalt bemächtigen. Lassalle, dessen großer Blick durchaus auf die Wirklichkeit gerichtet blieb und für den es selbstverständlich war, daß alle wirtschaftlichen Theorien an den Probierstein der Erscheinungen des praktischen Lebens müssen gelegt werden können, verfiel nicht in diesen Irrtum. Maßgebend für seine Auffassung dürfte der Satz sein: „Arbeiter sind wir alle, insofern wir nur eben den Willen haben, uns in irgend einer Weise der menschlichen Gesellschaft nützlich zu machen.“[4]) Und Proudhon, der Vielgeschmähte, spricht es deutlich aus, ohne aber aus dem Satze die Folgerungen zu ziehen, die sich unmittelbar aus ihm hätten ergeben müssen: „C'est l'idée qui fait le producteur“ (es ist die Idee, die den Produzenten macht), und ferner: „Mieux nous concevons, plus nous sommes capables de produire“ (je besser wir begreifen, desto fähiger sind wir zu produzieren).[5]) Wohlverstanden, nicht „zu arbeiten“, was ja die Vertreter der materiellen Arbeit zugeben würden, sondern „zu produzieren“.

Lassalle untersuchte die Stellung des Arbeiters der Gesellschaft gegenüber und entging dadurch der Gefahr, sich in theoretische Grübeleien zu verlieren; Karl Marx dagegen, indem er in dem Bestreben, das innerste Wesen der Arbeit, der Güter, des Kapitals, des Geldes zu erforschen, nur mit Abstraktionen arbeitete und auf diese Weise den Kern des sozialen Organismus zu erfassen gedachte, konnte nicht an die Oberfläche des wirtschaftlichen Gebietes gelangen; so steht die Fülle von Thatsachen, die er sammelte, fast unvermittelt zwischen seinen mühsamen Deduktionen. In schärferer Ausprägung der Rodbertusischen Lehre von der Materialität der Arbeit gelangt er zu den Sätzen, in denen er die spezifische Gleichartigkeit und Gleichwertigkeit der Arbeit behauptet und zu dem bekannten und frappanten Bilde der Arbeitsgallerte, welches den Begriff der rein dynamischen und entgeisteten Arbeit, aber auch nur dieser, klar widerspiegelt. In dieser Beschränkung erscheint es dann auch ganz angemessen, die so zusammengekochte Arbeit quantitativ nach Zeiteinheiten zu bewerten. Sofort aber muß Marx zugeben, daß

---

[4]) Arbeiterprogramm. Leipzig 1874. S. 26.

[5]) Qu'est-ce que la Propriété? Nouvelle Edition. Paris 1873. S. 105.

mit dem so gefundenen Begriff zu praktischer Verwendung nichts anzufangen sei, und so modifiziert er ihn nach dem Vorgange früherer Sozialisten[6]) zu der weiteren Abstraktion der „gesellschaftlich notwendigen Arbeit". Hierbei wiederum ging die quantitative Bestimmbarkeit absolut verloren, weil diese Notwendigkeit eine aus den verschiedensten Faktoren resultierende und überdies beständig wechselnde ist. Ja freilich, wenn die Arbeit den rein physischen Charakter trüge, den die Rodbertus-Marxische Theorie ihr beizulegen sucht, dann wäre ihre gesellschaftliche Notwendigkeit unschwer zu bestimmen, denn dann fiele diese mit dem Minimalmaß ihrer technischen Schwierigkeit zusammen, und jeder technische Fortschritt hätte in strengem Verhältnis eine Verminderung des Tauschwertes der betreffenden Produkte zur Folge. Offenbar ist dies nicht der Fall; es wirken hier also noch andere, nicht materielle, also geistige Faktoren mit. Man wende nicht ein, die Gründe hiervon seien andere, von unserer kapitalistischen Produktionsweise herrührende. In dieser letzteren machen die geistigen Urheber des Fortschrittes sich aus der gewonnenen Ersparnis an Kraftaufwand bezahlt, was dem Preissturz entgegenwirkt, aber ein jeder solcher Fortschritt hat schwere Verluste für die zur Folge, die sich ihn nicht sofort zu eigen machen können, jeder solcher Fortschritt erfordert seine Opfer, ruiniert häufig Existenzen. Diese Opfer sind an sich notwendig und nicht von der Art der Organisation der Arbeit abhängig: in einer kommunistischen Gesellschaft würden sie sich einfach repartieren, und schon aus diesem Grunde würde voraussichtlich eine solche Gesellschaft konservativ und kulturfeindlich sein. Marx behandelt diesen wichtigen, fundamentalen Punkt seiner Auseinandersetzung mit geradezu unbegreiflicher Kürze und Unbestimmtheit. Die betreffenden klassisch gewordenen Sätze lauten:[7]) „Sie (die menschliche Arbeit) ist Verausgabung einfacher Arbeitskraft, die im Durchschnitt jeder gewöhnliche Mensch, ohne besondere Entwickelung, in seinem leiblichen Organismus besitzt. Die einfache

---

[6]) S. La Misère de la Philosophie. Paris et Bruxelles 1847. S. 44 u. w.

[7]) Das Kapital. Hamburg 1872. 1. Bd. S. 19.

Durchſchnittsarbeit ſelbſt wechſelt zwar in verſchiedenen Ländern und Kulturepochen ihren Charakter, iſt aber in einer vorhandenen Geſellſchaft gegeben. Komplizierte Arbeit gilt nur als potenzierte oder vielmehr multiplizierte einfache Arbeit.“ So viele Worte, ſo viele Rätſel! Dieſe einfache Arbeit kann nur eine phyſiſche ſein, weil ſie jeder Menſch ohne beſondere Entwickelung in ſeinem leiblichen Organismus beſitzt. Was heißt aber: „ohne beſondere Entwickelung?“ Iſt es die Entwickelung, welche die Arbeitskraft zu einer potenzierten, multiplizierten geſtaltet? Das wäre doch nur denkbar, wenn dieſe Potenzierung gleichfalls phyſiſcher Natur wäre, denn nur phyſiſche Kräfte laſſen ſich meſſen und mathematiſch behandeln. Treten aber geiſtige Elemente hinzu, welche die Entwickelung bewirken, wo iſt dann das Unit zu finden, welches die Vorbedingung der mathematiſchen Behandlung bildet, indem es die Größen kommenſurabel macht? Iſt dieſes Unit der „Kretin“ mit durchſchnittlicher Körperkraft und ohne beſondere Entwickelung, und läßt ſich, um jene Potenz zu finden, mit einem Kaſpar Hauſer in den intelligenten Arbeiter, in den Künſtler, in den Lehrer dividieren? Aber Karl Marx als Theoretiker — ich rede nicht von ihm als Schilderer ſozialer Zuſtände — kennt keine Menſchen, verkennt durchaus das Weſen der menſchlichen Arbeit; er kennt nur den ſchematiſch herausgeſchnitzten Arbeiter und den „Bourgeois“, der die gewürzloſe aber nahrhafte Arbeitsgallerte gefühllos und gemächlich verſpeiſt, wobei er immer begehrlicher wird. Daß Marx an mehreren Stellen[8]) unter den bei der Arbeit verausgabten menſchlichen Organen auch des Hirnes Erwähnung thut, bleibt ohne weitere Anwendung und bildet nur einen weiteren Widerſpruch.

Die Anhänger der Marxiſchen Schule halten nicht gleichmäßig an deſſen Grundlegung feſt, namentlich iſt anzuerkennen, daß z. B. Bebel den theoretiſchen Tüfteleien gerne aus dem Wege geht, während wir ſolche bei einigen Mitarbeitern der „Neuen Zeit“ auf die Spitze getrieben finden. Im ganzen muß die Schule, den Schlußfolgerungen des Syſtems zuliebe, an den Auffaſſungen des Meiſters feſthalten, in dem Wahne, daß hier auf unumſtößliche,

[8]) a. a. O. S. 19, S. 43.

weil eben so rein materialistische Weise, eine wissenschaftliche Unterlage für den Sozialismus gegeben sei. Zu welchem Extrem dies gerade in der uns hier beschäftigenden Frage geführt hat, zeigt ein Aufsatz von Moritz Wirth-Leipzig in dem Aprilhefte 1891 der Monatsschrift „Deutsche Warte“: „Warum schafft geistige Arbeit keine wirtschaftlichen Güter?“ Der Verfasser erklärt den Satz, daß die wirtschaftlichen Güter nur körperliche Arbeit kosten, für die Grundvoraussetzung des wissenschaftlichen Sozialismus, welcher fast mit ihm allein schon stehe oder falle. Aber die von Rodbertus gegebene Ursache, warum geistige Arbeit nicht in das Produkt mit übergehe, nämlich die Eigenheit ihres Erzeugnisses, der Idee, *sich nicht beim Gebrauche zu erschöpfen*, diese Ursache wird auf ihre thatsächliche Unterlage in den Produktionsprozessen untersucht und als gar nicht vorhanden dargelegt. Die Behauptung scheint dem Verfasser „unanswechlich, *daß auch geistige Arbeit wirtschaftliche*, d. i. *materielle Güter schaffe*“.[9]) Ebenso findet er in der von Marx (Kapital II, S. 110) gegebenen Illustration von dem Buchhalter eines ländlichen Gemeinwesens, in welchem ein Teil der gesamten Arbeitskraft der Produktion entzogen sei, so daß die Kosten seiner Funktion durch einen Abzug vom Gemeindeprodukt ersetzt werden müßten, einen entschiedenen Widerspruch, weil eben diese Funktion notwendig ist, um den gesamten Getreidebau auszuführen. „Für einen Marx,“ ruft er aus, „welch merkwürdiger Irrtum!“ Und indem er nun an der Hand dieser Irrtümer von Rodbertus und Marx die tieferliegende Wahrheit sucht, welche diesen dennoch Recht geben soll, gelangt er dazu, aus unserer Gesamtorganisation unser „geistiges Wesen“ als den höheren, edleren Teil unseres Selbst, „ja eigentlich unser wahres Selbst, das allein die freie Persönlichkeit ausmacht“, auszuscheiden. Dieses geistige Wesen soll aber nur bei der Pflege von Kunst und Wissenschaft und solchen Dingen, nicht aber bei irgend einer produktiven Thätigkeit in Anwendung kommen: als ob das Studium eines wissenschaftlichen Werkes und das einer technischen Berechnung verschiedenartige Geisteskräfte erforderte!

---

[9]) a. a. O. S. 121.

Mit Hilfe dieſer Unterſcheidung, welche es ermöglichen ſoll, der Folgerung auszuweichen, Rodbertus und Marx hätten ſich geirrt, ſtellt er nun die Thatſachen auf, welche „nunmehr endgiltig" den Satz aufrecht erhalten ſollen, daß der Geiſt kein materielles Produkt ſchaffe. Demgemäß „ordnet ſich das Reich des Geiſtes .... von den höchſten und höheren Gebieten bis hinab zu immer niedrigeren. Seinen äußerſten Rand, aber noch zu ihm gehörig, bildet die Bethätigung des Geiſtes in der Erzeugung materieller Güter. Erſt jenſeits dieſes äußerſten Randes liegt die körperliche Arbeit, in der der Geiſt ſich ſelbſt aufgiebt, um das frei Gedachte mechaniſch, in automatiſcher Stimmung, nachzuſchaffen. Nur die körperliche Bethätigung allein iſt alſo Mittel zum Zwecke der Verwirklichung des von uns Gedachten und Gewollten." Und nun kommt der logiſche Sprung: „Sie allein iſt produktſchaffend." Es iſt dies einfach ein Spiel mit Worten, auf welches ſich erwidern läßt: Wenn das frei Gedachte durch die körperliche Bethätigung „nachgeſchafft" wird, ſo iſt doch damit ſchon zugegeben, daß es ſchon vorher, und zwar vom Geiſte geſchaffen worden, daß alſo dieſer der urſprüngliche Produzent war, und nur hierum handelt es ſich für uns. Das Werk, das der Dichter frei geſchaffen hat und das von dem Drucker „automatiſch" vervielfältigt wird, hat der Dichter und nicht der Drucker produziert. Die Anordnung und ſogar der Satz des Druckes iſt wiederum eine geiſtige Bethätigung des letzteren, und ſo bliebe als der eigentliche Produzent nur die Druckerpreſſe übrig. Wo iſt denn jener „äußerſte Rand" zu finden, welcher das geiſtige Schaffen von dem materiellen „Nachſchaffen" ſcheidet? Der Architekt entwirft und zeichnet, berechnet die Verhältniſſe und Maße, der Werkführer mißt und markiert die Linien auf den Stein, nach denen der Arbeiter Meißel und Klöpfel führt, oder auch nach denen die Sägemaſchine eingreift: was iſt hier Produktion und was iſt es nicht? Wenn gewiß Fragen von ſolch weitgehender Bedeutung von den allgemeinſten und höchſten Geſichtspunkten aus betrachtet werden müſſen, ſo dürfen dadurch doch die einfachen Thatſachen nicht verſchleiert werden. Unſer Autor ſagt: „Nur der Begriff des Menſchen, der weiter iſt als der des Geiſtes, umſchließt neben dem letzteren auch noch das Gebiet der körperlichen Arbeit." Was

ſoll dies heißen? Können wir den Menſchen ohne körperliche Arbeit überhaupt begreifen? Das Körperliche bildet die Vorausſetzung des Geiſtigen, aber das Geiſtige bildet eben das Merkmal der menſchlichen Arbeit, zum Unterſchiede von der des Viehes und der Maſchine. Das entſcheidende Moment bei der Produktion auf die körperlichen Funktionen verlegen zu wollen, bedeutet die Erniedrigung unſeres Begriffes vom Menſchenweſen. Und ſo gelangt der Verfaſſer des genannten Aufſatzes zu Folgerungen, die ſich von ſeinem Ausgangspunkte ſogar weit entfernen. Er erinnert an Bileam, welcher gerufen ward, um zu fluchen, und welcher ſegnete. Er ſagt faſt zum Schluſſe: „Die körperliche Arbeit hat nur eines nötig: Erſatz der verausgabten Kraft; mehr kann ſie ihrer Natur nach gar nicht wollen.“ Hiermit können wir zufrieden ſein. Und wenn er ſchließlich den Anſpruch der Arbeiterklaſſe auf einen reicheren Anteil am Produkte nicht auf ihren Anteil an der Produktion, ſondern auf ihre Zugehörigkeit zum Geiſtesleben des Volkes ſtützt, ſo können wir ihm auch hierin nur von Herzen beiſtimmen.

IV.

Herr Moritz Wirth betitelt den beſprochenen Aufſatz, wie angeführt: „Warum ſchafft geiſtige Arbeit keine wirtſchaftlichen Güter?“ Da meine Auffaſſung der ſeinigen gerade entgegengeſetzt iſt, ſo hätte meine Frageſtellung zu lauten: „Warum ſchafft körperliche Arbeit keine wirtſchaftlichen Güter?“ Und wie er das unleugbare Vorhandenſein des geiſtigen Elementes in ein anderes, alſo dem Schaffen nicht angehöriges Gebiet zu verweiſen ſucht, ſo hätte ich nachzuweiſen, daß gerade innerhalb des Gebietes des Schaffens die geiſtigen Funktionen die allein thätigen ſind. Dies erſcheint allerdings paradox, und die Behauptung geſtaltet ſich noch mehr ſo, wenn wir aus ihr den naheliegenden Schluß ziehen: „Da die geiſtige Funktion bei der Produktion das primäre, die materielle Geſtaltung das ſekundäre iſt, ſo wäre alſo die Produktion ſchon als geſchehen zu betrachten, ſobald nur die Konzeption und der Wille zu ihr vorhanden ſind? Der Wille wäre ſchon als That zu betrachten?“ Und dieſe Frage ſoll allerdings bejaht werden. Nicht der Wille natürlich im Sinne der

bloßen Vorstellung oder des Entschlusses zur That, sondern derjenige, welcher sie bis zu ihrer Vollendung begleitet und zu dieser Vollendung notwendig ist. Man wende doch nicht ein, was ja der Augenschein lehrt, daß nämlich wirtschaftliche Güter nicht entstehen können ohne materielle Arbeit. Sie können ebensowenig entstehen ohne das Vorhandensein der Materie, des Stoffes, und es ist ja kaum hundert Jahre her, daß die damals die Volkswirtschaftslehre beherrschende Schule der Physiokraten behauptete, wahrhaft produktiv seien nur jene Arbeiten, welche die Menge der menschlichen Zwecken dienenden Rohstoffe vermehren; das Handwerk, wurde damals gelehrt, gebe den der Erde entnommenen Stoffen nur eine neue Form; der höhere Wert, welchen sie dadurch gewinnen, stelle nur die Menge der Lebensmittel dar, welche von den Arbeitern während der Herstellung verbraucht werden; der wertbildende Effekt der Arbeit an sich wurde also in Abrede gestellt, und die Beschäftigungen des gewerblichen Arbeiters sowohl als des Händlers wurden zwar für nützlich, aber für unfruchtbar erklärt. Es ist uns heute schwierig, uns in diese Vorstellungen auch nur hineinzudenken; aber ist es denn weniger unvernünftig, den Wert der Güter in dem zu ihrer Herstellung notwendigen geist- und mittellosen materiellen Kraftaufwand, als ihn in den Rohstoffen zu suchen, aus denen sie gebildet wurden? Der Physiokrat sah in dem gewerblichen Erzeugnisse wie in dem Kunstwerke in volkswirtschaftlicher Beziehung nichts als den geformten Rohstoff und die von den Herstellern zur Erhaltung ihrer Kraft verzehrten Rohstoffe: die Anhänger der Marxischen Werttheorie sehen in ihnen nichts als die erstarrte Arbeitsgallerte. Als vermittelndes Bindeglied zwischen beiden Auffassungen, als der irreführende Weg, der von der älteren zu der modernen führte, dürfte die Lehre des Adam Smith zu betrachten sein, welcher jede Arbeit, die sich nicht in greifbaren Gegenständen verkörperte, für unproduktiv erklärte. Dieser Satz bildet eine der Grundlagen jener ganzen rein materiellen volkswirtschaftlichen Anschauungsweise, welche nicht die Menschen und die Menschheit, sondern die Güter zum Gegenstande der politischen Ökonomie macht. Karl Marx erkennt in den ersten Worten seines Hauptwerkes in dem Reichtume der Gesellschaften, in welchen

kapitaliſtiſche Produktionsweiſe herrſcht, eine „ungeheure Warenſammlung“. Dies iſt nicht nur ſchon an und für ſich falſch, denn der koloſſale Reichtum des Gemeinbeſitzes, wie öffentliche Gebäude und Anlagen, Verkehrsmittel und gemeinnützige Einrichtungen, ſowie auch alles Mobiliar und die in Gebrauch befindlichen Gegenſtände, können doch nicht als Ware bezeichnet werden; es zeigt auch, wie der Schwerpunkt der Betrachtung nicht in die Menſchen, ſondern in die Dinge gelegt iſt.

Es handelt ſich nun für uns alſo darum, was unter „wirtſchaftlicher Arbeit“ und was unter „Produktion“ zu verſtehen, und ob zwiſchen beiden eine Unterſcheidung zu treffen ſei. Daß die wirtſchaftliche Arbeit ſowohl körperliche als geiſtige in ſich begreift, wird niemand in Abrede ſtellen wollen. Man ſtelle die Frage aber, alle wiſſenſchaftlichen Theorien und Prinzipien ignorierend, ſo, welcher Kraft es zu verdanken ſei, daß die Gegenſtände und Dienſte zur Befriedigung unſerer Bedürfniſſe bereitgeſtellt werden, mit anderen Worten, durch welche Einwirkung die natürlichen Produkte, welche keinen Nutzwert für uns beſitzen, einen ſolchen erhalten: denn in der Erfüllung dieſer Aufgabe beſteht die Produktion. Wir finden ja auch eine Art der Produktion im Tierreich: viele Tiere bauen ihre Neſter, und Inſekten verrichten Werke, die uns wunderbar erſcheinen; es treten dabei Erſcheinungen zu Tage, die von Bedacht und planmäßiger Handlung zeugen; was unterſcheidet dieſe Produktion von der menſchlichen? Das Tier verrichtet ſeine Arbeit wie unter einem geheimnisvollen Kommando, welches wir Inſtinkt nennen, und das bewirkt, daß unter gleichen Umſtänden ſtets dieſelbe Arbeitsleiſtung erfolgt, ſtets gleich von Jahr zu Jahr, und wohl von Jahrtauſend zu Jahrtauſend, wenn wir auch der Entwickelungslehre gemäß eine unendlich langſame Heranbildung der Inſtinkte annehmen müſſen. In dem Maße, wie dieſer Inſtinkt ſich verſchärft und veredelt, formt er ſich die körperlichen Organe und lehrt ſie, in den Dienſt des Bedürfniſſes zu treten. Warum aber betrachten wir ein Vogelneſt, eine Honigwabe einfach als Naturerzeugniſſe und demgemäß die Inſtinkte, die ſie hervorgebracht haben, als Naturkräfte? Nur deshalb, weil dieſe Kraft eine unter gleichen äußeren Umſtänden ſtets gleichmäßig wirkende iſt, weil ſie

*

von Jahr zu Jahr nur ſtets dasſelbe hervorbringt; — weil ſie, an dem Maßſtabe menſchlicher Thätigkeit bemeſſen, rein Muskel- und Nerventhätigkeit, d. h. körperliche Arbeit iſt. Es fehlt ihr das, was eben die menſchliche Arbeit als ſolche kennzeichnet, das geiſtige Element, welches wir auch, ſeiner hauptſächlichen Funktion entſprechend, als Initiative bezeichnen können. Und dieſe Initiative iſt es eben, welche die menſchliche Produktion beſtimmt und beherrſcht, und welche ſie, unter welchen Geſellſchaftsformen immer, auch beherrſchen muß und wird.

Nach der gangbaren Vorſtellung, welche auch die einzige für uns mögliche iſt, ſagen wir, daß das Tier ſeinem Inſtinkte gehorcht; ein Unvermögen zu gehorchen bedeutet ihm Vernichtung. Wenn die Bedürfniſſe des Menſchen eben ſo ſtabile wären, wie die des Tieres, ſo würde auch bei ihm die Thätigkeit, die zur Befriedigung dieſer Bedürfniſſe erforderlich wäre, zum Inſtinkte werden. Wir können uns dies freilich nur ſehr ſchwer vorſtellen, weil eben eine ſolche Stabilität dem hiſtoriſchen Begriffe der Menſchheit widerſpricht. In dem Augenblicke, in welchem die geiſtige Thätigkeit des Urmenſchen erwachte, in welchem zu ſeinem Inſtinkte, ſeiner unbewußten Anpaſſungsfähigkeit an umgebende Naturverhältniſſe das Wollen einer ſelbſtgeſetzten Aufgabe hinzutrat, beginnt die menſchliche Produktion und die Geſchichte der Menſchheit: von dieſem Augenblicke an herrſcht der Geiſt, gehorchen die Glieder, herrſcht der Denkende, gehorchen die Ausführenden. Dies iſt der Urpunkt, der Zeugungsakt der wirtſchaftlichen Geſchichte, nicht jener viel ſpätere, in welchem der Jäger zwei Bogen beſitzt und einen davon ausleiht. Nehmen wir aber einmal an, es ſei ein Stillſtand in der Entwickelung möglich — vielleicht wird ja einmal der Höhepunkt der Kultur in einem ſolchen Stillſtande ſich darſtellen —, nehmen wir an, bei unſerem heutigen Kulturzuſtande verſchwände plötzlich jede Kraft des Weiterforſchens und Hinzulernens, jede Erfindungsgabe, jeder Hang zur Neuerung, jedes Streben zum Vollkommneren. Was wäre die Folge davon? Würde die Produktion aufhören? Vorerſt augenſcheinlich nicht. Die Menſchheit würde das Gelernte feſthalten, würde nach ihm weiter arbeiten, würde von der Erinnerung zehren. Die ſtets wiederholten, keiner

Änderung unterworfenen Arbeiten würden zur gewohnheitsmäßigen Verrichtung werden, die Geſchicklichkeit würde verknöchern. Die Denker und Erfinder ſind verſchwunden, die ordnenden Wirtſchafter und Leiter werden mehr und mehr überflüſſig, das Geiſtige tritt in den Hintergrund, die materielle Arbeit gewinnt die Oberhand. Die Fertigkeit bildet ſich zu unfehlbarer, weil gedankenloſer Sicherheit aus, vererbt ſich mit immer geringer werdender Notwendigkeit der Unterweiſung von Geſchlecht zu Geſchlecht, die Menſchheit iſt zur arbeitenden Maſchine, die menſchliche produktive Thätigkeit iſt wieder zum Inſtinkt geworden. Aber damit iſt die Erfüllung eines ganzen Kreiſes ſozialiſtiſcher Ideale eingetreten. Der Umfang der menſchlichen Bedürfniſſe hat eine ſtrenge Abgrenzung erfahren, die individuelle Gleichheit, wie ſie auch im Tierreiche herrſcht, hat ſich vollzogen, ſoweit ſie nicht durch die Verſchiedenheit der Muskelkraft geſtört wird, das Privatkapital iſt mit ſeinen Verwaltern verſchwunden. Wie geſagt, es iſt ſehr möglich, daß dieſes Schickſal der Menſchheit bevorſteht, aber es wird jenſeits ihrer Entwickelungshöhe liegen und die Hinleitung zum Untergange ſein.

Vorerſt aber leben und ſtreben, denken und lernen wir. So gewiß und ſo lange unſer Gedankenleben den Inhalt der Geſchichte bildet, ſo gewiß und ſo lange wird auch die Herrſchaft des Gedankens und der Denkenden die Form der Geſchichte ſein, d. h. die Form ihrer idealen Ausbildung, das Ringen der ſich ihrer Aufgaben bewußten Menſchheit. So und nicht anders iſt auch zu allen Zeiten und von allen Schulen das Verhältnis zwiſchen Geiſt und Natur verſtanden worden. Erſt in unſerer Zeit konnte die Frage aufgeworfen werden, warum die geiſtige Arbeit keine wirtſchaftlichen Güter ſchaffe, und konnte der Frageſteller erwarten, für ſeine Ausführungen ſympathiſierende Hörer zu finden. In einem Punkt freilich bin ich ganz mit ihm einverſtanden, in der in der Frageſtellung liegenden Einſicht nämlich, daß die beliebte und allgemein angenommene Aſſoziation zwiſchen geiſtiger und körperlicher Arbeit bei dem produktiven Prozeſſe widerſinnig iſt: entweder eines oder das andere. Freilich, da beiderlei Kräfte dabei in Aktion treten, da das Überordnen der einen oder der anderen der beiden zu wichtigen und teilweiſe bedenklichen Folgerungen führt,

da die Entscheidung überhaupt als zu schwierig oder gar als nicht wichtig genug genommen wird, so ist es gar leicht und bequem, den goldenen Mittelweg einzuschlagen und sich mit der Assoziation der beiden zufrieden zu geben. Da der Rodbertusische Satz, wonach der Anteil des Geistes an der Produktion nie ein Aufwand ist, doch allzu direkt den Thatsachen widerstreitet, so werden Zugeständnisse gemacht, welche dem Geiste einen bald höher, bald niedriger bemessenen Rang *neben* der körperlichen Arbeit einräumen. Aber es ist hier kein Kompromiß möglich. Das bestehende Zusammenwirken und Ineinandergreifen zweier Faktoren ist nur denkbar entweder in der Form einer Kooperation, oder in der der Unterordnung des einen unter den anderen. Von dem Begriffe der Kooperation aber ist der der freien Selbstbestimmung eines jeden der Mitwirkenden unzertrennlich, und eine solche kann hier nicht statthaben, wo ein Wollendes und ein Willenloses sich gegenüberstehen, denn dem letzteren fehlt das Attribut der Freiheit.

Die Schwierigkeit liegt eben darin, daß wir uns, verwirrt von der pseudo-wissenschaftlichen sozialpolitischen Behandlung vieler Zeitfragen, daran gewöhnt haben, die Vertreter der geistigen und der körperlichen Arbeit in getrennten Personen und sogar Klassen zu suchen. Es muß gesagt werden, daß die Beweisführung derjenigen, welche die körperliche Arbeit allein als produktiv gelten lassen wollen, aus dem Grunde eine verdächtige ist, weil sie glauben, diesen Satz als Waffe in dem Kampfe für die Rechte der Arbeit nicht entbehren zu können. Aber auch hier muß die Forderung gelten, welche nach Nietzsches schöner Darstellung das ganze Feld der Geschichte umgestaltet hat, „die Forderung, daß die Historie Wissenschaft sein soll. . . . . Soweit zurück es ein Werden gab, soweit zurück, ins Unendliche hinein sind auch“ (seit nämlich die Geschichtschreibung diese Forderung zu erfüllen strebte) „alle Perspektiven verschoben. Ein solches unüberschaubares Schauspiel sah noch kein Geschlecht, wie es jetzt die Wissenschaft des universalen Werdens, die Historie zeigt: freilich aber zeigt sie es mit der gefährlichen Kühnheit ihres Wahlspruches: fiat veritas pereat vita.“ [10])

[10]) Unzeitgemäße Betrachtungen. Leipzig 1893. I, 133.

Aber ſo ſchlimm ſteht es hier nicht, daß die Wahrheit das Leben gefährden könnte. Schlimm freilich wäre es um jene Rechte der Arbeit beſtellt, wenn der Kampf für ſie von ſolcher Waffenführung abhängig wäre. Wenn es auch außer Zweifel ſteht, daß bei den individuellen Thätigkeiten das Geiſtige allein das Beſtimmende, das Dominierende, das Freie iſt, ſo folgt daraus noch nicht, daß eine Arbeit, je mehr ſie geiſtiger Natur iſt, um ſo nützlicher und produktiver ſein müſſe; wohl aber folgt daraus, daß ſie um ſo mehr den Charakter des Geiſtigen zeigen muß, je mehr ſie ſtrebt, ſich den Idealen der menſchlichen Arbeit zu nähern, die in der höchſten Produktivität und Gemeinnützigkeit liegen. Was hier für den Einzelnen gilt, muß auch für das Ganze wahr ſein; in der Geſellſchaft können Geiſt und materielle Kraft ſich nicht in anderer Weiſe gegenüberſtehen, als ſie es in dem Individuum thun. Ja noch mehr: wenn es denkbar wäre, daß in einzelnen Perſonen die körperliche, in anderen die geiſtige Kraft allein vertreten wäre, dann wäre die Unterjochung der erſteren unter die letzteren ein längſt vollendetes und nie zu änderndes Ergebnis.

V.

Wir haben in obigem das Verhalten der vornehmlichen drei Stufen der ſozialwiſſenſchaftlichen Entwickelung ſeit etwa 140 Jahren gegenüber der Frage nach dem Weſen der Produktion berührt, und wir dürfen bei den Vertretern dieſer Richtungen, bei den Phyſiokraten und der Engliſchen Schule ſowohl als bei Rodbertus und Karl Marx, für welch letztere es vorzugsweiſe beanſprucht wird, das Streben nach reiner Wiſſenſchaftlichkeit vorausſetzen; aber auch ſchon für die Phyſiokraten muß zugeſtanden werden, was die beiden letztgenannten charakteriſiert und auszeichnet, daß nämlich ihr Streben in erſter Linie darauf gerichtet war, eine feſte theoretiſche Grundlage für den Bau einer ſozialen Ethik zu gewinnen. Wir mögen die moderne ſoziale Arbeits- und Werttheorie für richtig oder für irrig halten, wir müſſen in ihren Schöpfern aufrichtige, ja heroiſche Streiter für den Begriff der wirtſchaftlichen Gerechtigkeit erblicken. Denn was auch in dem ewigen Werden und Abſterben menſchlicher Erkenntniſſe von den hier beſprochenen Theorien ſich als echt und

dauernd erweiſen möge, ihre Wichtigkeit und Größe liegt darin, daß ſich in ihnen die Einſicht von der Notwendigkeit der Gewinnung einer ſolchen Grundlage ausſpricht. Um auch hier einen Ausſpruch Nietzſches anzuführen: „Nur inſofern der Wahrhafte den unbedingten Willen hat, gerecht zu ſein, iſt in dem überall ſo gedankenlos glorifizierten Streben nach Wahrheit etwas Großes.“ [11]) Und ſo bleibt mir denn noch übrig, den Beweis zu führen, daß auch bei meiner Anſchauung dieſes höhere Ziel nicht gefährdet iſt, und daß ſie um ſo mehr geeignet iſt ihm nahe zu kommen, als ſie ſich bemüht, den Boden der thatſächlichen Erſcheinungen nicht zu verlieren.

Als vornehmſte dieſer Erſcheinungen, als diejenige, welche dem wirtſchaftlichen Leben unſerer Zeit ihr Gepräge giebt, und welche ſich in dem Hervortreten neuer Theorien, in praktiſchen Verſuchen, in Ausdrücken der öffentlichen Meinung und Geſinnung äußert, begrüßen wir den Übergang vom Individualismus oder ſogenannten Liberalismus zum Sozialismus. Die Grundlage dieſes Überganges bildet die Umbildung des Begriffes der ſozialen Gerechtigkeit. Nach den Grundſätzen des Individualismus verlangt dieſer Begriff die Verteilung des Produktes gemäß den Anſprüchen des Einzelnen auf ſeinen Anteil an den produktiven Leiſtungen. Die Ermangelung einer höheren Autorität zur Beſtimmung dieſer Anſprüche oder die Unfähigkeit der Geſellſchaft, eine ſolche Autorität zu bilden, mußte dazu führen, es unter gewiſſen Beſchränkungen einem jeden anheimzugeben, ſich von den Reſultaten der Produktion anzueignen ſoviel in ſeiner Macht ſtand, und mit den Reſultaten der Produktion auch deren Vorausſetzungen, die Produktionsmittel. Die wirtſchaftliche Gerechtigkeit als Errungenſchaft des *vorigen* Jahrhunderts ſtellte ſich dar als die bürgerliche Freiheit.

Die ſozialiſtiſche Neubildung der Grundbegriffe iſt noch im Werden begriffen, kann aber bei der herrſchenden Spaltung innerhalb des Sozialismus zu keiner einheitlichen Geſtaltung gelangen. Als gemeinſame Anſprüche an die Gerechtigkeit in der neuen Geſellſchaft können wohl bezeichnet werden: die Verpflichtung und Be-

[11]) a. a. O. Bd. I S. 150.

rechtigung aller Fähigen zur Beteiligung an der Produktion, die Berechtigung aller Mitglieder der Gesellschaft auf den Lebensunterhalt, und als Mittel hierzu: das Verschwinden aller Vorteile, die aus dem dauernden Besitze an Produktionsmitteln entspringen; also den Übergang dieser an die Gesellschaft.

Obzwar nun selbst über die Bedeutung und den Umfang der hier angeführten Begriffe: Produktion, Lebensunterhalt und Produktionsmittel, noch gestritten werden kann, so scheint es doch festzustehen, daß in diesen Forderungen der umgestaltende Faktor unseres wirtschaftlichen Lebens liegt, daß ihre Erfüllung die Signatur einer nicht ferne liegenden Zukunft bilden wird, und daß wir, wenn wir unsere Zeit recht verstehen, dazu gedrängt werden, uns ihnen anzuschließen. Es ist nicht zu verkennen, daß wir uns bereits in den ersten Stadien der Umgestaltung befinden, daß bedeutende Schritte zur Verwirklichung des Rechtes auf den Lebensunterhalt und zur Verkürzung der aus dem Besitze entspringenden Rechte geschehen sind. Es wagt niemand mehr zu bestreiten, daß die Menschheit reich genug, daß ihre Arbeit ergiebig genug ist, um von allen ihren Gliedern den Mangel nicht nur des äußerst Notwendigen fernzuhalten, daß Hunger und Elend in dem bestehenden Umfange die Folgen einer überlebten Organisation der Gesellschaft sind. Unsere soziale Ethik verweist nicht mehr auf eine süßliche, Almosen spendende Humanität, sondern macht die Entbehrung der Darbenden zur Sünde der Genießenden, legt die Roheit der Zurückgebliebenen denen zur Last, die sich auf höheren Stufen der Kultur befinden. Die Furcht vor drohendem Unheil mag dabei mitwirken, aber es ist falsch zu behaupten, daß diese Furcht das Gewissen der Gesellschaft geweckt habe, denn die ersten Rufe der neuen Lehre kamen nicht von unten, sondern von oben: die Begründer des Sozialismus waren Männer der Wissenschaft, die nicht von dieser Furcht angeregt wurden. Wie dem auch sei, es wird anerkannt, daß sich eine Minorität im Besitze von Rechten befindet, welche unser Rechtsbewußtsein als ein der Gesellschaft zustehendes Kapital und Erbteil zu betrachten gelernt hat, von dem die Majorität ausgeschlossen ist. Dieses Kapital der Gesellschaft zurückzuerobern, seine Nutznießung allen zugänglich zu machen,

bildet das ideale Ziel der sozialen Bewegung. Daß dieses Ideal sich niemals wird völlig erreichen lassen, kann keinen Einwand gegen die Bewegung bilden und darf die Strebenden nicht beirren. Menschliche Unvollkommenheiten bleiben immer bestehen, nichtsnutzigen Elementen wird nie zu helfen sein, Schwache und Schlechte wird es immer geben.

Je mehr es aber im Gange der Ereignisse gelingen wird, die schreienden Notstände und Ungerechtigkeiten zu beseitigen, um so deutlicher wird hervortreten, daß die soziale Frage eine Machtfrage ist. Je mehr die Befriedigung der dringendsten Bedürfnisse als erstes Erfordernis zurücktritt, um so höhere Gesichtspunkte wird die soziale Frage annehmen, denn bestehen wird eine solche immer, nachdem sie einmal als Kulturfaktor erkannt worden ist. Nur eine ganz einseitige, fast möchte ich sagen rohe Auffassung kann den Zweck der Arbeit dahin bestimmen, als sei er lediglich die Herstellung der Mittel zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse, diese Bedürfnisse selbst in ihrem weitesten Umfange verstanden. Die Arbeit ist an sich auch Selbstzweck, ist an sich die Befriedigung des Bedürfnisses nach ihr, bildet in dieser Eigenschaft die Erziehung der Menschheit, die Auslösung des in ihr liegenden Triebes und Dranges nach ihrer naturgemäßen Entwickelung. Und so betrachtet tritt auch die rein geistige Natur der Arbeit klar zu Tage. Es mag diese Betrachtung in ein nichtwirtschaftliches Gebiet übergreifen, aber sie ermöglicht dadurch die uns so wichtige Erkenntnis des Wesens der Arbeit; sie zeigt, daß, wie schon bemerkt, der Ausgangspunkt der wirtschaftlichen Beziehungen nicht in den Dingen oder Gütern, sondern in den Menschen liegt. Durch die Wechselwirkung zwischen Bedürfnis und Arbeit vollzieht sich die geistige Entwickelung des Einzelnen sowohl als des ganzen Geschlechts, und aus diesen Beziehungen wieder entstehen Bedürfnisse, welche man loben oder tadeln mag, welche aber in der menschlichen Natur begründet sind, welche weitere Anreize zur Arbeit bilden und deren Einwirkung auf die sozialen Gestaltungen keine unbedeutende ist. Es sind dies, neben der Freude an der eigenen Arbeit, der Wunsch nach Anerkennung und das Streben, wo die eigene Kraft nicht ausreicht, über die Kräfte anderer zu verfügen, das Streben nach

Anſehen und Macht, welches in der Regel auch nur auf beſondere Fähigkeiten und Leiſtungen begründet iſt, und mit gutem Rechte in den ſozialiſtiſchen Zukunftsbildern als wirkſamer Faktor verwandt wird. Denjenigen, in deren Leiſtungen die Arbeit am intenſivſten ihren wertbildenden Charakter zeigt und ihre kulturelle Aufgabe erfüllt, denen gebührt es, die Arbeit zu leiten, die Kräfte zu beherrſchen, die Produktion zu beſtimmen und zu regeln. Sie ſind die eigentlichen Produzenten und ihre Untergebenen mehr oder weniger ihre Werkzeuge; wem aber fiele es ein, nach ihrer Befähigung zu körperlicher Arbeit zu fragen?

Die Faktoren der Produktion ſind: der Rohſtoff, die materielle und die geiſtige Arbeit; ſie bilden die Elemente, welche an allen Gegenſtänden, denen die Arbeit Wert verliehen hat, zu erkennen ſind. Wenn nun geſagt wird, daß der relative Wert der Güter gleich ſei der zu ihrer Reproduktion notwendigen Arbeit, wobei nur an materielle Arbeit gedacht wird, und wenn die tägliche Erfahrung lehrt, daß dies nicht wahr iſt, indem bei dem Akte, während deſſen allein eine effektive und erkennbare Wertbeſtimmung ſtattfindet, nämlich bei der Einigung über den Preis, nach jenem Faktor gar nicht gefragt wird; wenn alle theoretiſchen und utopiſtiſchen Verſuche, einen Warenumſatz auf Grund jenes Satzes herzuſtellen, erbärmlich geſcheitert ſind und der Unvernunft der Sache gemäß ſcheitern müſſen — was folgt daraus? Nicht etwa dies, daß dabei ein wichtiger Faktor, die geiſtige Arbeit, außer Berechnung geblieben ſei, denn es ließe ſich mit der letzteren oder mit einer Kombination der beiden ſo wenig etwas anfangen, als mit der erſteren allein; Arbeit iſt eben Bewegung, Kraftäußerung, ſogar das Zuſammenwirken ſehr verſchiedenartiger, teils roher, teils ſubtiler Kräfte, deren Stärke oder Wirkſamkeit ſich nicht in körperlichen Dingen ausdrücken läßt, weil die beiden nicht kommenſurabel ſind; auch die Natur kennt ein Äquivalent der Kräfte, nicht aber eine Äquivalent zwiſchen Kraft und Materie. Es folgt vielmehr aus dem genannten Widerſpruche, daß die ganze Gedankenreihe auf falſcher Grundlage ruht. Es wird dabei die materielle Arbeit als die wirkende Urſache, gleichſam als der „zureichende Grund“ der Umwandlung des Rohſtoffes betrachtet, wobei ſie dieſen ſich

aſſimiliert und zum Lebensprinzip des wirtſchaftlichen Organismus, zur Trägerin der geſellſchaftlichen Funktionen wird. Dies iſt eben falſch. Die materielle Arbeit iſt nicht das Primäre, ſondern das Untergeordnete; ſie hat den Geiſt über ſich, der ſie beſtimmt und ſie führt; ſie iſt nicht zum Herrſchen, ſondern zum Dienen und Gehorchen da. Von der Beſtimmung der Arbeit iſt aber unzertrennlich die Verfügung über das Produkt. Wenn die geiſtige Arbeit es iſt, welche produziert, ſo iſt ſie auch die Zentralkraft des ganzen wirtſchaftlichen Lebens. Sie iſt es, welche den Rohſtoff in Beſitz nimmt, die Produktion beſtimmt, die materielle Arbeit in Betrieb ſetzt und erhält, indem ſie ihr den Lebensunterhalt zuführt, welche das Produkt in Händen hält und ſich mit dem Konſumenten über deſſen Überlaſſung verſtändigt. Dies iſt nicht etwa das Schema einer kapitaliſtiſchen Wirtſchaftsordnung, ſondern das durch die Natur begründete und deshalb allein in ſeiner Reinheit zu erſtrebende und auf die Dauer mögliche. Die praktiſche Anwendung bildet das Problem der Zukunft; ſie wird davon ausgehen, daß die Inhaber der geiſtigen und körperlichen Arbeitskräfte nicht getrennte Individuen ſind, daß faſt eine jede Arbeit die beiden Elemente in verſchiedener Abſtufung aufweiſt.

Demnach ſollte, ſo wird man mir einwenden, die Arbeit nicht in den Beſitz der Produktionsmittel kommen, ſondern ſie ſelbſt ſollte zu einem Produktionsmittel in den Händen der Geſellſchaft werden, wenn wir nach dieſer Darſtellung uns unter dem geſellſchaftlichen Organismus ein Zuſammenwirken der individuellen geiſtigen Arbeitskräfte vorſtellen? So habe ich es allerdings verſtanden; ich betrachte die materielle Arbeit als Produktionsmittel. Dieſer Mittel giebt es im Grunde nur zwei: die Erde, die wir bewohnen, und die menſchliche Körperkraft. Die direkt produktive geiſtige Arbeit beſteht in der Beſtimmung, auf welche Weiſe die der Erde entnommenen Rohſtoffe oder auch der Grund und Boden als ſolcher durch menſchliche körperliche Arbeit der Einwirkung der Naturkräfte ausgeſetzt werden ſollen.

Um nun auf die an die Spitze dieſer Betrachtung geſtellte Forderung der wirtſchaftlichen Gerechtigkeit zurückzukommen, haben wir zu fragen, ob denn den Trägern der geiſtigen Arbeit, als den

wirklichen Produzenten, der volle Ertrag der Arbeit zustehe, d. h. der Wertunterschied zwischen dem Rohstoff und dem Produkt nach Abfindung der zur Lohnarbeit gewordenen körperlichen Anstrengung. Unter Wert verstehe ich hier den Preis, wie er sich unter irgend welchen gegebenen Voraussetzungen gestalten würde. Ja, sage ich, der geistigen Arbeit gebührt dieser Wertzuwachs, weil sie ihn geschaffen hat. Aber hat denn der Träger dieser Arbeit wirklich allein und selbständig, selbstthätig ihn geschaffen? Diese Frage ist gleichfalls zu bejahen, trotzdem sich ein gewichtiges Bedenken dagegen erhebt. Das, was der einzelne wirken und schaffen kann, thut er auf Grund der Erfahrungen und Kenntnisse, welche ihm von zahllosen Generationen überliefert worden sind. Das rohe Material hat keinen Nutzwert, durch verhältnismäßig geringe Arbeit wird ihm ein hoher Grad von Nützlichkeit gegeben; wie kommt der Eine, in dessen Hände es zufällig geraten, dazu, sich diesen Wert anzueignen, den die Produkte nur durch die Gesellschaft erlangen konnten? Die höchste und weitaus umfassendste Produktivität liegt nicht in den gesonderten Leistungen der einzelnen, sondern in dem Leben und Weben der Gesellschaft als solcher, geht hervor aus ihrem historischen Aufbau und aus den seit Jahrtausenden angesammelten Schätzen ihres Wissens und Vermögens, wird geschützt von ihrer Organisation, verfolgt den Weg ihrer Ziele und ihrer Ideale. Das Beste, was der Einzelne zu leisten vermag, ist verschwindend wenig gegen das, was ihm von seiner Zeit als Grundlage seiner Arbeit geboten wurde. Auf diese unbestreitbare Thatsache hat die Gesellschaft, der auch der Niedrigste angehört, den Ansprüchen des Individuums gegenüber die ihrigen geltend zu machen. Die Forderung der Gerechtigkeit, daß einem jeden die Frucht seiner Arbeit gebühre, wird mit den sozialen Grundsätzen in Einklang gebracht, wenn es gelingt, der Gesellschaft den Anteil am Produkte zu sichern, welcher ihrem Beitrage zur Produktion entspricht. Wie aber ist dies zu bewerkstelligen, wenn der Produzent auf offenem Markte kaufen und verkaufen, wenn er sich die Arbeitskräfte auswählen, wenn er den Unternehmergewinn ungeschmälert einheimsen darf? Denn so erfordert es die wirtschaftliche Freiheit, nicht nur in der kapitalistischen, sondern in jeder denkbaren

Gesellschaftsordnung, mit Ausnahme der kommunistischen. Auch wenn alle Betriebe durch umfassende Assoziationen geschähen, auch wenn der Staat selbst die ganze Produktion in seine Funktionen aufnähme, würde sich der Austausch oder die Verteilung nicht anders herstellen lassen, als durch die selbstthätige Geltendmachung der Interessen der einzelnen Korporationen oder Verwaltungszweige, d. h. durch Kauf und Verkauf und unter Anerkennung der Berechtigung für alle, möglichst billig zu kaufen und teuer zu verkaufen. Für die freie Arbeit giebt es nur das Äquivalent, das sie sich zu sichern vermag. Wie also von dem Produzenten das erzwingen, was er der Gesellschaft schuldet? Die Lösung der Schwierigkeit liegt darin, daß er genötigt ist diese Schuld zu bezahlen in dem Preise, den er für seine Rohstoffe zu erlegen hat. Je geringer die zur Herstellung der Produkte notwendige Arbeit, desto höher ist im Vergleiche zum Wert der Ware der Wert des Rohstoffes. Dieser letztere aber ist in letzter Linie nichts anderes, als die Erde, die die Menschheit bewohnt, der Grund und Boden für den Ackerbau und die gewerblichen Anlagen, das Erz und die Kohle und die Gewässer. Alle gesellschaftlichen Errungenschaften wirtschaftlicher Natur müssen sich auf diese Weise in dem Werte des Bodens kristallisieren; er steigt und fällt mit der Kultur, er ist der Wertmesser für die Leistungen der Völker. Alle sonstigen Produktionsmittel sind von kurzer Dauer, zerfallen, werden unnütz, werden von jedem Fortschritte entwertet, lassen sich leicht herstellen und erneuern, ihr Wert ist von keinem wesentlichen Belang gegenüber dem des Bodens, welcher bleibt und immerfort der Arbeit das Material liefert, und dessen Wert durch jeden Fortschritt sich erhöht. Dieser Wert ist das Produkt der Arbeit der früheren Generationen, der Väter des heutigen Geschlechts, und dessen rechtmäßiges Erbteil. *Die Befreiung des Grundes und Bodens, sein Übergang an die Gesellschaft, bildet das erste Erfordernis zur Herstellung der wirtschaftlichen Gerechtigkeit.*

Der Boden bildet auf diese Weise das eigentliche, weil dauernde, materielle Grundkapital der arbeitenden Menschheit. Freilich könnte seine Befreiung erst dann zur völligen Befreiung der Arbeit führen, wenn, entweder wie einige wollen als ihre Konsequenz, oder un-

abhängig von ihr, die Vernichtung des Scheinkapitals einträte, welches in der Form der Schuldforderungen besteht, wenn die Scheinleistungen des Kredits nicht mehr ihren Tribut zu fordern berechtigt wären. Diese Dinge stehen in engster Beziehung zu unserer Frage, wenn die hier versuchte Darstellung des Wesens der wirtschaftlichen Arbeit auf ihre Haltbarkeit gegenüber den Postulaten der heutigen sozialen Erkenntnis geprüft werden soll. Mir mußte erlaubt sein, den entgegengesetzten Weg einzuschlagen und diese Postulate an dem zu prüfen, was ich für die richtige Auffassung des produktiven Prozesses halte; ich glaube, daß bis hierher der Einklang ein ziemlich vollkommener ist, wenn auch nicht längs des verfolgten Weges, so doch in den gewonnenen Resultaten. Schon Plato hat das tiefsinnige Wort gesprochen, daß die höchste Aufgabe des Staates, die Darstellung der Gerechtigkeit, sich dadurch erfülle, daß er die Tüchtigen verpflichte, ja zwinge, die Herrschaft auszuüben,[12]) da „wirklich der wahre Herrscher seiner Natur nach nicht das für ihn selbst zuträgliche erwägt, sondern das für den Beherrschten". Es ist dies schließlich nichts anderes, als was während des ganzen Verlaufes der Geschichte mehr oder weniger bewußt allen reformatorischen Bestrebungen zu Grunde gelegen hat. Tüchtigkeit ist geistige Kraft gepaart mit Willensstärke und verfügend über die von der jeweiligen Kultur gebotenen Mittel: sie äußert sich auf dem wirtschaftlichen wie auf jedem anderen Felde durch ihre Leistung geistiger Arbeit.

[12]) Der Staat. Buch I, Kap. 19.

II. Litterarische Mitteilungen.

1.

Neuere Goethe- und Schillerlitteratur IX.

Von Professor Dr. Max Koch zu Breslau.

Nicht nur durch den gewaltigen Umfang (775 Seiten gr. 8°) ragt Gustav Portigs Buch[1]) aus der neuesten Schiller-Goethe-litteratur hervor. Wie viele Einwendungen man sowohl gegen einzelne Behauptungen wie an manchen Stellen auch gegen die zu Grunde liegende Anschauung selbst erheben muß: wir haben hier eine selbständige, philosophisch strebende Auffassung vor uns, nicht eine fleißige Anhäufung litterargeschichtlichen Materials, sondern eine vertiefende Sichtung und geistige Verarbeitung. Es ist ein ernstes bedeutendes Werk, das auch dem Widersprechenden stets Achtung abnötigt. Die äußere Form des Werkes steht nun freilich mit der inneren Durchbildung der Gedanken in Widerspruch. Gewiß ein Fünftel des Buches bilden Auszüge aus Schillers Briefwechseln mit Körner, Humboldt, den Schwestern Lengefeldt, Lottens mit Frau v. Stein, Fischenich und Knebel. In den Auszügen aus dem Schiller-Goethischen Briefwechsel (persönliches Verhältnis, Stellen philosophischen, Stellen ästhetischen Inhalts), der, nebenbei bemerkt, von Goethe selbst nicht auf zwei, sondern auf sechs Bände verteilt ward, ist sogar die Abhandlung über epische und dramatische Dichtung wieder mit abgedruckt. Eine solche Mischung von Anthologie und eigener Darstellung wird auch durch den Wunsch des Autors, die Quellen selbst sprechen zu lassen, nicht gerechtfertigt, kann dem Ein-

[1]) Schiller in seinem Verhältnis zur Freundschaft und Liebe sowie in seinem inneren Verhältnis zu Goethe. Hamburg und Leipzig 1894 (Verlag von Leopold Voß).

druck und der Verbreitung des Buches nur ſchaden. Trägt hierfür der Verfaſſer allein die Verantwortung, ſo dürfte die Schuld mancher ſeiner allzu harten Urteile über Goethe anderen mehr als ihm ſelbſt zur Laſt fallen. Toll genug iſt es ja, daß die blinde Feindſchaft des Schlegeliſchen Kreiſes gegen Schiller von der neueren Dichtung und Litteraturwiſſenſchaft fortgeſetzt wird. Wenn aber eine durchaus ernſt zu nehmende neueſte Studie über Schillers „Tell“ mit den Worten beginnt: „Das epiſche Drama des Mannes, den viele ſchlechthin als erſten Dramatiker Deutſchlands rühmen“, ſo wird man es den von Parteidoktrinen Unbefangenen nicht mit voller Strenge anrechnen, wenn ſie in Abwehr der Schillerhaſſer und -verkleinerer auch ihrerſeits hie und da über das Ziel hinausſchießen. Immerhin iſt es bedauerlich, daß gerade Portig, der das Verhältnis Schillers zu Goethe „unter den denkbar höchſten Geſichtspunkten zu betrachten“, geſchichtsphiloſophiſch zu ergründen ſtrebt, durch die berechtigte Polemik gegen Hermann Grimm und Geſinnungsgenoſſen (S. 265. 465) zu teilweiſer Verkennung Goethes ſelbſt fortgeriſſen wird. Portigs Behauptung (S. 217), was den erſten Teil des Fauſt unſterblich mache, ſei die Vermählung des Goethiſchen Genius mit dem Schilleriſchen, iſt ſo einſeitig übertrieben wie irgend ein Urteil Hermann Grimms. Schiller hat durch ſein unabläſſiges Antreiben, ſeine Bewunderung und ſeinen Rat Goethe zur Weiterführung, vielleicht auch zu mehr philoſophiſcher Behandlung des Fauſtfragmentes beſtimmt. Dies wird man ebenſo dankbar anerkennen wie Goethes Rat, die unförmlich gewordene Maſſe der Wallenſteindichtung durch Teilung in mehrere Stücke flott zu machen. Allein von einer Vermählung des Goethiſchen und Schilleriſchen Genius im Fauſt ſollte man nicht ſprechen, am wenigſten Portig, der (S. 600) Gretchen als „innerlich angefault“ bezeichnet. Ein unglaubliches Urteil! Aber wir werden auch hier berückſichtigen, wie übertreibend manche Anpreiſung der „leicht Verführbaren“ als des Ideals eines reinen deutſchen Mädchens lautete, wenn wir Portigs Irren nach der entgegengeſetzten Seite bedauern. Man hat ſo viele Einwendungen gegen Schillers Frauengeſtalten erhoben; aber Portigs Behauptung, Goethe ſei außer der Iphigenie kein im Vordergrund ſtehender weiblicher

Hauptcharakter gelungen, ist doch angesichts von Eugenie, Dorothea, Charlotte, Ottilie schwer zu entschuldigen. Jene Aufführung der Iphigenie, in der Goethe, Knebel und Korona Schröter mitwirkten, hat übrigens nicht 1790 im Kreise der verwitweten Herzogin (S. 385) stattgefunden, sondern 1779 auf dem herzoglichen Liebhabertheater. Daß die alten irrtümlichen Beschuldigungen gegen Goethes Mißachtung der Geschichte und des nationalen Geistes (S. 570) auch bei Portig wiederkehren, ist nicht weiter zu verwundern. Ich habe den Protest gegen diese Verkennung von Goethes Wesen ja so ziemlich in jedem Berichte zu wiederholen. Daß aber die teils offenen, teils verborgenen Beziehungen zum Katholizismus in Goethes berühmtesten Werken eine Gefahr für das deutsche Volk bilden sollen, ist in solcher Schroffheit eine neue Beschuldigung. Wie werden die ultramontanen Angreifer Goethes bedauern müssen, daß sie einen so wertvollen Bundesgenossen verkannt und ihn mit allen Waffen bekämpft haben. „Von Goethe," sagt Portig (S. 599), „ist eine verderbliche Richtung ausgegangen, welche überhaupt in sittlich-religiöser wie in sozial-politischer Beziehung (vgl. X, 259) bedenklich ist, gefährlich aber besonders dann, wenn sie mit allem Zauber der Goethischen Kunst unbewußt eine geistige Unterströmung in breiten Schichten bildet. Dann wirkt sie irreführend und lähmend." Goethe schrieb 1827 in ein Exemplar seiner Iphigenie: „Alle menschlichen Gebrechen sühnet reine Menschlichkeit." Portig (S. 604) sieht durch diesen Ausspruch von Goethe selbst bestätigt, daß in der Iphigenie die katholische Lehre von der Wirksamkeit der Heiligen zu Tage trete, das Drama „auf ein völliges Verschwindenlassen der Erlösungsthat Jesu Christi hinter den Werken der Heiligen hinaus läuft" (vgl. dazu unten Primer). Wie kann nur ein Mann wie Portig, der an anderer Stelle bekennt, von der Religion, nicht von den einzelnen kirchlichen Bekenntnissen reden zu wollen, Auslegungen aufstellen, um die ihn der selige Hauptpastor Götze beneiden möchte? Es ist selbstverständlich, daß, wer an der katholischen Tendenz der „Iphigenie" Anstoß nimmt, den Schluß der „Wahlverwandtschaften" und des „Faust" „in hohem Grade beklagenswert" finden muß. Die der Himmelskönigin im Faust zugeteilte Rolle müsse alle echten Protestanten gegen jeden

*

Kultus Goethes auf Kosten Schillers protestieren lassen. Goethe hat jedenfalls erst nach reiflicher Überlegung der künstlerischen Wirkung wegen sich zur Einführung der mater gloriosa entschlossen, denn in einem Paralipomenon spricht Mephisto noch: „der Reichsverweser herrscht vom Thron". Er und die Seinen wüßten die Teufel wie wir die Ratten zu vertreiben. Folgerichtig müßte Portig auch an Gretchens Anrufung der mater dolorosa Anstoß nehmen. Dem Einwande, daß doch Schiller selbst in der „Jungfrau von Orleans" die katholische Mythologie (vgl. Valentin S. 21*) ebenso unbefangen zu künstlerischen Zwecken anwende wie Goethe bei Fausts Himmelfahrt, sucht Portig in einem eigenen Abschnitte über „diese genialste dramatische Leistung" zuvorzukommen. Ihm ist es (S. 629) ein Zeichen von Johannas Läuterung und absoluter Reinigung, daß sie in der Turmszene nicht mehr zur Jungfrau Maria, sondern nur zu Gott bete. Nach dieser Auffassung müßte die sterbende Johanna jedoch einen Rückfall erleiden, denn in der Schlußvision wendet sie sich wieder nur an die Königin der Himmel. Trotz der Schlußverse des Faust scheint es mir eine irrtümliche Annahme, Goethe habe das Urbild des Weibes zum Weltprinzip und zur erlösenden Liebesmacht auf Erden und im Himmel machen wollen. Und gerade mit Portigs vorwurfsvoller Darstellung von Goethes Verhalten in der Liebe scheint mir diese von ihm getadelte Überschätzung der Weiblichkeit nicht vereinbar. Schröer könnte bei einer Auffassung, wie er sie in dem Büchlein „Goethe und die Liebe" so warm entwickelt, dazu kommen, Goethe die poetische Verherrlichung der erlösenden weiblichen Liebesmacht als Prinzip zuzuerkennen. Portig aber findet, daß innerer Wert und Masse seiner Liebesverhältnisse in umgekehrtem Verhältnis zu einanderstehen (S. 455), während er zugleich mit vollem Rechte betont, daß zwischen dem Künstler und dem Menschen ein viel innigerer Zusammenhang waltet, als die meisten sich vorstellen. Als Vertreterinnen des „unbewußten Geistes" hat Schiller die Frauen mindestens ebenso verherrlicht als Goethe.

Aber gewiß war Schillers ganzes Verhalten zu Liebe und Frauen von dem Goethes grundverschieden. Der Gegensatz ihrer Naturen wird, wie Portig eingehend schildert, gerade dabei deutlich

wahrnehmbar. Schiller, der musterhafte glückliche Gatte, beklagte 1795 in den „Idealen", allzuschnell habe der Hore Flug der Liebe süßen Traum entführt, Goethe fühlte sich noch 1823 getrieben, die Trilogie der Leidenschaft zu dichten. „Daß ein Mann wie Goethe," schrieb Lotte Schiller damals an ihren Sohn Ernst (s. unten), „bei 74 Jahren noch einmal recht liebt, ist bei so viel Einbildungskraft nicht unmöglich. Täuschungen über das andere Geschlecht hat er sich stets gemacht. Das findet man im Laufe seines Lebens. Seine erdichteten Frauen sind mehr Wahrheit als die wahren." Und gerade diese Zeugin nimmt ja auch bei Portig eine hervorragende Stellung ein. Als Braut, Gattin und Witwe erscheint Lotte v. Lengefeld als die liebenswürdigste Frauengestalt in der deutschen Litteraturgeschichte, und ihr Briefwechsel mit Schiller ist von Portig mit Recht gepriesen. Aber sein Versuch, das ursprüngliche Doppelverhältnis Schillers zu den Schwestern zu bestreiten (S. 410), ist dem Wortlaut der Briefe gegenüber ein vergeblicher. Lewes war kaum der erste, welcher Frau v. Laroche' Aufenthalt in Wielands Haus im Frühling 1796 als Beispiel damaliger Ungebundenheiten im Verkehr der Geschlechter anführte, und auch Portig nimmt an diesem Besuch der ehemaligen Geliebten Anstoß. Es giebt wohl nichts Harmloseres, als daß der 63jährige Wieland der 65jährigen Großmutter Laroche, mit der er vor mehr als vierzig Jahren verlobt gewesen war, Gastfreundschaft gewährte, um bei gemeinsamen Jugenderinnerungen aufzuleben. Die schöne Branconi war, was freilich ziemlich nebensächlich ist, am braunschweigischen, nicht am weimarischen Hofe. Wichtig aber ist die Zurückweisung der Verdächtigung, Goethe habe mittelst der unbesoldeten Jenaer Professur seinen einzigen zu fürchtenden Nebenbuhler durch das Studium der Geschichte von seinem eigentlichen Dichterberuf abzulenken gedacht (S. 224). Goethes gar nicht beschönigende Darstellung, — Portig sagt „nachträgliche Entschuldigung", — in den Annalen zeigt doch, wie weit Goethe 1788 davon entfernt war, Schiller als Nebenbuhler anzusehen. Zwischen dem Dichter des Karlos und der Räuber, den er mit Heinse zusammenstellte, und seiner in Italien errungenen Ansicht vom Wesen der Kunst schien ihm jeder Zusammenhang ausgeschlossen. Auf dem Neidpfade war Goethe auch

damals nicht zu treffen, sondern in Erkenntnis der Wahrheit fühlte er sich von den Gespielen des Irrens abgesondert. Portig hätte nur bedenken sollen, wie schroff Schiller selbst wenige Jahre später über „Don Karlos“ aburteilte, so würde er Goethes Abneigung nicht unentschuldbar und ohne innere Berechtigung gefunden haben. Er hätte dann vielleicht auch nicht die anfechtbare Parallele zwischen dem Verhältnisse Posas zu Don Karlos und Max Pikkolominis zu Wallenstein (S. 36) gezogen. Das letztere ist, wie viel auch oberflächliche Kritik dagegen einzuwenden wußte, mit künstlerischer Absicht angelegt und planvoll durchgeführt, die Mängel des ersteren hat auch Schillers Selbstverteidigung in den „Briefen über Don Karlos“ nicht in Abrede gestellt. Für Schillers Auffassung der Freundschaftspflichten bieten beide Dichtungen wichtige Belege. Portig geht aber, wenn er auch Gedichte wie „Die Freundschaft“, „Triumph der Liebe“, „An die Freude“, „Die Bürgschaft“ heranzieht, vor allem auf Schillers erlebte, nicht auf die erdichteten Freundschafts- und Liebesverhältnisse ein. Der überschwängliche Freundschaftskultus des 18. Jahrhunderts bietet einen reichen Hintergrund, von dem sich die Eigenart von Schillers Verhältnissen nur langsam ablöst. Die Jugendfreundschaften, die überschwänglich unreife Liebe zu Charlotte v. Wolzogen, das anfängliche Verhältnis zu Huber tragen noch ganz jenen älteren Charakter. In dem Seelenbunde mit Körner, dessen Tüchtigkeit und nie genug zu preisende Verdienste Portig treffend darstellt, gewann Schiller den festen Halt für seine weitere Entwickelung. In dem geistigen Tauschverkehr mit Wilhelm v. Humboldt bot Humboldt sein überlegenes philosophisches Wissen, seine gründliche Kenntnis des klassischen Altertums, Schiller übernahm die ästhetische Leitung. Portig hätte sich zur Charakterisierung dieses Verhältnisses die wichtigen Äußerungen in Humboldts Briefen an Fr. Jacobi nicht entgehen lassen sollen (vgl. IX, 180). Die Beziehungen Schillers zu Fichte erscheinen in Portigs Darstellung vielleicht inniger als sie thatsächlich waren, aber gewiß hat er nicht Unrecht, an Fichtes Lob von Schillers Spekulation die Bemerkung zu knüpfen: Schillers philosophische Bedeutung sei vielfach nur darum nicht hinreichend gewürdigt worden, „weil Schiller die tiefsten Gedanken in klarer,

ſchöner, meiſt deutſcher Sprache vorträgt; die echten Deutſchen empfinden aber nur dann Reſpekt vor einem Philoſophen, wenn dieſer ſich einer dunkeln und ſchwerfälligen Wortverbindung bedient". Alle anderen Beziehungen im Leben Schillers gruppierten ſich um den Doppelgipfel des eigenartigen Verhältniſſes zu Goethe. Auch in Goethes Leben geht Portig den einzelnen früheren Verhältniſſen nach, aber hier mehr ſkizzenartig. Um Goethes Verhalten in der Freundſchaft zu beurteilen, müßten aus der Jugendzeit die Beziehungen zu Lavater, Jacobi und Merck, aus der Zeit nach Schillers Tode die zu Zelter und Boiſſerée, es müßte das treue mehr als ein halbes Jahrhundert währende Feſthalten an Knebel und Heinrich Meyer, wie das verſchiedene Geſtaltung zeigende eigenartige Verhältnis zu Karl Auguſt veranſchaulicht werden. Portig war nach Titel und Anlage ſeines Buches zu dieſer Darſtellung nicht verpflichtet. Erinnern muß man aber daran, weil die für ſeine Aufgabe durchgeführte Gruppierung ſehr geeignet iſt von Goethe ein falſches Bild zu wecken. Es iſt im großen und ganzen wohl richtig, wenn Portig ſagt: „Goethe hielt ſich die Dinge und die Menſchen ſtets in einer gewiſſen Entfernung und verwertete ſie unwillkürlich als Nahrung für ſeinen Phantaſie- und Empfindungsmenſchen, für ſein Humanitätsideal; Schiller gewöhnte ſich von Jugend auf, an den Gegenſtand ſeiner Freundſchaft oder ſeiner Liebe ſein Herzblut zu verſtrömen." Man darf nur dieſe in harten Kämpfen errungene Lebenskunſt Goethes nicht nach lang beliebter Manier als herzlos kalten Egoismus verkennen, ſondern muß ſich zugleich erinnern, wie Goethe in Briefen und Geſprächen auf jede Individualität und ihre Bedürfniſſe einzugehen wußte, wie er das „edel ſei der Menſch, hilfreich und gut" in einem langen vielbewegten Leben zu bethätigen beſtrebt war. Man wird nach Einprägung dieſer Thatſache Portigs Führung nur mit deſto größerem Nutzen folgen. Seine Gegenüberſtellung Schiller-Goethes iſt in der Hauptſache frei von den, dieſem ſo oft abgenutzten Thema anhaftenden Schwächen. Wie Schiller im Bewußtſein des Gegenſatzes ſeiner und der Goethiſchen Natur die individuelle Erſcheinung auf ihre allgemeine Grundlage zurückführte und die Abhandlung über naive und ſentimentale Dichtung ſchrieb, ſo ſucht auch Portig nach

Schillers Vorbild auf philoſophiſchem Wege das Verhältnis zwiſchen Schiller und Goethe zu beſtimmen. Er erblickt in ihm „etwas Urbildliches, den Urgegenſatz von Natur und Freiheit, welcher in der Einheit von Goethe und Schiller als die thatſächliche Löſung des höchſten philoſophiſchen Problems erſcheint“. Die litterargeſchichtliche Forſchung will er dabei nur als Unterbau dienen laſſen, da die Nüchternheit vieler Sprachgelehrten das Verſtändnis von Kunſtwerken mehr erſchwere als fördere. Wenn nun Portigs philoſophiſche Ausdeutung Goethe und Schiller als die Vertreter des echten Realismus und geſunden Idealismus, als die Glieder eines Gegenſatzes dem Naturalismus und Spiritismus entgegenſtellt, ſo ſchließt er ſich dabei in Hauptſachen Schillers eigener Ausführung über Idealiſten und Realiſten an. Und Portigs Anwendung der ſo oft ſinnlos verwendeten und deshalb bedenklich gewordenen Schlagworte kann man ſich wohl gefallen laſſen. Ausgezeichnet erſcheint dabei ſeine Gegenüberſtellung von Shakeſpeares Realismus in der Charakteriſtik und Überſpannung des individualiſtiſchen Prinzips auf Koſten des Allgemeinen einerſeits und andererſeits von Schillers Verfahren, welches eben dieſes Allgemeine und das Individuelle zu jener Durchdringung in der Tragödie gebracht habe, die man als das Ideal des modernen, wenigſtens des deutſchen Dramas bezeichnen müſſe (S. 343). Ich kann aber mich Portigs philoſophiſcher Konſtruktion nicht mehr anſchließen, wenn er (S. 553) den Realiſten Goethe den Ariſtoteles der modernen Welt in dichteriſchen Formen nennt. Ich erinnere an Goethes eigene Schilderung des Gegenſatzes von Plato und Ariſtoteles in der Geſchichte der Farbenlehre, um Portigs Satz zurückzuweiſen: „Die reine Vernunft und die Phantaſie, welche an Ariſtoteles und Plato verteilt waren, gehen in Goethe zur Einheit des perſönlichen Lebens zuſammen.“ Wenn Portig im folgenden Goethe als den Typus des unbewußten, Schiller als den des bewußten Geiſtes konſtruiert, ſo finde ich trotz trefflicher lehrreicher Einzelbemerkungen hier eben zu viel philoſophiſche Konſtruktion. Die Abneigung gegen Spinoza (S. 591) tritt ſtark hervor, und Goethe wird als der glänzendſte dichteriſche Vertreter eines geiſterfüllten Pantheismus bezeichnet. Das letztere wohl mit Recht. Ob es aber nicht zu

einer falschen Vorstellung von Goethes Arbeits- und Denkweise verleiten muß, wenn Portig sagt, Goethe habe seinen naturwissenschaftlichen Untersuchungen den Gedanken von der einheitlichen Entwickelung der beseelten Natur zu Grunde gelegt? Hat er sich ihm nicht vielmehr aus der Einzelnbeobachtung ergeben?

Ich brauche mich wegen des eben geäußerten Mißtrauens gegen philosophische Konstruktionen nicht eigens vor dem Verdachte zu wahren, als ob ich irgendwie die von manchen Litterarhistorikern gerne zur Schau getragene Geringschätzung der Philosophie, die im Grunde wohl meist mit Unkenntnis der Philosophie nahe verwandt sein dürfte, teilte. Wenn ich auch für meine Person nicht philosophischen Anregungen, sondern Rankes Schriften den meisten Dank zu schulden glaube, so stimme ich doch ganz mit Ernst Elster[2]) überein, der in ebenso knapper und klarer als einsichtsvoller und treffender Weise aus der Vernachlässigung der philosophischen, zunächst der psychologischen Aufgaben die Mängel unserer modernsten Litteraturgeschichte ableitet. Gerade diese Übersichten der Goethe-Schillerlitteratur mögen manchem Leser die von mir selbst voll geteilte Überzeugung geweckt haben, der Elster den scharfen Ausdruck giebt, „daß es bei uns in der That nicht lange so weiter gehen dürfe wie bisher". Portig spottet einmal: wenn man in Minors Schillerbiographie lese, woher Schiller alles einzelne für seine Dichtungen genommen habe, müsse man staunen, daß nach solch einfachem Rezepte nicht der Biograph selbst und andere so gut wie Schiller Dramen zusammensetzen könnten. Elster deckt (S. 11) den Grundfehler der ganzen von Entlehnungsnachweisen lebenden Methode auf, indem er den Unterschied von Phantasie und Gedächtnis — Scherers Poetik hat beide für identisch erklärt — feststellt. Im Gedächtnis vollziehe sich ein bloßes Spiel der Assoziationen, die Phantasie beherrsche die ästhetische Schöpfung nach dem Gesetz der Einheit. Wenn wir nicht fragen, was der Dichter angeblichen Vorlagen entlehne, sondern was er nicht darin finde und aus seinen Gemüts- und Phantasieleben schöpfe, würden wir dem Kern

---

[2]) Die Aufgaben der Litteraturgeschichte Akademische Antrittsrede. Halle a. S. 1894 (M. Niemeyer).

aller poetiſchen Leiſtungen viel näher kommen. Die pſychologiſche Forſchung nach der beſonderen Phantaſiebethätigung würde uns in Schiller den Typus der kombinatoriſchen, in Goethe den Typus der anſchaulichen Phantaſiebegabung zeigen. Auf Schillers Abhandlung über naive und ſentimentaliſche Dichtung müſſen wir zurückgreifen, von ihr die Grundſtimmungen lernen, die die Seele eines Dichters beherrſchen können. Dann erſt vermöchten wir die Grundzüge einer poetiſchen Normenlehre zu entwickeln. Wie ausgezeichnet Elſter dieſe ſkizziert, werden hoffentlich recht viele in ſeinem Vortrage ſelbſt nachleſen. Ich kann hier nur darauf, wie beſonders auch auf die ſchöne Darlegung des trotz der antikiſierenden Neigungen „im innerſten Grunde ganz national empfundenen Gehaltes“ von Goethe-Schillers Poeſie hinweiſen, wie ich ja auch aus dem überreichen Inhalte von Portigs Buch nur einige Fragen herausgreifen konnte. Wenn ich dabei öfters als ich wünſchte zum Widerſpruche gegen Portig genötigt war, ſo ſoll auch dieſer Zeugnis ablegen von dem großen Intereſſe, welches ſein Werk in Anſpruch nehmen muß. Auf das von ihm in den Schlußkapiteln erörtete religionsphiloſophiſche Thema, in ſo enger Beziehung Portig es auch mit ſeinem ganzen Werke geſetzt hat, habe ich in den litterariſchen Fragen gewidmeten Überſichten nicht einzugehen. Wohl aber möchte ich auf den Gegenſatz hinweiſen, in dem Eugen Filtſchs Buch über „Goethes religiöſe Entwickelung“ [3]) zu Portigs Urteilen ſteht. Während Portig als Proteſtant an der katholiſchen Tendenz der Iphigenie und letzten Fauſtſzenen Anſtoß nimmt, rühmt Filtſch, daß Oreſtes, im Bewußtſein durch den Glauben gerechtfertigt zu ſein, auf das äußere Werk, die Aneignung des Götterbildes, verzichte (S. 114). Und ebenſo ſieht Filtſch in „Gott und Bajadere“, in der Gretchentragödie und im Schluß des Fauſt „den Gedanken der Rechtfertigung durch den Glauben und die Liebe im Anſchluß an das Herrenwort Lukas XV, 10“ (S. 208). Er findet alſo die echt proteſtantiſche Auffaſſung gerade da, wo Portig vor der Katholiſierung warnen zu müſſen glaubt! Ich denke, der Widerſpruch iſt

[3]) Ein Beitrag zu ſeiner inneren Lebensgeſchichte. Gotha 1894 (Fr. Andreas Perthes).

nicht nur für diesen besonderen Fall lehrreich genug. Er wird uns gegen alle Auslegungskunst vorsichtig machen. Bezeichnend für Goethes Stellung zum Streit der christlichen Konfessionen und dem Dogmatischen nennt es Filtsch, daß uns in „Hermann und Dorothea" während des ganzen Gedichtes kein Anhaltspunkt gegeben wird, ob wir den Pfarrer als einen katholischen oder protestantischen Geistlichen uns vorzustellen haben, was natürlich nicht verhinderte, daß von beiden Seiten der würdige Pfarrherr in Anspruch genommen wurde. Goethes eigene protestantische Gesinnung, die ihn freilich am Lobe der Sakramente der katholischen Kirche und manch anderm, enggläubigen Eiferern ärgerlichen Lobesworte für die Katholiken nicht hinderte, hat Filtsch mit Recht als unzweifelhaft hervorgehoben und nachgewiesen. Seinem Buche im ganzen und fast in allem einzelnen gebührt rückhaltlose Anerkennung. Schon 1879 hat der jetzt als evangelischer Pfarrer in Bukarest wirkende Verfasser in seiner Dissertation „Goethes Stellung zur Religion" (in Zillers Jahrb. f. wissenschaftl. Pädagogik) einsichtig und vorurteilsfrei behandelt. In der umfassenden Neubearbeitung des Themas will er zeigen, wie Goethes Individualität unter den mannigfachen Einflüssen und Verhältnissen eines langen und reichen Lebens in religiöser Richtung bestimmt wurde, wie er sich zu den Problemen und Systemen der Theologie und zu den kirchlichen Gemeinschaften stellte, wie viel praktisch-religiöses Leben aus seinen Werken und seinem Wirken zu Vorbild und Anregung hervorleuchte. Auf die Stellung Goethes zur wissenschaftlichen Theologie[4]) wäre anläßlich der Untersuchung über „Israel in der Wüste" (vgl. V, 490) näheres Eingehen erwünscht gewesen. Die bloße Erwähnung Eichhorns genügt nicht. Die Einwirkung von Herders „Gott" und „Ideen" ist im Anschlusse an Haym gewürdigt. Auf manche einzelne Äußerung Goethes ist, wenn sie dem Christentum freundlich lautet, vielleicht zu großer Nachdruck gelegt, besonders bei den Divansgedichten. Im ganzen aber hat sich Filtsch wohl

[4]) Filtsch ignoriert die neuere historische Bibelkritik, wenn er S. 99 meint, es sei noch niemanden eingefallen aus der Pluralform Elohim in den Büchern Mosis Folgerungen gegen den Monotheismus ihrer Verfasser zu ziehen; vgl. Eduard Meyer, Geschichte des Altertums. I. Bd.

gehütet aus dem Zuſammenhange losgelöſte, augenblicklicher Stimmung entſprungene Urteile zu verwerten. Nach Harnacks muſterhafter Methode („Goethe in der Epoche ſeiner Vollendung") ſind die einzelnen Geſtändniſſe ſo gruppiert, daß die geiſtige Geſamtrichtung in den einzelnen Lebensabſchnitten hervortritt. So mußte die Arbeit zu einer Art Goethebiographie auswachſen. Für die Knaben- und Jünglingsjahre bot „Dichtung und Wahrheit" die Grundlage. Schon in den der Überſiedelung nach Straßburg vorangehenden Monaten, in denen der Einfluß Fräulein v Klettenbergs den Leidenden beherrſchte, wird „die Vorliebe für eine pantheiſtiſche Vorſtellungsweiſe, die ihm zeitlebens eigen geblieben" bemerkbar. Aber noch Werthers religiöſe Naturempfindung ſei vielmehr „ein myſtiſcher Theismus im Sinne Hamanns" als das Geſtändnis eines zünftigen Pantheiſten. Und ebenſo mache ſich trotz enger Verwandtſchaft mit pantheiſtiſcher Denkungsweiſe in der letzten Lebensperiode eine deutliche Hinneigung zum Theismus öfters bemerkbar. Daß Filtſch für Hamanns Theismus ſelbſt keine nähere Erläuterung gegeben hat, hängt mit der bereits erwähnten flüchtigen Behandlung der in Goethes Zeit ſich kreuzenden theologiſchen Unterſtrömungen zuſammen. In den eigenen theologiſchen Jugendarbeiten ſteht Goethe wie ungefähr gleichzeitig auch Leſſing der Orthodoxie und der Aufklärung gleich ferne. Den radikalſten Vertreter der letzteren, Dr. Bahrdt, hält Filtſch jetzt für das Original des Satyros, während er dieſen früher nur auf die Vertreter der ſogenannten Naturreligiöſen im allgemeinen gedeutet hatte. In ſpäterer Zeit erſcheint Goethes Stellung zum Rationalismus eine viel freundlichere als in der Jugend, da der Dichter des Götz und Werther mit der ganzen Aufklärungspartei auf geſpanntem Fuße ſtand. Das überlieferte kirchliche Chriſtentum und den bibliſchen Wunderglauben lehnt er ſchon vor der italieniſchen Reiſe Lavater gegenüber entſchieden ab, aber erſt unter dem ſüdlicheren Himmel vollzog ſich die Annäherung an die unbefangene Naivität der Antike, die Betonung der natürlichen Rechte der Sinnlichkeit. „Wie die deutſche Empfindſamkeit und Weichheit unter dem italieniſchen Himmel antiker Heiterkeit und unbefangener Sinnlichkeit wich, ſo trat hier das Wirken zurück hinter dem Schauen, Lernen, Schaffen, ſo ward

ſein Leben für andere und in andern mehr zu einem Leben, wenn auch nicht bloß *für* ſich ſelbſt, ſo doch *in* ſich ſelbſt, zu einem Sich-ausleben und -ausbilden der eigenen Individualität mit allen ihren Kräften und angeborenen Neigungen. Das Ethiſche trat in den Hintergrund, das Äſthetiſche in den Vordergrund.“ Unter dem Eindruck des römiſchen Katholizismus ward der „ewige Jude“ mit ſcharf ſatiriſcher Wendung wieder aufgenommen; die das Kreuz verherrlichenden Stanzen der Geheimniſſe verklangen. Das Zuſammenleben mit Jacobi und der Fürſtin Gallizin im Herbſte 1792 milderte wohl ſeine Verſtimmung gegen das Chriſtentum, aber dem poſitiven Kirchentum blieb er drum nicht weniger abgewandt. In die erſte Zeit des Verhältniſſes mit Schiller fällt die Ausgeſtaltung der „Bekenntniſſe einer ſchönen Seele“. Rein hiſtoriſch kehrte er zu jener Periode ſeines eigenen Lebens zurück, in der er ſelbſt „mit der chriſtlichen Gemeine ſich an des Herrn Leiden und Tod zu erinnern“ ſtrebte. Filtſch ſieht hier mit Recht eine pſychologiſche Studie, während das Chriſtentum im reinſten Sinne erſt im achten Buche des Romans dargeſtellt werden ſollte. In Natalien ſei die in That umgeſetzte chriſtliche Geſinnung gezeichnet, welche für Goethe allezeit das Entſcheidende blieb als Richtſchnur des Handelns. Ebenſo ſtand ihm für das religiöſe Fühlen und Erkennen ſtets die Überzeugung im Vordergrunde, „daß die Gottheit ihr unermeßliches Weſen nicht allen im Menſchengeiſte, ſondern ebenſo gewaltig auch in der Natur offenbare“. Die julianiſche Abneigung gegen das Chriſtentum beherrſchte ihn nur vorübergehend. Wie hätte auch gerade er ſich der großen geſchichtlichen Erſcheinung des Chriſtentums gegenüber in Haß und Negation verſchließen ſollen! Seinem Weſen hätte das nicht entſprochen. Aber ebenſowenig wollte er dieſer geſchichtlichen Erſcheinung mehr Offenbarungswert zuerkennen als anderen, als der in herbis et lapidibus ihn umgebenden Offenbarung. Selbſt unter der Maske der Gleichgiltigkeit bricht ein tiefreligiöſes Gemüt hervor. Welchen Wert für die Erziehung des Menſchengeſchlechts er den chriſtlichen Symbolen zuerkennt, hat er in den „Wanderjahren“ ausgeſprochen. Wenn er es einmal beklagt, daß nicht Homer ſtatt der Bibel die Grundlage einer dann freieren Bildung geworden ſei, ſo erkennt er auch rück-

ſichtslos an, daß unſere Kultur ſich nun einmal auf dem Chriſtentum aufbaue und zog daraus unerbittlich die Folgerungen. Sobald man aber „das Fürwahrhalten beſtimmter Vorſtellungen über die Gottheit und ihre Stellung zur Kreatur zum Maßſtab des Chriſtentums macht, ſo war Goethe kein Chriſt“. Trotz dieſes Zugeſtändniſſes erklärt Filtſch, daß jedes Eindringen in Goethes Weſen als Gewinn „eine tiefere Würdigung religiöſen Lebens“ zeitigen werde. Im Gegenſatze zu ſo manchen anderen, die als ſtrenge Katecheten, wenn nicht als Ketzerrichter, über Goethes Stellung zu Religion und Chriſtentum geurteilt haben, forſcht Filtſch nicht nach der Übereinſtimmung mit gewiſſen Dogmen, ſondern nach der großen Tendenz von Goethes Leben und Streben. Zwar muß er zugeſtehen, daß für jeden, dem der ſittliche Standpunkt Jeſu in der Bergpredigt maßgebend iſt, in dem geiſtigen und gemütlichen Zuſammenleben mit Frau v. Stein ein Ehebruch vorliege (S. 93), aber das Charakterbild Chriſtianens und Goethes Verhältnis zu ihr ſtellt er unbefangen dar als das einer „nichts weniger als ungebildeten, hingebenden und innigen, milden und beſcheidenen Hausfrau, die voll Verehrung, Aufopferung und Dankbarkeit zu dem großen Gatten aufblickte, auch die berechtigtſten Prätenſionen vermied, und durch jedwede Stellung neben ihm und durch ſeine Liebe über alles beglückt, beſtrebt war, ihm ein freundliches, behagliches Heim zu bereiten“.

Während Filtſch hier die neueſten Mitteilungen der Goethelitteratur geſchickt verwertet, ſcheint ihm das gerade für ſein Thema wichtige Büchlein von Hermann Henkel „Goethe und die Bibel“ entgangen zu ſein. Henkels gründliche Arbeit lernt man recht würdigen, wenn man F. Schnedermanns Verſuch, ähnliches für Schiller zu leiſten, damit vergleicht. Hätte er für ſeinen Nachweis „Bibliſcher Anklänge bei Schiller“ [5]) wenigſtens Boxbergers altes Programm (Erfurt 1876) „die Sprache der Bibel in Schillers Räubern“ gekannt! Durch die Vermiſchung der Fragen nach der Einwirkung der Sprache und der Ideen der Bibel, vor welcher

[5]) Feſtſchrift zum ſiebzigſten Geburtstage Rudolf Hildebrands in Aufſätzen zur deutſchen Sprache und Litteratur ſowie zum deutſchen Unterrichte herausgegeben von Otto Lyon. Leipzig 1894 (Verlag von B. G. Teubner).

Heukel ſich wohl gehütet hat, gerät Schnedermanns Skizze völlig ins Schwanken. Filtſch ſpricht von Schillers Mißtrauen gegen die Bibel (S. 189), deren Naivität er nicht gelten laſſen wollte, ſondern in allem einen Zweck und ſpäteren Urſprung fürchtete. Karoline v. Wolzogen erzählt, Goethe habe einmal zu ihr geſagt, Schillers Religion ſei Kant geweſen; und ſie meinte, mit Recht, man könne ihn, der auf alle Fragen der Menſchheit Antwort gebe, nicht genug leſen. Lotte Schiller ſchloß ſich dagegen in ihren Witwenjahren um ſo inniger an die Bibel. Um die Aufregung ihres Lieblings Ernſt zu beruhigen, ſchrieb ſie (1818): „Suche Ruhe und Troſt im Bewußtſein nach dem Streben zu Gott. Die Bibel beruhigt das Herz am meiſten; ſie lehrt uns Frieden ſuchen, nicht in der Welt, ſondern in den Dingen, die nach Oben deuten.“ Lotte iſt uns aus Urlichs' dreibändigem Werke und andern Briefſammlungen längſt vertraut. In ihrer vollen rührenden Liebenswürdigkeit und Treue, mit der ſie das ganze Weſen der Kinder immer an die Erinnerung des lieben edlen Vaters zu knüpfen wußte (Ernſt Schiller 25. Juli 1829 an ſeine Schweſter Emilie), tritt ſie uns auch in dem Buche von Karl Schmidt „Schillers Sohn Ernſt“ [6]) entgegen. Als Beiträge zur Geſchichte der Familie Schiller durch mehrere Generationen ergänzen ſich Schmidts Mitteilungen über des Dichters Kinder und Enkel und Ernſt Müllers Lebensbild von Schillers Mutter. [7]) Müllers Buch iſt als Gegenſtück zu K. Heinemanns Prachtwerk „Goethes Mutter“ entworfen, das durch andauernden Erfolg meine Befürchtung (VIII, 276) zu meiner eigenen Freude als grundlos erwieſen hat. Aus den Geiſt und Leben ſprühenden Briefen der Frau Rat ein Lebensbild zu geſtalten, war freilich eine dankbarere Aufgabe als die beſcheidene Pflichterfüllung, welche die Marbacher Bäckerstochter als Gattin und Mutter übte, zu ſchildern. Die Schillerforſchung freilich wird Müller für manche mühevolle Berichtigung und Aufklärung von Kleinigkeiten dankbar ſein und ſich der erſtmaligen Veröffentlichung

[6]) Eine Briefſammlung mit Einleitung. Paderborn 1893 (Druck und Verlag von Fr. Schöning).

[7]) Mit vielen Abbildungen in und außer dem Text. Leipzig 1894 (Verlag von Artur Seemann).

einer größeren Zahl von Briefen der Mutter (einen Brief des Vaters teilte Müller in der Zeitschrift f. vergl. Litt.-Gesch. VII, 216, Krauß in Seufferts Vierteljahrschr. VI, 615 mit) freuen. Mögen diese in noch so vielem hinter den bekannten vielbewunderten der Frau Rat zurückstehen, an treu sorgender Mutterliebe und freudigem Stolze auf den großen Sohn kommen sie ihnen gleich. Die Innigkeit und Opferwilligkeit Schillers selbst aber tritt in einer Weise hervor, wie wir in Goethes Verhältnis zu seinen Eltern Ähnliches zu beobachten keine Gelegenheit haben. Wie in dem hübschen, zum erstenmale veröffentlichten Bilde Dorothea Schillers (von Anton Graff?) die äußere Ähnlichkeit zwischen Mutter und Sohn unverkennbar zur Geltung kommt, so wird gerade in ihrem gegenseitigen Verhältnisse die Verwandtschaft der Charaktere anschaulich. Das Lebensbild der Mutter bildet so in der That mehr als es auf den ersten Anblick scheint, einen nicht unwichtigen Beitrag zur Erkenntnis Schillers selbst.

Dem Biographen Ernst Schillers stand viel reicheres und an sich interessanteres handschriftliches Material als dem der Mutter zu Gebote. Man vermißt aber bei Schmidt genauere Auskunft über seine ungedruckten Quellen. Und diese wäre um so wünschenswerter, als es dem Verfasser passiert, daß er ein schon 1824 in „Kunst und Altertum" veröffentlichtes und dann in alle Ausgaben aufgenommenes Goethisches Gedicht („Das holde Thal"; vgl. Goethejahrbuch I, 382) als noch ungedruckt im Faksimile mitteilt. So mag auch in den Auszügen aus dem Briefwechsel manches nicht eigens Vermerkte hier nicht zum erstenmal in Druck erscheinen, obwohl ich selbst kein Beispiel dafür nachweisen kann. Jedenfalls bietet das Buch, wie es vorliegt, eine Fülle des Interessanten. Ernst Schiller selbst tritt als eine bedeutende Persönlichkeit hervor. Er war erfüllt von den Pflichten, welche seine Abstammung ihm auferlegte. Nicht blos zufrieden sollten seine Vorgesetzten mit ihm sein; „man soll mich vielmehr noch hochschätzen und einstens auch bewundern, darum heiße ich Schiller." Intriguen, nach Lottes Meinung von Fritsch und dem Chancelier Müller ausgehend, hintertrieben trotz der Protektion der Großfürstin Ernsts Anstellung in Weimar. Goethe erklärte, daß Ernst Unrecht geschehe, konnte sich aber nicht für

ihn verwenden, da die Geſchichte zeitlich mit ſeinem Rücktritte von der Theaterleitung zuſammenfiel. Lottes Urteil über des Großherzogs Verhalten in der berüchtigten Pudelaffäre iſt, wie ſo vieles andere, allzu ängſtlich vom Herausgeber weggelaſſen worden. „Es ſchmerzt mich," ſchrieb ſie am 18. April 1817, „daß man hier gerade das Einzige zerſtört, was an die poetiſche Zeit von Weimar erinnert. Es war ſchon lange vorbereitet, und Goethe hat ſich wohl durch den Schutz, den er der Mittelmäßigkeit angedeihen ließ, nicht frei von Tadel gehalten; aber man ſollte doch der Welt nicht zeigen, daß man die Spuren ſeines Wirkens nicht anerkennt, wo er das Schöne wollte. Der Tadel fällt auf die Zeitgenoſſen, daß ſie einem Dichter nicht freie Wirkſamkeit zugeſtehen wollten." Die Klagen Lottens und Karoline v. Wolzogens, die als treue ſorgſame Tante und Schillers Biographin zahlreiche Briefe mit Ernſt wechſelte, über die geiſtige Verödung Weimars durchziehen den ganzen Briefwechſel. Ernſt hatte durch Vermittlung des Generals v. Wolzogen und Humboldts im preußiſchen Juſtizdienſte Anſtellung gefunden. Aber trotz anerkannter Tüchtigkeit ſtieg der in Preußen nicht Examinierte nur unter allerlei Hemmniſſen erſt 1835 zum Appellationsgerichtsrat in Köln auf. Der Demagogophage Kamptz fand ſogar in Schillers Eifer als Landwehroffizier eine Zeitlang Grund, ihm die Beförderung zu verweigern. Und doch war Ernſt v. Schiller ſtreng konſervativ geſinnt. Es war kein freudenreiches Leben, das Ernſt, der des Vaters Züge und Krankheit geerbt hatte, durchkämpfte. Er ſelbſt mahnte an Theklas Worte von dem finſteren Geiſte, der unheilvoll durch die Familie ſchreite. Schmerzlich drückte ihn ſtets die Erinnerung, daß er dem Wunſche der Mutter folgend 1813 zurückgeblieben ſei. Meinte doch auch Tante Wolzogen: „Ein Feldzug gehört in das Leben eines Mannes, der wirklich einer iſt." Sein eifriges Dichten hielt Ernſt, darin klüger als Goethes Enkel, geheim. Aber auch in ſeinen amtlichen Arbeiten wollte er durch den Stil zeigen, er ſei Schillers Sohn. Als Vertreter der Familie ſprach er, obgleich der jüngere Bruder, bei der Enthüllung des Stuttgarter Denkmals und bei der Übergabe von Schillers Schädel an die Weimarer Bibliothek, führte er wegen der Privilegien Verhandlungen mit allen europäiſchen Regierungen,

wobei einzig Holland seine bis heute bethätigte Räuberfreiheit gegen das Eigentum deutscher Schriftsteller und Verleger festhielt. Ebenso hatte Ernst die Verhandlungen mit Cotta und die schwierigeren mit Goethe, der bei mündlicher Verhandlung gleich ängstlich und starr zu werden pflegte, zu führen. Nach der Ansicht Karoline Wolzogens und der Schillerischen Erben hatte Cotta unter der Maske von Freundschaft und Edelmut die Geschäftsunkenntnis der Mutter illoyal ausgenutzt (S. 279). Es galt, ihn zur Aufgabe der ihm einträglichen Rolle des großmütigen Protektors zu zwingen. Ernsts Brief an Karl Schiller (6. Mai 1826) bietet eine interessante Ergänzung zu Vollmers Auszügen aus den Cottaischen Rechnungsbüchern; der an Karoline vom 15. Mai 1839 giebt über Hoffmeisters Nachlese zu den Werken Auskunft. Das von Lotte geschriebene Bruchstück „Schillers Leben" ist 1860 von Urlichs ans Licht gezogen worden. In ihrem Unwillen über Dörings „pfuschermäßige Schilderung" wollte sie (14. Januar 1822) gemeinsam mit Ernst „dem geliebten Vater mit Liebe, Ehrfurcht und Anerkennung seines großen Geistes ein Denkmal setzen". Der Plan ward dann erst acht Jahre später durch ihre sie überlebende Schwester ausgeführt, die von den ihr bekannt gewordenen Schillerbiographien nur die Gustav Schwabs (1840) befriedigend fand. Welches Urteil würde Karoline über manche neueren Erscheinungen der Goethe-Schillerlitteratur fällen, sie, die schon 1839 schrieb: „daß der Vater einzig groß im Sinn der Nation steht und bleibend stehen wird, ist meinem Gefühl genug. Wie alles Nachspüren der Kleinigkeiten in einem großen Leben ihm fatal war, sagte ich schon. Doch die Zeit wird immer kleinlicher; man wird kritisch, weil man unproduktiv ist." Karolinens „Leben Schillers" fand den größten Beifall bei einem wirklich berufenen Richter, bei keinem geringeren als Wilhelm v. Humboldt, der es unendlich schön geschrieben und sich von Sehnsucht nach der darin geschilderten Vergangenheit bewegt fand. „Eine Frau," schrieb er im Januar 1831 an seine Tochter[8]) nach London, „hat in keinem Lande etwas

[8]) Gabriele von Bülow, Tochter Wilhelm von Humboldts. Ein Lebensbild aus den Familienpapieren W. v. Humboldts und seiner Kinder 1791—1887. Zweite Aufl. Berlin 1894 (E. S. Mittler & Sohn).

ſo Schönes hervorgebracht, und ein Mann könnte es gar nicht. Es ſchwebt um das Ganze und alles Einzelne ein wahrer weiblicher Zauber.“ Er gedachte dabei der Freundſchaft, welche die Schweſtern v. Lengefeldt mit ſeiner eigenen verſtorbenen Frau, Karoline v. Dacheröden, verbunden hatte, wie er ſchon 1808 einen Vergleich zwiſchen ihr und Frau v. Wolzogen in einem Briefe an ſeine Frau angeſtellt hatte. Aus einer ſolchen Weiblichkeit heraus ſei das Leben Schillers geſchrieben.

Aus Lottens Briefwechſel mit Knebel wiſſen wir, mit welchem Intereſſe, wenn auch nur mit geringer Befriedigung, Lotte die neuen litterariſchen Erſcheinungen verfolgte. Auch die Briefe an Ernſt bringen manch beachtenswertes Urteil. In Goethes Romeobearbeitung fand ſie die Kraft des Originals mit Goethes ſchöner Sprache vereinigt. Hebels Bearbeitung der „Geſchichte von dem Bergmann von Fahlun“ (vgl. Gg. Friedmanns Diſſertation, Berlin 1887 S. 26) konnte Goethe gar nicht genug loben und las ſie mit ſeiner ſchönen Stimme in einer Geſellſchaft ſo rührend vor, daß alle weinten (23. November 1810). Lotte erfreute ſich an der lebendigen Manier in Hebels geiſtreichen und doch ſo äußerſt einfachen Gedichten. Beim Leſen der Farbenlehre bewunderte ſie Goethes Scharfſinn und Blicke in die innere Natur. Wenn auch, urteilte ſie mit richtigem Empfinden, „die Phyſiker ihm nicht ihren Beifall geben wollen“, ſo ſei doch „ſein Streben nach dieſen Beobachtungen merkwürdig; es beweiſt ſeinen Scharfſinn“. Von Voß' Streit gegen Stolberg wendet ſie ſich unwillig ab, ſo ſehr ſie dem Homerüberſetzer ſonſt geneigt war. Wielands Tod giebt ihr Anlaß zu einer kurzen aber ausgezeichneten Charakteriſtik: „Er iſt achtzig Jahre alt geworden; es iſt ein Ziel, das wenige erreichen. So gegenwärtig wie ihm alle Gegenſtände waren, und er in allen Wiſſenſchaften bewandert war, giebt es ſelten wieder jemand; man mochte ihn fragen, wie man wollte, ſo belehrte er, und teilte ſich mit. Er war ſo heiter, geiſtreich, liebenswürdig, wie ein junger Mann nur ſein könnte.“ Ebenſo entwirft ſie Herders Bild beim Leſen der Erinnerungen Karoline Herders, welche ihr „die Stimmung der Frau, die ſo lebendig und aufgeregt war und nicht mit gehöriger Ruhe ſich ihres Lebens und

*

der Wirksamkeit des seltenen Mannes freute," verrieten. Diese Erinnerungen verglich sie einer Staatengeschichte, in der nur die Kriege angeführt würden. „Ich liebte und ehrte Herder unaussprechlich. Er war so liebenswürdig und geistreich, wie selten ein Mensch, wenn er nicht unangenehm berührt wurde. Seine sanfte Stimme und schöne Sprache war wie Musik. Daß die Frau, die diese Erinnerungen niederschrieb, nicht mehr des näheren Verhältnisses mit Goethe gedenkt (vgl. Hayms „Herder" II, 625), ist undankbar. Ich weiß noch recht gut, wie oft und froh die Menschen zusammen waren, wie Goethe Anteil an Herders Studien nahm, wie viele Ideen sich da entwickelt haben, und wie reich für beide dieser Umgang war. Unser alter guter Freund Voigt hat auch sehr viel mit Herder und Goethe gelebt. Der Verstand und die Kenntnisse, die da zur Sprache kamen, haben Epoche gemacht." Bei Lesung von Herders Briefen aus Italien fühlte sie mit einer Art Stolz, daß weder er noch Goethe aus eigener Anschauung so groß und schön über Pompeji und Herkulanum sprechen könnten, wie „der geliebte Vater, der das Gedicht nur aus innerer Anschauung so wahr und lebendig erschuf, daß die, die dort waren, schon oft behaupteten, Schiller müße in Italien gewesen sein".

Portig hat das Verhalten Goethes gegen Schillers Hinterbliebene scharf gerügt. Lotte hat nicht nur 1827 erklärt: „Ich ehre Goethe gewiß, wie niemand ihn ehrte"; stets sprach sie mit gleicher Wärme von dem geliebten Meister, wie sie ihn mit Vorliebe nannte. Sie freute sich, als Goethe 1817 in Jena Ernst den Reichtum seines Geistes sehen ließ. „Die Liebe, die er dem Andenken des geliebten Vaters schenkt, wird durch die Neigung zu dem Sohne genährt. Dein Vater war wie ein guter Geist, der ihn liebend und schützend umgab, erfreute, tröstete und ermunterte." Und ebenso freute sie sich noch 1824, als Goethe seinen Briefwechsel mit Schiller durchzugehen begann, über seine Teilnahme für Emilie. „Es ist, als wäre eine neue Periode in unserer Freundschaft begründet; denn er denkt und handelt für uns mit." Allein eben durch die Vorbereitungen des Goethe-Schillerischen Briefwechsels änderte sich nach Lottes Tod das Verhältnis der Schillerischen Erben zu Goethe. Die Frage der Ausgabe ward, nachdem Goethe durch

Humboldt der Familie Schiller seinen Wunsch, die Briefe „der Welt mitzuteilen", zu erkennen gegeben, durch einen Brief Karoline Wolzogens vom 21. März 1824 in Fluß gebracht: „Die vertrauliche Wechselrede der ersten Geister unseres und vieler Jahrhunderte hätte für die Nachwelt einen unberechenbaren Wert und könnte das merkwürdigste Werk unserer Litteraturgeschichte werden." Diesen Ausspruch über den Wert des Briefwechsels hat Goethe dann in anderer Fassung selbst wiederholt. Noch im November fand Frau v. Wolzogen Goethe „in den besten Prinzipien über diese Dinge", aber im Juli 1825 leitet sie die Verhandlung, weil Goethe sich vor ihr etwas fürchte, nicht eigennützig und schwach erscheinen wolle. Es war also schon Mißtrauen entstanden. Im Juli 1826 war es soweit gekommen, daß Ernst Schiller bereits an eine gerichtliche Klage dachte gegen den angeblichen Freund des Vaters, der als reicher Mann erschlichene Vorteile gegen die bedürftigen Hinterbliebenen seines Freundes benutze. Wenn wirklich eine Schuld und nicht bloße Mißverständnisse vorliegen sollten, so würde sie jedenfalls nur August von Goethe treffen. Dessen harte und undelikate Art hat Lotte Schiller auch im Jahre 1823, als die Liebe für Ulrike v. Levezow Goethes Haus in Verstimmung und Aufregung brachte, abgestoßen. Goethe selbst mochte nicht von Geldsachen reden hören, aber nach Augusts Tod stürzte er den Haushalt um, und die verschwenderische Ottilie mußte sich seiner Herrschaft fügen. Jedenfalls war das Schlußergebnis der langen Verhandlungen über die Ausgabe des Briefwechsels so befriedigend, daß Ernst im Namen der Schillerischen Familie für die außerordentliche Thätigkeit und liebevolle Weise Goethe innigsten Dank aussprach. Wie für die Vorgeschichte der Ausgabe des Schiller-Goethischen, bietet auch für jene des Schiller-Humboldtischen Ernst Schillers Nachlaß Ausbeute. Ernst interessierte diese Korrespondenz eigentlich mehr als die Goethische. Er fand das Verhältnis seines Vaters zu Humboldt, in dem dieser so unendlich liebenswürdig erscheint, äußerst edel. Und wie vom Sohne Schillers haben wir auch von Humboldts Tochter ein Urteil über den Briefwechsel ihrer Väter erhalten. Humboldt hatte die Ausgabe zugleich mit seiner „Rezension der Goethischen Italienischen Reise" — der einzigen seiner litterarischen

Arbeiten, welche in Frau von Bülows Leben erwähnt wird — an die Tochter nach London geschickt. Und Gabriele empfand bei der Lesung der Briefe, was man „immer bei wahrhaft Schönem, es mag sich einem in Worten oder Gebilden darthun, empfindet, nämlich ein Gefühl innern Erwachens, eines Eintretens der Seele in einen höheren und doch so heimischen Kreis, daß es Einem ist, als könnte man, besäße man nur die äußere Fähigkeit dazu, Gleiches hervorbringen. Es liegt, so bewußt man sich auch bald wird, daß sie eine täuschende ist, doch etwas unendlich Wohlthuendes in dieser Empfindung, da sie Einem Bürge von den der Seele innewohnenden besseren und höheren Kräften zu sein scheint.“ Goethe wird im Leben der Frau v. Bülow nur während des Heidelberger Aufenthaltes im Herbste 1814 erwähnt, wo er vom Augenblick der Ankunft Karoline v. Humboldts an fast unausgesetzt in ihrer Gesellschaft blieb. Die Beschreibungen der spanischen Bilder, deren Gegenstand und Ausführung Frau v. Humboldt während ihres Madrider Aufenthaltes 1799 sehr genau aufschrieb, nannte Goethe, als sie ihm 1810 von Wilhelm v. Humboldt vorgelegt wurden, einen Schatz und die der Raffaelischen Bilder ein wahres Meisterstück. Er sandte ihr zum Dank seinen neuesten Roman „Die Wahlverwandtschaften“.

Von der Ausgabe seines Briefwechsels mit Schiller spricht auch Humboldt selbst in einem Briefe an den Vater von Ernst Schillers Freund, an Nicolovius,[9]) vom 20. Februar 1830. Im gleichen Briefe giebt er seiner Überzeugung gegenüber einem Angriff der Evangelischen Kirchenzeitung auf den Goethe-Schillerischen Briefwechsel Ausdruck. Doch hätte er selbst viele Stellen in diesen Briefen nie so hinschreiben oder überhaupt so denken mögen. Bei der Berufung von Jenenser Dozenten an die neuzugründende Universität Berlin hat Humboldt auch Goethes Urteil eingeholt und ihm folgend entschieden. Humboldts Verteidigung des trefflichen Johann Wilhelm Süvern (Anmerkung S. 66) gegen Fr. Aug. Wolfs Angriff verdient eigens aus der interessanten, von R. Haym muster-

[9]) Briefe von W. v. Humboldt an Gg. Heinr. L. Nicolovius, herausgegeben von R Haym. Quellenschriften zur neueren deutschen Litteratur- und Geistesgeschichte I. Band. Berlin 1894 (Verlag von Emil Felber).

haft besorgten Briefsammlung hervorgehoben zu werden, denn Süvern ist der Verfasser des Buches „Über Schillers Wallenstein in Hinsicht auf griechische Tragödie“ (Berlin 1800). Schillers gehaltvoller Dankbrief an den „so freundlichen Beurteiler“ seiner Dichtung ist im Anhange des Goethe-Schillerischen Briefwechsels gedruckt.

Über einen von Goethes römischen Freunden (Schriften der Goethegesellschaft Bd. 5), den Hofrat Reiffenstein, der aber von Hause aus Reiffstein hieß, finden sich Mitteilungen an einem Orte, wo man sie kaum suchen würde, in Gottlieb Krauses Festschrift für die Deutsche Gesellschaft zu Königsberg[10]) (S. 118). Über ein vielleicht noch nicht genügend beachtetes Mitglied des Weimarischen Kreises, den Orientalisten Friedrich Majer (Tag- und Jahreshefte 1809), giebt L. Schemann in den Anmerkungen zu Schopenhauers Briefwechsel ausführliche Auskunft. Goethes Briefe an Arthur Schopenhauer sind schon 1876 in W. Gwinners Schopenhauerbiographie, Schopenhauers Briefe an Goethe erst zwölf Jahre später im neunten Bande des Jahrbuches veröffentlicht worden. Schemanns sorgfältige Sammlung[11]) hat nicht nur zum erstenmal diese getrennten Glieder des Briefwechsels vereint, sie enthält auch sonst an den verschiedensten Stellen in Text, Anmerkungen und Analekten verstreut manchen Beitrag für die Charakteristik des Verhältnisses des Philosophen zu Goethe. In dem zwischen Januar 1814 und August 1818 sich abspielenden Briefwechsel, einem der wenigen, in denen Goethes eigene Briefe an Gehalt und Interesse entschieden hinter denen seines Korrespondenten zurückbleiben, suchte Schopenhauer vergeblich Goethe zu einer eingehenden Besprechung seiner Schrift „über das Sehen und die Farben“ zu drängen. Das stolze Selbstgefühl des jungen Wahrheitsforschers tritt dabei imponierender hervor als die achtungsvolle aber diplomatische Freundlichkeit seines verehrten Meisters. Schemann hat nicht nur A. Harpfs

[10]) Gottsched und Flottwell, die Begründer der Deutschen Gesellschaft in Königsberg. Leipzig 1893 (Verlag von Duncker & Humblot).

[11]) Schopenhauer-Briefe. Sammlung meist ungedruckter oder schwer zugänglicher Briefe von, an und über Schopenhauer. Nebst Anmerkungen und biographischen Analekten. Leipzig 1893 (F. A. Brockhaus).

Behauptung, daß Goethe durch Belehrung in persönlichem Umgange Schopenhauer zu seinem Schüler gemacht habe, wieder aufgegriffen, er bringt auch neue Belege für die zeitweilige Intimität der Beziehungen bei. Zu dem bereits bekannten Berichte Schopenhauers an Böttiger (24. April 1814), daß der große Goethe ihn seines näheren, unendlich lehrreichen Umgangs würdige, kommt der neuveröffentlichte autobiographische Bericht an Professor Erdmann in Halle (9. April 1851), in dem Schopenhauer ebenso wie in der Skizze für Meyers Konversationslexikon als wohlthätiges Bildungsmittel hervorhebt, daß er im Winter 1813 auf 14 Goethes näheren Umgang genossen habe, „der so vertraut wurde, wie es ein Altersunterschied von dreißig Jahren irgend zuließ". Als Schopenhauer 1833 von dem Plane einer französischen Gesamtübersetzung der Werke Goethes durch Aubert de Vitry hörte, wandte er sich aus Teilnahme für Goethes Ruhm an Vitry mit dem Anerbieten, die Korrektur der poetischen und wissenschaftlichen Schriften zu übernehmen. Daß der selbstbewußte Verfasser der „Welt als Wille und Vorstellung" selber sich zur Übernahme einer solchen Arbeit anbot, zeugt mehr als alles von seiner unbegrenzten dankbaren Verehrung für Goethe. „J'ai été de ses amis intimes, il a daigné m'instruire personellement dans sa théorie des couleurs et a répété sous mes yeux le cours de ses expériences relatives à cet objet." Er ist denn auch überzeugt, daß wenige Menschen Goethe so gründlich (parfaitment et à fond) verstehen, wie er es thue. Auf Grund seiner persönlichen Bekanntschaft mit Goethe wolle er ajouter aux poésies diverses quelques notes explicatoires. Schopenhauer als Kommentator Goethes, wie schade, daß die Ausgabe nicht zustande gekommen ist! Schon als Student in Göttingen hatte er 1811 einem Freunde „Worte Goethe des Göttlichen" („Bergschloß" Strophe 1, 2 und 6) ins Stammbuch geschrieben, als er erst nur aus Briefen seiner Mutter von der Person des Dichters wußte. Nachdem er ihn selbst kennen gelernt hatte, schrieb er am 24. November 1813 an seinen Lehrer Fr. August Wolf nach Berlin: „Ihr Freund, unser großer Goethe befindet sich wohl, ist heiter, günstig, freundlich: gepriesen sei sein Name in alle Ewigkeit!"

Schemanns Briefſammlung fügt auch zu den, vor allen durch Düntzers Abhandlung bekannten Beziehungen Goethes zu Johanna und Adele Schopenhauer noch manches bei, ſo ein Brieffragment Adelens an den lieben gütigen Vater Goethe, in dem ſie ihm (28. Auguſt 1824) von ihrer Ausſöhnung mit Arthur Nachricht giebt. Schon beim Betreten der Ilmſtadt war es die Abſicht Johanna Schopenhauers geweſen, „die erſten Köpfe in Weimar und vielleicht in Deutſchland" um ihren Theetiſch zu verſammeln. Durch die Feuertaufe der Oktobertage war ſie dann nach Goethes Erklärung Weimaranerin geworden. Zu den im zweiten Bande der trefflichen v. Biedermanniſchen Sammlung mitgeteilten Geſprächen Goethes an ihrem Theetiſch fügt ihr Brief an Arthur vom 19. Dezember 1806 noch ein weiteres. Als von der Schwierigkeit des Lateinlernens für Erwachſene die Rede war, meinte Goethe: „Wenn zehn Louisdor auf einem Tiſche liegen, kann man ſie leicht einſtreichen, aber wenn ſie tief in einem alten Brunnen liegen und Steine, Schutt und Gebüſch obendrauf, dann iſt's ein ander Ding, ein Kind kriecht wohl mühſam hinein, aber ein Erwachſener muß es bleiben laſſen." Mit einer anderen, ſoweit meine Kenntnis reicht, ebenfalls bisher unbekannten Metapher Goethes wehrt Schopenhauer ſelbſt (10. Mai 1852 an v. Doß) tranſzendente Fragen nach dem Ding an ſich ab. Goethe habe, ſo gefragt, einem Studenten ins Stammbuch geſchrieben: „Der liebe Gott hat die Nüſſe wohl geſchaffen; er hat ſie aber nicht auch geknackt." Einen Nachtrag zu den im fünften Bande der Biedermanniſchen Geſprächſammlung enthaltenen Unterredungen mit Grillparzer hat uns das Grillparzerjahrbuch[12]) gebracht. „Ich habe Goethe gekannt," erzählte er 1866 dem Äſthetiker Robert Zimmermann, „'s war im Jahre Sieben- oder Achtundzwanzig (29. September bis 3. Oktober 1826), wie ich ihn ſah. Mit der Poeſie war's damals bei ihm ſchon aus, aber die Poeten kommandieren, das wollt' er noch immer. Sie ſollten dichten, wie er wollte, aber nicht wie ihnen der Schnabel gewachſen war. Ich hatte großen Reſpekt vor ihm, aber bei aller

[12]) Jahrbuch der Grillparzergeſellſchaft. Redigiert von K. Gloſſy. Vierter Jahrgang. Wien 1894 (Verlag von K. Konegen).

Verehrung, befehlen ließ ich mir nicht von ihm. Er nahm mich sehr freundlich auf, lobte besonders die Sappho; er mochte wohl merken, daß ich da mit seinem Kalbe gepflügt hatte (vgl. X, 265). Auf Lord Byron hielt er große Stücke; möglich, weil er ein Engländer, ein Lord und weil er auch überdies wirklich ein großer Dichter war, da sollten nun die Deutschen ihm's nachmachen! Das war sein drittes Wort!" Bekanntlich hat Byron selbst in seinem Tagebuch seiner Bewunderung für Grillparzers Sappho Ausdruck gegeben.

In die Zeit, da Goethes eigenes Beispiel als ein verderbliches Vorbild für junge Dichter angesehen wurde, führt uns der Lenzische Briefwechsel. Neben der Familie des unglücklichen J. M. R. Lenz sind es lauter Mitglieder des weiteren Goethischen Freundeskreises, aus deren Briefen an oder über Lenz wir in den zum erstenmal zusammengestellten Regesten[13]) Auszüge erhalten. Zahlreiche ungedruckte Briefe von Lavater, Boie, Lenzens Geschwistern und Eltern sind aus dem Lavaterischen und Rigaischen Archive nachgewiesen und eine Reihe von Äußerungen über Goethe zum erstenmal veröffentlicht. In der Lenzischen Familie schob man die Schuld von allem, was in den Schriften des verlorenen Sohnes zu Hause Ärgernis erregte, auf die Herder-Goethische Sekte, zu der er geschworen habe. Der Modegeschmack und das Beispiel seines Freundes Goethe mit seiner neuen freien Sprache hätten ihn verdorben (12. Juni 1775; 29. Januar 1776). Lavater dagegen, von dem wir auch ein paar Trostzeilen an die Frau Rat bei Korneliens Tod erhalten, rühmt (17. April) Goethe, „der uns immer mit seinen guten Gedanken für Freunde mit liebenswürdiger Schnelle vorläuft." Aus einem Briefe Boies (11. April) an Lenz erfahren wir, daß der Verleger Weygand die Anekdoten zu Werthers Freuden in Goethes Handschrift fürs „Deutsche Museum" ihm zuschickte. Boie wollte sie jedoch „seinet- und meinetwegen nicht drucken lassen". Dagegen erregte (8. März) Stella das Entzücken Boies: „Welch ein Stück! Welch ein Zauberer dieser Goethe! Ich habe auch versucht, auch gedichtet — seitdem ich Euch beide

[13]) Lenz in Briefen. Von F. Waldmann. Zürich 1894 (Verlag von Sterns literarischem Bulletin der Schweiz).

kenne, leſe, fühle, ihn und dich, du zweiter Zauberer! nichts mehr verſucht!“ Wenn ſelbſt der geſchmackvolle Boie derart Goethe und Lenz zuſammenſtellte, ſo meinte Lavater bei aller Begeiſterung doch, er habe noch nie ſolche Vernunftloſigkeit mit ſo viel tiefem Blick vereint geſehen, wie bei Lenz. Er thäte am beſten, eine „Geſchichte meiner Etourderien durchgeleſen von Goethe“ zu ſchreiben. „Aber um aller Liebe willen, vorher Goethe gezeigt.“ Gegenüber Goethes Anſchuldigung der Lenziſchen Intriguen, muß man doch wieder erinnern, daß Lenz an Herder ſchrieb: „Es iſt mir Laſt der Verzweiflung, wenn man meine „Wolken“ Goethen auf den Rücken ſchieben wollte.“ Das Urteil über Lenz ſelbſt wird durch dieſe neueſte, recht nützliche Veröffentlichung in nichts geändert werden. Die viel getadelte Familie erſcheint nun aber in bedeutend günſtigerem Lichte, die Brüder haben ſich ſogar aufopferungsvoll gezeigt. Goethes Charakteriſtik ſeines unglücklichen Dichtungsgenoſſen muß in der Hauptſache trotz aller neuen Mitteilungen und Rettungsverſuche zu Recht beſtehen. Dagegen bleibt ſeine längſt widerlegte Darſtellung von Johann Georg Zimmermanns Familienverhältniſſen auch nach der neueſten Durchforſchung von Zimmermanns vertrautem Briefwechſel unhaltbar. Zwar bringt Zimmermanns Biograph [14]) eine bisher überſehene Äußerung Wielands bei, mit welcher er 1759 über ſeines Freundes Heftigkeit gegen ſeinen ſchreienden Knaben ſcherzte. Welcher Vater wäre aber nicht einmal über ohrenbetäubendes Kindergeſchrei unwillig geworden? Als Beweis, daß Zimmermann Sohn und Tochter durch ſeine Heftigkeit und Hypochondrie eingeſchüchtert habe, läßt ſich der Scherz Wielands nicht verwerten. Goethes Irrtum wird dagegen durch einen von Iſcher zuerſt veröffentlichten Brief Zimmermanns vom 30. Januar 1775 erläutert, in dem Zimmermann klagt, ſeine Tochter könne die „situation desagreable chés les Dames Murizet“, ihrer Penſion in Lauſanne, nicht länger ertragen. Der Vater zeigt ſich ſorgfältig beſtrebt, ihr nun eine Penſion in Bern auszumitteln, „sans qu'elle y soit exposée à des desagrements“. Von der unerträglichen Behandlung in jener erſten Penſion mag Katharina Zimmermann Goethes

[14]) Rudolf Iſcher, Johann Georg Zimmermanns Leben und Werke. Litterarhiſtoriſche Studie. Bern 1893 (Druck und Verlag von K. J. Wyß).

Mutter erzählt, vielleicht auch den Wunsch nach einer Pension im Goethischen Hause geäußert haben. Goethe erinnerte sich der Thatsache, übertrug aber die Schuld irrtümlich auf den wirklich völlig schuldlosen Vater, welcher kurz vor dem Aufenthalt in Frankfurt an seiner „stillen, bescheidenen und wohlgesitteten" Tochter nur zu loben fand. Zu Zimmermanns bekanntem begeisterten Urteil über Werthers Leiden („ein meisterhaftes Buch, weil alles darin so wahr ist") kommt nun aus der ungedruckten Korrespondenz mit Haller ein Brief vom 30. Januar 1775: „Mr. le vicepresident Jerusalem ignore le suicide de son fils ou du moins il feint de l'ignorer. Sans doute que l'original du jeune Werther est le jeune Jerusalem, fils de notre excellent ami. Jerusalem s'est cassé la tete d'un coup de pistolet à Wetzlar, où il avait toute sorte de desagrement et où surtout Mad. H. epouse des geheimen Sekretärs der Pfälzischen Gesandtschaft ne vouloit pas ecouter son amour. Au reste cette Mad. H. n'est pas l'ideal d'après quel Goethe a ecrit: car cette Lotte est presque d'un bout à l'autre une toute autre Dame, die Frau Archivsekretärin Kestner in Goslar et Albert est son mari. Le caractere de Werther au coup de pistolet près est le caractere de Goethe lui meme qui a eté amoureux de Mad. Kestner, mais qui a pris un parti plus sensé vis à vis d'elle que celui de Jerusalem vis à vis de Mad. H. Je viens de recevoir de Berlin une brochure dont Mr. Nicolai est l'auteur et qui est pour mourir de rire. Elle est intitulée: die Freuden des jungen Werther's des Mannes." Das persönliche Verhältnis zwischen Goethe und Zimmermann löste sich bald, da dieser trotz Lavaters Abmahnung den über das Weimarer Treiben verbreiteten Gerüchten Glauben schenkte und im Hannoverischen Magazin wenig geschmackvoll Anekdoten über Herder und Goethe drucken ließ. Im 28. Kapitel der viel angefochtenen „Fragmente über Friedrich den Großen" hat Zimmermann noch 1790 Goethes Fastnachtspiel vom „Pater Brey" angeführt, um seine Angriffe gegen Leuchsenring zu verstärken.

Über ein anderes Verhältnis Goethes, das ungleich mehr Teilnahme, aber durch seinen Ausgang auch peinliche Empfindung wecken muß, hat Rudolf Kögel Altbekanntes und Neues in einer

gefälligen Übersicht „Goethe und Beethoven“ zusammengestellt.[15]) Goethes musikalische Einsicht zwar möchte ich (vgl. IX, 400) nicht so ungünstig beurteilen wie Kögel, und Zelter hat in seinem Abscheu gegen die Musikverderber Beethoven und Weber kaum so viel Unverstand und jedenfalls nicht den bösen Willen gezeigt, durch den die musikalisch-kritischen Autoritäten unserer Tage bewiesen haben, daß die impotente Mittelmäßigkeit jeder Zeit das Genie verkennt und bekämpft. Zelter gab nur der allgemeinen Stimmung der musikalisch Gebildeten Ausdruck, wie Brentanos überlegene Kritik der ersten Berliner Aufführung des „Fidelio“[16]) lehrt. Die berufenen Kritiker hatten mit Erfolg das Publikum vor der Musiker und Sänger ruinierenden Oper gewarnt, Klemens Brentano aber gab, wie seine Schwester Bettina, seiner Begeisterung für Beethovens Genius ehrlichen Ausdruck. Bettina war es, die zwischen dem Dichter und dem Komponisten des „Egmont“ vermittelte. Kögel sucht Dichtung und Wahrheit in dem Briefwechsel eines Kindes, soweit er von Beethoven handelt, zu sondern. Er glaubt Bettinas Einwirkung auf Goethe zu verspüren in dem einzigen Briefe, welchen dieser am 25. Juni 1811 an Beethoven richtete. Dieser Brief ist mit manchen Äußerungen Beethovens über Goethe in seinen Briefen an Breitkopf & Härtel hier zum erstenmale veröffentlicht. Die beiden schon bekannten Briefe Beethovens an Goethe (12. April 1811 und 8. Februar 1823) sind nach erneuter Vergleichung der Handschrift der Studie eingefügt, welche in klarer und ziemlich erschöpfender Darstellung das ganze Verhältnis behandelt. Kögel erörtert, wie es kam, daß Goethe sich von Beethovens Person abgestoßen fühlte und diese Abneigung dann auch auf die erst von ihm günstiger beurteilte Musik Beethovens übertrug. Das Verdienst des jungen Mendelssohn, seinen alten Gönner zur Anerkennung der Größe Beethovens förmlich gezwungen zu haben, hat Kögel ebenso anerkannt, wie er Goethes ungroßmütiges Schweigen auf Beethovens Widmung und Bitte offen getadelt hat. Mit der Er-

[15]) Forschungen zur deutschen Philologie. Festgabe für Rudolf Hildebrand. Leipzig 1894 (Verlag von Veit & Comp.).

[16]) Berliner Neudrucke, herausgegeben von L. Geiger. Dritte Serie erster Band. Berlin 1892 (Verlag von Gebrüder Pätel).

wähnung von Beethovens Plan, den Fauſt in ähnlicher Weiſe wie den Egmont mit Muſik auszuſtatten, ſchließt die hübſche Studie. Beethovens Fauſtmuſik würde vielleicht doch die Vorherrſchaft der Gounodſchen Oper auf der deutſchen Bühne verhindert haben, denn mit Recht meinte Richard Wagner 1870 in ſeinem tiefſinnigen Werke über „Beethoven“ (Geſammelte Schriften IX, 162), dieſe Beliebtheit beweiſe, daß unſere Schauſpielbühne nicht vermocht hätte, den Goethiſchen Fauſt zum wirklichen Verſtändniſſe zu bringen. Nur die Vorgeſchichte ſpäter angeknüpfter Beziehungen ſtreift ein anderer Beitrag der Feſtſchrift. Aber Ludwig Tiecks Wunſch, Goethe und Schiller kennen zu lernen, wie er in dem von G. Klee veröffentlichten Reiſeberichte an ſeine Schweſter (aus Erlangen Anfang Juli 1793) ſich ſtürmiſch äußert, verdient doch eigens hervorgehoben zu werden. Seine erſte größere Reiſe führte den jungen Studenten an einem verfallenen Ritterſchloß bei Naumburg vorbei, das ihm Götz von Berlichingen und Goethe vor die Seele rief, denn er glaubte, Goethe ſei auf Schulpforta auf der Schule geweſen und habe ſich oft in den herrlichen Gegenden hier herumgetrieben. „Goethe, der gleichſam mein Geſpiel von meiner Geburt an geweſen iſt, deſſen Götz und Werther wir ſo oft zuſammen geleſen haben, deſſen Werke ich las, als ich ſie nicht verſtand, in denen ich jedesmal etwas neues entdeckte, und der gleichſam erſt mit mir klüger und verſtändiger geworden iſt.“ Mit einer ſchmerzhaften Empfindung fuhr er zum Thore Weimars hinaus, in dem er wohl den ſchönen Park, aber weder Goethe noch Herder kennen gelernt hatte. Goethe weilte damals im preußiſchen Lager vor Mainz, während Tieck begeiſterter Demokrat und Franzoſenfreund war. Auch den Kantianer Reinhold und Sofie Mereau lernte Tieck in Jena, wo er gerne einmal zu ſtudieren wünſchte, als herrliche Demokraten kennen. Schiller aber traf er zu ſeinem Leidweſen nicht zu Hauſe. „Ich muß ihn doch noch einmal kennen lernen.“ Dafür ward ihm am andern Tage in Roſſel ganz unvermutet die Freude, die erſte Ausgabe der Räuber zu finden. Die ſpäter über Schiller aburteilenden Romantiker waren, ehe die Schuldoktrinen ſie beherrſchten, doch alle begeiſterte Verehrer Schillers. Auch von Achim von Arnim ſagt der Herausgeber ſeines Briefwechſels, er habe ſich früh, von

Schlegeliſcher Abneigung frei, an Schiller angeſchloſſen. In Arnims Briefwechſel mit Brentano,[17]) dem ein weiterer Band folgen ſoll, der Arnim als Menſch und Dichter Goethe gegenüber zeigt, iſt nun freilich von dieſem Anſchluß nichts zu verſpüren. Arnim findet Schillers Tell unendlich unwürdig Tells und Schillers. „Ich fühle es, daß in mir ein beſſerer Tell ſich nach Himmelsluft ſehnt.“ Das in Arnims Novelle „Aloys und Roſa“ wie in „Des Knaben Wunderhorn“ abgedruckte Geſpräch „Tell und ſein Kind“ hatte Arnim auf ſeiner Schweizerreiſe von einem Hauſe zu Arth abgeſchrieben. Klemens Brentano fand, Arnim habe in ſeinem Roman „Hollins Liebeleben“ (1802) Schiller beſiegt, indem er einen Liebenden ſich in Mortimers kaltem Leichnam ermorden läßt. Brentano fand alſo Mortimers Liebe nicht feurig genug, während die ältere Kritik ſie als zu naturaliſtiſch verwarf. Arnim ſelbſt ſcheint durch die Liebhaberaufführung der „Maria Stuart“ in ſeinem Roman doch eigenes Gefallen an Schillers Tragödie zu bezeigen. Wenn Brentano aus Düſſeldorf (Weihnachten 1802) berichtete, Maria Stuart ſei trotz einer recht artigen Aufführung als langweilig durchgefallen, ſo iſt das vielleicht nicht wahrer als die zu Arnim gelangte Kunde, die „Braut von Meſſina“ ſei in Weimar ausgepfiffen worden. Bekanntlich war die Begeiſterung bei der erſten Aufführung ſo groß, daß die Studenten dem Dichter ein Lebehoch ausbrachten, „welches man ſich ſonſt in Weimar noch niemals herausnahm“. Auf Befehl des Herzogs wurde ſogar gegen dieſe zu laute Begeiſterung eingeſchritten. Wenn Arnim nun das gerade Gegenteil gemeldet wurde, ſo zeigt das ſchon von einer Ausbildung wahrheitsgetreuer Berichterſtattungskunſt, wie wir ſie etwa bei den Bayreuther Feſtſpielen ſeit 1876 bewundern können. Brentano freilich hätte die Braut von Meſſina gerne ausgepfiffen geſehen, er fand ſie ein „erbärmliches Machwerk, langweilig, bizarr und lächerlich durch und durch. Der äußerſt ſteife Chor macht eine Wirkung wie in katholiſchen Kirchen die Repetition des halben Vaterunſers von der Gemeinde“. Der zur Kirche zurückgekehrte

[17]) Achim von Arnim und die ihm nahe ſtanden. Erſter Band. Achim von Arnim und Klemens Brentano. Bearbeitet von Reinhold Steig. Stuttgart 1894 (Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung Nachfolger).

Brentano würde eine ſolche Vergleichung als überſchwängliches Lob angeſehen haben. Eine ganz andere Bedeutung als dieſes kleinliche litterariſche Nörgeln an Schillers Größe hat es, wenn Arnim in Schills Proklamationen die Sprache Schillers herausfühlt. „Es iſt immer merkwürdig, daß Schill die Reiter und Räuber hat, und Schiller ſie voraus modelliert.“ Schon 1806 hatte Arnim ſelbſt das Reiterlied der Wallenſteiner für die preußiſche Armee umgedichtet, wie es von andern nach Jena als Spottlied auf die preußiſche Kavallerie parodiert wurde (vgl. VI, 78). Arnim hatte für die in Göttingen ausgegebenen fliegenden Blätter geſchrieben:

Auf, auf, Kameraden zu Fuß und zu Pferd,
Ins Feld, in die Freiheit gezogen,
Im Felde da iſt der Preuße was wert ....
Aus der Welt der Deutſche verſchwunden iſt,
Da ſind nur Franzoſen und Knechte ....

Wenn das Verhältnis Arnims zu Goethe auch erſt im folgenden Bande dargeſtellt werden ſoll, ſo bieten doch auch die vorliegenden Briefe der eng verbundenen „Liederbrüder“ bereits mannigfache Ausbeute. Die Aufführung der „natürlichen Tochter“ in Weimar rührte Brentano nicht im mindeſten, während ſich Arnim über ihr Auspochen in Berlin ärgerte. Zwar war Brentano keineswegs wie Tieck, der vor und nach ſeiner italieniſchen Reiſe Feindſchaft gegen Goethes Werke zur Schau trug, gegen die Eugenie erbittert. Er fand ſie „unendlich ruhig, vortrefflich und groß und weiſe und kunſtvoll und herrlich und gebildet, ſo gebildet,“ daß er ſie ſehr hochſchätzte, aber bewundern könne er ſie nicht. Tieck verurteilte auch „Hollins Liebeleben“ als eine läppiſche Nachahmung des Wilhelm Meiſter, während Arnim ſelbſt beklagte, Werther habe ihn verführt, die erzählende Form gegen eine ganz briefliche zu vertauſchen. „Der verdammte Werther und meine falſche Verehrung der Goethiſchen Formen hat mich damals verführt, das Beſte aus dem Hollin wegzuſchneiden.“ Brentanos verwilderter Erſtlingsroman „Godwi oder das ſteinerne Bild der Mutter“ (Bremen 1801) ſteht, wie Alfred Kempner[18]) ganz richtig nach-

[18]) Klemens Brentanos Jugenddichtungen. Erſter Abſchnitt: Der Ideengehalt des Godwi. Halle 1894 (Diſſertation).

gewieſen hat, viel mehr unter dem Einfluſſe von Tiecks „William Lovell“ und Fr. Schlegels „Lucinde“ (vgl. aber auch Kürſchners Nat. Litt. Bd. 146 I, S. XLIII) als in der Tradition von Goethes „Wilhelm Meiſter“. Das „Fragment eines Briefes über Wilhelm Meiſters Lehrjahre 1799“ in Sofie Mereaus poetiſchem Sammelwerkchen „Kalathiskos“ iſt eine kritiſche Arbeit ihres Geliebten Brentanos. Zu Arnims Ausmalung des goldnen Zeitalters gehört es, daß jeder Goethes Schriften lieſt und Haydns Schöpfung ſingt. Beſonderes Gefallen fand er an dem für Lauchſtädt gedichteten Vorſpiel „Was wir bringen“. In dem ebenfalls urſprünglich für Lauchſtädt verfaßten Epilog auf Schiller fand er das Gefühl einer Schauſpielgeſellſchaft ſehr gut ausgeſprochen. Brentano erzählte, daß Voß ſich die Verſe der damaligen Schlußſtrophe (jetzt V. 87 in Strophe XI) „O! möge doch den heilgen, letzten Willen Das Vaterland vernehmen und erfüllen!“ nicht verſtändigen könne. Die Änderung zeigt, daß Goethe ſelbſt mit der erſten Faſſung nicht zufrieden geweſen iſt. Zwiſchen dem „neuen Menoza“ von Lenz, für den ſich beide Freunde intereſſierten, und Goethes „Geſchwiſtern“ glaubte Brentano Beziehungen zu entdecken. Ich habe im vorangehenden Berichte (S. 237) V. Hehns Bemerkung angeführt, „Hermann und Dorothea“ ſpiele nicht nur in den Rhein- und Maingegenden, es ſei im weſentlichen von dorther gefloſſen. Als Arnim im Sommer 1802 zum erſtenmal an den Rhein gekommen war, ſchrieb er an die Gräfin Schlitz: „Erſt hier habe ich Goethes Hermann und Dorothea ganz verſtehen gelernt in ſeiner ganzen Schönheit.“ Der Sohn der Mark regte ſich dagegen in Arnim bei Goethes Verſpottung des märkiſchen Lokaldichters Schmidt von Werneuchen („Muſen und Grazien in der Mark“). Da glaubte er Goethe zum erſtenmal auf einem fahlen Pferde betroffen zu haben, während Brentano verteidigte, Goethe habe wohl nicht das Talent des Schmidt parodiert, ſondern die Quantität und das ewige „Wanns immer, wanns immer, wanns immer ſo wär“ in ihm. Und bald ſollte Arnim auch gerade mit Goethe, dem Kritiker, ausgeſöhnt werden. Arnims liebes muſikaliſches Herz müſſe, meinte Brentano, nicht leicht in adligeren Takten eines frohen Selbſtgefühls getanzt haben, als beim Leſen der Goethiſchen

Rezenſion des Wunderhorns. Und Arnim antwortete am 17. Februar 1806: „Goethes Urteil über das Wunderhorn habe ich mit einer eigenen Demut geleſen. Ich verehre ſeinen herrlichen Willen für alles an ſich Lobenswerte, und wenn er in dieſem Willen uns beſſer ſieht, ſo hebt er uns an ſein Auge, an deſſen Glanz wir unſre Straße weit erhellt ſehen. Er iſt der einzige Feuerwurm in dieſer Kimmeriſchen Nacht der Gelehrſamkeit, und genauer betrachtet wird es ein hoher Wandelſtern.“ Arnim wußte nicht, wie nahe er ſich mit Goethes eigenen Plänen (vgl. V, 524) berührte, als er im Februar 1805 ein wohlfeiles Volksliederbuch, zwiſchen dem Romantiſchen und dem Alltäglichen ſchwebend, herſtellen wollte. Als er wegen der Zuſätze und Umarbeitungen der alten Lieder im Wunderhorn angegriffen wurde, tröſtete er ſich, daß Goethe in ſeiner Rezenſion gerade für jene Lieder Vorliebe geäußert habe, welche die grellſten Verkettungen von altem und neuem enthielten: „denn nur in dieſen bewährt ſich ihm recht die Lebenskraft des Alten“. Als Arnim vom 19.—24. Dezember 1809 in Weimar weilte, vergalt ihm Goethe durch ſeine Aufnahme gut und reichlich alle Mühe der Einſiedlerzeitung und gab ihm Recht gegen Voß. Goethe ſcheute irgend eine Einmiſchung in den Streit, aber beſondere Vorliebe für Arnim, den er zuerſt in Göttingen kennen gelernt hatte, äußerte er auch 1807 bei Bettinas Beſuch in Weimar. Schon 1806 berichtete Klemens dem Freunde, daß Bettina jetzt täglich ein paar Stunden ſich von der alten Goethe Anekdoten von dem geliebten Sohne erzählen laſſe, „die ſie für ſich ganz mit den Worten der Mutter in ein Buch ſchreibt, um eine geheime Biographie dieſes Göttlichen zu bilden“. Goethe ſelbſt ſoll ihr dann erlaubt haben, ſein Leben nach den Ausſagen ſeiner Mutter zu ſchreiben. „Er wolle ihr noch viel dazu ſagen, das ſolle ſeine Biographie werden, einfältig wie die Heimonskinder. Sie war mit ihm, wie der Genius mit dem Dichter in Hans Sachs ſpricht. Er geſtand ihr, daß er mürriſch und kalt oft ſei, daß er ſie ewig um ſich wünſche, daß er dann nie alt geworden. Sie hat ihn gezankt, geſtärkt, gebeſſert und verjüngt in drei Stunden, und alles iſt ſo in ihm, wie wir es uns gedacht. Von der Biographie, das verſchweige! es giebt ein göttlich Buch!“ Das Gleichnis von den Heimonskindern ge-

hört gewiß den Brentanos und nicht Goethe zu, aber der Einfluß Bettinas auf Goethes Entschluß und Ausführung von „Dichtung und Wahrheit“ erscheint so noch bedeutender als man bisher schon wußte. Als der erste Teil herauskam, fanden Arnim und Bettina die Schilderung Frankfurts ausgezeichnet, Goethes eigene Persönlichkeit aber zu sehr zurückgedrängt. In Weimar (September 1811) hatte Goethe ihnen gesagt, dies Beschreiben seines Lebens habe auf ihn dahin gewirkt, sein Leben aufzugeben. Arnim klagte, daß der alte Herr bei aller Freundlichkeit den wenigsten Anteil an allem neuen in der Welt nehme, sich vielmehr dagegen wehre. Bei diesem Besuche kam es zwischen Bettina und Goethe zum Bruche. Den 1806 gefaßten Plan einer „Biographie dieses Göttlichen“ aber hielt sie fest, bis 1835 im „Briefwechsel mit einem Kinde“ die Zeit zur Ausführung gekommen war.

Eine ganze Reihe von Goethes Verhältnissen zu den verschiedenartigsten Persönlichkeiten ist im neuesten Goethe-Jahrbuch [19]) behandelt. Mit wichtigthuerischer Ausführlichkeit hat K. Scherer auf 30 Seiten über den unbedeutenden Karl Matthäi berichtet, der in Briefen an Rud. Erich Raspe von Leipziger Theaterverhältnissen und Sängerinnen im Jahre 1767 geplaudert hat. v. Loeper hatte (Hempel XXI, 340) ihn unter Goethes entfernteren Bekannten in Leipzig angeführt, ohne indessen einen Beweis für die Bekanntschaft beibringen zu können. Im Juli 1776 führte er sich mit einem Briefe Kestners bei Goethe in Weimar ein und ist in der Folge als Hofmeister des Sohnes der schönen Branconi noch öfters mit Goethe zusammengetroffen und von ihm erwähnt worden. Drei Briefe Matthäis an Goethe aus dem Jahre 1796 sind am Schlusse des wortreichen und inhaltsleeren Aufsatzes mit abgedruckt. In seinen litterarischen Urteilen erscheint Matthäi äußerst vorsichtig. Wie er sein Mißfallen an Clodius' „Medon“ nur als subjektiven Eindruck hinstellt, enthält er sich dem anonymen Götz gegenüber jeder Meinung. Goethe selbst hat, wie Bielschowsky in den Miszellen nachweist, mit dem einst von ihm

[19]) Herausgegeben von L. Geiger. Fünfzehnter Band. Mit dem neunten Jahresbericht der Goethegesellschaft. Frankfurt a. M. 1894 (Literarische Anstalt Rütten & Löning).

*

verſpotteten Profeſſor Clodius 1776 in freundlichem Verkehr geſtanden. Suphan iſt es gelungen, noch einen zweiten Brief Goethes an Barbara Schultheß (vgl. VIII, 481), gleichfalls während der Schweizerreiſe 1797 geſchrieben, aufzufinden. Er wünſcht eine Ausſprache mit der Freundin, da er bei ſeinem Alter und ſeiner Sinnesart nur Worte und Thaten kenne, „wodurch der Menſch ſich dem Menſchen offenbaren kann, das ſogenannte beredte Schweigen habe ich ſchon lange der lieben und verliebten Jugend anheim geſtellt“. Goethe hatte, als er dies ſchrieb, ſelbſt eine jugendliche Liebesanwandlung zu der erſt 15½ Jahre alten Magdalena Pfenninger, der „ſchönen Müllerin“ zu Stäfa erlebt. Bielſchowsky konnte mittelſt mündlicher Überlieferung dies und die Thatſache eines ſpäteren Briefwechſels mit der ſchönen witzigen Schweizerin nachweiſen. Goethes Briefe ſelbſt aber ſind 1861 beim Tode der Kantonsrätin Schultheß-Pfenninger in Verluſt geraten. Dagegen konnte Geiger einige Bemerkungen zu Goethes Briefwechſel mit dem Buchhändler Joh. Daniel Sander beiſteuern, wie er auch perſönliche Beziehungen zwiſchen Goethe und Prosper Mérimée nachzuweiſen vermochte. Mérimée dankte durch Vermittlung Stapfers für das ihm in „Kunſt und Altertum“ geſpendete Lob. Für den im 13. Buche der „Dichtung und Wahrheit“ erwähnten Frankfurter Dechanten D. Fr. Dumeix, den wir neuerdings als Adreſſaten eines Wielandiſchen Briefes kennen gelernt haben[20]), weiſt H. Heidenheimer die richtige Namensform Du Meiz nach. An Goethiſchen Briefen iſt der neueſte Band des Jahrbuchs ärmer als alle vorangehenden. Außer dem ſchon erwähnten Schreiben an Bäbe Schultheß und einem an die amerikaniſche Harvarduniverſität vom 11. Auguſt 1819 (S. 288) von L. Fränkel mitgeteilten enthält er nur vier Briefe Goethes an den Kunſtäſthetiker Aloys Hirt, denen ſieben Briefe von Hirt, acht von Fr. Aug. Wolf und ſieben von Fichte an Goethe zur Seite ſtehen. Dazu kommen noch zwei Briefe Fichtes an Schiller aus der Zeit von Fichtes Berliner Aufenthalt, von denen der zweite mit dem begeiſterten Berichte über die Berliner

[20]) Neue Briefe Chr. Martin Wielands. Herausgegeben von Rob. Haſſenkamp. Stuttgart 1894 (Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung Nachfolger)

Aufführung der „natürlichen Tochter“ schon in Fichte-Schillers Briefwechsel nach dem Brouillon veröffentlicht ward. Wie Steiner hier mit Recht den ganzen Brief wieder abdruckt, so hätte auch Geiger nicht mit allzu vornehmer Berufung auf die so häufig durchbrochenen Grundsätze des Jahrbuchs Goethes Brief (S. 69) durch Weglassung einer früher gedruckten Stelle verstümmeln sollen. Fichte wendet sich gegenüber den gleich nach seinem Amtsantritt beginnenden Feindseligkeiten und dann wieder in Sache seiner angegriffenen Sonntagsvorlesung vertrauensvoll um Schutz an Goethe. In ihm sah er die reinste Geistigkeit des Gefühls verkörpert, und Goethes Gefühl sollte ihm Probierstein aller Philosophie sein, wie wir in der Kunst nur durch Goethes und Schillers Muster wüßten, was von Seiten der Kritik geschehen könnte und wie die notwendigsten Lehren für die Kunstjünger an den Erscheinungen unserer Zeit anschaulich zu machen seien. Da in Fichtes Streitsache nicht Parlamentsparteien und Konsistorien über die Aufrechthaltung der Sonntagsruhe zu entscheiden hatten, durfte er seine Sonntagsvorlesungen fortsetzen, nachdem er die Stunde geändert hatte.

Wolfs Briefe gehören den Jahren 1807 bis 1817 an. Erläuterungen und Ergänzungen zu ihnen konnte Geiger aus Böttigers Nachlaß in Dresden bringen, auf dessen Niederschriften von Gesprächen Goethes, Wielands, Herders, Wolfs schon vor einigen Jahren Wilhelm Peters[21]) aufmerksam gemacht hatte. Sein Programm war selbst v. Biedermanns sorgsamer Forschung entgangen. Peters hatte bereits den von Geiger nun übernommenen Nachweis geführt, daß der von Bernays angezweifelte erste Besuch Wolfs in Weimar wirklich zwischen dem 22. und 28. Mai 1795 stattgefunden hat. Böttigers Wahrheitsliebe erscheint auch in diesem Verhältnis nicht in gutem Lichte. Er suchte seinem Korrespondenten Wolf die Aufnahme der Homerkritik in Weimar möglichst nach dessen Wünschen zu schildern. So schreibt er am 23. April 1795 an Wolf, Wieland halte es von vornherein für eine psychologische Ungereimtheit, zu behaupten, daß ein einzelner Sänger den Plan zu zwei Helden-

[21]) Zur Geschichte der Wolfischen Prolegomena zu Homer. Mitteilungen aus ungedruckten Briefen von Fr. Aug. Wolf an K. Aug. Böttiger. Frankfurt a. M. 1890 (Programm des k. Kaiser Friedrichs-Gymnasiums).

liedern wie Ilias und Odyſſee entworfen habe, er berufe ſich dabei auf eigene Erfahrung. In einem drei Tage ſpäter aufgezeichneten Geſpräch hat Wieland aber gerade das Gegenteil geſagt. Er könne es ſich ganz gut denken, daß Homer „nach und nach ſelbſt die zwei Epopöen nach dem vorhandenen Plane zuſammengeſetzt habe. So iſt mein Oberon entſtanden.“ Am 11. Juni ſchreibt Böttiger an Wolf, er könne ſchon etwas ſtolz ſein, an Goethe einen großen Proſelyten gemacht zu haben, während er kurz vorher bei der Zuſammenſtellung von „Goethes Blicke über die Sache“ aufzeichnen mußte: Goethe wiſſe wohl bei Leſung Homers dem Kritikus unendlichen Dank, als Dichter aber habe er zwiſchen ſich und dem heilloſen Beginnen des Kritikers eine unüberſteigliche Scheidewand gezogen. Von Wichtigkeit und mir wenigſtens neu iſt Böttigers Mitteilung (23. April), daß Goethe in einer Einleitung zu ſeinem hexametrierten Reineke das ältere Werk für eine nach und nach von verſchiedenen Verfaſſern ſo zuſammengefügte Satire auf die damaligen Hofhaltungen erklären wollte. Vielleicht bringt die Weimariſche Ausgabe uns noch Skizzen jener beabſichtigten Einleitung. Die Frage, ob der Dichter eine Reihe von Geſängen in ſeinem Kopfe aufbewahren könne, brachte Wieland (3. Mai) auf die erſtaunenswürdigen Proben, welche Goethe bei ſeinem Eintritt in Weimar von der Kraft ſeines Gedächtniſſes gegeben habe. Er habe ganze Gedichte, ehe er ſie diktierte, gewöhnlich im Kopfe ausgearbeitet. „Er rezitierte damals ein langes aus mehreren Geſängen beſtehendes Gedicht in Knittelverſen, denen er durch ſeine Deklamation alles widrige zu nehmen und Salz und Würze zu geben wußte, das nie geſchrieben oder gedruckt worden iſt (erſt in der Quartausgabe von 1836): der ewige Jude benannt. Es war eine mit der unſchuldigſten Minne giftig perſiflierende Chriſteis, worinen Jeſus und ſeine Jünger gewaltig mitgenommen wurden. Der Herzog, der ganz verliebt in dies Bänkelſängerſtück war, ließ es Goethen oft und unter ganz verſchiedenen Umſtänden rezitieren, und nie verfehlte der Dichter eine Silbe.“ Peters hatte dieſe Geſpräche nur als Probe einer künftigen größeren Ausgabe den Wolfiſchen Briefen beigegeben. Geiger teilt nun, ebenfalls nach Böttigers Aufzeichnung, die höchſt bedeutende Unterredung mit, die am 28. Mai

1798 zwiſchen Goethe, Wieland und Wolf ſtattfand. Wenn Wolf bei ſpäteren Zuſammenkünften durch ſeine Luſt am Widerſpruch Goethes Geduld hie und da auf ſtarke Proben ſtellte, ſo erkannte er in den im Jahrbuch mitgeteilten Briefen unbedingt die Überlegenheit des Dichters an. Um einen Ruf nach Göttingen zu erhalten, rief er Goethes Vermittlung an; daß ſie erfolglos blieb, war nicht Goethes Schuld. Der Farbenlehre zeigte ſich Wolf zugethan. Mit Männern wie Fichte, deſſen hier veröffentlichte Briefe ſeine herbe Individualität in ganz hervorragender Weiſe zum Ausdruck bringen, und Wolf ſteht nun Hirt freilich nicht auf einer Linie. Von der tüchtigen Grundlage ſeines Weſens zeugt jedoch die Art, mit welcher er ſich durch Angriffe der W. K. F. nicht in ſeiner Verehrung für Goethe irre machen ließ. In Rom war er Goethe näher getreten, wie der fünfte Band der Schriften der Goethegeſellſchaft ausweiſt. Im Sommer 1806 ward Goethe auf ſeinen Antrag hin zum Mitglied der Berliner Akademie der Künſte gewählt. Goethes letzter Brief an Hirt vom Auguſt 1827 erinnert noch an den gemeinſamen Eintritt ins Kunſtgebiet, paralleles Handeln und Bemühen, konvergierendes und begleitendes Thun und Wirken. In Schillers Horen hatte Hirt Laokoonſtudien veröffentlicht, die von Goethe in den Propyläen bekämpft wurden. Hirt ſchrieb eine Entgegnung, hielt ſie aber zurück, ſo daß erſt jetzt durch Geigers Auszüge ſeine Verteidigung ans Licht kömmt. Mit ſorgfältigem Eifer hat Geiger auch in dieſem neueſten Bande gedrucktes und handſchriftliches Material für die Erläuterung der Briefe beizubringen gewußt. Zu den Varnhageniſchen Briefen des vorangehenden Jahrgangs liefert er in den Nachträgen einen Bericht Varnhagens über ſeinen Beſuch in Weimar im Juli 1825.

Eine im Auguſt 1823 zu Marienbad für den Grafen von St. Leu aufgeſtellte chronologiſche Tabelle der Ouvrages poétiques de Goethe gab Suphan Anlaß, Goethes Beziehungen zu dieſem dichtenden Bruder Napoleons im Zuſammenhang zu erörtern. Schon 1810 war Goethe in Teplitz mit dem „grundedlen“ Exkönig von Holland zuſammengetroffen; 1823 erneuerten ſich die freundlichen Beziehungen. In der Tabelle iſt nicht nur die den Dramen beigefügte Erläuterung hors des oder selon les regles beachtenswert. Fauſt wird als

tableau hasardé du monde et des mœurs en forme dramatique charakteriſiert, Pandora als drame mythologique-allegorique. Die römiſchen Elegien erhalten die Erläuterung dans le gout de Properçe. An die für 1821 verzeichneten chansonettes occasionelles reiht ſich die Schlußbemerkung: „Ces dernières annees je me suis occupé plus de la theorie de l'art et de la methode des sciences que de la poesie et de la litterature comme il parait convenir a mon age.“ Allein dieſes Alter hinderte ihn nicht, ſchon wenig Wochen nach dieſem Bekenntnis die große Marienbader Elegie zu dichten. Die Beziehungen zu Louis Bonaparte bringen von ſelbſt Goethes Unterredung mit deſſen gewaltigem Bruder in Erinnerung. Für die Feſtſtellung von Ort, Zeit und Inhalt von Goethes und Wielands zwei Unterredungen mit Napoleon, die durch Talleyrands Memoiren wieder Gegenſtand beſonderen Intereſſes und erneuter Prüfung geworden ſind, bringt Suphan ein wichtiges Aktenſtück bei. Der Kanzler v. Müller mußte dem Prinzen von Benevent, der ſeinen Herrn ſpionenmäßig zu überwachen liebte, auf ſein Verlangen ein Memoire über jene Geſpräche aushändigen. Dieſes liegt, wie Suphans ſorgfältig geführte Unterſuchung nachweiſt, den Talleyrandiſchen Memoiren, beziehungsweiſe ihrem Bearbeiter zu Grunde. Soweit Müller ſelbſt unterrichtet war, ſind auch Talleyrands Memoiren zuverläſſig. Sie weichen von der Wahrheit ab für jenen Teil der Unterredungen, über den Müller nicht als Ohrenzeuge oder durch Goethes Erzählung unterrichtet war. Arthur Levy hat im ſechsten Buche ſeiner ausführlichen Verteidigungsſchrift „Napoleon Intime“ [22]) bei Darſtellung der litterariſchen Neigungen des Kaiſers die Unterredung Goethes nur nach dem älteren Buche von Sklower angeführt (S. 553 und 556). Er erwähnt Napoleons Vorliebe für „notre bon Ossian“, ohne Werthers Leiden zu nennen. Müller dagegen verdanken wir die beſtimmte Angabe, daß Bonaparte den Goethiſchen Roman ſiebenmal geleſen habe. Trotz ſeiner Anerkennung der Weimariſchen Dichter hatte der Kaiſer doch keine Ahnung, welch treffende Parallele er zu den deutſch-franzöſiſchen Beziehungen der unmittelbar bevorſtehenden Jahre

[22]) Paris 1893 (Librairie E. Plon, Nourrit & Cie.).

aufstelle, wenn er von der im Christentum erfolgenden „reaction admirable de l'esprit Grec contre l'esprit Romain" sprach. „La Grèce vaincue par la force physique reconqnit l'Empire intellectnel." Wieland, der im „Agathodämon" eine geschichtsphilosophische Betrachtung über den Verlauf des Christentums angestellt hatte, „fnt frappé de ces grands apperçns".

Außer v. Müllers Konzept und den Briefen von Fichte, Hirt, Wolf, bringen die diesmaligen „Mitteilungen aus dem Goethe- und Schillerarchiv noch als Ergänznng der bereits reichhaltigen Sammlung von Goethes Sprüchen in Prosa „Gedankenspäne", herausgegeben von Suphan. Skizzen zu dem nicht ansgeführten zweiten Teile der zweiten Epistel hat Redlich erläntert. In ihm sollte von der Erziehung der Söhne, wie im vorangehenden Teile von jener der Töchter die Rede sein. In den „Abhandlungen" schildert Gg. Witkowski nach den Akten den im achten Buche von „Dichtung und Wahrheit" erwähnten Leipziger Studentenaufruhr von 1768 und stellt dabei Goethes Irrtümer richtig. Durch seine Skizze gab Witkowski den Anlaß zur Veröffentlichnng einer zeitgenössischen Darstellung jener Vorgänge aus einem Sammelbande der Leipziger Universitätsbibliothek. Otto Günther hat den handschriftlichen Bericht, der von verschiedenen, in der Beurteilung nicht immer übereinstimmenden Verfassern herrührt, seiner Schilderung zu Grunde gelegt, daneben aber anch die Akten aus dem Dresdner Hauptstaatsarchiv benutzt.[23]) Witkowskis Darstellung konnte so in Einzelheiten berichtigt und beträchtlich erweitert werden. Günthers Gewährsmänner lassen die einzelnen studentischen Führer, besonders einen Mecklenburger v. Malzahn hervortreten. Von den Liedern und Pasquillen kann er mehr Proben als Witkowski mitteilen. Das Wichtigste jedoch bleibt sein Hervorheben eines bei Witkowski gar nicht erwähnten Beschwerdepnnktes. Die Studenten verlangten Aufhebung des Verbotes, dem gemäß nicht mehr als zweimal in der Woche Komödie gespielt werden durfte. Die Folge ihres Unterliegens, denn Günther findet, daß die Strafverteilung

[23]) Zur Geschichte des Leipziger Musenkrieges im Jahre 1768. Leipzig 1894 (Sonderabdruck aus den Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft zu Leipzig IX. Bd. 1. Heft).

unverhältnismäßig ungünstig und ungerecht gegen die Studenten und ihre zum Teil gut begründeten Forderungen ausfiel, war, daß die Kochische Schauspieltruppe von Leipzig nach Weimar übersiedelte. Der Versuch eines ständigen Theaters in Leipzig war damit gescheitert. — Im Jahrbuch geht Rudolf Hildebrand von V. 22 („Diese Träume, Sie schmeicheln mir und locken alte Reime") des Gedichtes „Ilmenau" aus, um wahrscheinlich zu machen, daß die Charakterisierungen der einzelnen Jagdgenossen schon im Dezember 1783 entworfen, aber nicht vollendet, und dann erst im Herbste 1784 dem Geburtstagsgedichte einverleibt wurden. Ich kann mich von der Richtigkeit dieser Hypothese nicht überzeugen. Wohlthätig berührt fühlt man sich aber in dem oftmals den Blick trübenden Nebel der Goetheverehrung einmal eine unbefangene Würdigung zu treffen, wie Hildebrand sie Klopstocks vielgeschmähtem Mahnbriefe zu Teil werden läßt. Er betont, daß Klopstock nach seiner Stellung und seiner Auffassung vom Dichterberufe, wie nach Goethes bisheriger freiwilliger Unterordnung unter den „lieben Vater", doch eine gewisse Berechtigung zu jenem Briefe hatte. Gerade die Verse 108 bis 111 in dem Gedichte enthielten durch ihre Selbstanklage eine sachliche Rechtfertigung Klopstocks. Auf eine Ähnlichkeit von „Ilmenau" mit Wielands Gedicht an die Herzogin-Mutter („Zweierlei Glück" 24. Oktober 1777) macht Imelmann aufmerksam. Er setzt auch das breit durchgeführte Gleichnis in „Mahomets Gesang" mit einem ähnlichen in Bossuets Trauerrede auf den großen Condé und Malherbes Ode an Heinrich IV. in Parallele, ohne jedoch damit eine Entlehnung konstruieren zu wollen. „Zum Goethischen Gleichnis" giebt Hermann Henkel, der über Goethes satirisch-humoristische Dichtungen in diesem Jahre drei recht gute Studien (Herrigs Archiv f. neuere Sprachen XCII, 306; XCIII, 69; Zeitschrift f. vergl. Litt.-Gesch. VII, 206) veröffentlicht hat, beachtenswerte Randbemerkungen in Ergänzung früherer eigener und Hehnischer Studien. Aus Viktor Hehns Dorpater Vorlesungen über Schiller und Goethe als Lyriker (1848) und über Goethes Faust teilt Schiemann einiges mit. Ich habe an dieser Stelle bereits wiederholt meine Bewunderung für Hehns Arbeiten bekannt. Allein diese Vorlesungen stehen beträchtlich hinter den „Gedanken

über Goethe“ zurück. Mich haben sie geradezu enttäuscht, obwohl manche feine Bemerkung, wie nur Hehn sie zu machen pflegt, auch hier zu finden ist. Die Hymnen aus dem ersten Weimarischen Jahrzehnt (Harzreise, Seefahrt, Ganymed, Gesang der Geister über den Wassern, Grenzen der Menschheit, das Göttliche, meine Göttin) werden besprochen. Der Faust gehört nicht zu den Werken Goethes, aus denen die „Gedanken über Goethe“ mit Vorliebe das innerste Wesen der Goethischen Dichtung erläutern. Daß Hehn die Faustinterpreten, welche ein viel zu lebhaftes philosophisches Interesse und ein zu geringes ästhetisches hätten, zurückweist, daß er Iphigenie und Dorothea, als echt klassische Kunstwerke aus nicht geringerer Tiefe und als vollendeter Kristall aufgestiegen, der unerschöpflichen Faustdichtung vorzieht, konnte ein aufmerksamer Leser der „Gedanken“ wissen. Vielleicht wirken die Vorlesungen als ganzes bedeutender als diese ausgewählten Teile. Über „Selbsterlebtes in Goethes Tasso“ hat W. Büchner gehandelt, richtige und höchst anfechtbare Bemerkungen durcheinander mengend. Büchners Ansicht, daß der Schluß des Tasso keine Heilung und Versöhnung bedeute, daß wir es trotz des Titels mit einer Tragödie zu thun haben, ist von mir selbst schon an dieser Stelle (IX, 368) gegen Kern verfochten worden. Ich muß aber mich ebenso gegen Büchner wenden, wenn er meint, Goethe habe in seinem Tasso die Wahrheit predigen wollen, daß platonische Liebe unnatürlich sei und zu einer Katastrophe führen müßte. Büchner erblickt in den Vorgängen des Tasso eine Illustration zu dem Briefe an Frau v. Stein vom 21. Februar 1787, in dem Goethe klagt, wie der Gedanke sie nicht zu besitzen, ihn aufreibe und aufzehre. Wenn die ganze Frage weniger gleichgiltig wäre und ich nicht vor manchen Ketzerrichtern des hl. Offiziums zu großen Respekt hätte, würde ich sagen, daß ich mit Georg Brandes, dessen heterodoxe Meinung das Jahrbuch (S. 356) verzeichnet, Goethes Verhältnis zur Frau v. Stein durchaus für kein übersinnliches halte. Dagegen sehe ich in Tassos Rede, V. 3250 bis 83, und der Umarmung keinen Ausbruch eigentlicher Sinnlichkeit. Tasso bleibt selbst hier ein, freilich von höchster Ekstase fortgerissener, platonischer Liebhaber, so wie Kuno Fischer in seiner Tassostudie die platonische Liebe in der Welt des

Goethiſchen Taſſo charakteriſiert hat. Büchners Ausführung wird hier kaum Fiſcher gegenüber Recht behalten.

In dem gediegenen Aufſatze „Goethes Kunſtanſchauung in ihrer Bedeutung für die Gegenwart“ liefert Otto Harnack ein Ergänzungskapitel zu ſeinem „Goethe in der Epoche ſeiner Vollendung“ und der „klaſſiſchen Äſthetik der Deutſchen“. Vor allem ſucht er dabei Goethes Gebrauch des Begriffes „charakteriſtiſch“ in ſeiner von der modernen abweichenden Bedeutung feſtzuſtellen. Zu Harnacks feinſinnigen äſthetiſchen Erörterungen bildet Seufferts philologiſche Textſtudie einen lehrreichen Gegenſatz, in dem ſich die verſchiedenen Arten der Forſchung, die doch alle dem gemeinſamen Ziele durchdringender Erkenntnis von Goethes Erſcheinung und Wirken dienen, ſcharf von einander abheben. Es gehört freilich ein hoher Grad von Selbſtbeſcheidung dazu, um ſich an einem ſo nichtigen Werke, wie die Rahmenerzählung der „guten Weiber“ es doch zweifellos iſt, Jahre hindurch (Seufferts Neudruck erſchien 1885) feſtzubeißen. Das textkritiſch beachtenswerte Ergebnis der langen Mühen iſt bereits in Beil. Nr. 14 der „Münchener allgemeinen Zeitung“ veröffentlicht in dem Aufſatze „Armbruſter und die Wiener Goetheausgabe“. Um dem öſterreichiſchen Nachdrucke zu ſteuern, hatte ſich Cotta 1815 mit einem Wiener Verleger zu einer gemeinſamen, in Wien erſcheinenden Ausgabe von Goethes Werken geeinigt. Bisher hat man dieſem Wiener Druck ſo gut wie keine Aufmerkſamkeit geſchenkt. Seuffert fand aber heraus, daß Cotta die von Goethe ſtammende Druckvorlage oder Korrekturen der Tübinger Ausgabe nach Wien als Druckvorlage ſchickte. Manche Fehler der Tübinger Ausgabe ſind ſo aus der Wiener Ausgabe richtig zu ſtellen. Auf dieſe Fährte iſt Seuffert eben durch ſeine Textkritik der „guten Weiber“ geleitet worden. Die unvergleichliche Kunſt, mit der Michael Bernays in ſeinem berühmten Bändchen „über Kritik und Geſchichte des Goetheſchen Textes“ (Berlin 1866) die ſtrengphilologiſche Unterſuchung in anziehender, ja dramatiſche Spannung weckender Form darzuſtellen wußte, beſitzt nun Seuffert freilich nicht. Und für die gewiß mehr als zweitauſend nichtphilologiſchen Mitglieder der Goethegeſellſchaft iſt es eine ſtarke Zumutung ſich im Vereinsorgan ihrer Geſellſchaft

durch die dreißig Seiten hindurchzuarbeiten, auf denen Seuffert umständlich berichtet, wie er zu einem textkritischen Funde gekommen sei, der selbst in seinem Ergebnis nur einige wenige Goethephilologen interessieren kann. Für die Aufnahme eines Nekrologes von Frl. L. M. v. François in der „Chronik" läßt sich ein sachlicher Grund schwerlich finden.

Auf das dreifache der bisherigen Zahl sind im vorliegenden Bande die „Miszellen", von denen ich einzelne bereits erwähnt habe, angewachsen (36). Während sich durch die mitgeteilte Bleistiftzeichnung der auf dem Sofa eingeschlafenen Christiane die Zahl der von Goethe geschaffenen und veröffentlichten Bilder um eines vermehrt[24]), führt Witkowski den Nachweis, daß die unter Goethes Namen gehende Ansicht des Kapitols (die Schätze des Goethe-Nationalmuseums. Weimar 1887 Nr. 4) von Verschaffelt gezeichnet sei, allerdings veranlaßt durch eine Goethische Skizze. Aus Schadows Briefen konnte Geiger einige Äußerungen über seine Goethebildnisse beibringen. Suphan entscheidet die im Jahrbuch XI, 19 angeregte Frage der Autorschaft des Gedichtes „Wenn ich still und einsam weine": wahrscheinlich ist Seckendorf sein Verfasser. Die Verse „Als kleinen Knaben" sind zwar 1817 in Jena niedergeschrieben, aber nicht an Knebels, sondern an Hegels Sohn gerichtet. R. M. Meyer giebt die kaum nötige Warnung, durch den gleichen Namen Makarie in den „Wanderjahren" und in H. Arnold Stockfleths Roman (1669) sich nicht zur Annahme eines Zusammenhanges verführen zu lassen. Zu Gedichten („Zueignung") und Sprüchen („Wär' nicht das Auge sonnenhaft"; „Ich kanns zu Kopf nicht bringen"; „Alles in der Welt läßt sich ertragen") werden Parallelstellen beigebracht. Eine in der Weimarischen Ausgabe veröffentlichte Invektive gegen Mones Nibelungen-

[24]) Statt meines eigenen Eindrucks von dieser Zeichnung will ich lieber Veit Valentins sachkundiges Urteil mit seiner freundlichen Erlaubnis aus einem Briefe hier wiedergeben: „Das Bildchen der schlafenden Christiane ist reizend. Es ist freilich nur eine Skizze, aber in der Auffassung doch allerliebst. Ich meine, es tritt doch sehr hübsch die herzliche Freude, die Goethe an seiner Geliebten hatte, hervor, so daß dieses Gemütselement mehr als das eigentlich künstlerische wirkt."

erklärung wird von Steig mit W. Grimms Rezenſion (kl. Schriften II, 210) in Zuſammenhang gebracht. Urteile über den Werther, das Weimarer Theater und Goethes Rücktritt von ſeiner Leitung werden mitgeteilt. Mehr Intereſſe bieten die von Witkowski zuſammengeſtellten Notizen über Goethes ausgeführte und geplante Dramen in Reichards Theaterkalender für die Jahre 1775/86 und L. Tiecks Äußerung über Bettinas Goethebuch. Mit Recht hat Geiger Grillparzers bedeutendes Geſtändnis über ſein Verhältnis zu Goethe (an dieſer Stelle bereits IX, 390 mitgeteilt) in den Miszellen wieder abgedruckt. Nicht ganz glücklich war Geiger bei ſeiner Entdeckung der Exiſtenz zweier franzöſiſcher Opern über Werther und Stella. Das wirklich Merkwürdige bei dieſer Entdeckung bleibt, daß Geiger bedauern muß, nichts näheres über dieſe Stücke angeben zu können, während über eine dieſer Dramatiſierungen, Werther et Charlotte von Dejaure und Rudolf Kreutzer (Erſch und Gruber Bd. 38, S. 348), in ſeinem eigenen Jahrbuch VIII, 220 ausführlich berichtet worden iſt (vgl. auch Appells Wertherlitteratur S. 34) und über Dubuiſſons Zélia Th. Süpfles „Geſchichte des deutſchen Kultureinfluſſes auf Frankreich“ II, 1, 61 Aufſchluß giebt! Dagegen iſt für die unter den Fauſtforſchern ſtrittigen Fragen (ſ. S. 219) Freſenius' Interpretation der oft angeführten Hauptſtelle in Goethes letztem Briefe an W. v. Humboldt äußerſt wichtig. „Es ſind,“ ſchreibt Goethe, „über ſechzig Jahre, daß die Konzeption des Fauſt bei mir jugendlich von vorneherein klar, die ganze Reihenfolge hin weniger ausführlich vorlag.“ Dies „vorneherein“ iſt nach Freſenius irrtümlich auf die Zeit der Entſtehung des Planes bezogen worden, während es örtlich die Eingangsſzenen des Werkes bezeichnet. Freſenius giebt Parallelſtellen bei Goethe, Schiller, Mörike, Strauß, an denen „vorne herein“ ſtets im letzteren Sinne angewendet wird. Fraglich bleibt, ob Goethe das „alchimiſtiſche Siebengeſtirn“ (Frankfurt 1756) gekannt hat, in deſſen Verſen Tille Anklänge an das Hexeneinmaleins und die Tiere zu finden glaubte. Vom Theaterzettel einer Fauſtaufführung durch Veltens Truppe und der Erwähnung der Fauſtfabel bei dem ſchleſiſchen Dichter Daniel Stoppe erzählt L. Fränkel. In Geigers fleißiger und verdienſtlicher Bibliographie, die nach wie vor einen wichtigen Be-

ſtandteil des Jahrbuchs bildet, wäre wohl mit mehr Recht als die Chamiſſoausgabe der Kürſchneriſchen Nationallitteratur der Fouqué-band anzuführen geweſen, in deſſen Einleitung[25]) ich über Fouqués wiederholte Beſuche in Weimar ausführlich berichtet habe. Auffallen muß es, daß für die Erwähnung der Neubearbeitung der Schillerbibliographie des Goedekiſchen Grundriſſes ſich gar kein Platz in der Bibliographie des Jahrbuchs, welche ſelbſt die fünfte Auflage eines ſtenographiſchen Schiller- und Goethealbums anführt, finden ließ. Und doch enthält meine Neubearbeitung der Schillerbiographie auch die ganze, Goethe ebenſo wie Schiller berührende Xenienlitteratur. Freilich iſt es der Goedekiſchen Goethebibliographie im zweiten Bande der Jahresberichte[26]) nicht beſſer gegangen. Die in der neuen Auflage von 42 auf 288 Seiten angewachſene Bibliographie wird nicht mit einem Worte geſtreift, während Geiger als Beiſpiel meiner „recht bedenklichen Zuſätze" zur Neubearbeitung der Goedekiſchen Goethebiographie einen Satz anführt, der buchſtabengetreu ebenſo S. 725 der erſten Auflage des Grundriſſes ſteht!! Geigers Forderung, ich hätte Goedekes Abſchnitt über die deutſchen Höfe ſtreichen ſollen, weil Goedeke nicht eine gleiche Darlegung der geiſtigen Phyſiognomie Frankfurts, Leipzigs, Straßburgs gegeben hat, iſt eine mehr höfiſche als logiſche Forderung. Von den drei Städten gab Goethe ſelbſt eine ſolche Charakteriſtik, vom Weimariſchen Hofe in ſeinem Gegenſatze zu den anderen Höfen nicht. Hier füllte Goedeke eine Lücke aus. Der Geiger unerfindliche Grund, aus dem ich den Maler Bury unter den Perſonen genannt, welche Goethes Abſchied aus Rom innigſt betrübt, läßt ſich im fünften Bande der Schriften der Goethegeſellſchaft bei einigem Suchen ſo gut finden, wie im Jahrbuch Näheres über Dejaures Wertherdramatiſierung.

Ich habe ſchon beim Erſcheinen des erſten Bandes der Jahresberichte (XI, 199) darauf hingewieſen, daß auch außerhalb der ausſchließlich Goethe und Schiller gewidmeten Abſchnitte die auf ſie

[25]) Deutſche Nationallitteratur, herausgegeben von J. Kürſchner. Bd. 146 I. Stuttgart 1893 (Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft) S. XI ff., LVIII, LXVI.

[26]) Jahresberichte für neuere deutſche Litteraturgeſchichte. Zweiter Band (Jahr 1891). Stuttgart 1893 (G. J. Göſchenſche Verlagshandlung).

bezüglichen Litteraturnachweise zahlreich sind. Und so möchte ich vor allem die erfreuliche Entwickelung dieses unentbehrlichen litterarischen Hilfsmittels im Ganzen rühmen. War schon der erste Band bis auf Einzelheiten eine vorzügliche Leistung, so zeigt der zweite Jahrgang, daß Redaktion und Mitarbeiter sich nun völlig eingearbeitet haben. G. Roethes Übersicht „Allgemeines des 18./19. Jahrhunderts" verdient dabei als Musterleistung hervorgehoben zu werden. Das Gesamtreferat für Schiller blieb Köster anvertraut; für Goethe wurde eine veränderte Arbeitsteilung vorgenommen. Geiger behielt die Berichterstattung für Goethes Leben und Epos, Pniower für Lyrik. Das „Allgemeine" ging zum Vorteil der Sache in V. Valentins sorgsame Hände über, und das Drama fand an Witkowski einen alle Anforderungen erfüllenden Bearbeiter. Die Aufhebung eines eigenen Abschnittes für Goethes Didaktik ist durchaus zu billigen. Eine recht beachtenswerte Zusammenstellung neuester englischer Goethe- und Schillerlitteratur hat Karl Breul, dessen englische Schulausgaben auf beiden Seiten des Kanals wohlverdiente Anerkennung fanden, gegeben.[27])

Eine außergewöhnlich bedeutende Leistung englischen Goethestudiums liegt in J. R. Seeleys „Goethe reviewed after sixty years"[28]) vor. Drei von den zehn jetzt in Buchform vorliegenden Essays hat der Verfasser, Professor für neuere Geschichte zu Cambridge, schon 1884 in der Contemporary Review veröffentlicht. Wegen kleiner mituntergelaufener fachlicher Unrichtigkeiten, z. B. der Verwechselung des geplanten Geschichtswerkes über Bernhard v. Weimar mit einem Epos, wird niemand Aufhebens machen. Unangenehm muß dagegen deutsche Leser der Ton englischer Überhebung berühren, wie er in den ersten Kapiteln angeschlagen wird. Es ist ja leider wahr, daß „der neue Kurs" die Engländer vollkommen berechtigt, wieder mit dem alten Hochmut auf Deutschland herabzusehen. Aber gerade in einem Werke über Goethe sollte ein Engländer auch heute nicht jene Herablassung gegen deutsche Verhältnisse zeigen, welche der Amerikaner Boyesen erst kürzlich in

[27]) Zum Unterricht der Engländer in der deutschen Sprache und Litteratur. Lyons Zeitschrift für den deutschen Unterricht 1894 VIII, 155—172.

[28]) Leipzig 1894 (Tauchnitz Edition. Vol. 2964).

in ſeiner Überſicht „the English estimate of Goethe“ (ſ. IX, 195) zu rügen hatte. Wenn die Grenzen von Goethes Leiſtungsfähigkeit (some limitations of his genius) enger gezogen werden, weil vor ihm eine deutſche Litteratur überhaupt nicht beſtanden habe, ſo müſſen wir doch an Klopſtock und Leſſing erinnern, welche von Seeley vergeſſen zu ſein ſcheinen. Und doch iſt der „Messiah“ wiederholt in engliſcher Überſetzung erſchienen. Es iſt ganz richtig, daß Goethe für ſeine Poeſie nicht gleich günſtige Vorbedingungen wie Spenſer und Shakeſpeare hatte. Daß ihm aber ſtatt eines Milton nur ein Hofmanswaldau in Deutſchland vor Augen ſtehen konnte, entſpricht doch nicht den Thatſachen. Seeley ſagt, weil die Deutſchen ſich ſeit 1870 einbilden, ſie ſeien die größte Nation, meinen ſie, ihr Dichter müßte auch der größeſte Dichter ſein. Die entſchiedene Zurückweiſung engliſcher Anmaßung und Unkenntnis, wie ſie ſich in ſolchen Sätzen offenbart, ſoll uns nicht von der Anerkennung des im Grunde recht tüchtigen Buches abhalten. Beſonders ſympathiſch muß es uns berühren, daß Seeley im Gegenſatze zu ſo vielen Vorgängern in Deutſchland wie in England, gerade die Perſönlichkeit Goethes voran, ja über ſeine Werke ſtellte. Er ſtimmt Carlyle zu, wenn dieſer in Goethe the spiritual hero des 19. Jahrhunderts feiert. „Der große (sovereign) Dichter muß nicht nur ein Sänger, ſondern auch ein Weiſer ſein“ (S. 151); „Charakter iſt es, was Goethe bewundert, wonach er lebenslang ſtrebt“ (S. 161). Von Goethes Self-culture handelt denn auch das 7. Kapitel, dem die Betrachtungen: „Character and compass of his genius; Goethe's age and contemporaries; literary phases of Goethe, their importance and significance vorangehen, drei weitere: Wilhelm Meister; the great heathen; another religion folgen. Der erſte Teil des Fauſt und Wilhelm Meiſter ſtehen als die bedeutendſten Werke im Vordergrunde der Unterſuchung, während Werthers Leiden als morbid ohne weiteres mit dem tiresome Großkophta zuſammen abgefertigt werden. Litteratur, meint Seeley, ſei ein Kompromiß zwiſchen Einbildungskraft und Wahrheit. Von allen Unterhaltungsſchriftſtellern (imaginative writers) ſei Goethe der ernſthafteſte, deſſen Sinn unbeugſam auf Ergreifen und Darſtellung der Wahrheit gerichtet bleibe. So unbedingt man hierin

Seeley beistimmen muß, um so auffallender bleibt es, daß er den Zusammenhang zwischen diesem dichterischen Streben nach Wahrheit und Goethes Naturstudien nirgends angedeutet hat. Von Wilhelm Meisters Kritik des Hamlet erklärt Seeley sie, und nicht Schlegel oder Coleridge, habe den Pfad zu einer wirklichen Vertiefung in Shakespeares Genius eröffnet. Von jener Hamletinterpretation im Goethischen Roman hat auch B. ten Brink in der letzten seiner im Hochstift gehaltenen Vorlesungen[29]) geurteilt, daß nach seiner festen Überzeugung „die Goethische Darlegung des Hamletproblems, so vieles sie auch im Dunkeln läßt, doch die Grenzen richtig gezogen hat, innerhalb deren der Schwerpunkt des Problems liegt, die zarte Linie, welche die Forschung einzuhalten hat, und von der sie so gerne abweicht, möglichst genau vorzeichnet." Goethes Verhältnis zu Shakespeare nach der italienischen Reise, in der Seeley den Wendepunkt in Goethes litterarischen Grundsätzen erblickt, ist keineswegs so kühl gewesen, wie Seeley es sich denkt.

Wenn das neueste englische Werk über Goethe von selbständigem verständnisvollem Eindringen und fortschreitender Erkenntnis seines Wesens erfreuliches Zeugniß ablegt, so ist in einem französischen Versuche, einen Überblick über die ganze Weltlitteratur zu geben,[30]) das der „Littérature allemande depuis la renaissance" gewidmete Kapitel, sehr oberflächlich ausgefallen. Die Inhaltsangabe von Faust, Werther, Götz von Berlichingen, den Räubern ist nur noch von einigen Namen begleitet, jede Charakteristik fehlt. Leider ist aber auch in einem andern französischen Werke, das freilich auf unvergleichlich höherer Stufe steht, und sonst durchaus lobenswert erscheint, in Jaques Parmentiers deutscher Litteraturgeschichte[31]) Goethe nicht zu seinem Rechte gekommen. Der westöstliche Divan, in dem Seeley, doch nicht ganz gerecht gegen die noch folgenden

---

[29]) Shakspere. Fünf Vorlesungen aus dem Nachlaß. Straßburg 1893 (Verlag von K. J. Trübner).

[30]) Bibliothèque d'education et de récreation. Eugen Bouchet, Précis des Littératures étrangères anciennes et modernes. Paris 1894 (J. Hetzel & Cie.).

[31]) Bibliothèque des Langues vivantes. Kurze Geschichte der deutschen Litteratur von einem Franzosen. Paris 1894 (A. Laisney, Editeur).

Dichtungen, die letzte bedeutende Leistung von Goethes dichterischem Schaffen findet, ist von Parmentier überhaupt nicht erwähnt. Die Wahlverwandtschaften findet er noch anstößiger als Meisters Lehrjahre, und Goethes Vorliebe, die Sinnlichkeit zum Gegenstand seiner Dichtungen zu machen, läßt ihm den sittlichen Gehalt seiner Dichtungen überhaupt zweifelhaft erscheinen. Hoffentlich wird Parmentier in einer neuen Auflage nicht versäumen, diese höchst unzutreffende Anschauung von Goethes Person und Wirken zu berichtigen. Ebenso wäre der Irrtum zu beseitigen, daß Schillers Wilhelm Tell seit 1870 in Deutschland als ein antideutsches Stück gelte. Bekanntlich hat Napoleon I. seine Verwunderung ausgesprochen, daß die Deutschen sich für ein Drama begeisterten, welches die Loslösung der Schweiz vom Reichsgebiet feiere. Aber auf diesen Standpunkt hat sich, soviel ich weiß, bis heute kein deutscher Beurteiler gestellt, soviel sie auch von Schlegel und Börne bis auf die Allerjüngsten an Schillers Meisterwerk auszusetzen wußten. Aber einstimmig werden deutsche Kritiker in Parmentiers 10. Kapitel „Goethe und Schiller" für des letzteren philosophische Arbeiten den fehlenden Hinweis auf Kant für unentbehrlich halten. „Schillers Gedankendichtung in ihrem Verhältnisse zur Lehre Kants" hat Ernst Reinitz[32]) gut und treffend vor allem an den kleineren Gedichten Schillers in Distichenform erläutert, während Karl Wenzigs Polemik gegen einige der fast unzähligen Erklärer der „Glocke"[33]) mir weniger gelungen erscheint. Recht hat er gewiß mit seinem Hinweise, daß Schiller unter der „liebenden Gemeinde" nicht nur an die Kirchengemeinde gedacht hat, der er selbst ferne stand. Man kann auch seinem Hauptsatze beipflichten: „Die ganze Entstehung der Glocke von ihren Anfängen bis zu ihrer Vollendung ist ein Symbol der Entwickelung der gesellschaftlichen Vereinigung der Menschen, wie die Glocke selbst das Symbol einer solchen Vereinigung." Aber diese Betonung des einheitlichen Grundgedankens schließt nicht, wie Wenzig meint, Humboldts Erklärung aus, der gemäß das Gedicht „alle Vorfälle des menschlichen und

[32]) Ratibor 1894 (Programm des evangelischen Gymnasiums).
[33]) Breslau 1894 (Programm des kgl. Wilhelms-Gymnasiums).

*

gesellschaftlichen Lebens durchläuft, die aus jedem entspringenden Gefühle ausdrückt und dies alles symbolisch immer an die Töne der Glocke heftet und deren fortlaufende Arbeit in ihren verschiedenen Momenten begleitet". Wenzigs Erklärung der vom kurzen Wahne der Liebesleidenschaft handelnden Verse ist wohl entbehrlich. Dagegen wäre gerade von seinem Standpunkte aus die Zusammenstellung der „Glocke" mit den zwei andern kulturhistorischen Gedichten Schillers, dem „Eleusinischen Fest" und „Spaziergang" wichtig und lehrreich gewesen. Auf einen hervorragenden, mit Unrecht vergessenen Versuch der Erläuterung und Verteidigung eines der berühmtesten Schillerischen Gedichte, Georg Forsters „Fragment eines Briefes an einen deutschen Schriftsteller über Schillers Götter Griechenlands" habe ich erst IX, 384 hingewiesen. Inzwischen hat Albert Leitzmann im Verfolg seiner auf eine Wiederbelebung Forsters gerichteten Studien eine Sammlung „ausgewählter kleiner Schriften" Forsters herausgegeben[34]), die einen erneuten sorgfältigen Abdruck der Verteidigung bietet. Leitzmann macht darauf aufmerksam, daß Forster die Zurückweisung von Stolbergs Angriff mit einer Abwehr des Wöllnerischen Religionsediktes verbindet. „Die glühende Begeisterung für das Griechentum und seine idealen Schöpfungen erhöht zusammen mit dem feinen und zarten poetischen Sinn, der sich in dem mitfühlenden Verständnis für Schillers Gedicht ausspricht, und der edlen Schönheit der Sprache den Wert des herrlichen Aufsatzes." Mit Schillers Grundanschauungen bietet ein anderer von Forsters Aufsätzen „Die Kunst und das Zeitalter" wichtige Parallelen, während die zwei naturwissenschaftlichen Arbeiten für diejenigen, die Goethes Studien ihre Stellung in der gleichzeitigen Naturwissenschaft bestimmen wollen, inbetracht kommen.

Während Gustav Esche die geplante Geschichte der deutschen Idyllendichtung zu einer gut charakterisierenden Vergleichung von Voßens Luise und Goethes Dorothea zusammenschmolz[35]), hat

[34]) Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, Heft 46/47. Stuttgart 1894 (G. J. Göschensche Verlagshandlung).

[35]) Zur Geschichte der deutschen Idyllendichtung. Eine Stunde Litteratur. Siegen 1894 (Beilage zum Jahresbericht des Realgymnasiums).

Camillo v. Klenze, jetzt Privatdozent an der Universität in Chicago, seine Dissertation über „die komischen Romanzen der Deutschen im 18. Jahrhundert“ [36]) leider nicht auf Schiller und Goethe ausgedehnt. Goethe lernte an Voß' Beispiel nicht nur die zu vermeidenden Klippen kennen, sondern auch das deutsche Kleinleben gerade in homerischer Form zu schildern. Während Voß die Schranken der Idylle durchbrach, ohne ein wirkliches Epos schaffen zu können, erhob sich Goethe von vornherein zum Epischen, ohne den Boden des Idylls ganz zu verlassen. An der Vergleichung der Schlußverse in der „Luise“ und der Warnung der Frau Pfarrerin (V. 839 f.) mit Hermann und Dorothea IX, 55 u. 245 zeigt Eskuche hübsch und überraschend, wie wirklich rein der so oft wegen seiner Sinnlichkeit getadelte Goethe die Verbindung des Paares zu schildern strebte gegenüber der halb unschuldigen, halb lüsternen Darstellung des biederen Entiner Rektors. Vielleicht weisen manche Züge in der „Luise“ noch auf den Einfluß des bei der älteren Generation so beliebten komischen Epos hin. Die komische Romanze, wie sie bis zum Erscheinen der „Leonore“ unbestritten herrschte, ist in Schillers Anthologie durch mehr als ein Beispiel („Die Rache der Musen“; „Der Satyr und meine Muse“; „Die Journalisten und Minos“) vertreten; selbst das Lied auf Graf Eberhard ist durch Eingangs- und Schlußstrophe humoristisch eingerahmt. Den von Klenze als charakteristisches Merkmal der Bänkelsänger-Elemente angeführten langen Titel zeigt Simeon Krebsauges „wunderseltsame Historia“, d. h. das Spottgedicht, das Schiller 1783 gegen die Eroberungsgelüste des Koburgischen Hofes richtete. Das von Klenze gleichfalls hervorgehobene Motiv des geplagten Ehemannes hat Schiller noch 1789 in der Epistel „Die berühmte Frau“ im Stile der älteren komischen Romanzen behandelt. Ja im „Gang zum Eisenhammer“ ist Schiller unwillkürlich in diesen Bänkelsängerton verfallen. Von Goethe dagegen könnten wohl nur „Ritter Kurts Brautfahrt“ (1804) und „Sängerwürde“, aber auch diese nur inhaltlich, nicht stilistisch unter die komische Romanzendichtung eingereiht werden. Dagegen hat er durch seinen

[36]) Marburg i. H. 1891.

Werther Romanzen im Bänkelſängertone veranlaßt, von denen Klenze (S. 32) vier verzeichnet. Zu dem von A. Tille abgedruckten burlesken Gedichte des Königsberger Referendars K. Alexander Herklot „Dr. Fauſt, eine akademiſche hiſtoriſch-moraliſche Vorleſung“ (1781) fügt Klenze noch ein anderes „Fauſt. Autorhaud“ aus K. Ferd. Schmidts „Leyerliedern“ von 1780, das er jedoch ſelbſt als Satire gegen den engliſchen Meſſiasüberſetzer Collier bezeichnet.

Wenn v. Klenze ſeine Studie über die Balladenentwickelung nur bis zur klaſſiſchen Zeit heranführte, ſo hat dagegen Joh. Dembowski „Günther und Goethe“ unmittelbar einander entgegengeſtellt. Seine „ethiſchen Studien zur lyriſchen Dichtung“[37]) gehen von dem in Schillers Rezenſion über Bürgers Gedichte erhärteten Satze aus: „Die Poeſie iſt nur Ausdruck der Menſchheit und kann nicht mit anderem Maße gemeſſen werden als dieſe.“ Es iſt wohl eine Übertreibung zu ſagen, es gebe kein anderes Seelenleben, welches ſich ganz in lyriſchen Dichtungen offenbart habe, als das Goethes. Ich glaube, daß auch z. B. in Leopardis und Lenaus Lyrik eine ſolche Offenbarung enthalten iſt. Natürlich können ihre Gedichte aber nicht den ſtarken, klaren, geſunden, ſelbſtbewußten Menſchen ſpiegeln, den Dembowski mit Recht in Goethes Dichtungen verehrt wie er ihn in denen Günthers vermißt. In den Leipziger- und Friederikenliedern ſtellt Dembowski einzelne Ausdrücke mit Güntheriſchen zuſammen. Gerade die äußere Ähnlichkeit läßt die ethiſche Umbildung bei Goethe erkennen. Am Mailied und vor allem an dem Hymnus „Wanderers Sturmlied“ legt er die ethiſche Entwickelung Goethes dar. Dembowskis Studie weiß Goethes wie Günthers Lyrik und die in ihr ſich ausdrückende menſchliche Perſönlichkeit ſehr gut zu charakteriſieren und erhebt ſich durch die ganze Art der gehaltvollen Betrachtung und Durchführung weit über das Mittelgut ſelbſt der beſſeren Programmarbeiten. Wie Dembowski den Lyriker Goethe, ſo haben Guſtav Kraft und Roethe den Dramatiker Schiller mit ſeinen Vorgängern zuſammengeſtellt. Kraft betont, wie im Schulunterricht durch die enge Nebeneinanderſtellung verwandter

[37]) Lyck 1894 (Beilage zum Programm des kgl. Gymnaſiums).

Stoffe das Verständnis gefördert werden könne. Als „Beispiel vergleichender Betrachtung“ bespricht er klar und verständig Ähnlichkeit und Verschiedenheit von Klingers „Zwillingen“, Leisewitz' „Julius von Tarent“ und Schillers „Braut von Messina“ [38]). Der Vergleich mit diesen Schiller unmittelbar vorangehenden Tragödien werde die richtigen Gesichtspunkte dem Schüler leichter vermitteln als der an und für sich hier zunächst liegende mit der antiken Tragödie. Bei Klinger und Leisewitz haben wir ein Charakterdrama. Schiller bringt „den Gegensatz zwischen der menschlichen Ohnmacht und der Allgewalt des Schicksals und im Zusammenhange damit ein Beispiel freiwilliger Unterordnung unter die Macht der sittlichen Notwendigkeit zu erschütternder Darstellung.“ Kraft hätte noch darauf hinweisen können, wie Schiller die Mutter an Stelle des fürstlichen Vaters bei Klinger und Leisewitz treten ließ, weil er nur so Don Cäsar das volle Verdienst freiwilliger Sühnung erwerben lassen konnte. Alle drei Stücke spielen in Italien. Die Begeisterung des jungen Schiller für den Rousseauisch gesinnten Julius von Tarent wäre litterargeschichtlich etwas stärker zu betonen. Das Motiv der feindlichen Brüder haben Weltrich und Minor in ihren Schillerbiographien zur Genüge erörtert. Ungleich bedeutender als Krafts Studie ist Gustav Roethes Untersuchung über „Die dramatischen Quellen des Schillerischen Tell“ in den bereits erwähnten „Forschungen zur deutschen Philologie“. Bedauerlich ist, daß Roethe gegen das „epische Drama des Mannes, den viele schlechthin als ersten Dramatiker Deutschlands rühmen“, einigemale in den Ton der modernen Schillerverächter verfallen ist. Sind Schillers Stauffacher und Melchthal wirklich nur „hochstelzende Freiheitsmänner“ (S. 235), Tells Verse „Frei sind die Hütten“ reine „renommistische Proklamation“ (S. 247)? Um Schillers „Erzählungsmanie“ zu verurteilen, werden (S. 240) die zurückgreifenden, exponierenden Erzählungen, deren doch auch Shakespeare (Tempest I, 2) nicht entraten konnte, und die Botenberichte unterschiedslos aufgezählt und zugleich (S. 274) behauptet,

---

[38]) Eine vergleichende Betrachtung mit besonderer Rücksicht auf ihre Verwertung beim Unterricht. Altenburg 1894 (Programm des Friedrichs-Gymnasiums).

die Botenberichte nach antik-französischer Art seien Schiller ungeläufig. Nur Shrewsburys Kerkerbericht und die Erzählung des schwedischen Hauptmanns dürften dahin gerechnet werden. Mir ist völlig unerfindlich, aus welchem Grunde Raouls Schlachtbericht „Wir hatten sechzehn Fähnlein aufgebracht“ nicht mit der Schilderung vom Untergang der Pappenheimer zu ein und derselben Gattung gehören sollte. Jedenfalls mehr den Botenberichten, als der retardierenden Erzählung gehören noch an: die kurze Meldung des Offiziers (Maria Stuart IV, 6), der Bote in der „Braut“ IV, 2, Stauffachers Nacherzählung des von einem Boten verkündeten Königsmordes, Herrmanns Lügenbericht über Karl Moors Tod in der Schlacht bei Prag, Laskaris Erzählung vom Falle St. Elmos (Malteser). Nicht minder widersprechen muß ich, wenn Roethe das Volkstümliche und Individualistische im Tell dem Einflusse der Romantik zuschreiben will (S. 237). In der hier allein inbetracht kommenden ersten romantischen Schule ist der Zug zum Volkstümlichen, den die Heidelberger pflegten, nur sehr schwach hervorgetreten. Nicht aus individuellem Kraftgefühl, das übrigens mehr auf die Sturm- und Drangzeit, als auf das Athenäum hinweisen würde, hält sich Tell von den Freunden zurück, sondern gemäß seiner träumerisch-stillen und zugleich offenherzigen Natur. Roethe vergleicht Tells Ausspruch „Der Starke ist am mächtigsten allein“, mit dem Verse von Fr. Schlegels Alarkos: „So starke Seelen sind allein am stärksten“ und stellt zur Erwägung, ob nicht Fausts gewaltiger Verzweiflungsausbruch (V. 1583/1606) angeregt sei durch den Fluch des vor der Ermordung seiner schuldlosen Gattin zurückbebenden Alarkos (II. Akt V. 101/117). Daß ein so verdienter trefflicher Forscher wie Roethe den von ihm selbst bemerkten chronologischen Schwierigkeiten zum Trotze der Entlehnungstheorie ein solches sacrificio del inteletto bringen kann, zeigt, wie gefährlich und bösartig der Entlehnungsbaccillus in der neueren Litteraturgeschichte wuchert, und wie Recht Elster hatte zu erklären, daß es so nicht weiter gehen dürfe. Verwandte Verhältnisse werden die Menschen und mit ihnen die Dichter immer wieder zum Aussprechen ähnlicher Gefühle veranlassen, ohne daß eine gegenseitige Abhängigkeit dabei stattfindet. Weder hat Schiller, als er „Wallensteins

Lager“ ſchrieb, General Bonapartes Briefe, noch dieſer Wallenſteins Äußerungen gekannt; und doch entſpricht V. 750 im Lager genau Napoleons Worten (6. Mai 1796) in einem Briefe an das Direktorium: „Plus vous m'enverrez d'hommes, et plus je les nourrirai facilement“.

Gewiß bietet Schillers Tell manche wunde Stelle, davon aber, daß das epiſch-didaktiſche Tendenzgift und der — wohl zum erſtenmal getadelte — Reſpekt vor der lokalen Echtheit die Kompoſition des Dramas geſprengt hätten, kann ich mich nicht überzeugen. Einerſeits habe ſich Schiller durch die Schweizeriſchen Telldramen zu einer mehr epiſchen, als dramatiſchen Behandlung des Stoffes verleiten laſſen, andererſeits ſeien diejenigen Teile, z. B. der ganze letzte Akt, für welche ihm keine ſchweizeriſche Vorlage eine Stütze bot, vollſtändig mißlungen. Ich würde den als Schweizer für Schillers Verherrlichung ſeiner Heimat vielleicht parteiiſchen Gottfried Keller (vgl. IX, 391) nicht als Zeugen für Schiller anrufen, wenn nicht Roethe ſogar die im „grünen Heinrich“ ſo ſtimmungsvoll geſchilderte Tellaufführung gegen Schiller ins Feld führte. Roethe will den von den Dramaturgen oft gerügten Grundfehler des Stückes, den durch Tells Scheidung von den Rütlimännern entſtehenden Mangel an dramatiſcher Einheit durch den Einfluß der epiſch gehaltenen Schweizerdichtungen erklären. Schon IX, 393 habe ich ſelbſt auf Bächtolds Ausgabe der älteſten Tellenſpiele und Bemerkungen über Bodmers Dramen als für Schiller beachtenswert hingewieſen. Wie falſch es war, allen Zuſammenhang Schillers mit der älteren, bereits öfters unterſuchten dramatiſchen Telldichtung von vornherein abzuweiſen, iſt erſt jetzt durch Roethes gründlich belehrende Unterſuchung klar geworden. Die Weimarer Bibliothek beſaß aus Gottſcheds Sammlungen zum „nötigen Vorrat zur Geſchichte der deutſchen dramatiſchen Dichtkunſt“ das alte Urner Tellenſpiel in einem Drucke von 1698 (Bächtold F.). Schiller ſoll zu ſeiner Telldichtung durch das damals noch unbegründete Gerücht, daß er an einem Tell arbeite, angeregt worden ſei. Was ihm an ſchweizeriſchen Quellen nur erreichbar war, zog er zu Rate. Unter dieſen Umſtänden iſt es geradezu unwahrſcheinlich, daß er nicht vor Beginn ſeiner Arbeit ſich unter den vorhandenen Telldramen umgeſehen

und dabei dem älteſten ſchweizeriſchen Spiele ſeine Aufmerkſamkeit zugewendet habe. Der Beweis hierfür, wie für die Bekanntſchaft mit mancher der folgenden Dichtungen, den Roethe verſucht, iſt meiner Anſicht nach zwar nicht ſo überzeugend, wie er ſelbſt meint, erbracht, aber in Einzelheiten doch wahrſcheinlich gemacht. Nur irgendwelche Kenntnis von Ruefs Tellenſpiel, dem in dieſem Zuſammenhang auch keine Wichtigkeit zukömmt, halte ich für völlig unmöglich. Im ganzen und großen aber hat Roethe eine Quellenunterſuchung geliefert, die, abgeſehen von der gehäſſigen Geringſchätzung Schillers, die Tellſtudien von Joachim Meyer und J. Keller ergänzt und in einem oder dem andern Punkte ein bleibendes Ergebnis erzielt. Vielleicht würde es ſich lohnen, nun in gleicher Weiſe die lyriſch-epiſche Telldichtung (Lavater, Fritz Stolberg, L. Meiſter und ſo viele andere) im Hinblick auf Schillers Drama zu ſichten. Chriſtian v. Stolbergs Chorgeſänge von 1787 gehören einem Schauſpiele Wilhelm Tell an, das unvollendet blieb, weil „die eigene Behandlung jenes großen Stoffes, ebenſowenig wie ſpätere Bearbeitungen desſelben, in mehreren Sprachen, dem ihm vorſchwebenden Ideal zu nahen vermochten“. Roethes Abweiſung jener Erklärer, welche als den Helden des Dramas das ganze Schweizervolk annahmen, kann man zur Not beiſtimmen, ohne mit ihm die Doppelheit des Intereſſes Schiller als unverzeihlichen Kompoſitionsfehler vorzuwerfen. Von der Schilderung der Bedrängnis der Einzelnen (Baumgarten) geht die Handlung aus. Aus dieſer Stimmung heraus erwächſt der Beſchluß gemeinſamen Handelns, dem der friedfertige Träumer Tell ferne bleibt. Nun muß aber gerade er am eigenen Leibe erfahren, daß man auch dem Friedlichen nicht gerne den Frieden gewährt. Es liegt im Weſen der Sache, daß auch eine allgemein verbreitete Volksſtimmung und Bereitſchaft zuletzt durch den Zufall, die That eines Einzelnen zum Ausbruch gelangt. Die Vergewaltigung Tells und Rudenz' Sorge um Bertha werfen die am Rütli ſorgfältig hinausgeſchobenen Pläne über den Haufen. Die Handlung des Einzelnen geht aus einer gemeinſamen Richtung des Volkswillens hervor, wäre ohne ihn unmöglich; dieſer ſelbſt wird aber nur durch und in einer beſtimmten Perſönlichkeit zur entſcheidenden That. So müſſen Volk und

Individuum in gleicher Weise vorgeführt werden, sie bilden eine Einheit, die durch abwechselndes Hervortreten des Einzelhelden und der Masse nicht gestört wird. So hat Immermann im Titel seiner ersten Bearbeitung „das Trauerspiel in Tyrol“ nach der Masse, in der zweiten nach dem Führer „Andreas Hofer“ genannt, ohne daß er diesen als Helden von der Umgebung sondern wollte. Wenn auch Tell natürlich eine andere Stellung als der Sandwirt einnimmt, lassen sich die beiden Dramen doch in Parallele setzen, und es gelten auch vom Tell die Worte Barraguays bei Immermann:

Es giebt in jedem Wald den höchsten Baum,
Den größten Berg in jeglichem Gebirge.
Und so will die Natur, daß auf den Schultern
Der Bürgerkriege und Tumulte sich
Ein Haupt erhebe.

Ich glaube demnach nicht einen Verstoß gegen die dramatische Einheit zugeben zu dürfen, wenn der Dichter unsern Blick bald auf den Wald, bald auf seinen höchsten Baum derart zu lenken versteht, daß wir beim einen stets an den andern erinnert werden, wie es in Schillers Tell der Fall ist.

Wenn ich Roethes ungerechtem Tadel gegenüber Gottfried Keller als Verteidiger Schillers angerufen habe, so mag im Gegensatze zum litterarhistorischen Kritiker auch ein Schweizer Schulmann für Schiller Zeugnis ablegen. Andreas Florin ist es nicht um einen Beitrag zur Schillerlitteratur, sondern um praktische Schulfragen zu thun,[39]) aber gerade dabei wird sein Buch ganz von selbst eine Rechtfertigungsschrift Schillers. Florin hat auch ein eigenes, mir nicht zugängliches Tell-Lesebuch veröffentlicht. In ihm folgen dem Schillerischen Drama Auszüge aus den Quellen, unter die er auch Goethes epischen Entwurf einreiht, das Tellenlied und Tellenspiel, das im Anschluß an Schillers Dichtung „in jeder höheren Schule der Schweiz gelesen werden sollte“, die geschichtliche Erzählung der Gründung des Schweizerbundes, geographische Erläuterungen (Übersichtskarte) und Bilder aus der

[39]) Die unterrichtliche Behandlung von Schillers Wilhelm Tell. Ein Beitrag zur Methodik der dramatischen Lektüre. Davos 1891 (Hugo Richter, Verlagsbuchhandlung).

Alpenwelt, verwandte Dichtungen (Schillers Berglied und Alpenjäger, Goethes Fiſcher, Uhlands Tellsplatte und Tells Tod, Geibels cita mors ruit u. a.). Die Vergleichung ſolcher verwandten Klänge hält Florin für die Schule ebenſo nützlich wie die Sucht, aus jeder Ähnlichkeit eine Entlehnung zu konſtruieren für nachteilig. War Roethe zu ſehr bemüht, einen Zuſammenhang zwiſchen Schiller und den älteren Telldramen herzuſtellen, ſo hat dagegen Karl Hanebuth mit der den Marburger neuphilologiſchen Diſſertationen eigenen Nichtachtung und Unkenntnis der deutſchen Litteratur bei ſeinem Berichte „über die hauptſächlichſten Jeanne d'Arc-Dichtungen des 15., 16. und 17. Jahrhunderts“ [40]) jeden Ausblick auf Schillers Dichtung ſorgfältig vermieden. Nur bei der ſummariſchen Überſicht am Schluſſe iſt Schillers Jungfrau und als ihre einzige (!) Quelle l'Averdy genannt. Die ganze Arbeit hat nur den Wert einer geiſt- und methodeloſen Materialſammlung, denn die Charakteriſtik eines der behandelten Werke zu geben, iſt der Verfaſſer nicht imſtande.

Den von Roethe dem Tell gemachten Vorwurf mangelhaft verbundener Doppelhandlung hat Guſtav Kettner in ſeinen ausgezeichneten „Schillerſtudien“ [41]) auch gegen „Kabale und Liebe“ erhoben (S. 40), während er die Sorgfalt in der auf zwei (nicht wie Bellermann will drei) Tage berechneten zeitlichen Verknüpfung der Handlung nachweiſt. Manche Kompoſitionsfehler, die ſich zum Teil aus Veränderungen des urſprünglichen Entwurfes erklären mögen, hebt Kettner mit Recht hervor. Aber die Scheidung einer Liebes- und einer Eiferſuchtstragödie geht meiner Anſicht nach durchaus nicht bis zu einem Mangel an einheitlicher Wirkung. Der Kampf gegen die Standesintereſſen hat die verderbliche Eiferſucht zur Folge, ſie kommt nicht als ein neues und fremdes Motiv, wie Kettner vorwirft, zu dieſem hinzu. Von ſonſtigen Widerſprüchen bei Schiller ſcheint mir der zwiſchen V. 55 und V. 881 in „Wallenſteins Lager“ nur ein ſcheinbarer. Die Löhnung von

---

[40]) Marburg i. H. 1893.

[41]) Naumburg a. S. 1894 (Beilage zum Jahresbericht der kgl. Landesſchule Pforta).

40 Wochen mag der Kaiſer ſeinen Truppen ſchulden; eine doppelte Tageslöhnung ließ der Feldherr am Einzugstag der Herzogin auszahlen. Möglich auch, daß „des Friedländers Regiment“ mit der Löhnung ſtets bevorzugt worden iſt, und der Trompeter dies nur der Maſſe gegenüber nicht erwähnt, ihre Klage agitatormäßig zu ſeiner eignen macht. Die Schwierigkeit von V. 2619 in „Wallenſteins Tod“ („Ein ſtarkes Schießen war ja dieſen Abend“) hat Kettner ſelbſt glücklich gelöſt, indem er dieſe Worte des Feldherrn nicht auf Max Pikkolominis Überfall in Neuſtadt, ſondern auf ein Gefecht bezieht, das Oktavio Pikkolominis überraſchendes Erſcheinen vor Eger ermöglicht. Freilich hätte der Dichter dies etwas deutlicher hervorheben ſollen, denn jetzt werden wohl die meiſten Leſer überſehen, daß die Beziehung auf den Kampf der Pappenheimer zeitlich ausgeſchloſſen bleibt. Der Beweis eines Zuſammenhangs von Hubers Bearbeitung des Beaumont-Fletcheriſchen Schauſpiels „a king and no king“ mit der „Braut von Meſſina“ iſt Kettner nicht gelungen. Wenn Don Cäſar auch der erkannten Schweſter gegenüber noch eine tiefere Liebe zeigt, ſo iſt doch von dem bewußten Kampfe zwiſchen Bruder- und Sinnenliebe, wie er für Arbaces-Ethelwolf charakteriſtiſch iſt, bei den Brüdern von Meſſina keine Rede. Ihnen enthüllt ſich die Geliebte tragiſch als Schweſter, während wir bei Beaumont-Fletcher das Luſtſpielmotiv haben, daß die vermeintliche Schweſter durch die Umſtände zur Geliebten und Gattin des Pſeudokönigs beſtimmt iſt. Muß ich hier Kettner widerſprechen, ſo habe ich den übrigen Teil ſeiner Studien um ſo unbedingter zu rühmen. Nach der Einleitung, welche Schillers Niederſchrift des größeren Verzeichniſſes ſeiner Dramenpläne (krit. hiſt. Ausgabe XV, 2, 593) für den Sommer 1802, des kleineren zwiſchen 21. Januar 1799 und 7. April 1800 feſtlegt, giebt er eine neue Gruppierung der auf „die Polizei“ bezüglichen Nachlaßpapiere. Stettenheims Diſſertation (vgl. S. 237 des vorangehenden Heftes) wird dabei vielfach berichtigt. Von beſonderem Intereſſe iſt der Nachweis, daß einerſeits die Vorliebe des Ritterdramas für die Vehme auf dieſe Verherrlichung der Polizei eingewirkt habe, andrerſeits Schiller gerade bei dieſem modernſten Stoffe von der Erinnerung an den König Ödipus beherrſcht war. J. L. Klein hat

Kleists „zerbrochenen Krug" das vollkommenste moderne Gegenstück zum Ödipus genannt, d. h. in beiden fällt die entscheidende Handlung vor den Beginn des Dramas. Dieses hat sich nur mit der Enthüllung der Schuld und ihrer Wirkung auf die einzelnen Personen zu befassen. So hat Schiller in einem Stadium der von der Tragödie zur Komödie hin- und herschwankenden Polizeipläne die Entdeckung eines verborgenen Verbrechens durch die moderne Polizeivorsehung dramatisieren wollen. Er konnte aber den Stoff nicht einheitlich gestalten, so oft er ihn auch von neuem vornahm. Mit der Annahme, daß „das Ereignis zu Verona beim Römerzuge Sigismonds" im größeren und „die Reise zur Kaiserkrönung" im kürzeren Verzeichnis den gleichen Plan andeuten, hat Kettner ebenso gewiß Recht, wie der Herausgeber der dramatischen Entwürfe in der Hempelischen Ausgabe XVI, 104 sich irrt, wenn er hier an die berühmte Novelle von Äneas Sylvius denkt. In Kürschners „Nationallitteratur" Bd. 108, S. II meinte Boxberger, Schiller habe ein romantisches Gedicht in Stanzen beabsichtigt. Schiller scheint in Wirklichkeit ein Drama geplant zu haben, das sich dem Stoffkreise von Shakespeares „Maß für Maß" (s. Zeitschrift f. vergl. Litt.-Gesch. VII, 225) angereiht haben würde. Die nur im späteren Verzeichnis eingetragene „Verschwörung gegen Venedig" hat man bisher mit der Novelle St. Réals, die Huber erst für Schillers Sammlung übersetzte und dann selbst zu dramatisieren suchte, und Otways Tragödie „Venice preserved" in Verbindung gesetzt. Kettner macht wahrscheinlich, daß der Titel auf eine Marino Falieridichtung hinweise. Die „Verschwörung des Dogen Marin Falier gegen Venedig" hat der arme Student Berling (nicht Reinwald!) für das zehnte Heft der „Thalia" übersetzt, und noch Grillparzer hat für seine geplante Dogentragödie diese Quelle benutzt. Der von Ferd. Michel in diesen Berichten II, 333 aufgestellten Liste von Falieridichtungen wären also Schiller und Grillparzer einzureihen. Für Martinuzzi, den von Karl August vorgeschlagenen, von Schiller zurückgewiesenen Dramenstoff, weist Kettner eine in Weimar selbst 1790 erschienene Biographie von Fr. Schulz an Stelle des von Minor genannten Bechet nach. Für das in der Eingangsszene von „Don Karlos"

erwähnte Turnier von Saragoſſa, die „Prinzeſſin von Zelle“ und „Gräfin von Flandern“ werden bisher überſehene franzöſiſche Quellen herangezogen. Aus Charlotte Schillers neu aufgefundener Abſchrift der Malteſerpläne wird ein Fragment zum erſtenmale mitgeteilt. Zur Feſtſtellung der Reihenfolge der Entwürfe bringt Charlottens Abſchrift indeſſen nichts neues bei.

Wenn alle bisherigen Unterſuchungen Kettners dazu angethan ſind, uns ſeiner Neuausgabe von Schillers dramatiſchem Nachlaß als einer Muſterausgabe entgegenſehen zu laſſen, ſo erregen ſie auch den Wunſch, er möchte ſich dabei ja nicht auf eine bloße Textgabe beſchränken, ſondern durch Erläuterungen und Quellennachweiſe allen Anforderungen genugthun. Erſt dadurch wird der bisher noch immer wenigen vertraute Schatz Gemeingut weiterer Kreiſe werden. Macht ſich doch auch der Weimariſchen Goetheausgabe gegenüber, in der grundſätzlich nur Goethe ſelbſt das Wort führen ſoll, das Bedürfnis nach Erläuterungen immer wieder geltend. Die Lesarten der ſpäteren Bände kommen ihm öfters als früher entgegen, und die v. Biedermanniſche Verlagshandlung ſucht dem Mangel, ſoweit er als ſolcher empfunden werden ſollte, durch eine eigene Sammlung abzuhelfen. Eine Bedeutung, wie ſie den neun Bänden der „Abteilung für Geſpräche“ zukommt, wird die neu eröffnete „Abteilung für Erläuterungen“ [42]) freilich niemals in Anſpruch nehmen können; aber unter den neueren Erſcheinungen der Goethelitteratur gebührt dem Unternehmen gewiß beſondere Beachtung. Sollen ſich die Erläuterungen zunächſt auch der Weimariſchen Ausgabe anſchließen, ſo iſt doch der erſte vorliegende Band „Erläuterungen zu den Tag- und Jahresheften“ von Woldemar Freiherrn v. Biedermann durch vier beſondere Regiſter derart eingerichtet, daß er zu ſämtlichen Ausgaben von Goethes Werken bequem benutzt werden kann. Die Tag- und Jahreshefte ſelbſt mit ihren verſchiedenen Anhängſeln ſind von W. v. Biedermann in der Weimariſchen Ausgabe [43]) und gleich-

[42]) Band 35 und 36. Zu den Tag- und Jahresheften. Leipzig 1894 (F. W. v. Biedermann).

[43]) Goethes Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sofie von Sachſen. Weimar 1893 (Hermann Böhlau).

zeitig von H. Düntzer in Kürschners „Nationalliteratur“ [44]) in je zwei Bänden (über die beiden ersten Bde. IX, 212) bearbeitet worden. Bei Düntzer beginnt der zweite Band der fortlaufend kommentierten Annalen mit 1809, in der Weimarischen Ausgabe mit 1807. Ihre Lesarten bieten gerade zu diesem Jahr umfangreiche Zusätze. Entwürfe und weitere Ausführungen Goethes zu manchen Punkten der Tag- und Jahreshefte hat die Quartausgabe von 1836 dem Texte einverleibt; die Ausgabe letzter Hand stellte sie 1842 im 60. Bde. als „biographische Einzelheiten“ eigens zusammen. Ihr folgten mit manchen Schwankungen die folgenden Ausgaben, auch die Hempelische, in der v. Biedermann sechs weitere Abschnitte der Sammlung biographischer Einzelheiten beifügte, dagegen die Briefe, das auf die italienische Reise und den Dernburger Aufenthalt bezügliche, wie den „Vorschlag zur Güte“ wegließ. In diesen Weglassungen folgen ihm auch Düntzer und die Weimarische Ausgabe, welch letztere von Biedermanns Zusätzen nur „Herzogliches Hoftheater 1792“ und „Dankbare Gegenwart“ („Kunst und Altertum“ 1823) beibehält. Im übrigen kehren in ihrem 36. Bde. zwanzig Nummern der „biographischen Einzelheiten“ („Fragmentarisches aus meinem Leben“ in zwei geteilt) nur in etwas geänderter Reihenfolge wieder. Den Schluß des Bandes bilden acht Reden (auf Anna Amalia; Wieland; Ilmenauer Bergbau 1784; Gründung des Falkenordens; die Logenbrüder Chr. W. Kästner, Joh. M. Krumbholz, Chr. Ant. Aug. Slevoigt, Ferd. Jagemann 1821). Düntzer dagegen hat die Aufzeichnungen über Lenz, Lavater, Lord Bristol seiner Einleitung eingeschaltet, den Aufsatz über das „Leipziger Theater“ ausgeschieden, die übrigen sechzehn Nummern in zwei Gruppen („Ergänzungen zu den Tag- und Jahrheften“; „Biographische Ausführungen“) zerlegt. Den letzteren reihte er die zuerst in den Horen veröffentlichten „Briefe auf einer Reise nach dem Gotthard“ von 1779 ein, die jedenfalls besser mit den Reisebriefen der dritten Schweizerreise im vorangehenden Bande vereinigt worden wären. v. Biedermann hat in seinen Erläute-

---

[44]) Stuttgart, Bd. 106. Goethes Werke, Bd. 25. Stuttgart o. J. (1893. Union Deutsche Verlagsgesellschaft).

rungen von dieſen Briefen nur den Druck von 1808, nicht jenen der Horen erwähnt. Seine Erläuterungen ſind ein Neudruck der Anmerkungen zum 27. Teile der Hempelſchen Ausgabe, bei dem aber die ſeit 1876 neugewonnenen Aufſchlüſſe ſorgfältig verwertet worden ſind. Vielleicht hätten die Lesarten der Weimariſchen Ausgabe noch etwas mehr herangezogen werden ſollen. Weder die Erläuterungen noch das Perſonenverzeichnis nennen z. B. Welker. Ein Paralipomenon zum Jahre 1817 führt jedoch ſeinen Angriff auf die Farbenlehre eigens an als ein auffallendes, ans Komiſche grenzendes Beiſpiel, „wie man meine Arbeit, die nun ſchon neun Jahre vollſtändig vor dem Publikum lag, auf den ſogenannten Hochſchulen behandelte, ſo daß alſo ein Philolog, den man blos bei Genauigkeit ſchätzen muß, in einen doppelten, ja dreifachen Irrtum verfiel, indem er mich als einen Irrenden zu verunglimpfen gedachte".

Wenn ſo die Lesarten ab und zu recht intereſſante ſachliche Bereicherungen ergeben, ſo ſind die Tagebücher nur für einen ſehr kleinen Kreis von Fachgelehrten eine anziehende Lektüre. Nach faſt zweijähriger Pauſe haben Burkhardt und Wahle den fünften Band, der die Jahre 1813 bis 1816 umfaßt, fertiggeſtellt. Von der naheliegenden Verſuchung, in den Tagebüchern eine ſchlechthin zuverläſſige Kontrole für Goethes Verkehr finden zu wollen, möchte ich bei dieſer Gelegenheit durch ein beweiskräftiges Beiſpiel warnen. Goethe erwähnt Fouqué erſt bei deſſen Rückkehr vom Heere (25. Dezember 1813), während es aus Fouqués eigenem Berichte in der „Lebensgeſchichte" und in „Goethe und einer ſeiner Bewunderer" (vgl. Kürſchners Nat.-Litt. Bd. 146, I. Abt., 1. Hälfte) ganz zweifellos feſtſteht, daß er ſchon im Oktober (Goethes Geſpräche III, 91) auf dem Durchmarſche durch Weimar Goethe aufgeſucht und über Kriegführung wie Dichtung eine längere Unterredung mit ihm geführt hat. Die für die Entſtehungsgeſchichte des weſtöſtlichen Divans wichtigen Angaben der Tagebücher hat Burdach ſchon für ſeine treffliche Ausgabe vorweggenommen. Natürlich bieten die Tagebücher für die Entſtehungsgeſchichte der meiſten größeren wie kleineren Werke wichtige und zum Teil neue Anhaltspunkte. So wird z. B. die Notiz vom 31. März 1813 verwertet werden: „Biographiſches. Friederikens Situation. Folgen

daraus und sonst verschiedenes.“ Ich möchte mich freilich für meine Person verwahren gegen etwaigen Verdacht, durch diesen Hinweis zu neuen Untersuchungen über Friederike irgendwie anzureizen. Meiner Gesinnung entsprechen ganz im Gegenteil völlig die Stanzen, in denen Graf Schack in der Klage, daß man nach „modernstem Geschmack“ über Goethe schriebe, anstatt Goethe selber zu lesen, fortfährt:[45])

Entsetzlich waren wohl Italiens Reimer,
Die wässrige Sonette, wie uns Scherr
Erzählt, ausgossen Eimer hinter Eimer;
Behüten mag vor ihnen uns der Herr!
Doch das Geklatsche von der Sesenheimer
Friedrike und der Frau von Willemer
Dünkt mich noch schrecklicher.

Vielen andern dünkt es, wie es scheint, leider ein unerschöpfliches Thema. So hat neuerdings wieder Gustav A. Müller[46]) in der ersten Hälfte seines Buches über Sesenheim den ganzen „Streit Froitzheim-Düntzer“ nochmals behandelt, in der zweiten Hälfte feuilletonistisch von seinem Ausfluge nach Sesenheim, was man ihm dort zeigte und sagte, erzählt. Müller stellt die vielen Belastungsgründe gegen Friderike zusammen und nimmt als ziemlich erwiesen an, daß jener in das Findelhaus gebrachte Friedrich Blumenhold (vgl. IX, 191 u. 159 f.) ein Kind Friderikens gewesen sei; den Pfarrer Reimbold dagegen hält er für unschuldig und ebenso glaubt er nicht an eine erste Verführung durch Goethe. Nur eine Schuld Goethes, begangen durch Erregung und Täuschung von Liebeshoffnungen, nimmt er an. In Anmerkungen (S. 19 u. 51) teilt Müller aus seinem Besitze ein Billet Goethes an Frau v. Stein mit, in der Lesart ein wenig abweichend von Nr. 836 bei Fielitz, und den inzwischen auch im Jahrbuch abgedruckten Brief an Hirth vom 12. August 1827 (in dem in der fünftletzten Zeile „bereits“

---

[45]) Episteln und Elegien. Stuttgart 1894 (Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger).

[46]) Sesenheim wie es ist und der Streit über Friderike Brion, Goethes Jugendlieb. Ein Beitrag zu friedlicher Einigung. Mit mehreren Abbildungen in Lichtdruck nach Skizzen (aus Sesenheim) von M. Feurer. Bühl i. B. 1894 (Druck und Verlag der Aktiengesellschaft Konkordia).

fehlt). Man wird Adolf Metz[47]) dafür dankbar ſein, daß er in ſeinem Programm wenigſtens auf Froitzheims ſogenannten Aktenfund nicht wieder eingegangen iſt. Auf das ohnehin betreffs unſerer Klaſſiker ſtark belaſtete ultramontane Konto hätte er jedoch Froitzheims Buch nicht ſetzen ſollen. Eine Schrift, die einem katholiſchen Pfarrer Dinge vorwirft, wie Froitzheim es thut, iſt gewiß nicht von ultramontaner Seite ausgegangen. Im übrigen fehlte das gerade noch, um die Sache völlig abſurd zu machen, daß nach konfeſſioneller Stellung für und gegen Friederike Partei genommen würde. Die Abweiſung der „Friederikenforſchung“ im allgemeinen ſoll indeſſen keineswegs einen Tadel gegen Metz' vergleichsweiſe recht gute Arbeit enthalten. Nur ſeine Bemerkung (S. 26), daß Goethe an ſeinen Seſenheimer Wirten, „die er zu betrügen im Begriff ſtand“, feſthielt, iſt nicht eben glücklich ſtiliſiert. Metz' Abſicht iſt zu zeigen, wie Goethe als Schriftſteller verfuhr, „um den Stoff der Geſchichte in die Form der Poeſie zu erheben“. Er ſtellt die in „Dichtung und Wahrheit“ künſtlich verwobenen Beſuche überſichtlich zuſammen, um durch Konfrontierung der geſchichtlich nachweisbaren Thatſachen, Briefe und Gedichte Goethes künſtleriſch willkürliche Umformung zu erweiſen. A. Bielſchowskys Angriff auf die Echtheit des größeren Teils der Seſenheimer Lieder (vgl. VII, 432) hat Metz dabei nicht genügend berückſichtigt. Angeſichts der noch von Frankfurt aus an Kätchen Schönkopf gerichteten Briefe, deren einen Metz ſelbſt anführt, durfte er auch nicht behaupten, daß in Leipzig beide Teile von vornherein im Einverſtändnis waren, der Liebelei keine ernſten Folgen zu geben.

Bei der knappen, nur auf äußere Vorgänge eingeſchränkten Aufzeichnungsart der Tagebücher wird man beſondere Äußerungen über die Befreiungskriege nicht erwarten. Trotzdem fühlt man ſich nicht angenehm berührt, wenn wir ſtatt irgend einer Erwähnung der Leipziger Schlacht und ihrer Folgen nur die „ſehr ſchönen Geſinnungen und Anſichten der älteren öſterreichiſchen Offiziere“ und die Gegenviſite beim Grafen Metternich erwähnt finden. Für

[47]) Nochmals die „Geſchichte in Seſſenheim“. Hamburg 1894 (Programm der Gelehrtenſchule des Johanneums).

Goethes politiſche Thätigkeit ſind, hervorgerufen durch das anregende Buch von Ottokar Lorenz, neue Aufſchlüſſe aus den Akten erteilt worden in Paul Bailleus Studie „Karl Auguſt, Goethe und der Fürſtenbund“.[48]) Bailleu ſchreibt Karl Auguſts und Goethes gemeinſamer Arbeit weniger Bedeutung für „Goethes politiſche Lehrjahre“ zu, als Lorenz gethan hat. Karl Auguſt ſelbſt war, wie Dohm nach einer Unterredung mit ihm berichtete, von dem Bündniſſe des preußiſchen Königs mit den Kurfürſten von Sachſen und Hannover wenig erbaut. Er ſah indeſſen die Notwendigkeit ſeines Eintrittes ein und ſtellte offiziell ſeine frühere Abneigung in Abrede. Spöttiſche Äußerungen in vertrauten Briefen liefern nach Bailleu den Beweis, daß er ſich innerlich nie ganz mit dem Friedericianiſchen Fürſtenbunde ausſöhnte, „eine Verwirklichung ſeiner eigenen patriotiſchen Beſtrebungen, die ihn voll befriedigt hätte, darin nicht erblickt“ habe. Demnach wären die politiſchen Anſchauungen Goethes und ſeines Fürſten hier verwandter geweſen als Lorenz annahm. An Preußen hielt der Herzog dann freilich unwandelbar, ſo viel es möglich war, ſelbſt als Rheinbundsmitglied feſt. Seinen Einfluß bei Friedrich Wilhelm II. ſuchte er zu verwerten, um Preußen bei einer deutſchen Politik feſtzuhalten. Er mißbilligte die Einmiſchung in die franzöſiſchen Wirren, die er nur benutzen wollte, um die franzöſiſchen Waren von dem deutſchen Markte auszuſchließen. Er drang damit ſo wenig durch, wie mit ſeinem Drängen, den Fürſtenbund zu innerpolitiſchen Reformen zu berufen. Das preußiſche Miniſterium meinte, er ſei zur Erhaltung der ancienne et véritable constitution de l'Empire, nicht zu ihrer Verbeſſerung und Reform geſchloſſen. Goethes Thätigkeit lernen wir aus dem Berichte des preußiſchen Bevollmächtigten Böhmer vom 29. Auguſt 1785 kennen. Als Böhmer wegen des Beitritts Weimars zum Kurfürſtenbund nach Weimar gekommen war, fand er zwar, daß dort alles „augenfällig auf das Luſtre des Hofſtaats“, nichts auf das gar wenige Militare verwendet werde. Der herzogliche Geheimde Rat v. Göthe, mit dem er zu verhandeln

---

[48]) Sonderabdruck aus der „Hiſtoriſchen Zeitſchrift“. N. F. Bd. XXXVII. Heft 1. 1894.

hatte, erſchien ihm jedoch „gantz wohlgeſinnt“. Die Veränderungen, die Goethe zur Wahrung der Würde ſeines Fürſten in der Akzeptationsakte eigenhändig vornahm, teilt Baillen mit. Er meint, Goethe habe dabei eine diplomatiſche Sorgfalt bewieſen, „um die ihn jeder Geſandtſchaftskanzliſt am Reichstag in Regensburg hätte beneiden können“. Seit langem wiſſen wir es, wie peinlich genau und formenſtreng der Dichter als Geſchäftsmann zu ſein pflegte. Wir brauchen nur amtliche und vertrauliche Schreiben an Karl Auguſt oder auch an Voigt einander gegenüberzuſtellen, um zu ſehen, wie kanzleimäßig Goethe ſeine Briefe einzurichten liebte, ſo bald es ſich um des Herzogs Dienſt handelte. Mehrere an den Herzog und den Miniſter Voigt gerichtete Briefe teilt die Weimariſche Ausgabe zum erſtenmale mit. Ihre drei letzten Bände (12—14) enthalten die Briefe aus den Jahren 1797, 98 und 99. Mit ihnen liegen nun 4167 Briefe in der Weimariſchen Ausgabe vor. Von den 708 Briefen aus den letzten drei Jahren des 18. Jahrhunderts ſind 270 bisher ungedruckt geweſen. Von ihnen entfallen 67 auf Chriſtiane, aus deren Antworten der ſorgfältige Herausgeber v. d. Hellen in den Lesarten Proben mitteilt (z. B. XII, 421). Nächſt Chriſtiane tritt vor allen Meyer als Empfänger neu veröffentlicher Briefe hervor; je einer der erſtmalig gedruckten Briefe iſt an W. v. Humboldt und Wieland, mehrere über Theaterangelegenheiten ſind an Kirms gerichtet. Die ebenfalls bisher ungedruckten Briefe an Cotta ſetzen mit dem Plane der „Propyläen“ häufiger ein. Ein Briefverzeichnis von Goethe ſelbſt wurde für das Jahr 1798 und den Januar 1799 aufgefunden. Das in den Lesarten bereits als unecht angezweifelte Billet an Vieweg (Nr. 3467) würde ich als unvereinbar mit dem Briefe Nr. 3477 ohne Zögern aus Goethes Korreſpondenz entfernen. Ein gut Teil der neuen Briefe iſt dem Weimarer Schloßbau gewidmet. Karl Auguſt und Luiſe, deren Vermählungsgeſchichte Heinrich Heidenheimer aus den Akten erzählt hat,[49]) hatten durch mehr denn

[49]) Die Verlobung und Vermählung der Prinzeſſin Louiſe von Heſſen-Darmſtadt mit dem Herzoge Karl Auguſt von Sachſen-Weimar. Darmſtadt 1893 (Sonderabdruck aus dem Archiv für heſſiſche Geſchichte und Altertumskunde. N. F. I. Bd.).

zwanzig Jahre in ihrer Reſidenzſtadt nur eine proviſoriſche Wohnſtätte. Aber ſeit 1789 wurde der Schloßbau ernſtlich in Angriff genommen. Neben Goethe waren Schmidt, Voigt und erſt Wedell, dann Schillers Schwager Wolzogen in der hiefür beſtimmten Kommiſſion. Es hängt doch mit dem Schloßbau zuſammen, daß Goethe in einem Briefe an Dannecker (15. Januar 1798) den berühmten Stuttgarter Bildhauer zu einem Beſuche Weimars anzuregen ſuchte. Von ganz hervorragender Bedeutung iſt der bisher gleichfalls unbekannte längere Brief an Max Jacobi vom 16. Auguſt 1799. Goethe giebt hier über die Propyläen, für deren innere und äußere Geſchichte der 13. Band künftig die Grundlage bilden wird, Naturſtudien, philoſophiſche Händel und die Elegie „Euphroſyne“ Bericht, um mit Erwähnung des großen Vorteils zu ſchließen, daß er nun an Schiller und Meyer zwei Freunde gefunden habe, „mit denen mich ein ähnliches, ja ich kann wohl ſagen, ein gleiches Intereſſe verbindet. Jeder von uns mag gern in ſeinem Fache fortſchreiten und bei der Verwandtſchaft der Fächer iſt der Fortſchritt des einen auch Gewinn für den andern“. So hatte er ſchon im Jahr vorher Humboldt von dem Kreiſe geſprochen, „in dem wir nun ſchon eine Zeit lang zuſammen leben, uns wechſelſeitig auszubilden unaufhörlich gearbeitet haben.“ Der Brief an den Sohn des alten Jugendfreundes Jacobi iſt ein Gegenſtück zu dem nur wieder neu gedruckten vom 6. Februar 1797, in dem Goethe der Fürſtin Gallitzin erklärt, wie die Naturſtudien ihn nötigten, ſeinen Geiſt zu prüfen und zu üben, um durch dieſe ſchöne Beſchäftigung unſchätzbare Vorteile auch für die ſpäteren Jahre zu ziehen, „wo man immer Urſache hat, mehr von den Gegenſtänden zu nehmen, da man nicht mehr wie in früherer Zeit ihnen ſo vieles geben kann“. Derſelbe Gedanke kehrt 1823 in der Aufzeichnung für den Grafen von St. Leu (ſ. oben) wieder. Dagegen bekennt er in dem erſtmalig gedruckten Briefe an Meyer (18. März 1797) die Sehnſucht, „durch Anſchauung ſo mancher herrlichen Formen mich wieder zu beleben. Denn für uns andern, die wir doch eigentlich zu Künſtlern geboren ſind, bleiben doch immer die Spekulation, ſo wie das Studium der elementaren Naturlehre falſche Tendenzen, denen man freilich nicht ausweichen kann, weil alles

was einen umgiebt, ſich dahin neigt und gewaltſam dahin ſtrebt.“ Über die Spekulation hat ſelbſt der philoſophiſche Schiller nicht anders geurteilt. Das naturwiſſenſchaftliche Studium würde Goethe von keinem andern als falſche Tendenz haben zurückſetzen, noch für gewöhnlich ſelbſt dafür gelten laſſen.

Den ganzen Umfang und die Gründlichkeit ſeiner Naturſtudien lernen wir doch erſt jetzt aus der Weimarer Ausgabe kennen. In dem Nachwort zu den 1796 gehaltenen drei Vorträgen über den „Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie“ hat Goethe ſelbſt 1817 „den reinen Willen“ betont, mit dem er ſtrebte, „einen großen Gegenſtand zu bewältigen, ein Fundament methodiſch zu legen, um ſoweit Kräfte und Umſtände nur erlauben, ſelbſt darauf in die Höhe zu bauen“. Wie hat er ſich auch als Schriftſteller bemüht, durch einen stylo continuo ſeine naturwiſſenſchaftlichen „Beſchreibungen“ faßlicher und angenehmer darzuſtellen. Daß alle Erklärungsarten, die mechaniſche, chemiſche, lebenskraftlich chemiſche-geiſtige, in deren Mitte man ſich ſetzen müßte, nicht hinreichten, die Wirkung des Lebens auszudrücken, bekennt ein Paralipomenon zur „Methodik“. Aber ſchon die Befreiung des menſchlichen Geiſtes von einem Hypotheſengerüſt ſei ein großer Dienſt. Die dadurch erlangte Gelegenheit zu ſchauen anſtatt zu grübeln, auf ſeine anſtatt auf fremde Weiſe zu irren, ſei unſchätzbar. Im hohen Grade ungerecht iſt es, daß man wegen eines ſolchen Irrens auf eigene Weiſe, wegen der Theorie der Farbenlehre, auch den hiſtoriſchen Teil von Goethes Farbenlehre beiſeite liegen ließ. Im 3. Bande der „naturwiſſenſchaftlichen Schriften“ hat Kaliſcher den erſten Teil der „Materialien zur Geſchichte der Farbenlehre“ herausgegeben. Zuſätze aus den Handſchriften ergaben ſich dabei nur für Johann Baptiſt Porta. Um ſo bedeutſamer ſind die neuen Mitteilungen in dem von Bardeleben und Steiner beſorgten 8. Bande (Morphologie III. Teil) und dem von Steiner allein herausgegebenen 11. Bande (Allgemeine Naturlehre I. Teil). Wer je die äußere Geſchichte eines der kleineren naturwiſſenſchaftlichen Aufſätze Goethes feſtzuſtellen verſuchte, wird die unangenehme Erfahrung gemacht haben, daß ihre Verfolgung ziemlich ſchwierig iſt. Ob die Weimariſche Ausgabe

die gewünſchte Überſichtlichkeit geſchaffen hat, ſcheint mir ſehr zweifelhaft. Jedenfalls aber bedeutet ſie einen Fortſchritt, denn für die in Band 8 und 11 getroffene Vereinigung bot die Ausgabe letzter Hand keine entſprechende Vorlage. Das aus den einzelnen Ausführungen erkennbare Goethiſche Schema wurde in Band 8 zu Grunde gelegt, um in der Reihenfolge der Arbeiten ein Bild von Goethes anatomiſch-zoologiſchem Syſteme zu liefern. Aus den Handſchriften wurden zum erſtenmal dem Texte ſelbſt einverleibt: „Beſchreibung des Zwiſchenknochens mehrerer Thiere bezüglich auf die beliebte Einteilung und Terminologie“ aus den Jahren 1784/86 und „Verſuch einer allgemeinen Knochenlehre“ von 1794. Aus den Nova Acta der Leopoldiniſch-Karoliniſchen Akademie von 1830 ſind auch die fünf Tafeln zur Abhandlung über den Zwiſchenknochen dem Bande beigegeben. Schon die in den Paralipomena mitgeteilten beiden Schemata zur Einleitung in die Anatomie beginnen beide mit dem Satze „Naturgeſchichte beruht auf Vergleichung“. Das „Tier als Flügelmann, Menſch verſchloſſener“. Wenn Goethe in dem bekannten, in den 11. Band aufgenommenen Geſpräche es Schiller verübelte, ſeine Urpflanze als Idee bezeichnet zu hören, ſo leſen wir in dem oſteologiſchen Schema: „Vorſchlag zum Typus. Warum der Menſch nicht kann zum Typus genommen werden. Warum kein Tier. Idee, wornach alles gebildet iſt.“ Vom inhaltlichen Zuſammenhang von Goethes naturwiſſenſchaftlichen Ideen und ſeinen Vorſtellungen über die Methoden will der 11. Band ein Bild geben, der mit dem nach Goethes Grundſätzen niedergeſchriebenen Aufſatze „die Natur“ von 1781 beginnt. Ein ſonderbares und nicht lobenswertes Verſteckſpiel der Herausgeber iſt es, daß der unbefangene Leſer durch Auszüge aus v. Müllers Unterredungen mit Goethe (S. 330) zu dem Glauben verleitet wird, Seidel ſei der Verfaſſer, während Steiner doch offenbar an G. Chr. Toblers Autorſchaft, die er bei der Herausgabe des Tiefurter Journals nachgewieſen hat (vgl. IX, 225), feſthält. Ob die „Studie nach Spinoza“ (1784/85) im Text und die im März 1791 gemachten Auszüge aus Kant in den Paralipomena gerade unter die naturwiſſenſchaftlichen Schriften einzureihen waren, bleibt mir fraglich, wenn auch mehrere kleine Aufſätze des Bandes

den Übergang vom Naturstudium zur Philosophie aufweisen. Das neu entdeckte Schema zu den im Winter 1805 auf 6 den Weimarer Damen gehaltenen physikalischen Vorträgen enthält auch ein besonderes Schema zur Farbenlehre, dem Steiner wegen dieser Einfügung in ein Ganzes eigentümlichen Wert beimißt. Das Verhältnis von Mathematiker und Physiker soll ein echt Goethisches Gleichnis beleuchten. Der Physiker gleiche dem Jäger. Wenn aber ein Koch einmal auf der Jagd etwas treffe, so bilde er sich ein, um gut schießen zu können müßte man Koch sein. „So kommen mir die Mathematiker vor, die behaupten, daß man in physischen Dingen nichts sehen, nichts finden könne, ohne Mathematiker zu sein, da sie doch immer zufrieden sein könnten, wenn man ihnen in die Küche bringt, daß sie mit Formeln spicken und nach Belieben zurichten können." Galls Behauptung, Goethe könne sich nur in Tropen aussprechen (Annalen 1805), wird so immer von neuem bestätigt.

Unter „Naturwissenschaft im Allgemeinen" erhalten wir unter den neuen Mitteilungen des 11. Bandes auch eine Reihe von Bemerkungen, die ebensogut unter den „Sprüchen in Prosa" stehen könnten, und O. Harnack hat im Septemberhefte der „Preußischen Jahrbücher" auch bereits diese neuen Goethischen Sprüche eingehend erörtert. Aus ihnen sei, da Felix Poppenberg in seiner Studie über Werner[50]) mit Recht hervorhebt, daß selbst Goethe trotz allen Widerstrebens sich der romantisch-mystischen Strömung nicht entziehen konnte (S. 60), eine Betrachtung Goethes angeführt. „Mystik eine unreife Poesie eine unreife Philosophie. Poesie eine reife Natur. Philosophie eine reife Vernunft" lautet das unter „Wissenschaftslehre" in den Paralipomena mitgeteilte Schema, zu dem im Texte die Ausführung erfolgt: „Poesie deutet auf die Geheimnisse der Natur und sucht sie durchs Bild zu lösen. Philosophie deutet auf die Geheimnisse der Vernunft und sucht sie durchs Wort zu lösen. Mystik deutet auf die Geheimnisse der Natur und Vernunft und sucht sie durch Wort und Bild zu lösen." Während

---

[50]) Zacharias Werner. Mystik und Romantik in den Söhnen des Thals. Berlin 1893 (G. Vogts Verlag).

Werner bei Schillers Tod ausrief: „Was habe ich ihm nicht alles zu verdanken! Wie weit bin ich hinter ihm. Der Menſch iſt 47 Jahre alt geworden und hat 8 Meiſterſtücke hinterlaſſen. Ich zähle 36½ Jahre und habe 1½ konfuſe Trauerſpiele gemacht", während Werner ſelbſt ſich ſo richtig einſchätzte, urteilte die Allgemeine deutſche Bibliothek (Manſo?) ironiſch, „die Söhne des Thals" würden ebenſoviele Lobpreiſer finden „als etwa eine natürliche Tochter- oder eine Braut von Meſſina, wenn ſie den Namen eines Götzen unſerer Tage an der Stirne führten". Der Rezenſent findet, daß Werner ſeine Vorgänger (Goethe und Schiller!) übertrifft, „wenn er ſich einmal zu ſolchen Künſteleien herabläßt, denen man gern Beifall erzwingen möchte". Iſt Manſo der Verfaſſer, ſo brauchen wir nach der Begründung der ſeltſamen Kritik nicht weit zu ſuchen. Durch die Xenien, ſchreibt Goethe im Konzepte des bereits erwähnten Briefes an Meyer, „haben wir die Deutſchen redlich geſchüttelt, ſie ſind unerſchöpflich mit Repliken, und wir lachen ſie im Stillen aus. Der Vorteil, der dadurch gewonnen iſt, läßt ſich gar nicht berechnen, denn alles, was man auch künftig gegen das journaliſtiſche Volk ſchreibt und thut, iſt durch dieſe Kriegserklärung vorbereitet, und das Publikum, ſo ſtumpf es iſt, wird doch auf die Pfuſchereien aufmerkſam". Für die Huldigungen im Athenäum dankte Goethe (18. Juni 1798) dagegen A. W. Schlegel in dem aus dem Konzept erſtmalig veröffentlichten Briefe mit den beſcheidenen Worten: „Was meine jüngeren Freunde gutes von mir denken und ſagen, will ich wenigſtens durch unaufhaltſames Fortſchreiten verdienen, inſofern es mir die Natur nach ihrem gewöhnlichen Gange nicht zuletzt verbietet." In dem gleichen Briefe ſpricht er ſein Verlangen aus, den Komponiſten kennen zu lernen, der nie einen Einfall, ſondern eine radikale Reproduktion der poetiſchen Intentionen gebe. „Wenn ich irgend jemals neugierig auf die Bekanntſchaft irgend eines Individuums war, ſo bin ichs auf Herrn Zelter." Denkt man an die ſpätere Innigkeit ihres Verhältniſſes, ſo möchte man von Wahlverwandtſchaft reden. Dagegen hat ſich Goethe in einem Briefe an Tieck (Juli 1798) doch mehr diplomatiſch als wahrheitsgetreu ausgedrückt, wenn er erklärt, mit Sternbald und dem Kloſterbruder in allgemeiner Übereinſtim-

mung, wegen des Beſondern im Gegenſatz zu ſein. Es wäre Tieck doch wohl unangenehm geweſen, wenn Goethe gelegentlich ſeine Gedanken darüber öffentlich ſo geſagt hätte, wie er an Schiller über die unglaubliche Leerheit des artigen Gefäßes ſchrieb.

Die beiſpielloſe Bedeutung des Verhältniſſes und Briefwechſels mit Schiller tritt gerade aus der Maſſe dieſer Briefe recht anſchaulich hervor. In dem im Juli 1797 niedergeſchriebenen Teſtamente überträgt er Schiller die Sorge für ſeinen litterariſchen Nachlaß, da „er von meinen Geſinnungen am beſten unterrichtet iſt“. Die ganze Teilnahme für die Wallenſteindichtung, für deren Aufführung in Weimar Fr. L. Schröder (Goethes Brief vom 7. Oktober 1798) gewonnen werden ſollte, ſpricht ſich in den Briefen des Jahres 1798 aus. Der Zeit vom 1. September 1794 bis 28. Juni 1796 gehören die 318 Briefe Schillers an, welche der vierte Band von Jonas' Ausgabe[51]) enthält (vgl. X, 245). An ungedruckten bringt er außer zwei Briefen Koſegartens an Schiller nur ein paar Zeilen an Haug (18. Januar 1796) und einen längeren inhaltreichen an Huber (19. Februar 1795). Huber hatte wegen eigenen Kantſtudiums und ſeines Plans einer franzöſiſchen Überſetzung Kants den Rat Schillers eingeholt. Schiller meinte, der rapide, kühne und oft harte Geiſt dieſer Philoſophie müßte einem Volke zuſagen, das „durch eine vollſtändig erſchöpfte Erfahrung alles empiriſchen Ungemachs zu den reinen Ideen der Vernunft hat reif werden müſſen“. Von Benützung der Reinholdiſchen Briefe rät er Huber ab und empfiehlt ihm den „erläuternden Auszug aus Kants kritiſchen Schriften“ von Jak. Sigismund Beck (3 Bde. Riga 1793/96), ſowie ſeine eigenen Einwürfe gegen die Kantiſche Moral in „Anmut und Würde“. Kants Widerlegung in der 2. Auflage ſeiner philoſophiſchen Religionslehre habe ihn nicht befriedigt. „Die ſpekulative Philoſophie hat mich ſchon drittehalb Jahre beinahe ausſchließend beſchäftigt, und zu poetiſchen Arbeiten verläßt mich der Mut in demſelben Maße, als meine Forderungen ſtrenger und meine Ideen beſtimmter

---

[51]) Schillers Briefe. Herausgegeben und mit Anmerkungen verſehen von Fritz Jonas. Kritiſche Geſamtausgabe. Stuttgart 1894 (Deutſche Verlagsanſtalt).

werden. Meine Gesundheit fesselt mich an das Zimmer, aber noch hat sie mein Gemüt ziemlich freigelassen.“ Daß der Wert von Jonas' Sammlung nicht von dem Zufall neu aufgefundener Briefe abhängt, braucht nicht erst eigens gesagt zu werden. Mit jedem Bande tritt es mehr hervor, wie erst in solcher übersichtlichen Vollständigkeit der Schatz von Schillers Briefen voll gewürdigt werden kann. Für die Reinheit des Textes und die Erläuterung leistet Jonas Vorzügliches, und die Verlagshandlung hat auch diesen Band wieder mit vier Porträten (Schillers Eltern, Cotta, Schillerbild der Frau Simanowitz) ausgestattet. Aus den Briefen an Körner und W. Schlegel (No. 855 und 861) kann ich nicht mit Jonas eine Aufforderung für Fr. Schlegel herauslesen. Auch Haym (romant. Schule S. 200) spricht nur davon, daß Körner seinen Schützling aufmunterte, etwas für die Horen einzusenden. Schillers Zurückweisung des angebotenen Beitrags „Cäsar und Alexander“ hat dann den Bruch beschleunigt. Der Behauptung der Weimarischen Briefausgabe (XIII, 390), daß Schiller den älteren Schlegel die kritischen Ungezogenheiten seines Bruders entgelten ließ, steht mein schon VII, 403 geführter Nachweis entgegen, demzufolge A. W. Schlegel an jenem Angriffe Friedrichs wirklich mitschuldig war. Bei Erwähnung seiner jugendlichen Hexameter (No. 985) hat Schiller, glaube ich, an seine jugendliche Virgilübersetzung, den Sturm auf dem Tyrrhener Meer, gedacht, die er dann freilich einige Jahre zu früh ansetzt. Da Jonas in der Anmerkung zu No. 938 dem Gebrauche des Wortes „Deutschheit“ nachgeht, erinnere ich an Wielands „Betrachtungen, Fragen und Zweifel über deutschen Patriotismus“ (Neuer teutscher Merkur Mai 1793). Wieland erklärt, daß er sich nicht entsinnen könne, in seiner Jugend, „das Wort Teutsch oder Deutsch, Teutschheit war damals noch ein völlig unbekanntes Wort, jemals ehrenhalber nennen gehört zu haben,[52]) wohl aber mich noch ganz lebhaft erinnere, daß in meinen Schuljahren das Prädikat teutscher Michel eines von denen war,

---

[52]) Als Beispiel für die Beschaffenheit unserer Wieland-Texte bemerke ich, daß in der Hempelischen Ausgabe XXXIV, 318 das folgende („wohl“ bis „tragen“) einfach weggelassen ist.

womit belegt zu werden einem jungen Allemanier nur um einen Grad weniger ſchimpflich war, als den Schuleſel zu tragen".

Goethes Zurückhaltung in nationalen und politiſchen Fragen, Schillers Klage, daß wir alle an das vom blinden Zufall herumgetriebene politiſche Rad gebunden ſeien, werden wir gerechter beurteilen, wenn wir uns dieſe draſtiſche Erklärung Wielands vergegenwärtigen. Übrigens iſt die Gleichgiltigkeit unſerer Klaſſiker an politiſchen Vorgängen öfters gar nicht ſo entſchieden, wie es der oberflächlichen Beobachtung erſcheint. So hat Julius Göbel in dem Aufſatze „Amerika in der deutſchen Dichtung" (Forſchungen zur deutſchen Philologie) Schillers Brandmarkung des deutſchen Soldatenſchachers und nach Minor (Seufferts Vierteljahrſchr. II, 346) Zitate aus den vom jungen Regimentsmedikus redigierten „Mäntleriſchen Nachrichten" angeführt, Goethe überhaupt nicht erwähnt. Und doch wäre auch außer den bekannten Verſen „Amerika, du haſt es beſſer" (Wendts Muſenalmanach f. 1831) von Goethe manches zu erwähnen. Schon v. Loeper hat in ſeiner Anmerkung zu dieſen Verſen auf die Begrüßungsgedichte an Herzog Bernhard und Goethes Intereſſe für deſſen nordamerikaniſche Tagebücher hingewieſen. Die Teilnahme an Alexander v. Humboldts und Martius' naturwiſſenſchaftlichen Ergebniſſen lenkte ſeinen Blick allerdings auf Südamerika, aber Struves mineralogiſche Beiträge entlockten ihm ein Lob des nördlichen Amerika. Die Möglichkeit eines Panamakanals hat Goethes Geiſt beſchäftigt. Für Geſpräche über Amerika und Amerikaner braucht man nur v. Biedermanns geographiſches Verzeichnis zu ſeiner Geſprächſammlung aufzuſchlagen. Das „Liebeslied eines amerikaniſchen Wilden" überſetzte er 1789 für das Tiefurter Journal und bildete es 1825 um. In der letzten Faſſung der „Mitſchuldigen" frägt der neugierige Wirt (V. 673), ob wieder Heſſen nach Amerika abgehen, wo er erſt vom Türken und Prinz vom Traventhal geſprochen hatte. Während der Liebesgeſchichte mit Lili hat Goethe ſelbſt einmal der Plan, ſich und der Geliebten in Amerika eine neue Heimat zu gründen, vorgeſchwebt. Vor allem aber taucht in den „Wanderjahren" Amerika vor den Blicken der bedrängten Schweizer Handweber wie der Auswanderer überhaupt auf.

So wenig Goethes Beziehungen zu Amerika, die jetzt in dem dort eifrig getriebenen Studium deutſcher Litteraturgeſchichte[53]) erfreuliche Rückwirkung zeigen, damit erſchöpft ſind, ſo genügt doch der Hinweis auf „Wilhelm Meiſters Wanderjahre", um Goethes lebhafte Teilnahme an ſozialpolitiſchen Problemen zu erhärten. Das junge Deutſchland war alſo nicht einmal ſachlich im Rechte, wenn es ſich rühmte, die von Goethe vernachläſſigten Lebensfragen zuerſt der poetiſchen Bearbeitung erſchloſſen zu haben. Von dem Haſſe der ganzen jungdeutſchen Schule gegen das „höchſt Poſitive in Goethe" erzählt auch Otto Roquette in ſeinen überall anſprechenden, gefällig darſtellenden Erinnerungen[54]). Zwar hatte er auch in ſeiner Familie, in der Schiller unbezweifelt als der erſte und höchſte Dichter galt, von Goethe ſelten und nur mit ziemlich wegwerfenden Urteilen reden hören. Als der Student Roquette aber nach Halle kam, da hatte er ſich eigentlich ohne jede Anleitung bereits gewöhnt, Goethe als ein Höchſtes zu betrachten. Er fühlte eine Genugthuung, noch acht Jahre der Zeitgenoſſe Goethes geweſen zu ſein, trotz der unglaublichen Geringſchätzung, mit welcher im letzten Jahrzehnt ſeiner Zurückgezogenheit die ſich Vordrängenden über ihn urteilten. Aber ſelbſt der „unvergleichliche" Schiller wurde von Roquette erſt verhältnismäßig ſpät nach vielen romantiſchen Dichtungen geleſen. Und zwar war es das vernachläſſigte Stiefkind unter Schillers Dramen, die Turandot, welche ihn zu ſeinen Werken leitete. In ſeinem Schönbartſpiel Reineke Fuchs iſt Roquette ſpäter als Dichter auf Goethes Spuren gewandelt, wie er als Litterarhiſtoriker die Bearbeitungen der Tellſage vor Schiller ſichtete. Schillers Drama blieb in der Haupt-

[53]) Das mir vorliegende Programme of Courses in Germanic Languagues and Literatures verſpricht den Hörern der University of Chicago für 1894/95 u. a Belehrung über: the literary coöperation of Goethe and Schiller; Faust I. part, ed. Thomas Boston 1892, II. part hrsgb. v. Loeper; Goethes Life; Schillers Tell and Wallensteins Tod; Schillers Wallenstein; German ballads; Goethes period of classical sympathies; Goethes lyrical poetry as an exponent of his life; outline study of Goethes works; German lyrics; Lessing and the German drama.

[54]) Siebzig Jahre. Geſchichte meines Lebens. Darmſtadt 1894 (Verlag von Arnold Bergſträßer).

ſache das Vorbild für das freudloſe Schaffen eines anderen neueren Dichters, deſſen erſchütternde Lebenstragödie erſt nach ſeinem Tode klar vor uns liegt. Franz Niſſel[55]) zeigt ſich, wo er Goethe erwähnt, von einer gewiſſen, zum Teil politiſchen Mißſtimmung gegen ihn nicht ganz frei. Über ſein Verhältnis zu Schiller belehren ſeine Dramen ſelbſt. Graf Schack grollte in ſeinen letzten Gedichten, Goethe, „er, der wie keiner Deutſchlands Ruhm erhöhte", würde zürnen, wenn er ſeine Anpreiſung als Einſchüchterungsmittel der „Epigonen" ertönen hörte. Ähnlich klagte Niſſel ſchon 1860: „Allenthalben verbannt man mehr und mehr das höhere ernſte Drama. Nur unſre klaſſiſchen Dichter Goethe und Schiller ſtehen noch aufrecht in den Repertoiren — aber ach, ſie ſind nicht mehr begeiſternde Vorbilder, Ermunterer jüngeren Strebens — nein ſie ſtehen da wie zurückſchreckende Geiſter, die neben ſich nichts anderes mehr dulden. Sie freilich ſind nicht Schuld daran — ja kämen ſie jetzt ſelbſt noch unbekannt, ich glaube, auch ſie fänden die Wege verrammelt."

Den Autobiographien der beiden Dichter Roquette und Niſſel reihe ich die eines dritten an, in dem der Dichter und Hiſtoriker untrennbar ſich zu eigenartig reizvollem Schaffen verbanden. Freilich wegen des Urteils über Clavigo, den Ferdinand Gregorovius nach einer Münchner Aufführung ein quälendes Stück nennt, würde ich ſeine „Römiſchen Tagebücher"[56]) nicht anführen. Mehr Intereſſe jedoch bietet ſchon ſeine Unterredung mit der „von Geiſt ſprühenden" Fürſtin Wittgenſtein über den zweiten Teil des Fauſt. „Ich erinnere mich," ſagte Liszts Freundin, „wie mir eines Abends Humboldt die Mündung des Orinoko beſchrieb: ein großer Strom, der ins Unendliche, in den Ozean, mündet, macht ein Delta und bildet viele kleine zuſammenhangloſe Inſeln. Das iſt der zweite Teil des Fauſt." Die „franzöſiſche Überſetzung" des erſten Teils durch den ihm nahe befreundeten Sabatier (vgl. IX, 373), den er

---

[55]) Mein Leben. Selbſtbiographie, Tagebuchblätter und Briefe. Aus dem Nachlaß herausgegeben von ſeiner Schweſter Karoline Niſſel. Stuttgart 1894 (Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung Nachfolger).

[56]) Herausgegeben von Fr. Althaus. Zweite Auflage. Stuttgart 1893 (Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung Nachfolger).

als enzyklopädiſch gebildeten Mann voll Großmut und Edelſinn rühmt, lernte Gregorovius in ihrem Entſtehen kennen und ſpendete ihr Beifall (März 1873). Auch den amerikaniſchen Fauſtüberſetzer Bayard Taylor, „ein ernſter kraftvoller faſt heldenmäßig ausſehender Mann", lernte Gregorovius in Rom kennen, als dieſer eben ein Leben Goethes ſchreiben wollte. Vom Maler Nerlin, der Auguſt v. Goethe in Rom gepflegt hatte, ließ er ſich 1868 in Venedig vom Tode des Sohnes Goethes erzählen, nachdem er im Jahre 1855 mit dem Enkel Wolfgang, dem Legationsrat, in Rom verkehrt hatte. „Er iſt im Geſpräch gar nicht ſo verſchroben, wie es ſeine ganz unglaublichen Gedichte ſind. Aber auf ſeiner Stirn ſteht der Vers ſeines Großvaters: Weh dir, daß du ein Enkel biſt!" Doch nicht ſolche beiläufige Erwähnung Goethes, ſondern ſeine Übergehung in den „ſorgfältiger Reviſion unterworfenen" Tagebüchern des Geſchichtsſchreibers der Stadt Rom iſt auffallend. Zum Goethejubiläum hatte Gregorovius von Königsberg aus „den Freunden Goetheſcher Dichtung zum erſtenmale eine monographiſche Entwicklung Wilhelm Meiſters in ſeinen ſozialiſtiſchen Elementen dargeboten" (1849); ein Jahrzehnt ſpäter ſprach er in Rom das Feſtgedicht bei der in den Sälen des Künſtlervereins im Palaſt Poli würdig begangenen Schillerfeier. Am Zürcherſee ließ er ſich 1869 das Haus zeigen, „worin Goethe auf ſeiner Schweizerreiſe getanzt hatte" (vgl. Herzfelder, Goethe in der Schweiz S. 158). Aber nirgends iſt in den 22 Jahren, über welche die Tagebücher ſich erſtrecken, eine Anſpielung auf Goethes Aufenthalt in Rom noch auf ſeine italieniſche Reiſe niedergeſchrieben. Dagegen hat nun ein in Deutſchland eingebürgerter italieniſcher Gelehrter, Arturo Farinelli es verſucht, eine noch ſtrittige Frage in Goethes italieniſchem Wanderleben zu entſcheiden[57]). Daß Goethe von Como aus über den See und Splügen nach Chur und Konſtanz reiſte, wiſſen wir, ſo ſehr uns auch die Hilfsmittel für dieſen letzten Teil der großen italieniſchen Reiſe im Stiche laſſen. J. Herzfelder (S. 126) hält es für höchſt wahrſcheinlich, daß Goethe zuerſt an den Lago

[57]) Goethe e il Lago Maggiore. Bellinzona 1894 (Stabilimento tipolitografico Eredi Carlo Colombi).

Maggiore gegangen sei, den in den Wanderjahren Wilhelm Meister besucht, denn an seinen Ufern war Mignons Heimat. Herzfelder glaubte in Wilhelms Seefahrt ein Stück Selbstbiographie zu erkennen, zumal es nicht Goethes Sache wäre, gleich Jean Paul nie gesehene Landschaften nachzudichten. Aber von den Naturbeschreibungen in den Wanderjahren meint selbst Herm. Grimm, sie hätten etwas Kulissenartiges. Farinelli, der an Ort und Stelle Vergleiche zwischen der Wirklichkeit und dem Romane anstellte, gewann keineswegs den Eindruck, daß hier der Dichter aus eigener Anschauung schöpfe. Dagegen fand er genaue Übereinstimmung zwischen den Lokalschilderungen der Wanderjahre und Goethes Reisehandbuch Volkmann, der seinerseits in der Beschreibung des Lago Maggiore sich genau an Joh. Gg. Keyßler („Neueste Reisen durch Deutschland, Böhmen, Ungarn, die Schweiz, Italien." Neue Aufl. Hannover 1751 Bd. 1. Brief 25) angeschlossen hat. In wie weit die in Eckermanns Gesprächen (v. Biedermann V, 22) erwähnten Bilder der Borromäischen Inseln Goethes Schilderung angeregt haben, läßt sich nur im Goethemuseum bestimmen. Jedenfalls muß ich Farinelli Recht geben, wenn er zwischen Eckermanns Beschreibung jener Bilder und der Wirklichkeit Widersprüche findet. Goethe fand es bei jenem Gespräche (22. Februar 1824) in der Ordnung, daß die düstere Erhabenheit des Gebirges Eckermann ein unheimliches Gefühl errege. In der von Alfred Biese so trefflich durchgeführten Geschichte der Entwickelung des Naturgefühls würde dies Gespräch eigene Beachtung verdienen, da Goethe dabei auch von seinem eigenen Eindruck der Schweizer Berge spricht. Nicht nur Winckelmann fand im vorigen Jahrhundert von Italien kommend das Hochgebirge abschreckend, auch Gregorovius hatte sein Auge so völlig an die klaren weichen Linien der latinischen und der Sabinerberge gewöhnt, daß ihm (Juli 1863) die Berge am Vierwaldstätterſee als wüst und formlos mißfielen. Freilich ist dies noch immer nicht so auffallend als daß der Berner Albrecht v. Haller, der Dichter der „Alpen", die Lage Heidelbergs in seinem Tagebuche wegen der „hohen Hügeln" als unangenehm bezeichnete.

Farinelli bespricht die drei Schweizerreisen Goethes, welche ihn jedesmal auf den Gotthard, aber nicht seinen Südabhang

hinunter führten. Von Mailand aus könnte er auch bei den Verkehrsmitteln seiner Zeit leicht einen Ausflug an die Isola bella gemacht haben. Farinelli neigt zu der entgegengesetzten Annahme. Immerhin erwähnenswert wäre in diesem Zusammenhang, daß Goethe dem Kanzler v. Müller (Gespräche VII, 314) „die Reiseroute seines Sohnes an den Comersee und die Borromäischen Inseln" mitteilte. Für Goethe war also die Vorstellung beider Seen engverbunden, wenn sich daraus auch kein Beweis für seine eigene Reiseroute erschließen läßt. Mignons Heimat hat Goethe nach Farinellis wohlgegründeter Meinung an den Lago Maggiore verlegt, weil er mit seiner schon lange vor Jean Pauls „Titan" gefeierten Inselgruppe berühmter war, als der von Goethe selbst bereiste Garda- und Comosee. Farinelli giebt nun einerseits Proben aus den älteren Reiseschilderungen vom Lago Maggiore, andererseits führt er in Auszug und Übersetzung aus beiden Teilen Wilhelm Meisters die auf den Lago Maggiore bezüglichen Stellen vor. Wenn seine von gediegener Kenntnis der Goethelitteratur zeugende kleine Schrift auch der deutschen Forschung nicht eben neue Ergebnisse zuführt, so darf sie doch von ihr warm begrüßt und gelobt werden. In ihrer anziehenden Form ist sie trefflich geeignet, deutschen wie italienischen Besuchern des Lago Maggiore die Gestalten Goethischer Dichtung vorzuführen, die nicht sehr vielen deutschen Reisenden aus den mit sieben Siegeln verschlossenen „Wanderjahren" selbst vertraut sein dürften. Freilich können die etwas blutleeren Schemen der Wanderjahre an den Ufern des Lago Maggiore niemals ein Leben gewinnen, auch nur entfernt ähnlich jenem, mit dem die erdgeborenen Gestalten des großen italienischen Dichters dem Besucher des Comosees in Fleisch und Blut entgegentreten. Manzonis Promessi sposi sind erst 1827 im zweiten Hefte des letzten Bandes von „Kunst und Alterthum" besprochen worden und nicht von Goethe selbst, der doch seinen Hymnen und Dramen so lebhafte Teilnahme geschenkt hatte. Goethes Beziehungen zu gleichzeitigen italienischen Dichtern (vgl. Jahrbuch IX, 135) waren trotz seiner italienischen Reise nicht bedeutend. Erst durch den Streit der Romantiker und der Klassiker in Italien („Kunst und Alterthum" 1820) und durch Manzonis Dichtungen wurde ein tieferes

Intereſſe geweckt. Eine Darſtellung der italieniſchen Litteraturentwickelung, wie Oskar Bulle[58]) ſie friſch und anziehend entwirft, bietet zugleich eine Grundlage für die Würdigung von Goethes Aufſätzen und perſönlichen Beziehungen. Der Abbate Vincenzo Monti war der einzige italieniſche Dichter von Bedeutung, dem Goethe in Rom näher trat. Im November 1786 wohnte er einer Vorleſung des Aristodemo durch den Verfaſſer bei, zwei Monate ſpäter der erſten, erfolgreichen Aufführung der Tragödie. Durch Frau v. Stael mag Goethe dann wieder von dem Cavaliere Monti, der inzwiſchen zum offiziellen Dichter des napoleoniſchen cisalpiniſchen Königreiches avanciert war, vernommen haben. Seine mannigfachen politiſchen Wandlungen waren nicht eben geeignet, ihm Goethes gute Meinung zu erhalten. Monti ſeinerſeits ſcheint die Erinnerung an den Dichter des Werther bewahrt zu haben, denn 1813 ſandte er ihm ſeine Überſetzung der Ilias zu, deren Wichtigkeit für die italieniſche Litteratur Bulle (S. 103) hervorhebt. Als den Verfaſſer von Ariſtodemus und Gracchus, wie als Überſetzer der Ilias, rühmte Goethe 1820 ſeinen alten Bekannten als eifrigen und kräftigen Vorkämpfer der Klaſſiziſten. Seine eigene Sympathie gehörte jedoch den im Conciliatore kämpfenden Romantikern, Manzoni und ſeinen national geſinnten Freunden. Bulle hat (S. 209 und 262 f.) dieſe litterariſchen Kämpfe, denen Goethe mit lebhafter Teilnahme folgte, im Zuſammenhange mit Manzonis ganzer Entwickelung und ihrer Wichtigkeit für die italieniſche Einheitsbewegung näher charakteriſiert. Ebenſo hat er die von Goethe überſetzten Oden Manzonis auf Napoleon, auf welche die erſten Worte in Paul Heyſes Feſtvortrag anſpielen, und die beiden von Goethe beſprochenen Trauerſpiele Manzonis erörtert. Der Vergleich zwiſchen Schillers und Manzonis theoretiſchen Arbeiten (S. 264) mag nicht recht ſtimmen. Wenn Bulle jedoch bei Parini und Alfieri (S. 6) wie bei Ugo Foscolos Inauguralrede (S. 175) und Manzonis Roman den patriotiſchen Erziehungsgedanken in den Vordergrund ſtellt, ſo

[58]) Die italieniſche Einheitsidee in ihrer litterariſchen Entwickelung von Parini bis Manzoni. Berlin 1893 (Verlag von P. Hüttig). Vgl. dazu Paul Heyſes meiſterhafte Charakteriſtiken im I. Bande ſeiner „Italieniſchen Dichter ſeit der Mitte des 18. Jahrhunderts. Berlin 1889 (Verlag von W. Hertz).

drängt sich dabei doch der Vergleich auf mit Schillers Ideen in den „Briefen über ästhetische Erziehung". Wie Schiller in diesen Briefen durch den Einfluß der Künste eine neue Generation Bürger für den künftigen Vernunftstaat heranziehen wollte, so erhofften Parini und Alfieri durch den Einfluß der Litteratur für Italien die Heranbildung d'una nuova pianta d'uomo. Nicht erst bei den italienischen Romantikern nahm die nationale und politische Tendenz eine viel bestimmtere und greifbarere Gestalt an, als in Schillers ästhetisch-politischen Erziehungsplänen. Napoleon hat es bekanntlich im Gespräch mit Goethe getadelt, daß in „Werthers Leiden" auch der gekränkte Ehrgeiz neben der unglücklichen Liebesneigung mitwirke. Im italienischen Werther, Ugo Foscolos „ultime lettere di Jacopo Ortis" ist der patriotische Schmerz über die verlorene Ehre und Unabhängigkeit des Vaterlandes das Hauptmotiv. Die geschichtliche Stellung des Werkes und seine Einwirkung auf die Italiener beruht eben auf dieser Einführung des politisch-nationalen Elementes in den Liebesroman. Dadurch hat Foscolo „eine neue Bahn betreten". Das Verhältnis der ultime lettere zu Werthers Leiden ist lange Zeit ein unklares geblieben, obwohl schon 1803 eine Kritik im Giornale di Pisa in dem berühmten Wertherromane des Doktor Goethe Foscolos Vorbild sah. Ihm sei er gefolgt con troppo vicina imitazione, indem er nicht allein den Plan in der Hauptsache, sondern auch den Grundgedanken und die Ausführung vieler Einzelheiten entlehnt habe. Auf neuere Untersuchungen über Ortis Verhältnis zu Werther hat Locella in seinem Festvortrage und habe ich selbst erst IX, 187 verwiesen. Nach Bulle hat F. Zschech von „Ugo Foscolos Brief an Goethe",[59]) im Jahrbuch 1887 zum erstenmal veröffentlicht, Anlaß genommen neuerdings in eingehender Untersuchung die ganze Sachlage zu erörtern, wobei die Angaben im Jahrbuch, wie die italienischer Forscher berichtigt und ergänzt wurden. Bulle durfte sich nach der Anlage seines Buches damit begnügen, den Grundunterschied beider Werke in allgemeinen Zügen klarzulegen. Goethes Stimmung sei bei Abfassung seiner rasch ausgeführten Dichtung viel mehr subjektiver Art gewesen, während

[59]) Hamburg 1894 (Programm der Realschule am Eilbeckerwege).

Foscolo längerer Zeit bedurfte, um die politiſchen Ereigniſſe und objektiven Motive zum Romane zu geſtalten. Ortis glaubt bereits zu lange gelebt zu haben, ſobald durch General Buonapartes Verrat an der Republik Venedig ſeine patriotiſchen Hoffnungen die erſte grauſame Enttäuſchung erleiden. Erſt in dieſem Zeitpunkt ſeines Daſeins ſetzt die Liebesgeſchichte mit Tereſa ein. Zſchechs Unterſuchung geht aus von Foscolos Behauptung, daß er Goethes Roman erſt kennen gelernt habe, nachdem bereits die unrechtmäßige, von ihm nicht anerkannte Ausgabe der „wahren Geſchichte eines Liebespaares oder letzte Briefe des Jacopo Ortis“ (Bologna 1799) erſchienen war. Foscolo hat dies zuerſt 1808 in einem Briefe an den ſpäteren preußiſchen Konſul Bartholdy und dann wieder 1816 in der 15. Ausgabe des Ortis (Zürich) erzählt. Durch ſeinen Brief an Goethe vom 15. Januar 1802 iſt indeſſen der Beweis für eine frühere Bekanntſchaft mit „Werthers Leiden“ durch Foscolos eigenes Zeugnis erbracht. Demnach waren ihm die beiden italieniſchen Wertherüberſetzungen von Gaetano Graſſi (Poschiavo in Graubündten 1781; Mailand 1800) und Michael Salom (Venedig 1796) bereits bekannt, als ſeine „ewige einzige Freundin“, die Marcheſa Antonietta Fagnani-Areſe eine beſſere Übertragung nach Goethes Text von 1787 unternahm. Bekannt geworden iſt questa versione italiana nello stile dell' Ortis nicht. Dagegen iſt Zſchech durch Foscolos Brief zum Aufſpüren noch einer andern Vorlage ſeiner Dichtung angeregt worden, einer Vorlage, die mittelbar auch wieder auf „Werthers Leiden“ zurückführt. In einem Briefe an Luigi Muzzi vom 9. September 1808 erinnert ſich Foscolo, daß er zur Zeit des erſten Entwurfes ſeiner Arbeit Muzzis Überſetzung der Werthérie von Pierre Perin (Paris 1791; Goedeke No. 94) kennen gelernt habe. Zſchech weiſt nicht nur den Einfluß dieſes weiblichen Werthers auf Foscolos Werk nach, ſondern auch jenen einer vorangehenden franzöſiſchen Wertherdichtung der (bei Goedeke und Appell fehlenden) Lettres de deux amants, habitants de Lyon von Nicolas Léonard (1783; neue Aufl. 1784) und für die „Bruchſtücke aus der Geſchichte Laurettas“ jenen der Epiſode Marias von Moulin in Sternes Sentimental Journey.

**

Wenn wir hier vom Werther als Quelle ausgehend seine Einwirkungen auf fremde Litteraturen zu verfolgen haben,[60]) so sucht Reinhold Pallmann[61]) umgekehrt das andere große Goethische Jugendwerk, den Götz von Berlichingen mit den thatsächlichen Zuständen des 16. Jahrhunderts zu vergleichen. Die recht geschickt entworfene Inhaltsangabe von Götzens Lebensbeschreibung ist wiederholt mit selbständigen Studien über jene Händel durchflochten. Pallmann verfolgt die Tendenz, die vielangeschuldigten fehdelustigen Ritter gegen die Anklagen der Städter in Schutz zu nehmen. Daß die Pfefferſäcke ihren gewaltthätigen Gegnern gegenüber auch nicht immer ängstlich den strengen Rechtsstandpunkt wahrten, wird man von vornherein zugeben. Die Bestrebungen des damaligen Adels nach Reichsunmittelbarkeit aber für die Gegenwart als ein nachahmungswürdiges Vorbild anzupreisen, muß ich selbst auf die Gefahr hin, von Pallmann „historischer Kurzsichtigkeit oder partikularistischer Tendenz" angeklagt zu werden, entschieden abweisen. Man kann, dächte ich, sehr reichstreu sein, ohne deshalb die Beseitigung der einzelnen Staaten wünschenswert zu finden. Goethe jedenfalls ist himmelweit davon entfernt gewesen, bei seinem Ritterdrama die Unterschiebung solcher Tendenzen für möglich zu halten. Die längst widerlegte Legende, als hätte Kaiser Maximilian I. seine besten Kronrechte bescheiden opfern wollen, um Reformen durchzusetzen, hätte Pallmann nicht (S. 4 und 8) aufwärmen sollen. Ganz im Gegenteil war es gerade der nur auf Mehrung seiner Hausmacht und Rechte bedachte Habsburger, der die patriotischen Reformen so viel als möglich hinderte. Im Goethischen Drama hat der Kaiser wohl die Sympathie Götzens für sich, die wir auch in der Geschichte der Gestalt des letzten Ritters gerne entgegenbringen: von seinen Herrschertugenden und

---

[60]) Goethe hat in den „Venetianischen Epigrammen" von chinesischen Bildern Werthers und Lottens gesprochen; eine japanische Übersetzung Werther ken Kanashimi ist in diesem Jahre von dem Japaner Mari veröffentlicht worden.

[61]) Der historische Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand und Goethes Schauspiel über ihn. Eine Quellenstudie. Berlin 1894 (Programm der Luisenstädtischen Oberrealschule).

ſeinem Wirken für das Reich gewinnen wir aber auch in der Dichtung keine hohe Meinung, wenn wir ihn unter Weislingens Leitung vor uns ſehen.

Über das Herrſcherideal hat Goethe in der natürlichen Tochter und Pandora, in Epimenides und Fauſt geſprochen. Tüchtig erſcheint uns der König der Taurier. Ich zweifle jedoch, ob Goethe „mit den Ausblicken auf die neuzubegründende Herrſchaft Oreſts das Idealbild eines Herrſchertums" andeuten wollte, wie Otto Sieroka in der Rede[62]) meint, in welcher er, von einer Ideallandſchaft mit Iphigenieſtaffage ausgehend, ſchwungvoll über Goethes Iphigeniendichtung geſprochen hat. Mit Oreſts Verhältnis zu Iphigenie und Pylades hat ſich Paul Primer[63]) befaßt, der Kerns Behauptung, die Heilung des Oreſtes ſei weder menſchlich motiviert, noch pſychologiſch klar begründet, mit guten Gründen widerlegt. Seine Darlegung gewinnt gegenüber Portigs abſonderlicher Anklage (ſ. o.) beſonderes Intereſſe. Durch Pylades' Zureden werde die Löſung der Seelenſpannung vorbereitet, Iphigenie gelinge es, ihr eigenes Gottvertrauen in Oreſts Seele hinüberzuleiten. Es ſei kein Wunder, kein einfach aus der Antike herübergenommenes, uns fremdes Motiv, ſondern ein wohlvorbereiteter und wahrſcheinlicher pſychologiſcher Vorgang. Um ihn richtig zu faſſen, dürfe man Oreſtes freilich nicht ohne weiteres als fluchbeladenen Muttermörder betrachten, ſondern als das Opfer eines Widerſtreites der Pflichten. Der Sohn habe die Pflicht, den Vater an ſeiner Mörderin zu rächen. In einer Behauptung ſcheint mir Primer völlig zu irren, wenn er nämlich beſtreitet, daß Oreſt durch Iphigeniens Erwähnung des erdichteten Brudermordes furchtbar erregt werde. Vers 1073: „Was ſagſt du mir? Was wähnſt du gleichen Fall?" zeigt ſchon durch die haſtige Doppelfrage jene Erregung, die ſich dann in Vers 1089/91 zum heftigen Ausbruch ſteigert.

---

[62]) Die ſittlichen Grundlagen des Herrſchertums nach Goethes Iphigenie auf Tauris. Allenſtein 1894 (Jahresbericht des kgl. Gymnaſiums).

[63]) Die Heilung des Oreſt in Goethes Iphigenie auf Tauris. Frankfurt a. M. 1894 (Programm des kgl. Kaiſer Friedrichs-Gymnaſiums).

Mit der abschließenden Gestaltung der Iphigenie fällt der Entwurf einer der unerfreulichsten Arbeiten Goethes zeitlich zusammen. Die „ungedruckte Operndichtung Goethes", von welcher Elster, dem Abdruck in der Weimarischen Ausgabe vorauseilend, berichtet („Forschungen zur deutschen Philologie"), ist der spätere „Großkophta". Als Singspiel „Die Mystifizierten" wurde die Arbeit, von der sich umfangreiche Fragmente im Goethearchiv erhalten haben, in Italien begonnen, jedenfalls nach dem Besuch in Cagliostros Familie und wahrscheinlich im Zusammenhange mit den in Rom vorgenommenen Operndichtungen (Klaudine, Erwin, Scherz, List und Rache). Der Zauberschwindel des geheimnisvollen Grafen würde demnach zeitlich dem tollen Zauberwesen der Hexenküche ziemlich nahe rücken. Dagegen ist die Walpurgisnacht nach Gg. Witkowskis bestimmter Behauptung[64]) erst nach der italienischen Reise geplant worden. Gegen Schröers Annahme, Goethe hätte die Harzreise von 1777 unternommen, um Eindrücke für die Walpurgisnacht zu gewinnen, habe ich mich schon früher ebenso erklärt, wie es nun Witkowski thut. Wenn aber Witkowski selbst meint, die „Harzreise im Winter" zeige, daß in der nordischen Landschaft Goethe eine düstere Phantastik aufgegangen sei, wie sie ihm in der heiteren Main- und Rheingegend fremd geblieben, so liegt die Vermutung nahe, daß diese erste, absichtslos unternommene Brockenbesteigung doch schon den Plan der Walpurgisnachtsdichtung angeregt habe. Eine in diesem Sinne zwischen Witkowskis und Schröers Behauptung vermittelnde Annahme scheint mir der Wahrheit am nächsten zu kommen. Witkowskis Buch darf im ganzen als ein interessanter und fördernder Beitrag zur Faustlitteratur begrüßt werden, was man nicht eben von der Mehrzahl der Faustschriften rühmen kann. Wenn es kaum begreiflich ist, daß man sich nicht scheut, einen so völlig nichtssagenden, auf Inhaltsangabe und Zitate sich beschränkenden Faustvortrag wie den von A. W. Geers[65]) zu drucken, so erscheint seine Harmlosigkeit doch fast erfreulich gegenüber einer

[64]) Die Walpurgisnacht im ersten Teile von Goethes Faust. Leipzig 1894 (F. W. v. Biedermann).

[65]) Über den ersten Teil von Göthes Faust. Ein Vortrag. Chur 1891 (Beilage zum Kantonsschulprogramm).

Auslegungskunst wie sie z. B. F. G. Hugo Hoffmann[66]) bethätigt. Hoffmann erblickt im ersten Teile und den drei ersten Akten des zweiten Teiles eine Darstellung der deutschen Geschichte von 1400 bis 1521. Gretchens Lage erscheint ihm „dem Gesetze, der Autorität gegenüber die ähnliche, die geistlich gleich hohe wie es die geistige Lage war, in der Luther sich befand, als er die ganze Summe eines christlichen Lebens zog“ (S. 13). Diese eine Absurdidät, die sich nun freilich durch das ganze Buch zieht, enthebt wohl der Verpflichtung eingehender Widerlegung. Wenn jemand in der Helena die „eigentlich tierische, schamlose Entwickelung in gerader Linie“ dargestellt findet (S. 77), so hört jede Erörterung auf. Dieser ästhetischen Einsicht entspricht die kunstgeschichtliche, wenn Hoffmann auf den strengen gotischen Stil unmittelbar die Willkür des Barockstils folgen läßt, im Irrweg Fausts zu Helena die Schilderung des Rokoko erkennt. Hoffmann zeigt sich in Goethes Werken, besonders den Sprüchen, sehr gut belesen, er fühlt lebhaft die Größe der Dichtung und des Dichters, aber seine Auslegungskunst gehört dem hoffnungslosen Gebiete von Louviers sprechender Sphinx an, im Vergleich zu dem der Blocksberg selbst als licht und deutlich gelten mag.

Witkowski erklärt sich in seiner Blocksbergstudie unter Hinweis auf Valentin und Baumgart als grundsätzlichen Anhänger der Einheit des ganzen Faust (S. 52), doch unterscheidet er sich wesentlich von diesen beiden Vorgängern. Ähnlich wie ich selbst es schon vor Entdeckung des Urfaust gethan habe (Blätter f. d. bayer. Gymnasialschulwesen XXIII, 465 f.), läßt Witkowski die Anfänge der Goethischen Dichtung aus zwei getrennten Elementen entstehen: dem nach Erkenntnis und Genuß strebenden Stürmer und Dränger und dem bürgerlichen Trauerspiel vom verführten Mädchen. Witkowski meint aber, daß Goethe im ersten Feuer sich über ihre Verbindung so wenig klar gewesen sei, wie über die Art der „abgeschmackten Freuden“, mit denen Mephisto schon im Urfaust seinen Zögling von Gretchens wachsendem Jammer abziehen wollte. Die

[66]) Das Gerippe von Goethes Faust, eine Zeichnung unseres geschichtlichen Entwickelungsganges nach seinem inneren Werte. Frankfurt a. M. 1894 (Druck und Verlag von Gebrüder Knauer).

Zuſtimmung zu dieſer Annahme wird von dem Glauben abhängen, den man Goethes Brief an W. v. Humboldt vom 17. Mai 1832 (ſ. o. Freſenius), d. h. der Sicherheit ſeines Gedächtniſſes zubilligt. Jedenfalls kann ich Witkowski nicht mehr zuſtimmen, wenn er die Hexenküche als fremdartigen, in die Dichtung hineingetragenen Beſtandteil bezeichnet und Goethe vorwirft, er habe gerade in dem Streben nach ſtraffer zuſammengefaßter Handlung der innern Einheit geſchadet (S. 5). So ſehr ich geneigt bin, im vollendeten Fauſt noch Spuren andersgearteter früherer Pläne zu erkennen, ſo wenig ſcheint mir das Bedenken gegen die Hexenküche gerechtfertigt. Die erſte Anſpielung auf das Walpurgisfeſt erfolgt in der Hexenküche, aber erſt 1797 ſoll Goethes Arbeit an den Brockenſzenen begonnen haben. Die Stellung der Walpurgisnacht im Rahmen der ganzen Dichtung und ihren kunſtvollen dreiteiligen Aufbau, wie er aus den im Anhang wieder abgedruckten Paralipomena noch erkennbar iſt, legt Witkowski ſehr gut und überzeugend dar. Nur durch den Walpurgisnachtstraum ſieht er (wie ich ſelbſt ſchon S. 217 erklärte) trotz Baumgarts. und Valentins geiſtvoller Verteidigung die künſtleriſche Einheit zerriſſen. Freilich meint er, die ſtörende Stellung des „Zwiſchenſpiels“, das ſeinem Namen entgegen den Schluß bilde, ſei erſt ſo arg geworden durch die Verſtümmelung der ganzen Walpurgisnacht. Ihr fehlten die beiden letzten geplanten Teile: Anbetung des Höllenfürſten und Thalfahrt, welch letztere mit dem verräteriſchen Geſchwätz der Kielkröpfe am Rabenſtein in die Proſaſzene überleiten ſollte (S. 37). In Weiterverfolgung der von E. Schmidt zur Walpurgisnacht gegebenen Quellenbelege hat Witkowski die einſchlägige Litteratur, die Goethe nach den Ausleihliſten der Weimarer Bibliothek benutzte, durchgearbeitet, nicht um die Abhängigkeit Goethes zu erhärten, ſondern nur um auf „mögliche Wege der Befruchtung ſeiner Phantaſie“ aufmerkſam zu machen. Die beiden mitgeteilten Blocksbergsbilder aus Prätorius' „Blockes-Berges Verrichtung“ (S. 28) und Remigius' Daemonolatria (S. 33) haben unzweifelhaft auf die Paralipomena eingewirkt. Für den Walpurgisnachtstraum und ſeine Verteidiger iſt es von großem Intereſſe, daß ſchon Prätorius von einem eigenen Theater auf dem Blocksberge zu erzählen wußte.

Wie Witkowski mit besonderem Lobe das Valentinische Buch „Goethes Faustdichtung in ihrer künstlerischen Einheit“ [67]) anführt, so scheint es vor allem von Schulmännern als erwünschtes und wertvolles Hilfsmittel gewürdigt zu werden. Hermann Unbescheids Aufsatz „Goethes Faust I. Teil als Schullektüre“ (in der Lyonischen Festschrift für R. Hildebrand) [68]) und Karl Hähnels Studie „Goethes Faust im Gymnasialunterricht“ [69]) stehen beide voll und ganz unter der Einwirkung von Valentins Arbeit. Unbescheid mußte gemäß seiner Behandlungsart der dramatischen Lektüre (vgl. IX, 182) durch Valentins Beweisführung seine eigenen Studien gefördert sehen. Er erklärt geradezu, die Aufgabe, statt einiger Hauptgedanken Plan und Kunstform des Faust den Schülern zu entwickeln, sei durch die bisherigen ästhetischen Lehrbücher nicht erfüllt worden. Durch Valentins „ausgezeichnetes Werk“ werde sie dem Lehrer lösbar. Er selbst giebt nach dem Gedankengang und so viel als möglich nach dem Wortlaut von Valentins „vortrefflicher Schrift“ die Grundlinien im Bau der Faustdichtung an. Unbescheid bleibt dabei vielleicht etwas einseitig im Formalistischen haften, er erfaßt jedoch das Werk so entschieden als Ganzes, daß er, und zwar mit vollem Rechte, die Gretchentragödie als Episode im Faustdrama bezeichnet. Hähnel ist viel selbständiger als Unbescheid. Er entwirft den Plan zu einer Schulausgabe des I. Teiles des Faust und stellt Fragen zusammen, durch die der Lehrer die Lektüre überwachen und leiten soll. Ich bekenne, daß mir dieses Frag- und Antwortspiel unsympathisch ist. Um so mehr stimme ich mit Hähnels Forderung überein, mit der Erklärung des ersten Teiles eine Inhaltsangabe des zweiten zu verbinden. Es ist von unheilvoller Nachwirkung, wenn die Schüler sich daran

---

[67]) Zu den S. 215 des vorangehenden Heftes angeführten Besprechungen von Valentins Buch ist noch hinzuzufügen der längere gehaltvolle Aufsatz von F. Muncker im „Deutschen Wochenblatt“ Nr. 26.

[68]) Ich möchte auch auf Otto Lyons eigenen Beitrag, welcher die Festschrift schließt, verweisen: „Die Einheit des deutschen Unterrichts an der Universität und in der Schule“.

[69]) Leitmeritz 1894 (Sonderabdruck aus dem Jahresbericht des k. k. Staats-Obergymnasiums).

gewöhnen, den ersten Teil des Goethischen Faust als ein abgeschlossenes Werk, den zweiten für ganz entbehrlich zu halten. So wenig er sich für das Verständnis der Jugend eignet, so enthält er doch manches, was zur Anregung des Unterrichts geeignet ist. Der Hinweis auf Goethes Helena mag so den idealen Zusammenhang zwischen hellenischer und deutscher klassischer Dichtung bei der Homerlesung in Erinnerung bringen. Wenn Fr. Decker bei seiner Studie „Die griechische Helena im Mythos und Epos“ [70]) sich Goethes erinnert hätte, würde er nicht den Fehler begangen haben, die Mythe ihrer Verbindung mit Achilles (V. 7435 u. 8777) ganz zu übergehen. Auch die von Decker erwogene Frage über Helenas Verschuldung oder schicksalvolles Dulden (vgl. dazu L. Preller, griechische Mythologie I⁴, 372) hat Goethe schon gestreift. Andrerseits läßt sich Deckers Hinweis, daß schon im Altertum über Helenas Alter Bedenken auftauchten, hübsch als Kommentar zu V. 7426 verwerten. Der dort wie V. 6533/40 enthaltene Spott gegen die Philologen ist fast sprichwörtlich geworden wie so vieles in Goethes „weltlicher Bibel“. Als solche hat H. Lahuor den Faust geprüft [71]), während Goethe selbst bekanntlich den alten „Reineke Fuchs“ als „unheilige Weltbibel“ bezeichnete. Lahuor geht, nachdem er die Bedeutung des Faust als Umformung alten nationalen Sagengutes und Goethes Lebensarbeit betont hat, zunächst darauf aus, alle biblischen Anklänge in beiden Teilen des Faust festzustellen, ohne dabei seines Vorgängers Henkel (s. o. Nr. 5) zu gedenken. Daran reiht sich eine Betrachtung der Volkslieder, der volkstümlichen Redensarten, der sprichwörtlichen im Faust, sowie der Stellen, die erst durch Goethe die Beliebtheit von Sprichwörtern erlangt haben. Die wenig zutreffende Behauptung, daß Faust schon lange vor seinem Ende „innerlich abgestorben“ sei, hängt mit der Klage über Goethes Mangel an Glauben und Christentum zusammen. Auf solche Klagen hat, als sie M. Rieger in seinem Vortrage „Goethes Faust nach seinem religiösen Gehalte“ erhob, schon M. Carriere

[70]) Magdeburg 1894 (Jahrbuch des Pädagogiums zum Kloster Unser lieben Frauen).

[71]) Goethes Faust als weltliche Bibel betrachtet. Wolfenbüttel 1894 (Programm des herzogl. Gymnasiums).

(Beil. z. Augsburger Allgemeinen Zeitg. 1881 Nr. 177) genügend geantwortet. Als Beitrag zu Goethes Stil und Sprache verdient Lahnors Arbeit immerhin lobende Erwähnung.

Wenn Lahnor den zweiten Teil des Fauſt dem Reichtum des erſten gegenüber arm an geflügelten Worten findet, ſo ſchöpft dagegen Paul Knauth in ſeiner Diſſertation „von Goethes Sprache und Stil im Alter“ [72]) hauptſächlich aus dem zweiten Fauſt und dem weſtöſtlichen Divan. Knauth ſchränkt ſich durch Annahme der Altersgrenze 1815 Olbrich gegenüber etwas ein, andrerſeits faßt er ſein Thema allgemeiner als Olbrich, der nur die Nachahmung der klaſſiſchen Sprachen in Goethes Wortſtellung und Wortgebrauch zu unterſuchen ſtrebte (vgl. VIII, 267). In jedem Falle bleibt Knauth aber ſeinem Vorarbeiter für Anlage und Behandlung des Themas ſtark verpflichtet. Knauth ordnet ſeine fleißigen und guten Beobachtungen in fünf größere Gruppen. In der Wortform unterſcheidet er Altertümliches und Mundartliches; im Wortgebrauch richtet er die Aufmerkſamkeit auf Kürze des Ausdrucks, freieren Gebrauch des Genitiv und Dativ, Freiheit im Gebrauch der Adjektiva beſonders in der Komparation, [73]) Gebrauch des Verbalſubſtantivs. Drei weitere Kapitel handeln von Wortbildung; Auflöſung der Kompoſita, Hendiadyoin und Geminatio; Wortſtellung. Wie die Einleitung die Einflüſſe beſpricht, welche eine Umwandlung von Goethes Stil nach den Befreiungskriegen herbeiführten, ſo wird das Ergebnis der Unterſuchung am Schluſſe zu einer Skizzierung der Entwickelung des Goethiſchen Stiles überhaupt erweitert. Als das Hauptmerkmal des Goethiſchen Stiles letzter Epoche bezeichnet Knauth die Kompreſſion, ein Ausdruck, der allerdings nur durch die vorangehende Einzelunterſuchung richtige Deutung empfangen kann. Bei der Gegenüberſtellung einer Reihe von Ausdrücken in der Helenabearbeitung von 1800 und 1826 weiſt Knauth darauf hin, daß auch metriſche Gründe Änderungen veranlaßten. Gerade mit beſonderer Rückſichtnahme auf

[72]) Leipzig 1894 (in Kommiſſion bei Guſtav Fock).

[73]) Über den Gebrauch des Komparatives für den Poſitiv vgl. in Lyons Feſtſchrift für Rud. Hildebrand S. 91 meinen Beitrag zur Erläuterung von Klopſtocks Odendichtung „Der Lehrling der Griechen“.

die beiden Faſſungen der Goethiſchen Helena hat Fr. Vogt ſeine mit Otfried anhebende metriſche Studie „von der Hebung des ſchwachen e“ (Forſchungen zur deutſchen Philologie) ausgeführt. Von den „übel klappenden Reimen“ (wie: kenneten, beleidigten, diejenigen) des 17. und 18. Jahrhunderts hat ſich Goethe zwar nicht ganz frei gehalten, er gebrauchte aber ſelbſt in der letzten Silbe des Daktylus das ſchwache e nicht als Reimträger. Schiller bediente ſich in der erſten und zweiten Periode ziemlich häufig der Freiheit, das ſchwache e ſogar im ſtumpfen Reime anzuwenden, während Goethe ſich nur im Versinnern die Hebung des e unbedenklich geſtattet, da jedoch ſelbſt unter dem erſchwerenden Umſtande des Hiatus, z. B.: „Der Antwort ernſteſte iſt doch das Grab.“ Im erſten Aufzug der Iphigenie hat Vogt die Betonung des ſchwachen e im Versausgang öfters gefunden als im ganzen Taſſo. Am ſorgſamſten ſei er in „Klaudine von Villabella“ verfahren, während in der „natürlichen Tochter“ wieder größere Freiheit herrſche. Übrigens hat Vogt den Eindruck gewonnen, daß Goethe nur im Blankvers Bedenken hege, im Trimeter dagegen ohne weiteres ſchwaches e auf der Hebung verwendet, am meiſten eben in der erſten Bearbeitung der Helena. In der Umarbeitung beſeitigte er das betonte ſchwache e aus dem Versinnern, z. B. ward „vom phrygiſchen Gefild“ geändert in „vom phrygiſchen Blachgefild“; aus „und redete kein freundlich Wort“ ward „auch ſprach er kein erquicklich Wort“. Im Versausgang ſtieß ſich Goethe an ſolcher Betonung nicht, obwohl die Änderungen ſo zahlreich ſind, daß Vogt meint, die Beſeitigung des betonten ſchwachen e ſei der eigentliche Grund zur Umarbeitung geweſen. Schon Knauths Beiſpiele zeigen, daß jedenfalls auch ſprachliche und ſtiliſtiſche Gründe ſehr beſtimmend mitwirkten. Jedenfalls iſt Vogts Beobachtung, wie die metriſche Umgeſtaltung mit einer ſtärker antikiſierenden Färbung Hand in Hand geht, ſehr intereſſant. Goethes metriſches Verfahren erſcheint uns in Vogts Unterſuchung der Abſchluß einer langen geſchichtlichen Entwickelung. Durch Schwächung der vollvokaligen Endung, wie ſie Otfried noch beſaß, hat das ſchwache e allmählich die Fähigkeit verloren, einen ſtumpfen

Reim zu bilden. Erſt nach Opitz erhält das ſchwache e durch verſchiedene Einflüſſe wieder größeres Gewicht, obwohl es bei Theoretikern und Dichtern nicht an richtiger Schätzung des Tonwertes fehlt. Goethe war dann auch hier als ausübender Künſtler von richtigem Gefühle geleitet, während er aus metriſchen Belehrungen jederzeit wenig Troſt ſchöpfte.

Dagegen hat er ſelbſt es eingeſtanden, daß von der ſchwierigſten aller Dichtungsarten, von einer „wahren Tragödie", ſein Gefühl ihn abſchrecke. Schiller, dem er dieſes Geſtändnis machte, fand (12. Dezember 1797) in allen Dichtungen Goethes „die ganze tragiſche Gewalt und Tiefe wie ſie zu einem vollkommenen Trauerſpiel hinreichen würde". Aber Goethes Natur, die ſich überall mit einer freieren Gemütlichkeit äußern wolle, ſage „die ſtrenge gerade Linie, nach welcher der tragiſche Poet fortſchreiten muß", nicht zu. „Alsdann glaube ich auch, eine gewiſſe Berechnung auf den Zuſchauer, von der ſich der tragiſche Poet nicht dispenſieren kann, der Hinblick auf einen Zweck, den äußern Eindruck, der bei dieſer Dichtungsart nicht ganz erlaſſen wird, geniert Sie, und vielleicht ſind Sie gerade nur deßwegen weniger zum Tragödiendichter geeignet, weil Sie ſo ganz zum Dichter in ſeiner generiſchen Bedeutung erſchaffen ſind." Es gewährt wohl einen eigenen Reiz, dies Urteil des befreundeten Schillers über Goethes dramatiſche Begabung mit demjenigen eines durch Feinſinn und Formenſtrenge hervorragenden Dichters der Gegenwart zuſammenzuſtellen. Man mag über den dramatiſchen Gehalt der „natürlichen Tochter" [74]) und über den dichteriſchen Wert des „Epimenides" ein wenig, über den zweiten Teil des Fauſt und ſeine einheitliche Geſtaltung bedeutend günſtiger urteilen als Paul Heyſe in ſeinem Feſtvortrage bei der neunten Generalverſammlung der Goethegeſellſchaft [75]) gethan hat; die überlegene Einſicht und klare Sachlichkeit, mit welcher er Vorzüge und Schwächen von Goethes Dramen überzeugend zu entwickeln wußte, müſſen wir uneingeſchränkt bewundern.

[74]) Vgl. V. Valentin, „Zur Aufführung von Goethes natürlicher Tochter in Weimar" im „Deutſchen Wochenblatt" 1893 Nr. 27.

[75]) Goethes Dramen in ihrem Verhältnis zur heutigen Bühne. Sonderabdruck aus dem XX. Jahrgang der „Deutſchen Rundſchau" Juli 1894.

Mit ein paar Worten weiß Heyse fast jedes Goethische Drama treffend zu charakterisieren. Seine Mahnung an die Goethegesellschaft, nicht auch unzulänglichen Werken des Meisters die gleiche Bewunderung wie den großen Kunstschöpfungen zu widmen, ist um so berechtigter, als es an Neigung zur Überschätzung früher weniger beachteter Werke (Achilleis, Epimenides, gute Frauen) in der That nicht ganz fehlt. Aber auch der ungleich schlimmeren Neigung, Schiller zu verkleinern, wirkt Heyses Darlegung entgegen. In der dramatischen Technik, „in der Schiller es zu virtuoser Meisterschaft brachte, ist Goethe über ein unsicheres Tasten nicht hinausgekommen". Gerade die Gegenüberstellung der beiden Jugendwerke, des Götz und der Räuber, bringt die dichterische Überlegenheit Goethes, die unvergleichliche dramatische Überlegenheit Schillers deutlich zur Anschauung. Und diesem angeborenen dramatischen Genie des „jungen Schiller" hat Graf Schack noch in seinen letzten Gedichten gehuldigt mit dem Sonette:

Ich höre manche, welche Verse leimen,
Im Stolz auf ihre virtuosen Triller
Wohl sagen: Welcher Stümper, dieser Schiller!
Er wagt auf ‚Menschen' ‚wünschen' gar zu reimen:

Doch dich beneiden muß ich im Geheimen,
Erhabner, sei der Mißton auch ein schriller.
In deinem Liede seh' ich doch mit stiller
Bewundrung deine künft'ge Größe keimen.

Dich seh' ich oft im tief entzückten Lauschen
Bei deiner Laura am Klaviere sitzen,
Wie du dich sonnst in ihrer Augen Strahle:
Da knospen schon bei ihrer Töne Rauschen
Und spiegeln sich in deines Auges Blitzen
Die Räuber, Fiesko, Karlos und Kabale.

2.

Goldsmiths „Landprediger“ in Deutschland.

Von M. Ziegert.

Am 27. März 1766 erschien in London die erste Auflage des „Vicar of Wakefield“, eines der meistgelesenen und verbreitetsten Bücher der Weltlitteratur. Im Juni und August desselben Jahres folgte schon eine zweite und dritte Auflage; wie viele englische Ausgaben nach diesen drei ersten Auflagen herausgekommen sind, das bibliographisch festzustellen, möchte keine leichte Aufgabe sein. Mein Versuch über die deutschen Übersetzungen soll auch keineswegs sämtliche deutsche Ausgaben verzeichnen, sondern meine Neigung für die so liebenswürdige Erzählung hat nur das Ziel, sich über die frühesten deutschen Auflagen zu verbreiten, einige spätere durch künstlerischen Schmuck oder durch kritische Anmerkungen hervorragende Ausgaben hervorzuheben und einige Nachweise zu geben, die den Einfluß des „Landpredigers“ auf die deutsche Litteratur zeigen sollen.

Die erste deutsche Ausgabe des Romans erschien 1767 und führt folgenden Titel: „Der Landpriester von Wakefield. Ein Märchen, das er selbst soll geschrieben haben. Aus dem Englischen. Sperate miseri: cavete felices. Titelvignette. Leipzig bey M. G. Weidmann's Erben und Reich. 1767.“ — Das Buch ist auf schlechtem Papier gedruckt, aber mit einigen zierlichen Rokoko-Ornamenten geschmückt, die den geschmackvollen Verleger Erasmus Reich bekunden; es umfaßt 322 Seiten. Von wem die Übersetzung herrührt, vermag ich nicht anzugeben: jedenfalls unterscheidet sie sich in Stil und Ausdrucksweise bedeutend von der zweiten verbesserten Auflage, die ebenfalls in Leipzig bei Weidmanns Erben und Reich erschien, unter dem Titel: „Der Dorfprediger von Wakefield. Eine Geschichte, die er selbst geschrieben haben soll. Von neuem verdeutscht“. Diese Übersetzung ist von Joh. Joachim Christoph Bode, dem für seine Zeit trefflichen Übersetzer, besonders aus dem Englischen. Gewidmet ist das Buch von Bode der Gräfin Caritas Emilia Bernstorff, der Wittwe des Ministers Bernstorff, die er 1778 als deren Geschäftsführer von Hamburg nach Weimar

geleitete, wo er sich dann niederließ. Die Widmung möge als charakteristisch für die damalige Zeit hier Platz finden: „Hochgebohrne Gnädige Gräfinn, Ich hatte bereits einige Zeit darüber gedacht, wo ich die Physiognomie einer solchen Seele suchen wollte, die ich vor die folgende Uebersetzung als mit dem Inhalt des Buches harmonirend, setzen könnte: da fand ich von ohngefähr in Ihrem Büchervorrathe Lavater's physiognomische Fragmente Seite 139 aufgeschlagen liegend, und folgende Zeilen mit Lebhaftigkeit (das zeigten die Züge der Bleyfeder) unterstrichen: „Weisheit ohne Güte ist Thorheit. Ich will gerecht urtheilen und gütig handeln." Verzeihen Sie mir es, gnädige Gräfinn, daß ich Ihnen diese Ihre Seelensilhouette heimlich entwendet und, als meinem Endzwecke entsprechend, meinem Buche vorgesetzt habe! etc. B. d. 22. April 1776. der Uebersetzer." Vorliegende Ausgabe wird noch interessanter durch hinzutretenden künstlerischen Schmuck: sie ist versehen mit einem Titel-Kupfer und einer Titel-Vignette nach D. Chodowiecki, gestochen von Geyser. Die Titelvignette stellt die Szene dar, in welcher Herr Burchell Sophie aus dem Flusse rettet; die Darstellung weicht von der ersten der zwölf Chodowieckischen Illustrationen zum Landprediger, die ich später besprechen werde, zum Teil ab: erstlich ist sie gegenseitig, zweitens ist Sophiens Pferd, der Landprediger und der Hintergrund anders gezeichnet; das Titelkupfer bringt die Szene, in der Burchell als Lord Thornhill Sophien umarmt. Vom gleichen Jahre existiert eine offenbare Nachdrucksausgabe unter dem Titel: „Sammlung der besten, neueren, Englischen Schriftsteller, erster Band. Der Dorfprediger von Wakefield, neue von Bode übersetzte Ausgabe. Frankfurt und Höchst, in der Göllnerischen Buchhandlung 1777." Die Ausgabe enthält die Chodowieckische Titelvignette und die Widmung an die Gräfin Bernstorff; es ist der wortgetreue Abdruck der Leipziger Ausgabe, bis auf einige Abweichungen in der Rechtschreibung, die auf einen süddeutschen Setzer zurückzuführen sind. Als vergleichende Probe der beiden ersten deutschen Übersetzungen, sei folgende Stelle angeführt. Ausgabe von 1767: „Dem sey wie ihm wolle, so hatten wir einander herzlich lieb, und unsre Liebe wuchs, je älter wir wurden. In der That gab es auch nichts, daß uns hätte bewegen

können, auf die Welt oder aufeinander ſelbſt böſe zu ſeyn. Wir hatten ein artiges, in einer anmuthigen Gegend, und unter einer guten Nachbarſchaft gelegenes Haus. Wir brachten unſer Jahr mit moraliſchem und ländlichem Zeitvertreibe mit Beſuchung unſrer reichen Nachbarn, und mit Erleichtrung Derer, die arm waren, zu. Wir hatten keinen Umſturz des Glücks zu fürchten, keine Beſchwerlichkeit zu erdulden. Unſre ganzen Abenteuer gingen am Kamine vor: und alle unſre Wandrungen geſchahen von dem Bette mit blauen Vorhängen zu dem mit braunen." Ausgabe von 1777: „Bey alledem liebten wir einander recht herzlich und unſre Liebe nahm mit den Jahren zu. In der That wüßt' ich auch nicht was uns über die Welt, oder einen über den andern hätte mißvergnügt machen ſollen. Wir hatten ein nettes Haus, belegen in einer ſchönen Gegend und in einer guten Nachbarſchaft. Das Jahr lief rund bey moraliſchem oder ländlichem Zeitvertreibe; mit Beſuchen bey unſren reichen Nachbarn und mit Hülfeleiſtungen an Diejenigen welche arm waren. Wir hatten keine ſonderbare Glückswechſel zu fürchten, noch Mühſeligkeiten auszuſtehn. Alle unſre Abentheur waren vor unſrem Kaminfeuer, und alle unſre Wanderſchaften erſtreckten ſich nicht weiter als vom blauen Bette zum braunen."

Im gleichen Jahre 1777 brachte der in Berlin erſcheinende „Almenac généalogique" zwölf Kupfer zum „Landprediger" von Daniel Chodowiecki gezeichnet und geſtochen; ſie gehören mit zu den reizvollſten Blättern, die der Künſtler geſchaffen hat, und ſind, was Illuſtrationen deutſcher Meiſter zu der Erzählung anbetrifft, die charakteriſtiſcheſten, einzig inbezug auf Freiheit der Erfindung und Spiel der Phantaſie übertroffen von den köſtlichen Bildern Ludwig Richters. Die zwölf Szenen, welche Chodowiecki illuſtriert hat, führe ich mit den franzöſiſchen Unterſchriften des Almanachs an: 1. M. Burchell sauve la vie à Sophie; 2. La famille du Dr. Primrose allant à l'Eglise; 3. La veille de Noël; 4. Brouillerie entre la famille Primrose et m. Burchell; 5. Tableau de la famille Primrose; 6. George reconnait son père et en est reconnu; 7. Le Dr. Primrose sur le point d'être conduit en prison reprimande ses Paroissiens; 8. Préparation à la prière dans la prison; 9. Le Dr. Primrose prépare son

*

fils à la mort; 10. Retour de Sophie; 11. M. Burchell reprenant George; 12. Conclusion. Die Kupfer in dem bekannten kleinen Kalender-Format ausgeführt, sind doch mit Chodowieckiſcher Feinheit individualiſiert; wie ſchablonenhaft und hölzern ſind dagegen die Rambergiſchen Illuſtrationen zu einer engliſchen Ausgabe, die 1798 in Wien herausgekommen iſt.

Eine zweite Nachdrucksausgabe, betitelt: Zweyte verbeſſerte Auflage, Frankfurt und Leipzig, erſchien 1780 mit gleichem Titelkupfer und Vignette, wörtlicher Abdruck der Bodiſchen Überſetzung. 1781 kam in Hamburg und Altona ebenfalls eine Nachdrucksausgabe genau in der gleichen Art heraus. Darauf folgte „Die rechtmäßige dritte Auflage", Weidmann'ſche Buchhandlung Leipzig 1796 mit den gleichen Kupfern. Dieſer reihte ſich im gleichen Verlag 1818 die vierte Auflage an; Vignette und Titelkupfer ſind von G. G. Endner 1816 neu geſtochen, wobei einige Figuren, wie z. B. Thornhill, in Koſtüm und Haartracht moderniſiert ſind. Die übrigen deutſchen Ausgaben anzuführen, geht nicht an: es würde ein Bücherverzeichnis werden; nur einige Editionen ſeien hier noch bibliographiſch kurz aufgezählt, die beſonderes Intereſſe erregen und ſelbſtändige, neue Überſetzungen bieten. C. M. Winterling gab in Nürnberg 1833 eine Polyglotten-Edition heraus, engliſch, franzöſiſch, deutſch, die auf Wagners Ausgabe, Marburg 1828, und namentlich die Walter Scottiſche fußt; Parallelſtellen und Worterklärungen ſind ihr beigegeben. Im gleichen Jahre erſchien ſchon als zweite Auflage bei Brockhaus in Leipzig eine Überſetzung von Karl Eduard von der Oelsnitz, mit einer Einleitung von 30 Seiten über Goldſmiths Leben und Schriften verſehen. 1836 kam in Zweibrücken die Überſetzung von G. Friedrich Kolb heraus, am Schluß mit einer Nachſchrift des Überſetzers, die Erläuterungen bringt. Das Jahr 1840 brachte die A. Diezmanniſche Überſetzung, Braunſchweig, welche den 23ſten Band der klaſſiſchen Bibliothek der älteren Romandichter Englands bildet. Die ſechſte Auflage des Weidmanniſchen Verlags mit fünf trefflichen Stahlſtichen von Eduard Schuler geſtochen, jedenfalls nach einem engliſchen Illuſtrator, iſt außerordentlich zierlich gedruckt. Die Bodiſche Überſetzung hat hier einer modernen Übertragung Platz gemacht.

1841 erſchien im Verlag von Georg Wigand die Überſetzung von Ernſt Suſemihl mit Illuſtrationen von Ludwig Richter, zugleich ebendort auch eine engliſche Ausgabe mit den gleichen Bildern. Die Richteriſchen Schöpfungen zum Landprediger gehören zu den gemütvollſten Kompoſitionen, die er erfunden hat: paßte doch dies Buch ſo recht für die beſchaulich ſinnende Natur des poetiſchen Zeichners. An ſeinen Vorgänger Chodowiecki erinnert nur eine Illuſtration, der Ritt zur Kirche, mit der Stellung der bockbeinigen Pferde. Die Geſtalt des Doktor Primroſe ſelbſt, in den verſchiedenen Beſchäftigungen, die Predigt niederſchreibend, Tric-Track ſpielend, ſeine verlorene Tochter ſuchend ꝛc., iſt prächtig erfunden, lebenswahr und rührend hingeſtellt.

Auch die beiden Schweſtern Olivia und Sophie ſind faſt porträtähnliche Geſtalten, und zieht man folgende Stelle aus Richters Selbſtbiographie in Betracht, ſo könnte die Annahme ſtimmen: „Zur Vervollſtändigung des kleinen Familienkreiſes (Meißen 1820—1830) muß ich noch hinzufügen, daß derſelbe durch drei liebe Hausgenoſſinnen, eine Predigerswittwe, mit ihren beiden, liebenswürdigen Töchtern auf das Angenehmſte belebt wurde .... Gewöhnlich kam ſie mit den Töchtern des Abends zu uns herauf und bald war Alles an dem runden Tiſch beſchäftigt und guter Dinge. Beſonders war die älteſte der Töchter eine aufblühende Schönheit, und wo dieſe im Verein mit Herzensgüte und kindlichem Frohſinn waltet, wie es hier der Fall war, da giebt es ein gutes Dabeiſein. Meiner Frau war dieſer trauliche zwangloſe Verkehr beſonders angenehm und in vielen Dingen von gegenſeitigem Vortheil. Als ich ſpäterhin den Landprediger las und zeichnete, kamen mir dieſe Abende und Tage oft ins Gedächtnis, beſonders aber die beiden ſchönen Töchter.“ Einige Jahre ſpäter ſchreibt Richter: „Georg Wigand (der ihm die Holzſchnitt-Illuſtrationen zum Landprediger übertragen hatte) war auf eine Holzſchneide-Schule in England aufmerkſam geworden und hatte einige tüchtige Holzſchneider veranlaßt, nach Leipzig zu kommen, von denen ich nur: Nichols, Benworth, Allanſon nennen will. Ich ging nun mit Freuden an die Kompoſitionen zum Landprediger von Wakefield und zeichnete ſie ſelbſt aufs Holz. Beim Fortgang der Arbeit

ſtellten ſich aber auch ungeahnte Leiden ein, denn der Anblick mancher, der ſonſt ſauber gearbeiteten Holzſchnitte, trieb mir einen gelinden Angſtſchweiß auf die Stirn, wenn der Ausdruck, namentlich der Köpfe, die ich oft drei- bis viermal verändert hatte, um den rechten zu finden, ſo umgewandelt war, daß ſie mich höchſt fremdartig anſahen. Mir war charakteriſtiſcher Ausdruck Herzensſache, während die Engländer ihren Stolz in höchſte Eleganz der Stichlagen und Tonwirkungen ſetzten."

Dieſelben Holzſchnitte bringt eine Pracht-Ausgabe, die in Berlin 1866 erſchienen iſt, engliſcher Text, deutſche Überſetzung von Suſemihl, mit Porträt Goldſmiths und einer hübſch geſchriebenen, biographiſch-kritiſchen und litterarhiſtoriſchen Einleitung von Otto Roquette. Mit dieſer Jubiläums-Ausgabe will ich das trockene Regiſter ſchließen und einige allgemeinere Bemerkungen hinzufügen, nachdem ich noch zwei franzöſiſche Ausgaben erwähnt habe. Die erſte franzöſiſche Ausgabe iſt ebenſo wie die erſte deutſche aus dem Jahre 1767: Le Ministre de Wakefield, histoire, supposée écrite par lui même. Londre et se trouve à Paris chez Pissot et Desaint libraires. Die Überſetzung iſt wahrſcheinlich von Madame de Monteſſon. Die noch zu erwähnende andere franzöſiſche Ausgabe zeichnet ſich durch künſtleriſche Illuſtrationen aus, und iſt im ſtattlichen Groß-Oktav 1844 bei J. Hetzel in Paris erſchienen: Le Vicaire de Wakefield. Traduction nouvelle par Charles Nodier, avec une notice par le même sur la et les œuvres de Goldsmith, avec 10 vignettes par Tony Johannot; die 10 Stahlſtiſche von A. Revel geſtochen, ſind zwar franzöſiſch gedacht, aber einige Blätter haben ächt Johannotiſches reizvolles Gepräge; ſo: la diseuse de bonne aventure; Olivia retrouvée.

Welchen Einfluß der Landprediger auf die deutſche Litteratur ausgeübt hat, läßt ſich ſtatiſtiſch nicht nachweiſen: wie oft er in Romanen, Novellen, verſifizierten Idyllen und im ſchildernden Stimmungslied bewußt oder unbewußt Anregung gegeben haben mag, wer kann das auch finden und nachrechnen. Friedrich Nicolai Sebaldus Nothanker, Voß' Louiſe und der Siebzigſte Geburtstag und manches Gedicht von Bürger, Hölty, Stollberg und

anderen, wären ohne dies Vorbild kaum so gedichtet. Als Beispiel sei ein Gedicht von Gleim aufgeführt:

Den Theologen willst Du bilden,
Bild' ihn, daß Stolz in seiner Seele
Nicht wohnen kann, weil Christus' Bild
Sein Vorbild ist! Daß in die Höhle
Des Elends, finster, schmutzig, wild,
Dem Schloßhof nah er willig gehet,
Dreimal des Tags, so früh als spät,
Und Elends Milderung erflehet
Von Gott und ihrer Majestät.
Bild' ihn, daß wenn er Samen streuet,
Der keimt und blühet und gedeihet,
Er still' sich seines Gottes freut,
Und Gottes Allmacht nicht entweihet,
Nicht denkt, was Gott thut, das thu' er,
Und streu' des guten Samens mehr.
Wollt' er sich seines Thun's erheben,
Er würd' uns nur zu spotten geben
Und unsre Herzen blieben leer.
Bild' ihn zum Sprecher, nicht zum Schreier,
Der alle Kirchhofswinkel füllt
Mit seines hohen Geistes Feuer,
Und nicht zum Schwatzer, der zur Steuer
Der Wahrheit, sich erbost und schilt,
Bild' ihn zu keinem Friedrich Mayer[1])
Bild' ihn zu einem Wakefield,
Zum Mann, der Lehr' auf Leben gründet
Und immer lieber löst als bindet,
Den, welcher uns und sich betrog.
Bild ihn, daß unser Lessing findet,
Er sei der beste Theolog.
Bild' ihn, daß er im Paradies
Sich lab' und auch im Musenhain,
Und würdig werde, Freund zu sein
Von Herder und von Hemsterhuis!

Ein Rezept, über das man streiten kann, wie auch über die Auffassung des pastoralen Berufs seitens Goldsmiths überhaupt.

[1]) Joh. Friedr. Mayer, 1673—1712 Generalsuperintendent von Pommern und Rügen; Polemiker gegen die Katholiken, gegen Spener und die pietistische Schule.

In dieſem Sinne dürfte ſelbſt Mörikes prächtiger „Thurmhahn“ auf ſchwachen Füßen ſtehn; viel feſteren Boden hat die Droſte-Hülshoff in ihrem ſchönen Gedicht „Des Pfarrers Woche“. In beiden dichteriſch vollendeten Schöpfungen klingt noch ein Ton vom Landprediger nach.

Von Herder bis Auerbach, wie haben ſich deutſche Kritiker und Dichter über Goldſmiths Werk geäußert! Herder ſchreibt an ſeine Braut: „Haben Sie den Landprediger von Wakefield geleſen? Ich leſe ihn wohl jetzt ſchon zum vierten Mal: es iſt eins der ſchönſten Bücher, die in irgend einer Sprache exiſtieren. Er iſt von der Seite der Laune, der Charaktere, des Lehrreichen und Rührenden ein rechtes Buch der Menſchheit.“ — Durch Herder lernte Goethe das Werk kennen, Herder ſelbſt las es ihm in deutſcher Überſetzung vor. Goethe ſagt: „Er (Herder) tadelte das Übermaß von Gefühl, das bei mir von Schritt zu Schritt mehr überfloß. Ich empfand als Menſch, als junger Menſch; mir war alles lebendig, wahr, gegenwärtig. Er, der bloß Gehalt und Form beobachtete, ſah freilich wohl, daß ich vom Stoff überwältigt ward, und das wollte er nicht gelten laſſen .... Man ſieht hieraus, daß er das Werk bloß als Kunſtprodukt anſah und von uns das Gleiche verlangte, die wir noch in jenen Zuſtänden wandelten, wo es wohl erlaubt iſt, Kunſtwerke wie Naturerzeugniſſe auf ſich wirken zu laſſen. Ich ließ mich durch Herders Invektiven keineswegs irre machen ..... Gedachtes Werk hatte bei mir einen großen Eindruck zurückgelaſſen, von dem ich mir ſelbſt nicht Rechenſchaft geben konnte; eigentlich fühlte ich mich aber in Übereinſtimmung mit jener ironiſchen Geſinnung, die ſich über die Gegenſtände, über Glück und Unglück, Gutes und Böſes, Tod und Leben erhebt, und ſo zum Beſitze einer wahrhaft poetiſchen Welt gelangt. Freilich konnte dieſes nur ſpäter mir zum Bewußtſein kommen, genug, es machte mir für den Augenblick viel zu ſchaffen; keineswegs aber hätte ich erwartet, allſobald aus dieſer fingierten Welt in eine ähnliche wirkliche verſetzt zu werden.“ Als er nun zum erſten Mal mit ſeinem Freunde Weylandt im Pfarrhauſe zu Seſenheim ſitzt, erzählt er in „Aus meinem Leben“: „Beim Abendeſſen beſchäftigte mich eine Vorſtellung, die mich ſchon früher überfallen

hatte, dergeſtalt, daß ich nachdenklich und ſtumm wurde, obgleich die Lebhaftigkeit der älteren Schweſter und die Anmut der Jüngeren mich oft genug aus meinen Betrachtungen ſchüttelten. Meine Verwundrung war über allen Ausdruck, mich ſo ganz leibhaftig in der Wakefieldiſchen Familie zu finden. Der Vater konnte freilich nicht mit jenem trefflichen Manne verglichen werden; allein wo gäbe es auch Seinesgleichen! Dagegen ſtellte ſich alle Würde, welche jenem Ehegatten eigen iſt, hier in der Gattin dar. Man konnte ſie nicht anſehen, ohne ſie zugleich zu ehren und zu ſcheuen. Man bemerkte bei ihr die Folgen einer guten Erziehung, ihr Betragen war ruhig, frei, heiter und einladend. Hatte die ältere Tochter nicht die gerühmte Schönheit Oliviens, ſo war ſie doch wohl gebaut, lebhaft und eher heftig; ſie zeigte ſich überall thätig und ging der Mutter in allem an Handen. Friederiken an Stelle von Primroſes Sophie zu ſehen, war nicht ſchwer: denn von jener iſt wenig geſagt, man giebt nur zu, daß ſie liebenswürdig ſey; dieſe war es wirklich. Wie nun dasſelbe Geſchäft, derſelbe Zuſtand überall, wo er vorkommen mag, ähnliche, wo nicht gleiche Wirkungen hervorbringt, ſo kam auch hier manches zur Sprache, es geſchah gar manches, was in der Wakefieldiſchen Familie ſich auch ſchon ereignet hatte. Als nun aber gar zuletzt ein längſt angekündigter und vom Vater mit Ungeduld erwarteter, jüngerer Sohn ins Zimmer ſprang und ſich dreiſt zu uns ſetzte, indem er von den Gäſten wenig Notiz nahm, ſo enthielt ich mich kaum auszurufen: Moſes, biſt Du auch da!“ Goethe urteilt folgendermaßen über den Roman: „Ein proteſtantiſcher Landgeiſtlicher iſt vielleicht der ſchönſte Gegenſtand einer modernen Idylle, er erſcheint wie Melchiſedek als Prieſter und König in einer Perſon. An den unſchuldigſten Zuſtand, der ſich auf Erden denken läßt, an den des Ackermanns, iſt er meiſtens durch gleiche Familienverhältniſſe geknüpft; er iſt Vater, Hausherr, Landmann und ſo vollkommen ein Glied der Gemeine. Auf dieſem ſeinem ſchönen, irdiſchen Grund ruht ſein höherer Beruf, ihm iſt übergeben, die Menſchen im Leben zu führen, für ihre geiſtige Erziehung zu ſorgen, ſie bei allen Hauptepochen ihres Daſeins zu ſegnen, ſie zu belehren, zu kräftigen, zu tröſten und, wenn der Troſt für die Gegenwart nicht

ausreicht, die Hoffnung einer glücklicheren Zukunft heranzurufen und zu verbürgen. Denke man ſich einen ſolchen Mann, mit rein menſchlichen Geſinnungen, ſtark genug, um unter keinen Umſtänden davon zu weichen, und ſchon dadurch über die Menge erhaben, von der man Reinheit und Feſtigkeit nicht erwarten kann; gebe man ihm die zu ſeinem Amte nötigen Kenntniſſe, ſowie eine heitre, gleiche Thätigkeit, welche ſogar leidenſchaftlich iſt, indem ſie keinen Augenblick verſäumt, das Gute zu wirken — und man wird ihn wohl ausgeſtattet haben. Zugleich aber füge man die nötige Beſchränktheit hinzu, daß er nicht allein in einem kleinen Kreiſe verharren, ſondern auch allenfalls zu einem kleineren übergehen möchte; man verleihe ihm Gutmütigkeit, Verſöhnlichkeit, Standhaftigkeit und was ſonſt noch aus einem entſchiedenen Charakter Löbliches hervorſpringt und über dieſes alles eine heitre Nachgiebigkeit und lächelnde Duldung eigner und fremder Fehler, ſo hat man das Bild unſres trefflichen Wakefield ſo ziemlich beiſammen. — Die Darſtellung dieſes Charakters auf ſeinem Lebensgange durch Freuden und Leiden, das immer wachſende Intereſſe der Fabel durch Verbindung des ganz Natürlichen mit dem Sonderbaren und Seltſamen, macht dieſen Roman zu einem der beſten, die je geſchrieben worden; der noch überdies den großen Vorteil hat, daß er ganz ſittlich, ja im reinen Sinne chriſtlich iſt, die Belohnung des guten Willens, des Beharrens bei dem Rechten darſtellt, das unbedingte Zutrauen auf Gott beſtätigt und den endlichen Triumph des Guten über das Böſe beglaubigt, und dies alles ohne eine Spur von Frömmelei, oder Pedantismus. Vor beidem hatte den Verfaſſer der hohe Sinn bewahrt, der ſich hier durchgängig als Ironie zeigt, wodurch dieſes Werkchen uns ebenſo weiſe als liebenswürdig entgegenkommen muß. Der Verfaſſer, Dr. Goldſmith, hat ohne Frage große Einſicht in die moraliſche Welt, in ihren Wert und in ihre Gebrechen; aber zugleich mag er nur dankbar anerkennen, daß er ein Engländer iſt, und die Vorteile, die ihm ſein Land, ſeine Nation darbietet, hoch anrechnen. Die Familie, mit deren Schilderung er ſich beſchäftigt, ſteht auf einer der letzten Stufen des bürgerlichen Behagens, und doch kommt ſie mit dem Höchſten in Berührung; ihr enger Kreis, der ſich noch mehr verengt, greift durch den natür-

lichen und bürgerlichen Lauf der Dinge in die große Welt mit ein; auf der reichen, bewegten Woge des engliſchen Lebens ſchwimmt dieſer kleine Kahn, und in Wohl und Weh hat er Schaden oder Hilfe von der ungeheuren Flotte zu erwarten, die um ihn ſegelt.“ Schön und tief hat Goethe über den Landprediger geſprochen wie kaum ein anderer.

Aus einer ſpäteren Zeit führe ich Heinrich Zſchokke an, der zwar nicht über den Landprediger geſchrieben hat, der aber, was wohl noch von ſtärkerer Anregung zeugt, ihn in einer kleinen Erzählung bis in Einzelheiten nachgeahmt hat. Der Titel dieſer 46 Seiten in Duodez umfaſſenden Novellete iſt: „Blätter aus dem Tagebuche des armen Pfarr-Vikars von Wiltſhire.“ Als Einleitung ſchreibt Zſchokke: „Goldſmiths Vicar of Wakefield erſchien das erſte Mal im Jahre 1772 in London gedruckt (!). Man erwähnt dieſes Umſtandes, an welchen den wenigſten Leſern viel gelegen ſein mag, nur darum, weil es auch möglich iſt, daß der Dichter den erſten Gedanken zu ſeinem Roman aus dem Britiſh Magazine von 1766 geſchöpft hat, wo das Tagebuch oder eigentlich nur ein Bruchſtück desſelben von einem armen Vikar von Wiltſhire abgedruckt ſtand. Das Britiſh Magazine giebt dazu die Verſicherung, daß die Echtheit des Bruchſtücks unzweifelhaft und nichts davon erdichtet ſei. Es iſt unmöglich, dieſe Echtheit aus anderen als inneren Gründen zu beweiſen. Die Leſer müſſen ſich gefallen laſſen, das Bruchſtück auf Treue und Glauben hinzunehmen, vielleicht werden ſie nur bedauern, daß es Bruchſtück iſt. Vielleicht aber iſt es auch das Wichtigſte aus dem Tagebuch und aus dem ganzen Lebenslaufe des guten Vikars!“ Das Tagebuch beginnt mit dem 15. Dezember 1764 und endigt mit dem 16. Januar 1765. Der Vikar erhält von ſeinem Padron Dr. Snart zwanzig Pfund jährlichen Gehalt; bei der Bitte um Gehaltsaufbeſſerung wird der Gehalt auf fünfzehn Pfund reduziert, und im Laufe der Erzählung wird dem armen Vikar die Stelle gekündigt. Er lebte in Crekelad auf ſeiner ſchmalen Stelle ſehr kümmerlich, aber nichts deſtoweniger tief glücklich und Gott ergeben mit ſeinen zwei Töchtern, der ſchönen achtzehnjährigen Jenny und der zwölfjährigen, luſtigen Polly. Ein anſcheinender Schauſpieler borgt ihm, da ſeine ganze Barſchaft

noch 41 Shilling, 12 Shilling ab; dazu kommt, daß er wegen einer vor Jahren gemachten Bürgschaft 100 Pfd. Sterling zahlen soll, und ihm das Schuldgefängnis droht. In sein Tagebuch trägt der Vikar die Worte ein: „Ein Unglück kommt selten allein; aber wenn die Übel am höchsten gestiegen sind, beginnen wieder die schönen Stunden!“ So geht es auch hier. Am Neujahrstage 1765 wird im Vikarshause eine geheimnisvolle Schachtel abgegeben; es ist nicht die geträumte und von Polly verkündete Bischofsmütze, sondern ein Wickelkind, aber vornehmer Leute Kind und mit reichlichem Kostgeld versehen. Dann schickt der Schauspieler 12 Pfund statt der geborgten 12 Shilling, schließlich kommt er selbst, entpuppt sich als der junge Baronet Cesil Tayrberd, bringt die Mutter des ausgesetzten Kindes, seine Schwester Lady Sandorn samt deren Manne mit, die eine heimliche Ehe erbschaftshalber eingegangen, erbittet und erhält Jennys Hand, und überträgt dem armen Vikar eine Pfarre, deren Rektorat er hat, und die zweihundert Pfund Sterling einträgt. Der Vikar, die Töchter und Nebenpersonen sind ganz treffend und hübsch gezeichnet, der rührend ergebene Ton des Ganzen wohl getroffen, wenn auch etwas süßlich. Von der Weite des Blickes, dem Weltumfassenden im kleinen Rahmen, dem Humor Goldsmiths ist keine Spur zu finden.

Einen neueren Dichter, der sich aufs Erzählen versteht, möchte ich noch in einzelnen Äußerungen über den Landprediger anführen, Berthold Auerbach. Er hat 1865 einen Vortrag in Berlin gehalten: „Der Pfarrer von Wakefield“, der in seinem Buche „Deutsche Abende“, Stuttgart 1867, abgedruckt ist; einige Sätze hebe ich heraus: „Der Roman Oliver Goldsmiths beginnt mit den Worten: Ich war stets der Meinung, daß ein braver Mann, der sich verheiratet und eine zahlreiche Familie gründet, nützlicher ist, als einer, der sich nicht verheiratet und blos von Bevölkerung spricht. In diesem ersten Satze ist Grundton, Rythmus und Melodie des Ganzen gegeben, die Züge der Hörer spannen sich, und ein heiteres Lächeln, wie nach einer traulichen Begrüßung, wird auf dem Antlitze der Leser schweben, die nach uns kommen, wie jetzt auf unserm. Der Dichter wählt, oder vielmehr es ergiebt

ſich ihm aus dem Gehalte die Geſtalt der Dichtung naturnotwendig; ſo hier die fingierte Selbſtbiographie. In ihr erzählt ſich Vergangenes, wo die heiße Leidenſchaft des Momentes bereits abgekühlt iſt, die Zentralgeſtalt aber iſt gegenwärtiges Leben und verſammelt unſere Teilnahme in ſich; wir ſehen den aus Stürmen Befreiten vor uns, und die Weltanſchauung, die er aus abſtrakter und allgemeiner Betrachtung bereits eingenommen, erhärtet und erprobt ſich vor uns in der Wiedergabe konkreter Erfahrungen; alles, was geſchieht, iſt von ſubjektiver Betrachtnahme begleitet, aber dieſe erweiſt ſich als objektiv geltende Norm. Der Erzähler iſt auch Chorus und Bote zugleich. . . .

„Wer fortan einen Landpfarrer ſchildert, muß ihn am Pfarrer von Wakefield meſſen laſſen, denn dieſer ſteht als Norm in der Seele des Leſers.“ Über den Dichter ſelbſt ſagt Auerbach: „In dem Mangel an Selbſtführung, an aller Methode für das Leben, in Verwahrloſung und weicher Großmütigkeit, die ihn immer aus Not in Not ſtürzt, macht ihn doch ſeine gute Laune immer wieder flott; er holt ſich Kinder aus der Nachbarſchaft und läßt ſie zur Flöte tanzen — da ſteigt dem 35jährigen Manne das Bild ſeines vor 23 Jahren verſtorbenen Vaters und ſeines eigenen Kinderlebens auf; er gräbt die verſchüttete, klaſſiſche Vorzeit des Individuums, die Kinder-Erinnerung auf, und heißt ſie leuchtend ſtehen im Lichte des heutigen Tages; er ſchafft das Werk, durch das ein beruhigend, milder Flötenton klingt, und noch heute erhält der Dichter dafür Herberge in der Herzkammer eines jeden Leſers . . . Das Buch hat das Beſondere, daß einzelne Züge daraus jedem unvergeßlich bleiben, die ganze Geſchichte aber nur wenigen in Erinnerung ſteht; aber wie der eigene Großvater, oder wie ein gaſtlich wohlwollender Oheim ſteht immer die Zentralfigur Primroſes vor uns. Seit einem Jahrhundert iſt er nun der perſönliche Bekannte eines jeden Lehrers. Die Buchgeſtalt iſt aus den Lettern herausgetreten ins Leben, und was in der Wirklichkeit thatſächlich und im dichteriſchen Empfinden Wahrheit und Folgerichtigkeit, hat ſich in Eins verſchmolzen. Wir ſehen hier die Grundzelle eines dichteriſchen Organismus: Das Erlebte, das Gegebene und das ſich frei Fortbildende, indem ſich Zelle an Zelle aufbaut zu einem in

ſich beſtehenden Daſein ... Voll umfaſſender Gedanken und voll Einfalt zugleich, ſchaut hinter ſeinem (Primroſes) gramdurchfurchten Antlitze noch das harmlos vertrauende Kindergeſicht hervor. Er iſt ſittlich ernſt, ohne Rigorismus, er zweifelt ohne je zu verzweifeln, er kennt die Reſignation und hält die Hoffnung aufrecht. Er hat einen Balſam für alle Wunden ... Ich war ſtets der Meinung, beginnt das Buch. Es kann mit demſelben Satze enden. Es iſt nunmehr durch probehaltige Erfahrung neugefeſtigt, und hierin liegt die ſtoffliche Friedſamkeit und künſtleriſche Harmoniſierung dieſer Dichtung. Der Schluß kehrt wieder in den Grundton zurück." Manches in Auerbachs Urteil iſt fein gedacht und ſinnig geſagt, manches geſucht und übertrieben.

Zum Schluſſe ſei mir geſtattet, aus den über Goldſmith erſchienenen deutſchen Werken, Auszüge, den Landprediger betreffend, zu bringen.

Von Adolf Laun haben wir wohl die beſte und ausführlichſte Biographie Goldſmiths. Sie iſt 1876 erſchienen, allerdings mit etwas ſtark auffallender Benutzung von Waſhington Irvings Lebensbeſchreibung Goldſmiths. Laun ſchreibt: „Die meiſten Deutſchen, wenigſtens die einer älteren Generation angehörigen, haben an ihm (Landprediger) ihr erſtes Engliſch gelernt, und haben ſeit ihrer Jugend den guten Dr. Primroſe mit ſeinen monogamiſtiſchen Diſſertationen, die etwas weltlich geſinnte Frau Pfarrerin mit ihrem Stachelbeerwein ebenſowenig vergeſſen, wie Bruder Moſes mit ſeinen ihm angeſchwindelten, blauen Brillen, den abenteuernden Georg, den Herrn Burchell mit ſeinem fudge, den gelehrten Spitzbuben mit ſeinem Sanchuniathon manetho und die beiden hübſchen Schweſtern Olivia und Sophie. Wer weiß, wenn ihm ſein ſonſtiges Engliſch auch ſchon abhanden gekommen iſt, nicht noch die Anfangsworte des Romans auswendig: I was ever of opinion, that the honest man, who married and brought up a large family, did more service, than he who continued single and only talked of population. Oliver beginnt ſeine Vorrede mit den Worten: „Es ſind hundert Fehler in dem Dinge und hundert Gründe können angeführt werden, um zu beweiſen, daß es Schönheiten ſind. Ein Buch kann mit zahlreichen Irrtümern

unterhaltend und ohne eine einzige Dummheit sehr langweilig sein.“ Damit trifft er den Nagel auf den Kopf. Der Vikar, dessen Inhalt hier als allbekannt vorausgesetzt werden darf, ist, was künstlerischen Aufbau des Ganzen, den Gang und die Wahrscheinlichkeit der Erzählung anbetrifft, im höchsten Grade mangelhaft und wird in dieser Hinsicht gegen das Ende hin immer schwächer. Die Widersprüche und Unwahrscheinlichkeiten sind geradezu haarsträubend. Es gehörte Olivers sorglose Naivität dazu, um seinen Lesern so etwas zu bieten, wie z. B. die Geschichte der beiden Thornhills. Sir William Thornhill ist in der ganzen Gegend bekannt, wie konnte er der Predigerfamilie unerkannt bleiben und sich daselbst als Mr. Burchell einführen, wie konnte er den Unthaten seines Neffen zusehen und die Familie in die größte Gefahr bringen, ohne dem Übel vorzubeugen? Doch diese und andere Unzuträglichkeiten, an denen einerseits Olivers Mangel an Übung im Komponieren, und an Sorgfalt, andrerseits aber auch die Schwierigkeiten der von ihm gewählten autobiographischen Erzählungsform schuld sind, übersieht man oder erinnert sich ihrer nicht. Dafür sorgt die hinreißende Darstellung mit ihrer Einfachheit, Wahrheit und Natürlichkeit, der bald humoristisch heitere, bald rührend pathetische Ton, der nie die Grenze der Schönheit überschreitet, und sich fern hält von den zynischen Derbheiten, die bei seinen humoristischen Nebenbuhlern im Fache der erzählenden Poesie, einem Fielding und Smollet, so oft verletzen. Oliver hat mit seinem Vikar eine neue Gattung des Romans, den häuslichen, idyllischen Familien-Roman geschaffen, und ist auch hier mit seinem warmen Naturgefühl und den tieferen Seelentönen, die sich vom Konventionellen der Popischen Schule entfernen und auf Rousseau und sein Natur- und Gefühls-Evangelium hinweisen, ein Vorläufer der neuen, für die englische schöne Litteratur bald anbrechende Morgenröte. Obgleich alles im Vikar, die lokalen Zustände, die Sitten und Charaktere spezifisch englisch sind, so liegt doch allem und jedem etwas allgemein Menschliches und überall Giltiges zu Grunde. Das Glück der Häuslichkeit, die Freuden und Leiden des Familienlebens und der gesunde Humor, der sich aus unverbildeten, menschlichen Zuständen entwickelt, sind selten so wahr und

ſchön geſchildert worden, und rührend iſt es, daß es von Seiten eines Mannes geſchieht, dem in ſeinem unſtäten und unerquicklichen Junggeſellenleben ſtets die Wonne der Liebe, das Glück der Ehe und ein freundliches Daheim verſchloſſen geweſen iſt. Was er nie an ſich ſelbſt erlebt hat, hat er mit neidloſem Auge an anderen beobachtet. Daß ihm die Erinnerung an ſein Vaterhaus und ſeines Bruders Familienglück manchen Farbenton zu ſeinem Bilde geliefert habe, darauf wurde ſchon früher hingewieſen. Vorgänger hat er in dieſer Gattung kaum, höchſtens mag der Pfarrer Adams in Fieldings „Joſeph Andrews“ ihm zu ſeinem Dr. Primroſe als Vorbild gedient haben. Daß ſein Vikar nicht allein in allen modernen Sprachen mannigfache Überſetzungen hervorgerufen, ſondern auch vielfältig auf die neue Romanlitteratur und beſonders auf den deutſchen Familienroman eingewirkt hat, iſt eine unleugbare Thatſache.“ — — — — — „Daß Oliver im vollſten Sinne ein Dichter und des tiefſten Seelenpathos mächtig iſt, zeigte er in dieſem Werke mehr, wie in allen ſeinen anderen Schriften.“ — — — — — „Der Vikar, den die Jugend und das Alter lieſt, zu dem wir, wie Walter Scott ſagt, wieder und wieder zurückkehren, um das Andenken ſeines Verfaſſers dafür zu ſegnen, daß er ſoviel dazu beiträgt, uns mit der menſchlichen Natur zu verſöhnen, wurde während Olivers Leben ſechsmal neu aufgelegt, machte ſeine Rundreiſe durch Europa und Amerika, wurde in Frankreich nicht weniger als neun mal überſetzt, und erſcheint fortwährend in neuen, mit humoriſtiſchen Illuſtrationen verſehenen Ausgaben!“

Als Charakteriſtikum muß ich aus der drei Jahre früher erſchienenen Biographie Goldſmiths von Johannes Karſten folgende Stelle über den Vikar anführen: „Dieſes Werk des Autors, den Haupthebel ſeines Ruhmes, ließ der mitleidige Buchhändler, der ſich keinen Erfolg davon verſprach, zwei Jahre lang unbenutzt liegen, bevor er ſich zum Druck entſchloß.“ Mit Ausnahme der vorher erwähnten Johnſon-Anekdote kein Wort im ganzen Buche über Goldſmiths Hauptwerk!

Zum Schluß kommend, ſpüre ich ſelbſt an dieſen Zeilen einen chronologiſch-ſtatiſtiſchen Beigeſchmack: der Aufſatz ſoll kein

Lobhymnus auf Goldſmith oder ſeinen „Vikar“ ſein, ſondern eine bibliographiſche Betrachtung: er ſoll die Einwirkung der engliſchen Erzählung auf unſre deutſche Litteratur nachweiſen, er ſoll dazu beitragen, daß das von manchem ſchon als veraltet angeſehene Meiſterwerk, welches doch unvergänglichen Kern in ſich hat, immer aufs neue geleſen werden möge. —

III. Einsendungen.

Vom 1. Januar bis 30. April 1894 wurden nachstehende Schriften unserer Bibliothek eingesendet. Allen Herren Einsendern sei an dieser Stelle der beste Dank ausgesprochen.

Die mit † bezeichneten Schriften werden im Austausche gegen die Hochstiftsberichte geliefert, die mit * bezeichneten sind Geschenke; ist der Geber nicht besonders angeführt, so ist es der Verfasser, beziehungsweise Verein, Hochschule u. s. w.

Geschichte und Biographie.

†Fronhäuser, Ludw. Geschichte der Reichsstadt Wimpfen. Darmstadt 1870.

†Weckerling, August. Johann Friedrich Seidenbenders Vorschläge für die Wiederaufrichtung der Stadt Worms nach deren Zerstörung durch die Franzosen im Jahre 1689. Vereinsgabe des Wormser Altertumsvereins. Worms 1894.

†Die Hafen- und Uferbauten zu Worms 1890/1893. Mit geschichtlicher Einleitung, Tafeln und Abbildungen im Text. Worms 1893.

†Kollektaneen-Blatt für die Geschichte Bayerns, insbesondere des ehemaligen Herzogtums Neuburg. Herausgegeben von dem historischen Vereine Neuburg a. D. 56. Jahrg. 1892.

*Schaible, Karl H. Die höhere Frauenbildung in Großbritannien von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Mit einer historischen Skizze der britischen Erziehung im Allgemeinen, von der Reformation bis zu unserer Zeit. Karlsruhe, G. Braun. 1894.

*Schneider, Theodor. Dr. ph. Hermann Müller-Strübing. London 1894.

*Kayser-Langerhanß, Agnes. Erinnerungen aus meinem Leben. Dresden, Bruno Schulze. 1894.

Archäologie und Kunst.

*Botti, G. Rapport sur les fouilles pratiquées et à pratiquer à Alexandrie. Société archéologique Alexandrine. Alexandrie 1894.

†Katalog der im germaniſchen Muſeum befindlichen Gemälde. 3. Auflage. Mit Abbildungen. Nürnberg 1893.

Volkswirtſchaft.

*Raumer, Carl v. Die Frau der Socialdemokratie unter Klarlegung des ſocialiſtiſchen Zukunftsſtaates nach Auguſt Bebel. Berlin, Fr. Burckhardt. 1894.

*Hecht, Carl. Anti-Bamberger. Kritik der „Stichworte der Silberleute". Berlin 1894, Puttkammer & Mühlbrecht.

*Mühlberger, Arthur. Zur Kenntnis des Marxismus. Kritiſche Skizzen. Stuttgart, G. J. Göſchen. 1894.

*Müller sen., Moritz. Über die ſocialdemokratiſche Bewegung und die Nothwendigkeit gründlicherer Reformen. Kiel u. Leipzig, Lipſius & Tiſcher. 1894.

*Dietze, Hermann. Soziales. Würzburg 1894.

*Volks-Unterhaltungsabende nach Bedeutung, Entwickelung und Einrichtung. Ein Weg zur geiſtigen und ſittlichen Einheit des deutſchen Volkes, herausgegeben von der Geſellſchaft für Verbreitung von Volksbildung. Berlin 1894.

*25. Jahresbericht über die Wirkſamkeit des Frankfurter Gefängnißvereins, erſtattet vom Vorſitzenden Dr. jur. Ponfick. 1894.

Philoſophie und Pädagogik.

*Landmann, S. Die Mehrheit geiſtiger Perſönlichkeiten in einem Individuum. Eine pſychologiſche Studie. Stuttgart, J. Enke. 1894.

*Heerwart, Eleonore. Der Zweck und das Ziel der Fröbelſchen Gaben und Beſchäftigungen mit einer erläuternden Tabelle. Eiſenach, H. Kahle. 1894.

* — Anwendung der vier Grundſätze Friedrich Fröbels auf die Erziehung der Familie, im Kindergarten, in der Bewahranſtalt und in der Schule, ſowie im täglichen Leben. Eiſenach, H. Kahle. o. J.

*Allgemeiner Kindergärtnerinnen-Verein. Bericht, 7. Januar 1894.

Naturwiſſenſchaften.

*Hoekſtra, J. F. Die Oro- und Hydrographie Sumatras nach dem Standpunkte unſerer heutigen Kenntniſſe. Mit einer Kartenſkizze. Groningen, J. B. Wolters. 1893.

*Schott, Anton. Verzeichnis der im Böhmerwalde beobachteten Pflanzenarten nebſt deren Volksnamen und Standorten. 1893.

†Aus dem Archiv der Deutſchen Seewarte. XVI. Jahrg. 1893. Herausgegeben von der Direktion der Seewarte. Hamburg 1894.

*

†Deutſche überſeeiſche meteorologiſche Beobachtungen. Geſammelt und herausgegeben von der Deutſchen Seewarte. Heft VI.

†Deutſches Meteorologiſches Jahrbuch für 1892. Beobachtungs-Syſtem der Deutſchen Seewarte. Jahrg. 15. Herausgegeben von der Direktion der Seewarte.

Litteratur.

*Herder, J. G. Der Cid. Geſchichte des Don Ruy Diaz, Grafen von Bivar. Nach ſpaniſchen Romanzen. Herausgegeben und erläutert von Ernſt Naumann. Stuttgart 1894. Sammlung Göſchen.

*Thümmel, M. A. von. Wilhelmine. Abdruck der erſten Ausgabe (1764). Deutſche Litteraturdenkmale des 18. u. 19. Jahrhunderts. 48. Stuttgart, G. J. Göſchen. 1894.

*Forſter, Georg. Ausgewählte kleine Schriften. Herausgegeben von Alb. Leitzmann. Deutſche Litteraturdenkmale des 18. u. 19. Jhdts. 46/47. Stuttgart, G. J. Göſchen. 1894.

*Witkowski, Gg. Die Walpurgisnacht im erſten Teile von Goethes Fauſt Leipzig, F. W. v. Biedermann. 1894.

*Jiriczek, O. L. Die deutſche Heldenſage. Stuttgart 1894. Sammlung Göſchen.

†Chronik des Wiener Goethe-Vereins. Jahrg. 1893.

*Klopſtock. Salomo, ein Trauerſpiel. Magdeburg 1764.

*Pfungſt, Arthur. Neue Gedichte. Leipzig, W. Friedrich. 1894.

†Litterariſches Jahrbuch. Herausgegeben von A. John. 1894. Eger.

*Probnigg, H. Über Tiecks Sternbald und ſein Verhältniß zu Goethes Wilhelm Meiſter. Programm der Oberrealſchule zu Graz. 1893.

*Goethe. Leiden des jungen Werthers. Freyſtadt 1775. Geſchenk des Herrn Schnapper jun.

*Ruß. Feſtrede zur Enthüllung des Goethedenkmals in Eger 1879. Karlsbad, H. Feller.

*Kluge, Fr. Ein Zeugniß des 16. Jahrhunderts über Fauſt. 1893.

Programme etc. von Hochſchulen, Inſtituten, Vereinen.

*Leipzig. Vorleſungs-Verzeichnis. S.-S. 1894.

*Tübingen. Vorleſungs-Verzeichnis. S.-S. 1894.

*Prag. Perſonalbeſtand der deutſchen Univerſität 1893/94. Vorleſungs-Verzeichnis. S.-S. 1894.

*Innsbruck. Perſonalbeſtand und Vorleſeordnung. S.-S. 1894.

*Göttingen. Index Scholarum. S.-S. 1894. Hesiodea praemisit Fridericus Leo.

*Merkel, Friedr. Festrede zur Akademischen Preisverteilung der Georgs-August-Universität. 1893. Göttingen.

*Jena. Vorlesungs-Verzeichnis. S.-S. 1894.

* — 74 Habilitationsschriften und Dissertationen.

*Heidelberg. Vorlesungs-Verzeichnis. S.-S. 1894.

*Freiburg. Vorlesungs-Verzeichnis. S.-S. 1894.

*Programm der Wöhlerschule zu Frankfurt a. M. Ostern 1894.

*Programm der Realschule der israelitischen Gemeinde (Philantropin) zu Frankfurt a. M. Ostern 1894.

*Bericht über die städtische gewerbliche Fortbildungsschule zu Frankfurt a. M. 1893/94.

†Rechenschafts-Bericht erstattet vom Vorstande der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen. Prag 1893.

IV. Veränderungen im Mitgliederbestande

in der Zeit vom 1. Januar bis 30. April 1894.

A. Neu eingetreten:

(Beitrag, wenn nicht besonders bemerkt, Mk. 8.—, bei Auswärtigen Mk. 6.—, Mehrbeträge werden dankend besonders verzeichnet.)

1. Max Ansbacher, Bankier, hier. (Mk. 12.)
2. M. H. Hesdörffer, Dr. jur., Rechtsanwalt, hier.
3. Raphael Hirsch, Dr. med., Arzt und Zahnarzt, hier.
4. Leo Holzmann, Kaufmann, hier.
5. Moritz Marx, Kaufmann, hier.
6. Leopold Rosendahl, Kaufmann, hier.
7. Anton Schott, Lehrer und Schriftsteller, Buchers (Südböhmen).
8. Jakob Sichel, Kaufmann, hier.

B. Gestorben:

1. Jakob Konrad Roessing, Dr. jur., Rechtsanwalt, hier.
2. Wilhelm von Freeden, Direktor der Deutschen Seewarte, Bonn.
3. Karl Haskarl, Dr. phil., Cleve.
4. Friedrich Panthel, Regierungsrat, hier.
5. Friedrich Ristenpart, Kaufmann, hier.
6. Paul Zademack, Regisseur, hier.

Register.

Abteilung für Bildkunst und Kunstwissenschaft 34, 124 ff., 375 ff.
— für Geschichte 208.
— für Mathematik und Naturwissenschaften 34, 207 f., 347 ff.
— für Schöne Wissenschaften 34, 208 ff., 361 ff.
— für Soziale Wissenschaften 10, 163 ff., 382 ff.
— für Sprachwissenschaft 1 ff., 138 ff., 287 ff.
Académie Française 310 ff.
Accius 289.
Ackermann, Dorothea 227.
Adamy, R. 281.
Ämterverfassung von Frankfurt a. M. 10.
Akademischer Gesamtausschuß, Bericht 1892/93 92 ff.
Albrecht, Sophie 228.
Alfieri 495 f.
Alte Sprachen, Sektion für 138 ff., 287 ff.
Amman, Jost 129.
d'Andeli, Henri 151.
Andreä, Joh. Val. 222.
Ankel, Dr. O. 94.
Ansbacher, M. 530.
Appel, Mar. Cath. 71.
Arbeit, Wesen der wirtschaftlichen 383 ff.
Arbeiterfrage, die ländliche 105.
Arbeitslosigkeit in den Großstädten 104 ff.
Arbeitsvertrag, Fortbildung des 105.
Arcularius, Pfarrer 70.
Arendt, Dr. O. 164, 194.
Aristoteles 420.
Arnim, Achim v. 442 ff.
— Briefwechsel mit Brentano 442 f.
— Hollins Liebeleben 443 f.
Arnim, Bettina von 446.
Arnold, Matthew, Essays in criticism 2.
Arnold, Thomas 2.
Aschroth 382.
Asthanax 379 ff.
Auerbach, B 520 f.
Auerbach, Dr. Ernst 382.
Auson 303.
Aussprache des Lateinischen 287 ff.
Auswandererschutz 20.
Auswanderung, Reichsgesetz über 13 ff.
Auswanderungsfreiheit 19.

Baader, Beiträge zur Kunstgeschichte Nürnbergs 126.
Bachfeld, Ludw. 283.
Back, Direktor H. 121.
Bächtold, Dichtung und Wahrheit 258.
Baggesen, Jens, Stammbuch 244 f.
Bahrdt, Dr. 424.
Baer, Oscar 283.
Baier, Prof. Dr. 138.
Bailleu, Paul, Karl August, Goethe und der Fürstenbund 480.
Baither, Frau Sophie 283.
Balfour, Lord 203.
Bamberg, Georg III. Bischof von 42*.
Bamberg, Felix 37.
Banner, Dr. 149.
Barbeleben, Prof. Dr. 11*.
Barewicz, N. Witold, Goethes Egmont in Schillers Bearbeitung 265.
Bartoli, P. S. 376.
Baumann, Ad. 102
Baumeister, A. 377.
Baumgart, H., Goethes Faust als einheitliche Dichtung 216 ff.

Baumgarten, Goethes religiöse Weltanschauung 258.
Beaumont-Fletcher 246 f., 473.
Bechtel, Jakob 283.
Becker, Adalb. 279.
Bédier, J., Les Fabliaux 150.
Beethoven 441 f.
Begardi, Philipp 41*.
Behrens, Prof. Dr., Analecta Dieziana 330
Bender v. Bienenthal, Jak. 71.
Benfey, Th. 150.
— Pantchatantra 151.
Benkard, Dr. E. 94.
Berent, Frau Anna 283.
Berg, Dr. Gg. 283.
Berger, Karl, Entwickelung von Schillers Ästhetik 248.
Berghoeffer, Dr. Chr. 34.
Bericht über den sozialen Kongreß des Hochstifts 115 f.
Berichte aus den akademischen Fachabteilungen 1 ff., 124 ff., 287 ff.
Berichte des Hochstifts 97.
Berlin, Kgl. Bibliothek 275 f.
Bermann, S. 283.
Bern, Naturforschende Gesellschaft 118.
Bernard, J. C. 280.
Bernays, Michael 277, 456.
Bernhardi, Th. v., Aus dem Leben von 263 f.
Berrsche, A. 283.
Bettelheim, A., Beaumarchais 229.
Bewick, Thomas 133.
Biedermann, W. Frhr. von 70, 220, 252, 280.
— Erläuterungen zu den Tag- und Jahresheften 475 f.
Biedermann, v., Verlag 475.
Bielschowsky, Dr. A., 121, 447 f., 479.
— Lillis Bild 257.
Bildkunst und Kunstwissenschaft, Abteilung für 34, 124 ff., 375 ff.
Bing, J., Novalis 263.
Bleicher, Dr. H. 279.
Blockbücher 127.
Blümlein, C. 287.
Blume, L. 214.
Blume, Egmontausgabe 273.
Boas, Schiller und Goethe im Xenienkampf 240.
Bock, Fr., Zeugdrucke 125.
Bode, J. J. Chr. 509.
Bodenrente 167 ff.
Bodmer, H. 278.
Böcker, Dr. E. 208.
Böckh 360.
Böhm, K., Goethes Verhältnis zur Antike 233.
Böhmer 480 f.
Boehmer, O. H. 117.
Bölte, Dr. F. 1, 283.
Börne 211.
Böttiger 449 f.
Boie 438.
Boisserée 419.
Bonn, S. 283.
Borgia, Geschlecht 40* f.
Borinski, K. 278.
— Geschichte der deutschen Litteratur 253.
Bornemann, W. 278.
Botti, G. 526.
Bouchet, E. 462.
Boullenot, Henri 1.
Boxberger, die Sprache der Bibel in Schillers Räubern 426.
Boyesen, the English estimate of Goethe, 461.
Braitmaier 251.
Brambach 288.
Branconi, Marquise von 417.
Brandes, Gg. 455.
Brandt, P. 268.
Branntweinsteuer 383.
Braun, Dr. Fr. 286.
Bréal, M. 314 ff.
Brentano, Clemens 261, 443 ff.
— Godwi 444.
Breslau, Universitätsbibliothek 84.
Breul, Karl 460.
Breymann, H., Diez, sein Leben und Wirken 330.
Briefmalerei 124 f.
ten Brink, B., Shakspere 462.
Brion, Friederike 477 ff.
Brockmann 227.
Brodnitz, S. 283.
Bronner, Fr., Goethes Elegieen 234.
Brückner, Dr. N. 109.
Brüll, Frau H. 283.
Brüssel, Münzkonferenz 202.
Brunn, Chr. 275 f.
Brusa, Staatsrecht des Königreichs Italien 15.

Buchdruckergewerbe, Arbeitsverhältnisse des 383.
Büchner, W., Goethes Taſſo 455.
Bückmann, W. 283.
Bulle, O., Italieniſche Einheitsidee 495 ff.
Burkhardt, C. A. H. 256.
Burdach 477.
— Sprache des jungen Goethe 230.
Burnouf, C. 88.
Bury, Maler 459.
Buſeck, Joſ. 283.
Byron 438.

Cahn, Ant. 283.
Campe 64.
Carlyle 461.
Carriere, M. 504.
Carſtens 52*.
Catull 297.
Caumont, Prof. A. 149.
Cennini, Trattato della pittura 125.
Chateaubriand 329.
Chodowiecki, D. 510.
Chun, Rektor 94.
Cicero 288 ff.
Cincinnati, Muſeum 282.
Clodius, Prof. 69.
— Medea 447.
Coleridge, Ode to Dejection 8.
Collin, J. 118, 220.
— Unterſuchungen über Goethes Fauſt 221.
Colomb, Carl von 283.
Concordia, Wiener Schriftſtellerverein 41.
Coppé, Fr. 328.
Cramer, A. W 224.
Cramer, Goethebiographie 244.
Craz, J. 119.
Crelinger, Auguſte 39.
Czernowitz, Univerſität 120.

Dacheröden, Karoline v. 431.
Darmſtadt, Techniſche Hochſchule 120.
Decker, Fr., Die griechiſche Helena ꝛc. 504.
Dejaure 458.
Deinhardſtein 227.
Deliſle, L., Livres d'images etc. 127.
Dembowski, J., Günther und Goethe 466.
Dériveaux, J. P. 283.
Devrient, O., Götzinſzenierung 228.
Dictionnaire de l'Académie 313.
Diderot, Père de famille 229.
Dieſenbach, L., die romaniſchen Schriftſprachen 339.
Dietz, Dr. A. 69.
Dietze, Herm. 527.
Diez, Friedrich 310, 330 ff.
— Abhandlung über die Minnehöfe 338.
— Altromaniſche Gloſſare 343.
— Altromaniſche Sprachdenkmale 351.
— Briefwechſel mit M. Haupt 330.
— Freundesbriefe von 330.
— Grammatik der romaniſchen Sprachen 339 ff.
— Leben und Werke der Troubadours 335, 338.
— Portugieſiſche Kunſt- und Hofpoeſie 343.
— Proben altſpaniſcher Romanzen 334.
— Romaniſches Wörterbuch 341 ff.
— Romaniſche Wortſchöpfung 343.
— Vorrede zu den altſpaniſchen Romanzen 344 ff.
Diezmann, A. 512.
Dingelſtedt, Franz v. 37 ff, 52 ff.
— Bearbeitung des Götz 228.
Dionys von Halikarnaß 148.
Dobriner, Dr. H. 164, 207.
Donat 290 ff
Dondorf, Carl 283.
Donner, J. O. E., Einfluß Wilhelm Meiſters ꝛc. 260 f.
Donner-von Richter, O. 124.
Dove, Landrichter H. 10, 163, 382.
Dresden, Gehestiftung 282.
— Mitteilungen des ſtatiſtiſchen Amts 118.
Dreyfuß, M. 283.
Droſte-Hülshoff, A. von 516.
Düntzer, H. 437.
— Goethes Leben 255.
— Tag- und Jahreshefte 476.
Dürckheim, Ferd E. Graf von, Lillis Bild 257.
Dürer, Albr. 42*.
— Vier Bücher von menſchlicher Proportion 137.
— Holzſchnittwerke 128.

Du Meiz, D. Fr. 448.
Dubuiſſon, Zélia 458.
Duhn, Prof. Dr. von 92.

Ebenau, Karl 330 ff.
Eberhard, Joh. Thom. 70.
Ebrard, Dr. 120.
Egger von Möllwald, Dr. 280.
Eichendorff 261 ff.
Einſendungen 117 ff., 279 ff, 526 ff.
Eiſenbahntarife 105.
Elias, J. 278.
Elias, M. 283.
Elſter, E., die Aufgaben der Litteraturgeſchichte 421.
Elſter, Paul 500.
Emden, H. 121.
Engehauſen, Chriſtine 39 ff.
Engel, Carl 85, 118 f.
— Bibliotheca Faustiana 275.
Engländer, Sigmund 38,66.
Epen, franzöſiſche 149 ff.
Epſtein J. H. 383.
Erb, Wilh. 281.
Erbrecht, Frankfurter 382.
Erdmannsdörffer, B. 212.
Eſchſtruth, Ad. von 283.
Eskuche, Guſtav, deutſche Idyllendichtung 464.
Eſſenwein 125.
Ettlinger, Em. 283.
Exkurſionsklub, Nordböhmiſcher 117.

Fabliaudichtung 150 ff.
Fachabteilungen, Akademiſche 1 ff., 124 ff., 287 ff.
Fauſt, Dr. 39* ff. 88, 218.
Fauſt, Puppenſpiel 49*.
Fauſt, Volksſchauſpiel 48* ff.
Fauſtausſtellung 83, 94.
Fauſtausſtellung, Katalog der 84, 223, 276.
Fauſtbuch 43* ff, 83 ff., 274 ff.
Fauſtbuch, Bearbeitung in Reimen 274 ff.
Fauſtbuch der Breslauer Univerſitätsbibliothek 84 ff.
Fauſts Höllenzwang 46*.
Fichte 16*, 418, 448 f.
Fielding, Joſeph Andrews 524.
Fielitz, W., Goethes Gedicht Ilmenau 214.
Filtſch, E., Goethes religiöſe Entwickelung 422 ff.
— Goethes Stellung zur Religion 423.
Fiſcher, Kuno 62, 251, 455.
— Goethes Fauſt 219.
Flächeninhalt, Grundproblem der Lehre vom 34.
Fleiſchbein v. Kleeberg, Anna Catharina 70.
— J. Ph. 70.
— Ph. Nik. 70.
— Rebecca 70.
Fleiſcher, G. Fr. W. 284.
Fleſch, Dr. Karl 13, 102, 109 f., 382.
Flinders, Petrie 138.
Flins, Réveil d'Epiménide 253.
Flohr, Otto, Geſchichte des Knittelverſes 239.
Florin, A. 471.
— Schillers Tell ꝛc. 471 f.
Florus 294.
Förderung wiſſenſchaftlicher Beſtrebungen 93 f.
Förſter, Prof. W., Feſtrede auf Diez 330.
Follenius, Gebr. 332.
Forſter, Gg. 528.
— Kleine Schriften 464.
Foscolo, Ugo 495 f.
— Ultime lettere di Jacopo Ortis 496 f.
Fouqué 459, 477.
— Alwin 262.
— Thiodolf 262.
Fränkel, L. 448, 458.
Franck, W. 279.
Franckenhoff, Alb. 283.
François, L. M. v. 457.
Frank, Anton, Schillers Ideal und Leben 252.
Frankfurt a. M., Ämterverfaſſung 10.
— gewerbliche Fortbildungsſchule 529.
— Gefängnisverein 279, 527.
— Handelskammer 21.
— Hochſches Konſervatorium 120.
— Mitteldeutſcher Kunſtgewerbeverein 120.
— Lehrerverein 120.
— Partikularrecht 10 ff., 93.
— Senckenbergiſche Geſellſchaft 118.
— Stadtbibliothek 70, 120.
— Städelſches Kunſtinſtitut 120.

Frankfurt a. M., Statistisches Amt 279.
— Turnverein 282.
— Verein für Geschichte u. Alterthum 117.
— Volksvorlesungen 94.
— Wöhlerschule 529.
Frankl, L. A. 38, 280.
Franz, R, zu Schillers Demetrius 269.
Französische realistische Dichtung im 13. Jahrh. 149 ff.
Französische Orthographie, Reform der 310 ff.
Freeden, W. v. 530.
Freiburg, Universität 119, 281, 529.
Freitag, K 284.
Frenkel, M. 284.
Fries, Frau Anna 284.
Fries-Dondorf, Jak. 284.
Frohschammer, J. 286.
Fromberg, Leop. 284.
Fromm, Dr. Em. 284.
Fronhäuser, L. 526.
Fürst, Rud., A. G. Meißner 246.
Fürth, A. 284.
Fürth, Dav. 284.

Galilei 4*.
Gallizin, Fürstin 425.
Ganz, Dr. 163, 382.
Geers, A. W., Goethes Faust 500.
Gegenbauer, Carl 13*.
Gehestiftung 282.
Geibel, Emanuel, Brunhild 63.
Geiger, L. 447 ff.
Geisenheimer, Frau Otto 284.
Geldrente 193.
Gemmingen, v, Hausvater 129.
Gemmingen-Hornberg, Freih. Sigm von 284.
Gerlach, Dr. W. 94.
Gerstenberg, Ugolino 225.
Gervinus, G G., Leben 235.
Gesamtsitzungen mit Vorträgen 1* ff., 19* ff., 97.
Geschichte, Abteilung für 208.
Geschichts- und Alterthumsverein zu Leisnig 117.
Geschichte der Deutschen in Böhmen, Verein für 117.
Geßner 273.
Gies, J. 284.
Gießen, Universität 119.
Gladiatorenmosaik 375 ff.
Gleim 515.
Gneiße, Karl, Schillers Lehre von der ästhetischen Wahrnehmung 248.
— Schillers Theorie der Tragödie 249.
Goedeke, Grundriß 2c. 459.
Goeschen, Fr. 286.
Goethe 69 f., 211 ff., 251, 362 ff., 413 ff., 516, 528 u. passim.
Goethe, Achilleis 234, 236.
— Alexis und Dora 232 f.
— Bekenntnisse einer schönen Seele 425.
— Briefe 448 f., 481 f.
— — an Dannecker 482.
— — an M. Jacobi 482.
— — an Knebel 14*.
— — an Meyer 482.
— — an Schiller 432 ff.
— — an Schopenhauer 435.
— — an Barbara Schultheß 448.
— — an Phil. Seidel 256.
— — an Frau von Stein 5*.
— — auf einer Reise nach dem Gotthard 476.
— Clavigo 226, 229.
— Dankbare Gegenwart 476.
— Dichtung und Wahrheit 69, 222, 224 f., 424, 448, 453.
— Dramen 458.
— Egmont 265 f., 441.
— Euphrosyne 233.
— Farbenlehre 1*, 431.
— Faust 26*, 39* ff., 87 ff., 214 ff., 415 ff., 422, 442, 454, 458, 500 ff.
— Gedankenspäne 453.
— Gedichte 272 ff., 457.
— Vor Gericht 213.
— Geschwister 252, 445.
— Götz 225 f, 498 f.
— Gott und Bajadere 422.
— Großkophta 264, 500.
— Haideröslein 230.
— Hans Sachsens poetische Sendung 239.
— Harzreise im Winter 500.
— Helena 234.
— Hermann und Dorothea 224, 234, 236 ff, 423, 445, 464 f
— Herzogliches Hoftheater 476.
— Hochzeitlied 232.
— Über den Holzschnitt 133.
— Ilmenau 213, 454.

Goethe, Iphigenie 234, 265, 414 f., 422, 499 f.
— Israel in der Wüste 423.
— Italienische Reise 11*.
— Über die abzuschaffende Kirchenbuße 213.
— Liebe wider Willen 231.
— Liederbuch 231 f.
— Mahomets Gesang 454.
— Musen und Grazien in der Mark 445.
— Die Mystifizierten 500.
— Naturwissenschaftliche Schriften 9*, 483 ff.
— Nausikaa 233 f.
— Pater Brey 440.
— Der neue Pausias 233.
— Prolog zu Bahrdts Neuen Offenbarungen 222.
— Reden 476.
— Reineke Fuchs 450.
— Ritter Kurts Brautfahrt 465.
— Römische Elegieen 233.
— Romeobearbeitung 431.
— Sängerwürde 465.
— Satyros 239, 424.
— Sprüche 453, 457.
— Stella 227, 253, 438, 458.
— Studie nach Spinoza 484.
— Tag- und Jahreshefte 475 ff.
— Tagebücher 477 f.
— Tasso 455 f.
— Das holde Thal 428.
— Unbeständigkeit 230.
— Versuch die Metamorphose der Pflanzen zu erklären 9*.
— Wahlverwandtschaften 415, 463.
— Wanderers Sturmlied 466.
— Was wir bringen 445.
— Die guten Weiber 456.
— Weissagungen des Bakis 217.
— Werther 222, 260, 424, 438 ff., 444, 452, 458, 496 ff.
— Wilhelm Meister 224, 260 ff., 425, 444 f., 457, 463.
— Wunsch eines jungen Mädchens 231.
— Xenien 239 ff.
— Zeichnungen 457.
— Zueignung 233.
Goethe als Kabbalist 87 ff.
— und A. v. Arnim 444.
— und Beethoven 441 f.
— und Th. v. Bernhardi 264.
— und Bettina 446 f.
Goethe und der Darwinismus 8*.
— und Diez 335
— und Fichte 448 f.
— und der Fürstenbund 212 f., 480.
— und die Geschichtswissenschaft 214 f.
— und Fr. v. Hardenberg 263.
— und Herder 432.
— und Al. Hirt 451.
— und Klopstock 454.
— und der Graf von St. Leu 451 f.
— und Linné 5*.
— und Matthäi 447.
— und Mérimée 448
— und v. Müller 484.
— und Napoleon 452.
— und Marg. Pfenninger 448.
— und die Religion 258 f., 422 ff.
— und Schillers Familie 432 f.
— und Schopenhauer 435 ff.
— und Shakespeare 462.
— und der Sozialismus 259 f.
— und Frau von Stein 455.
— und Tieck 442.
— und Fr. A. Wolf 449.
— und Zimmermann 439 f.
Goethe-Album v. 1849 1*.
Goethe-Archiv 1*, 10*.
Goethe-Ausgabe, Weimarische 10*, 456.
Goethebibliothek 95 f.
Goethe-Gesellschaft 97, 99.
Goethehaus-Kommission, Bericht über 1892/93.
Goethe-Jahrbuch 1894 447 ff.
Goethelitteratur 211 ff., 413 ff.
Goethe-Silhouetten 97, 99.
Goethe-Textorische Familie 69 ff
Goethe-Textorische Vermählung 74.
Goethe-Verein, Wiener 528.
Goethe-Verein zu Zwickau 119.
Goethes anatomische Studien 10* ff.
— dramatische Begabung 507.
— Entdeckung des Zwischenkieferknochens 11* f.
— Geburtstag, Feier des 1*.
— Gedächtnis 450.
— Gespräche 437.
— Jugend in Frankfurt 69 ff.
— handschriftlicher Nachlaß 10*.
— Naturanschauung 1* ff.
— Naturstudien 483 ff.
— politische Stellung 211 ff.

Goethes Todesanzeige 256.
— Wirbeltheorie des Schädels 13*.
Goethe, Christiane von 426, 457.
Goethe, Johann Caspar 72 ff.
Göthe, Johann Jacob 72.
Goethe, Kath. Elis. 228, 438.
Goethe, Kornelia 80, 438.
Goethe, Ottilie von 39, 61.
Göttingen, Universität 120, 529.
Gold und Silber, Wertrelation 164 ff.
Goldminen 177 f.
Goldschmidt, M. 284.
Goldschmidt, W. 280
Goldsmith, O., Landprediger von Wakefield 509 ff
Golther, W. 278.
Gomperz, Th., Phädonpapyrus 140 ff.
Gothein, Prof. Dr. 92.
Gotter, Der schwarze Mann 262.
Gottschalk, Eduard, Das neue Auswanderungsgesetz 21.
Gottschalk, H. 284.
Gréard, M. O. 313 ff.
Grillparzer 263 ff., 437, 458, 474.
— Faustfragment 52*.
— Der Traum ein Leben 218.
Grimm, Hermann 4*, 255.
Grimm, J. 338 ff.
— Silva de romances viejos 335.
Grimm, Kindermärchen 151.
Grondlund, Cooperative Commonwealth 386.
Großmann 228.
Grotefend, Erläuterungen der persischen Keilschrift 88.
Groth, Klaus 38.
Grüner, Franz 227.
Günther, O., Leipziger Musenkrieg 453 f.
Gutzkow, Karl 38, 56.
Gwinner, W., Schopenhauer 435.

Haeckel, Ernst 2* ff., 9*.
— Der Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft 3*.
Hähnel, K., Goethes Faust ꝛc. 503.
Haller 440.
Hamann 424.
Hamburger, Encyclopädie 87.
Handwerck, H. 284.
Hanauer, Dr. 383.
Hanebuth, K., Jeanne d'Arc-Dichtungen 472.
Hannover, Technische Hochschule 120.
Harbordt, Dr. Ad. 284.
Harnack, O. 216, 485.
— Goethe in der Epoche seiner Vollendung 212, 424.
— Goethes Kunstanschauung 456.
Harpf, A. 435 f.
Harth, Frl. A. 284.
Hartmann, Eugen 207.
Hartmann, J. K. 284.
Haskarl, Dr. 530.
Hassenkamp, Rob., Neue Briefe Wielands 448.
Hauff, Gust., Schiller und Virgil 238.
Haupt, M., Briefwechsel mit Diez 330.
Hausse-Syndikate 165 ff.
Haym, R 434.
Hebbel, Christine 35 ff.
Hebbel, Friedrich 52* ff., 35 ff.
— Agnes Bernauer 61* ff., 51 ff.
— Briefe 36 ff.
— Geburtstag auf der Reise 54 f.
— Gedichte an seine Frau 68.
— Genoveva 60 f.
— Gyges und sein Ring 57.
— Judith 40, 50 f.
— Maria Magdalena 58* ff.
— Mutter und Kind 57.
— Nibelungen 64* ff., 63 ff.
— Tagebücher 36 ff., 54 ff.
Hebbelfeier des Hochstiftes 52* ff.
Hebbel, Johann 64 f.
Hebel, Bergmann v. Fahlun 451.
Hecht, Dr. 100.
Hecht, C. 118, 164, 527.
— Anti-Bamberger 164.
— 66 Thesen zur Währungsfrage 165.
Hecht, Otto 284.
Heerwart, Eleonore 527.
Hegel 16*, 211.
Hehn, Vikt. 445.
— Gedanken über Goethe 236.
— Goethes Hermann und Dorothea 234 f.
— Schiller und Goethe als Lyriker 454 f.
Heidelberg, Universität 120, 529.
Heidenheimer, Dr. H. 448.
— Luise von Hessen und Karl August 481.
Heidt, C. Älteste Fassung v. Goethes Götz ꝛc. 225.

Heindorf 148.
Heine, H. 211.
Heinitz, G. 281.
Heinse 417.
Heinzelmann, W. Goethes religiöse Entwickelung 258.
Hellen, v d. 481.
Helmholtz 255.
Henkel, H. Goethe und die Bibel 426 f.
— Zum Goethischen Gleichnis 454.
Hense, O. 118.
Herber, Ludw. 284.
Herder, F., von 118.
Herder, J. G 222, 266, 423, 431 f., 516, 528.
— Briefe aus Italien 432.
Herder, Karoline, Erinnerungen 431 f.
Herklot, K. A., Dr. Faust 466.
Herold, Arth. 208.
Hert, Frau 224.
Hertz, Heinrich 347 ff.
Herzheimer, Dr. S. 377.
Hesdörffer, Dr. M. H. 382 f., 530.
Hettner, Hermann 38.
Hetzel, J. 514.
Heuer, Dr. O. 39*, 83, 92, 97, 109, 223, 274.
Heuson, Joh. Christ 72.
Heymann, Jul. 284.
Heymann, Sim. 284.
Heyse, Paul 495.
— Goethes Dramen ꝛc. 507 f.
Hildebrand, Rudolf 225, 239, 454.
Hildmann, J. 286.
Hirsch, E L. 284.
Hirsch, Ludw 284
Hirsch, Dr. R. 530
Hirschberg, Dr. E. 108, 111.
Hirschig 147.
Hirt, Alois 448 ff.
Hirzelische Sammlung 85.
Hochschild, Frau B. 284.
Hochschild, Frau Leo 284.
Hochschulprogramme 119 f., 281 f
Hochstift 45.
Hochstift, Berichte des 1*.
Hock, Alexander 274 f.
Höber, Ed., Eichendorffs Jugenddichtungen 262.
Hoekstra, J. F. 527.
Hölderlin 261.
Hoff, J. F., Adr. Ludwig Richter 135
Hoffmann, Anna Mar. von, geb. Textor 80.
Hoffmann, F. G. H., Gerippe von Goethes Faust 501.
Hoffmann, Friedr. Christian von 74 ff
Hoffmann, H. 208.
Hoffmeister, K, Nachlese zu Schillers Werken 240.
Hohenemser, H. 164, 182.
Hohenfeld, H. 280.
Holstein-Augustenburg, Prinz Friedrich Christian 245.
Holzapfel, Dr. 330.
Holzmann, L. 530.
Holzschnitt, Technik des 124 ff.
Holzstich 132 ff.
Homer 233 f., 449 f.
Hoppe, J. 286.
Horaz 329.
Hübner, Dr. 94.
Hübner, E. 376.
Huber 246, 418.
Humboldt, Karoline v. 433 f.
Humboldt, W. v. 242, 251, 361 ff, 418, 429, 463.
— Ästhetische Versuche über Hermann und Dorothea 236.
— Briefe an Nicolovius 434.
— Rezension der italienischen Reise 433.
Humbracht, Ad. Ernst. 70.
Hunrath, Heinr. 284.
Hunt, Leigh 2.
Hutten, Philipp von 42*.
— Ulrich von 42*.

Jacobi, Fr. 418 f. 425.
Jacobi, Joh. Leonh. 75.
Jäger, C., Die Steinmetzen und Maler Ulms 126
Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte 459 ff.
Jamblichus 145.
Jan de printere 126.
Jean Paul 261, 335.
Jellinek, Prof. Dr. 92.
Jena, Universität 120, 281, 529.
Jentzsch 383.

Jeruſalem 224.
Idiſtaviſo, Schlacht bei 287.
Iffland 266.
Ihlée, Frau S. 284.
Jiriczek, O. L. 528.
Imelmann, J. 118, 454.
Imelmann, J., Herder und Schillers Wallenſtein 266.
Immermann, C. 261.
Immiſch 142, 146.
Innsbruck, Univerſität 120, 528.
Jomard 359.
Jonas, Fritz 245 ff.
Jordan, Wilhelm 38, 59.
Jormann, Joh. Albr. 70.
Iſcher, Rud., J. Gg Zimmermann 439.
Iſokrates 143 ff.
Iſtel, S. 286.
Jügel, Puppenhaus 257.
Jühlke, F. 286.
Jülg, K. 247.
Julien, S., Industries de l'empire chinois 126.
Jung, G. J. 286.
Jung, Dr. L. 119.
Junker, Dr. 149.
Jurisprudenz, Sektion für 10 ff., 93, 163, 382.

Kahn, Moritz 284.
Kalendio 379 ff.
Kamp, O. 280.
Kant, Immanuel 6* f., 250.
Kapp, Frau E. 284.
Karpathenverein, Siebenbürgiſcher, Jahrbuch des 279.
Karſten, Joh., Oliver Goldſmith 524.
Karſten, H. T., uitspraak von het Latijn 287.
Kaſſewitz, Joſef, Alexis und Dora 232 f.
Katzenſtein 383.
Kaula, Frau S. 284.
Kayſer-Langerhanß, A. 526.
Keller, F., die Tapete von Sitten 125.
Kellner, G., Schillers Warbeck 270.
Kellner, Prof. Dr. H. E 204.
Kempner, Alfr., Brentanos Jugenddichtungen 444.
Keppler 9*.
Kern, Franz 273.
Keſtner 224.
Kettner, G., Schillerſtudien 472 f.
Kilian, E. 227.
Kinkelin, Dr. Friedr. 284.
Kiſpert, Dr. G. 377.
Klee, G. 442.
Kleinſchrod, Frau von 54.
Kleiſt, Heinrich von 53*.
Klenze, C. von, Die komiſchen Romanzen ꝛc. 465.
Klettenberg, Fräulein von 424.
Klimſch, Karl 383.
Klinger, M. 256.
— Fauſt 51*.
— Zwillinge 467.
Klopfer, Benno 284.
Klopſtock 256, 272 f., 454, 461, 528.
— Meſſias 238.
Kloß, Karl 108, 111 ff.
Kluge, Fr. 528.
Knauth, P., Goethes Sprache ꝛc. 505.
Knebel 214, 419.
Kniep, Dr. 207.
Koch, G. H. 226.
Koch, Prof. Dr. M. 211, 278, 280, 413, 505.
— Goethebibliographie 459.
— Schillerbibliographie 459.
Koch, S. G. E. 228.
Kögel, Rud., Goethe und Beethoven 441
Koehl 279.
Koehler, S. R., Technik des alten Holzſchnittes 131.
— F. Jüngling und der moderne Holzſtich 136.
Köln, Handelskammer 21.
König, Prof. Dr. W. 347.
Koerbs, Dr. C. F. 1, 121.
Körner 242 ff., 418.
Köſter 460.
Kolb, G. Fr. 512.
Kongreß, volkswirtſchaftlicher, des Hochſtifts 101 ff.
Kopenhagen, Kgl. Bibliothek 274 ff.
Kopernikus 9*.
Koſegarten 244.
Kotzebue, A. v. 252 f.
Kotzebue, W. v., Urteile der Zeitgenoſſen und der Gegenwart 252.
Kräger, H., Johann Martin Miller 224
Kraft, F. 279.
Kraft, G., Klingers Zwillinge ꝛc. 466 f.

Kraus, K. M., Goethebild 256.
Krause, G., Gottsched und Flottwell 435.
Kreling, Faust 52*.
Kreßner, Festrede auf Diez 330.
Kreutzer, Rud. 458.
Krüger, Dr. A. 361.
Kühne, G, Demetrius 269.
Kühnemann, E 278.
Kugler, B 120.
Kuh, Emil 38, 61 ff.
Kuhlenbeck, Dr. L. 117.
Kunig, Walter 284.
Kyritz, Alfr. 285.

Laborde, A. 376.
La Bruyère 323.
Lahnor, H., Goethes Faust als weltliche Bibel 504
Lamprecht, K., Bildercyclen und Illustrationstechnik ꝛc. 127.
Lanciani, R. 376.
Landgraf, Dr. 21.
Landmann, S. 527.
Landsberg, Dr. J. 163 f. 208.
Lang, A., Myth, Custom and Religion 151.
Laplace, Système du Monde 355.
Laquer, Dr. L. 94.
Laroche, Frau von 417.
Lassalle 392 ff.
Lassen, Altpersische Keilinschriften in Persepolis 88.
Latein, Aussprache des 287 ff.
Laun, A., Oliver Goldsmith 522.
Lavater 419, 424, 438 ff.
Legien 111 ff.
Lehrgänge 1892/93 92 f.
Leipzig, Museum für Völkerkunde 117.
Leipzig, Universität 120, 281, 528.
Leisewitz, Julius von Tarent 467.
Leitzmann, Albert 234, 236, 464, 528.
Lemmermayer, Fritz 52*, 37.
Lengefeldt, Schwestern von 431.
Lensing, Elise 39 ff.
Lenz, J. M R. 438 ff.
— Höllenrichter 51*.
— Der neue Menoza 445.
Léonard, N. 497.
Lesezimmer 96.
Lessing, G. E. 461.
Lessing, G. E., Faust 50*, 218.
— Laokoon 223.
St. Leu, Graf v. 451 f.
Levi, Dr. E. 163, 382.
Levy, Arth., Napoléon Intime 452.
Lewes 417.
Liebmann, O. 115.
Liegnitz, Ed. 285.
Lindow, Er. 285.
Linné 4*.
Lippmann, F., Anfänge der Formschneidekunst 125.
Liszt 61.
Litterarische Mitteilungen 35 ff., 211 ff., 413 ff.
Litzmann, B., Das deutsche Drama der Gegenwart 277.
— Fr. L. Schröder 226.
Liviens, Frau P. 285.
Loeper, v. 447.
Loiseleur-Deschamps, Essai sur les fables indiennes etc. 151.
Lombard, Frl. C. 285.
Lope de Vega 269.
Lorenz, Karl, Klopstocks u. Goethes Lyrik 272 f.
Lorenz, O., Goethes politische Lehrjahre 211 ff.
Louvier, F. A. 87 f.
— Goethe als Kabbalist 87.
Lucae, Frl E. 285.
Lucilius 289 ff.
Luden, H. 214.
Ludwig, Fr. X. 285.
Ludwig, Hofrat 222.
Lübke, Prof. Dr. W. von 121.
Lyon, O. 503.

Majer, Friedr. 435.
Maltitz, F. von, Demetrius 269.
Maltzahn, W. v. 274 f.
Mannhardt, W., Wald- und Feldkulte 151.
Mannheim, Handelskammer 13.
Manzoni 495.
Marktwert v. Gold u. Silber 166 ff.
Marlowe, Chr., Faust 49*.
Marsson, Dr. R. 285, 382 f.
Marx, E. 281.
Marx, J. 285.
Marx, Karl 171, 392 ff.
Marx, M. 530.
Massenauswanderung 18 ff.

Massimi, Mosaik 375 ff.
Massinger, the bondmann 247.
Maßsysteme 347.
Mathisson, Fr. 273.
Mathematik u Naturwissenschaften, Abteilung für 34, 207 ff., 347 ff.
Matthäi, Karl 447.
Maurus, Terentianus 289 ff.
May, Dr. Fr. L. 285.
May, M. 118.
Maydell, Freifrau von 285.
Mayer, Joh. Fr. 515.
Meier, P. J. 376.
Meil 130.
Meißner, A. G. 246.
Melanchthon 218.
Melber, Joh. Wolfg 75.
— Gg. Christ. 75.
Melber-Textorische Vermählung 75.
Mentzel, Frau E. 35, 118, 227.
— Festgedichte zur Goethe-Textorischen Hochzeit 74
— Der Räuber 228.
— Schillers Jugenddramen 228.
Menzbier, Prof. Dr. M. 281.
Menzel, Ad. 134.
Mercier, Tableau de Paris 271.
Merck 419
Mereau, Sophie 442.
— Kalathiskos 445.
Merian, J. 286.
Merkel, Fr. 529.
Merkel, W. 285.
Merzbach, A. 285.
Metz, Adolf, Geschichte in Sessenheim 479.
Meyer, Heinrich 419.
Meyer, R. M. 457.
Michaelis, A. 377.
Michel, L. 285.
Mill, J. Stuart 167.
Miller, J. M. 224.
Minor, A., Neuhochdeutsche Metrik 239.
— Schillerbiographie 421.
Mitteilungen, Litterarische 35 ff., 211 ff., 413 ff.
Moeller, Mar. Marg. 75.
Mörike, Eduard 38.
Mohl, G. 285.
Molière 323.
Mone, Nibelungenerklärung 457 f.
Montaiglon et Raynaud, Recueil général des fabliaux 152.
Montargis, Fr., L'Esthétique de Schiller 250 f.
Monti, Vincenzo 495.
Moor, A. von 119.
Morris 2.
Morsch, Epimenidesdramen 253.
Morus 87.
Moserische Gesellschaft 50*.
Moskau, Société des Naturalistes 118.
Moulin, Maria v. 497.
Mühlberger, A. 527.
Mühlhausen, Aug., Goethe ein Sozialist? 259.
Müller, Carl 285.
Müller, E., Schillers Kabale und Liebe 229.
— Schillers Mutter 427 ff.
Müller, G. A, Sesenheim 2c. 478 f.
Müller, Kanzler v. 452.
Müller sen., M. 527.
Müller, M., Essays on comparative mythology 151.
Müller, Maler, Faust 51*.
Müller, Max 282.
Münch, Joh. Math. 711.
Münz, Paul 285.
Münzkonferenz zu Brüssel 202.
Münzkonferenz zu Paris 201.
Muffat, Comte de 151.
Mundt, Theodor 38.
Munz, Goethe in seinem Verhältnis zum Christentum 2c. 258.
Museum, Germanisches 527.
Museum, für Völkerkunde zu Leipzig 117.
Mutianus Rufus 41*.
Muzzi, L. 497.

Nachbar-Baurecht, Frankfurter 382.
Napoleon I. 452, 463.
Nast, Joh. J. H. 247.
Naumann, Ad. 285.
Naumann, E. 528.
Neubürger, E. 330.
Neuburger Kollektaneen-Blatt 526.
Neuere Sprachen, Sektion für 1 ff., 149 ff., 310 ff.
Neuhöffer, Rud., Schiller als Übersetzer Vergils 238.
Neumann, Dr. P. 163, 382.

Nicolai, Fr. 242.
Nicolovius, Gg. H. 434.
Niffel, Fr., Perſeus v. Macedonien 246.
Nodier 329.
Nollen, Joh. Sch., Goethes Götz auf der Bühne 225 f.

Öhlke, Alfr., Zur Entſtehungsgeſchichte des Fauſt 221.
Oeſer 97, 99.
Olen, Iſis 211.
Olbrich, K. 237.
Opificius, L. 109.
Orth, Dr. 208.
Otterborg, A. 285.

Papillon, J. M., Traité de la gravure en bois 129 f.
Pallmann, Direkt. Dr. H. 119, 124.
Pallmann, Reinhold, Der hiſtoriſche Götz 498.
Pancton, Métrologie 359.
Panthel, Fr. 530.
Parini 495 f.
Paris, G. 340
Paris, Münzkonferenz 201.
Parmentier, J., Deutſche Litteraturgeſchichte 462 f.
Percy, Reliques of ancient English Poetry 230.
Perfall, v., Götzinſzenierung 228.
Perin, P., Werthérie 497.
Peters, W., Wolfiſche Prolegomena zu Homer 449 f.
Pfenninger, Margaretha 448.
Pfizer, J. N. 45*.
Pfungſt, A. 528.
Phädonpapyrus 138 ff.
Philebus 145.
Plato, Phädon 138 ff.
Plaut, Dr. R. 285.
Plautus 295.
Pniower 460.
Pömer, H. 126.
Ponfick, Dr. O. 279, 527.
Popel, A., Der falſche Demetrius in der Dichtung 269.
Poppenberg, Felix, Zacharias Werner 485.
Portig, Aug., Schiller ꝛc. 413.
Poſen, S. 285.
Prätorius, Blockes-Berges Verrichtung 502.
Prag, Geſellſchaft zur Förderung deutſcher Wiſſenſchaft und Kunſt 529.
— Univerſität 120, 282, 528.
Prechtler, Otto 41.
Prem, S. M., Goethe 255 f.
Preuſchen, Geſchw. von 80.
Primer, Paul, Heilung des Oreſt 499.
Priscian 304.
Prodnigg, H., Goethes Wilhelm Meiſter ꝛc. 260 f.
Pronell, Joſ 285.
Proudhon 392 ff.
Prutz, Robert 38.
Puſchkin, Boris Godunof 269.
Pyrker 265.
Pythagoras 359.

Quarck, Dr. M. 102, 109, 164.
Quilling, Dr. F. 375.
Quintilian 295 ff.
Quiquerez, J., Quellenſtudie zu Schillers Jungfrau 267.

Raabe, B. 119.
Rabany, Charles, Kotzebue 252.
Rahl, Karl, Hebbelbilder 45.
Raſch, O. 138, 208, 285.
Raſche, J. C. 75.
Raſchi 87.
Raſpe, Rud. E. 447.
Rauchenſtein, Iſokrates-Ausgabe 141.
Raumer, Carl v. 527.
Rauſenberger, Dr. 34, 207, 208.
Raynouard, poésies des Troubadours 335.
Reber, H. von 119.
Rehfues, v. 336.
Rehorn, Dr. F. 361.
Rehorn, Dir. Dr. K. 209.
Reiberdrucke 127.
Reichard, Theaterkalender 458.
Reichenbach, J. 285.
Reichsgeſetz über Auswanderung 13 ff.
Reiffenſtein, Hofrat 435.
Reinhardt, Direkt. Dr. K. 138, 141, 287.
— de Isocratis aemulis 143.
Reinhardt, Dr. W. 347.

Reinhart, Maler 247.
Reinhold 442.
Reinitz, E., Schillers Gedankendichtung und Kant 463.
Reiß, Frl. M. 285.
Reitzenstein, Frhr. F. von 117.
Remigius, Dämonolatria 502.
Rétif de la Bretonne, Nuits de Paris 271.
Revue des deux Mondes 315 ff.
Ricardo 167 ff.
Richter, Ludwig 134 f., 513.
Rieger, M., Goethes Faust ꝛc. 504.
Riese, Prof. Dr. A. 138.
Riese, Jul., Goethes Italienische Reise 256.
Ristenpart, Fr. 530.
Rodbertus 391 ff.
Rönne, v., Staatsrecht der preußischen Monarchie 14.
Roessing, Dr. J. K. 286, 530.
Roethe, G. 460.
— Schillers Tell 467 ff.
Rötscher, H. Th. 38.
Roetteken, H., Die Charaktere in Franz Sternbalds Wanderungen 262.
Rohnstadt, L. 285.
Rollett, H. 280.
Rosegger 362.
Roquette, O. 514.
Rosenau, S. 285.
Rosenbaum, L. 285.
Rosendahl, L. 530.
Rosenheim, Jakob 13.
Rossetti, D. G. 2.
Rothschild, E. 118.
Rousseau, Charlotte 39.
Rückert 53.
Rüttenauer, B. 280.
Ruge, Arnold 38.
Ruprecht, Joh. Christ. 72.
Ruß, Dr. 528.

Sachs, Hans 239, 446.
Sachsen-Weimar, Karl Alexander, Großherzog von 61 ff.
Sachsen-Weimar, Karl August, Herzog v. 419, 480.
Sachsen-Weimar, Sophie, Großherzogin von 39, 65 f..
Sachsen-Weimar, Goldene Hochzeit des Großh. Paares 95.
Säng, Emil 285.
Salom, M. 497.
Sander, Joh. D. 448.
Saphir 46.
Sauer, F. G. A. 285.
Scaurus, Terentius 289 ff.
Sch. O. v., Das Erotische im 2. T. d. Faust 223.
Schack, Graf Fr. v. 338, 478, 508.
— Nächte des Orients 217.
Schaefer, G. 281.
Schäfer, H. 285.
Schaible, Prof. Dr. Karl H. 526.
Schanz, Platon-Ausgabe 141.
Schaumberg, G. 119.
Scheffler, Festrede auf Diez 330.
Schelling 16*.
Schemann, L., Schopenhauer-Briefe 435.
Scheper, Joh. Dav. 74.
Scherer 220.
Scherer, K. 447.
Schiemann 454.
Schiff, A. 377.
Schill, v. 444.
Schiller 19 ff., 232, 238 ff., 263, 361 ff., 413 ff.
— Anmut und Würde 249, 363.
— Braut von Messina 443, 467, 473.
— Briefe 245.
— — an Goethe 14*.
— — an W. v. Humboldt 433.
— — über ästhetische Erziehung 241, 496.
— Demetrius 269.
— über naive und sentimentale Dichtung 419, 422.
— Dramatische Fragmente 271.
— Dramenpläne 473 ff.
— Egmontbearbeitung 266.
— Fiesko 228.
— Die berühmte Frau 465.
— Gang nach dem Eisenhammer 465.
— Gedichte 418.
— Geschichte des 30jähr. Krieges 247.
— Glocke 463 f.
— Gräfin von Flandern 475.
— Horen 240 f.
— Jungfrau v. Orleans 19* ff, 267 ff., 416.
— Kabale und Liebe 228 f., 472.
— Kallias 248 f.
— Kampf mit dem Drachen 22* f.
— Don Karlos 228 f., 265, 417 f., 474.

*

Schiller, Künſtler 248, 250.
— Malteſer 475.
— Maria Stuart 270, 443.
— Muſenalmanach 240.
— Polizei 473.
— Prinzeſſin von Zelle 475.
— Räuber, Teil 2, 264.
— Tell 268 f., 463, 467 ff.
— Thalia 247.
— Vergilüberſetzung 238.
— Wallenſtein 266 f., 414, 418, 468 f., 475 f.
— Warbeck 270.
— Xenien 239 ff.
Schiller und die franzöſiſche Revolution 241.
Schillers Geburtstagsfeier 19*.
— Philoſophie 247 ff.
Schillerlitteratur 211 ff., 413 ff.
Schiller, Charlotte von 245, 417, 427, 429, 475.
— Briefwechſel mit Knebel 431.
Schiller, Ernſt von 427 ff., 433.
Schiller, Joh. Fr. 246.
Schink, J. Fr., Fauſt 51*, 218 f.
Schlegel, A. W., Observations sur la langue et la littérature provençales 335.
Schlegel, Dorothea 261 ff.
Schlegel, Friedr. 260 f.
— Alarkos 468.
— Lucinde 445.
Schloſſer, H. P. 76, 81 f.
Schloſſer-Goethiſche Vermählung 80 ff.
Schloſſer, J. G. 76 f.
Schmidt, E. 221, 240, 271, 280.
Schmidt, Gg., Clavigo 229.
Schmidt, Hermann 203.
Schmidt, K., Schillers Sohn Ernſt 427 f.
Schmidt, K. F., Fauſt 466.
Schmidt-Hänſel, L. 285.
Schmidt-Scharff, Dr. W. 285, 347, 382, 383.
Schmidt v. Werneuchen 445.
Schmoller, S. 285.
Schnapper jun. 528.
Schnapper-Arndt, Dr. 102, 109.
Schnedermann, F., Bibliſche Anklänge bei Schiller 426 f.
Schneider, Joh. Caspar 72.
Schneider, Th. 526.
Schneidewin, Max 215.
Schnorr v. Carolsfeld, H. 278.
Schöll 213.
Schönberg, Handwörterbuch der Staatswiſſenſchaften 384.
Schöne Wiſſenſchaften, Abteilung für 34, 208 f., 361 ff.
Schönemann, Lilli 257.
Schönkopf, Kätchen 99, 232.
Schopenhauer, Adele 437 f.
Schopenhauer, Arthur 1*, 59, 435.
Schopenhauer, Johanna 437 f.
Schoppe, Amalie 39.
Schott, A. 347, 361, 527, 530.
Schreiber, A. W., Dramaturgiſche Blätter 229.
Schreyer, Herm., Fortleben homeriſcher Geſtalten in Goethes Dichtung 234.
Schreyvogel 227, 265.
Schröder, Fr. L. 226.
Schröer, A. 215, 230.
— Goethe und die Liebe 416.
Schubart, Fürſtengruft 254.
Schultheß, Barbara 448.
Schultheß, Fr. 262.
Schultze, S., Entwickelung der Goetheſchen Lyrik 230.
Schwab, M. S. 285.
Schwarz, G. 286.
Schwenck, K. 330 ff.
Scioppio, C. 287 ff.
Scipio Africanus 289.
Scipionengrabſchriften 291 ff.
Seckendorf, v. 214, 457.
Seeley, J. K., Goethe reviewed 460 f.
Seewarte, Deutſche 118, 527 f.
Seidel, Arm., Goethe und die Religion 258.
Sektion für Alte Sprachen 138 ff., 287 ff.
— — Jurisprudenz, 10 ff., 93, 163, 382.
— — Neuere Sprachen 1 ff., 149 ff., 310 ff.
— — Volkswirtſchaft 13 ff., 93, 101 ff., 164 ff., 382 ff.
Sektionsſitzungen, erweiterte 101 ff.
Senckenberg, Dr. 72.
Seſenheim 516.
Seuffert, B. 280.
— Die guten Weiber 456.

Shelley 1 ff.
— Alastor 8.
— Hellas 2.
— Ode to a Skylark 2.
— Ode to the West Wind 2.
— Peter Bell the Third 2.
— Prometheus 2, 5 ff.
— Queen Mab 2.
Sherman-Bill 166.
Sichel, J. 530.
Sieroka, O. 499.
Sieveking, Dr. H. 280.
Sievers, O., Demetrius 269.
Simonsfeld, H. 278.
Singer, H. W. 278.
Smith, Adam 167, 398.
Söderhjelm, W. 278.
Soffé, E. 265.
Sondheim, M. 124.
Sonnemann, L. 164, 285.
Sophokles, Antigone 138.
Soziale Wissenschaften, Abteilung für 10 ff., 163 ff., 382 ff.
Spaur, Graf 258.
Speier, A. 362.
Spencerische Sammlung 126.
Spier, S. 109, 383.
Spinoza, 258, 420.
Sprachwissenschaft, Abteilung für 1 ff., 138 ff., 287 ff.
Springer, Anton, Aufgaben der graphischen Künste 136.
Spurius Carvilius 303.
Staël, Frau von 261, 495.
Stafseltarife 383.
Stamm, M. 286.
Stark, Cath. Ros. 75.
Stark, Geschw. 81.
Stark, Joh. Jacob 75.
Stark-Textorische Vermählung 75.
Steig, R., A. von Arnim ꝛc. 443, 458.
Stein, Frau von 256, 426, 455.
Stein, Fritz von 256.
Stein, H. v. 251.
Steiner, Dr. Rud. 97, 215, 255, 449, 483.
— Goethes Naturanschauung 1* ff.
— Ausgabe v. Goethes naturwissenschaftlichen Schriften 9*.
Steingaß, Prof. 332 f.
Stengel, Prof. Dr. 310, 330.
— Diez-Reliquien 331.
Stern, Adolf 61.
Stern, Frau B. 286.
Stern, H. 281.
Stettenheim, L., Schillers Fragment die Polizey 271.
St. Goar, L. 286.
Stickelberger, H., Parallelstellen bei Schiller 272.
Stiftungsrecht, Frankfurter 382.
Stock, Dora 246.
Stockfleth, H. A. 457.
Stolberg, Chr. von, Tell 470.
Stoppe, Daniel 458.
Strack, Dr. Ad. 119, 286.
— Goethes Leipziger Liederbuch 230 f.
Strafgesetzbuch, schweizerisches 383.
Strafprozeßordnung 382.
Straßburger, P. 286.
Strödter, A. 286.
Studien zur Litteraturgeschichte 277 f.
Stümcke, H. 119.
Suarefius, codex 378 ff.
Süß, E., Zukunft des Goldes 185.
Süvern, J. W. 434.
— Schillers Wallenstein ꝛc. 435.
Sulzbach, Dr. 87.
Sulzer, Gebr. 100.
Suphan, Prof. Dr. B. 11*, 240, 280, 451 f.
— Goethe im Conseil 213.
Susemihl, E. 513.
Sweet, H., Shelleys Nature-Poetry 5.
Swinburne, A. C., Essays and Studies 2.

Tack, Chr. 286.
Talleyrand, Memoiren 452.
Tassius, Frau M. 286.
Tellenspiele 469 f.
de Terra, O. 164, 383.
Textor, Anna Christ. 75.
Textor, Anna Maria 75.
Textor, Christ. Heinr. 71.
Textor, Joh. Justus 75, 82.
Textor, Johann Wolfgang, Syndicus 69 ff.
Textor, Joh. Wolfg., Stadtschultheiß 71 ff.
Textor-Moellerische Vermählung 75 f.
Thaler, A. 383.
Thebesius, L. 286.

Thebesius, Otto 286.
Theophilus 40*.
Thorsteinsson, St. 280.
Thorwart, F. 383.
Thudichum, Gg. 332.
Thümmel, M. A. v. 528.
Tieck, L. 37, 50, 244, 261 ff., 442.
— William Lovell 445.
Tieck, Sophie 263 f.
Tille, A. 458, 466.
Tobler, A. 330 f.
Tobler, G. Chr. 484.
Tönnies, Prof. Dr. 108, 111 ff.
Töpfer 40.
Toischer, W., Goethes Gedichte 273.
Tomaschek, Schiller im Verhältnis zur Wissenschaft 249.
Treitschke, H. v. 260.
Trithemius 41*.
Trompeter, W. 109.
Tübingen, Universität 120, 282, 528.
Tylor, E, Researches into the early history of mankind 151.
— Primitive Culture 151.

Uechtritz, Friedrich von 38, 57.
Uffenbach, Zach. Konr. 70.
Uhland 37, 61, 338.
Uhrig, W. 279.
Ulbrich-Jellinek, Staatsrecht der österreichisch-ungarischen Monarchie 15.
Ullrich, Dr. H. 286, 361.
Unbescheid, H., Goethes Faust ꝛc. 503.
Unger, Holzschneider 130.
Usener, H., Unser Platontext 140.

Valentin, Prof. B. 19*, 92, 94, 109, 118, 124, 230, 268, 280, 457, 460.
— Goethes Faustdichtung ꝛc. 86, 215 ff., 503.
— Goethes natürliche Tochter 507.
— Klassische Walpurgisnacht 211.
Varro 292.
Vaugelas 313.
Vauthier, Staatsrecht des Königreichs Belgien 15.
Velius Longus 290 ff.
Veränderungen im Mitgliederbestande 121, 283 ff, 530.
Vergil 292.
Verschaffelt 457.
Vetter, Dr. 310.
Victorinus, Marius 289 ff.
Virchow, Rudolf 16* f.
Virgil Solis 129.
Vischer, Friedrich Th. 38.
— Kleine Beiträge zur Charakteristik Goethes 237.
— Neue Beiträge 219.
Vitry, Aubert de 436.
Vogt, Fr., Hebung des schwachen e 506.
Volksvorlesungen 1892/93 94.
Volkswirtschaft, Sektion für 13 ff., 93, 101 ff, 164 ff., 382 ff.
Volkswirtschaftlicher Kongreß des Hochstiftes 101 ff.
Volks-Unterhaltungsabende 527.
Vollmöller, K. 278.
Voltaire 314.
Voß, H. 431.
— Louise 238, 464 f.

Wackernagel 339.
Währungsfrage 182 ff., 194 ff.
Wagner, Fausts Famulus 45*.
Wagner, Rich. 442.
Wahl, Gg., Hans Sachs und Goethe 239.
Wald, Dr. P. 121.
Waldmann, F., Lenz in Briefen 438.
Waldschmidt, Dr. 10.
Walk, Jos. 286.
Walter von der Vogelweide 23*.
Waniek, G., Grillparzer unter Goethes Einfluß 263 ff.
Wattenbach, Schriftwesen im Mittelalter 124.
Weckerling, Prof. A. 281, 526.
Wedel, v. 214.
Wehrmann, C. 117.
Weidmann, Paul, Faust 50*.
Weigel, Chr., Abbildung der Gemein-Nützlichen Hauptstände 130.
Weinsheimer, K. 286.
Weis, S. 286.
Weißenborn, H. 34.
Weizsäcker, Dr. H. 92.
Weizsäcker, Paul 280.
Welcker, Fr. G. 330 ff.
— Briefe an K. Schwenck 330 ff.

Welling, G. von 280.
Welſh, Erzbiſchof 203.
Weltrich 221.
Wenzig, K., Schillers Glocke 463 f.
— Schillers Götter Griechenlands 464.
Wertheim, N. 286.
Wertheimer, Dr. L 163, 208, 286.
Wertrelation von Gold u. Silber 164 ff.
Weß, Dr. W. 92.
Weygand 438.
Weylandt 516.
Widmann, G. R. 45*.
Wieland 417, 431.
— Briefe 448.
Wigand, Gg. 513.
Wildner, Dr. 46.
Wilferth, Ferd. 280.
Willamowitz-Moellendorf, Prof. N. v. 120.
Winckelmann, 255 ff., 376.
Wippel, F. J. 131.
Witkowski, Gg. 119, 278, 453, 457 f., 460, 501 f., 528.
— Walpurgisnacht 500.
Wirth, M. 395 ff.
Wittgenſtein, Fürſtin 39, 61.
Wittichen, Frau L. 286.
Wölfflin, H. 278.
Wohlthat, A., zur Charakteriſtik der Genieperiode 224.
Wohnungsfrage, der gegenwärtige Stand der, 13.
Wolf, F. 342.
— Fr. Aug. 434, 448 ff.
Wolf, L. 286
Wolff, Dr. E. 97.
— Blätter aus dem Wertherkreis 224.
Wolzogen, Caroline v. 427.
— Leben Schillers 429.
Wolzogen, Charlotte von 418.
Wood, H. 280.
Wordsworth 2.
Wuchergeſetz von 1893 382.
Wunderlich, H. 278.
Wurzbach-Tannenberg, Dr. K. von 286.
Wurzmann, Dr. 163.

Xenien 459.
Xenophon 148.

Young, Die ungleichen Brüder 246.

Zademack, P. 530.
Zander 149.
Zarncke, Friedr., Zur Bibliographie des Fauſtbuches 83 ff, 275 f.
Zeitſchriftenanſchaffung 96.
Zelter 419, 441.
Zerboni di Spoſetti, Gebrüder 40.
Zerbſt, Gymnaſialbibliothek 85.
Zeugdrucke 125.
Ziegert, M. 509.
Ziegler, Prof. Dr. Th. 92, 215.
— Religion und Religionen 86.
Ziehen, Dr. J. 138, 375.
Zimmeriſche Chronik 46*.
Zimmermann, Joh. Gg. 439.
Zimmermann, Rob. 437.
Zirndorfer, Dr. P. 13, 382.
Zola, E. 151.
— Ventre de Paris 271.
Zſchech, F., Ugo Foscolos Brief an Goethe 496 f.
Zſchokke, H. 519.

Freies Deutsches Hochstift.

Das Freie Deutsche Hochstift in der Pflege und Förderung von Wissenschaft, Kunst und höherer Bildung [illegible]

Goethehaus. [illegible]

Lehrgänge [illegible]

Sonntagsvorträge [illegible]

Fachabteilungen [illegible]

Ausstellungen. [illegible]

Lesezimmer [illegible]

Goethebibliothek [illegible]

[illegible]

Berichte des Freien Deutschen Hochstiftes.

Die Berichte [illegible] scheinen jährlich in vier [illegible] die in den Ge[illegible] vollständig, in [illegible] wissenschaftlichen [illegible] und geschäftliche Berichte [illegible]

Jede der beiden [illegible] Seitenzählung, so daß jede [illegible] Reihenfolge und als Ganzes sich darbieten. [illegible] von der Kanzlei des Hochstiftes zu beziehen.

Zur Charakterisierung der Tätigkeit [illegible] größeren Berichten, wie sie im neunten Bande [illegible] wurden, hier erwähnt:

Alte Sprachen: Prigge, Ciceros [illegible] banische Heldenlieder; Ziehen, Cicero im [illegible] und infinite Verbalformen. Neuere Sprachen: [illegible] philologentag; Banner, Französische Syntax; [illegible] Lesen französischer Verse. Ziehen, Hundert [illegible] geschichte. Bildungsstoff und Kunstwissenschaft: [illegible] Heuer, Das Goethebild von Collins. Berger, [illegible] prudent; Dove, Ihering und Windscheid. [illegible] beitsvertrag und persönliche Freiheit des Arbeiters; [illegible] Wirth, Pan-Amerika und Pan-Europa; Fleck, [illegible] Ausgaben im Lohnsystem. Mathematik und Naturwissenschaften: [illegible] berger, Elemente geometrische Konstruktionen. [illegible] heims historische Goetheforschung. Schöne Wissenschaften: [illegible] Minor und die Goethe-Schillerlitteraturberichte [illegible] Louviers Goethe als Kabbalist; Pfungst, [illegible] Königs Vikramâditya; K. Rehorn, M. Emanuel [illegible] Roseggers Erinnerungen an Hamerling. [illegible] Goethe- und Schillerlitteratur VI und VII von [illegible] Fausteuführungen des 18. Jahrhunderts von E. [illegible] Goethe als Dichter von W. v. Biedermann, [illegible] A. Riese.

* * *

Die Mitglieder erhalten die Berichte unentgeltlich [illegible]

Der Preis für Nichtmitglieder beträgt pro [illegible] Heft Mk. 2.—, pro Doppelheft Mk. 3.—

Anfragen betreffend den den Berichten [illegible] „[illegible]arischen Anzeiger" sind zu richten:

An

die Kanzlei des Freien Deutschen Hochstiftes

(Frankfurt a. M., Goethe[illegible])

Berichte

aus

Freien Deutschen Hochstiftes

zu

Frankfurt am Main.

Herausgegeben

vom

Akademischen Gesamt-Ausschuß.

Neue Folge. Zehnter Band.

Jahrgang 1894. Heft 3 4.

Frankfurt am Main.

G.E.STECHERT
& Co.
NEW YORK

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google